Velhagen & Klasings Monatshefte

BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Jahrgang 1895/96.

II. Band.

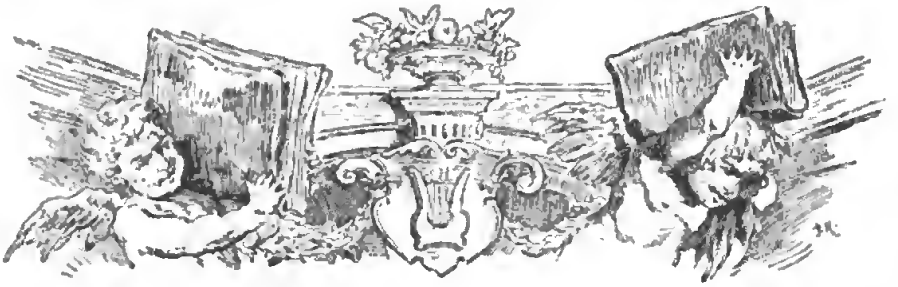
Bielefeld und Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing.

Digitized by Google

LOAN STACK

Digitized by Google



Inhaltsverzeichniß.

X. Jahrgang 1895/96. — Zweiter Band.

= Die illustrierten Beiträge sind mit * bezeichnet. =

AP30
V4
v.10:2
pt.1

Romane, Novellen und Verwandtes.

Seite

*Andrea, Ant.: Die Besiana. Novellette. Mit acht Textillustrationen von Alexander Zick 342
Berlepsch, G. von: Rheingold. Eine Sommergeschichte 593
Denarius, H.: Schulz Engelhardt. Eine Thüringer Geschichte 698
Eckardt, J. T. von: In der „Neuen Straße." Bilder aus der französischen Provinz 305
E. M.: Hypnosis perennis. Novelle . 425, 546
Kahlenberg, H. von: Misere 361, 498, 641
*Lenbach, Ernst: Die Liebesbrücke. Novelle in Versen. Mit Kopf- und Schlußvignette von Georg Koch 323
Lindau, Rudolf: Gülmes Wesir. Eine türkische Geschichte 70
Meinhardt, Adalbert: Die Vierte. Novelle 129
Ompteda, Georg Freiherr von: Maria da Caza. Roman 16, 167, 261
Roberts, Baron A. von: Kinderlieb. . 409

Gedichte, Sprüche.

*Fuchs, Reinhold: Frühling auf der Heide. Mit zwei Zeichnungen von Albert Richter 460
*— — Nordische Sommernacht (Insel Usnt.) Mit Vignetten von Albert Richter . . . 536
*— — Sommer. Mit Vignetten . . . 680
*Gaudy, Alice Freiin von: Die blaue Blume. Mit Vignetten 204
— — Stier, A.:, Greif, Martin:, Schauz, Frida:, Trojan, J.: Fuchs, Reinhold:, Langewiesche, Wilhelm:, Lenbach, Ernst, und Trinius, A.: Lenzesklänge. Mit vier Aquarellen von Ludwig Dettmann in Faksimiledruck . . 301
— — Begegnung 688
Greif, Martin: Frühestes Erwachen . . 408
Grotthuß, Jeannot Emil Freiherr von: Herbstelegie 697
*Hoffmann, Hans: Heinzelmännchen. Mit Vignetten 95
— — Dichterfreuden 248
*— — Verreist. Mit Vignette 417
— — Bedenken. 574
*Krause, H. von: Unterm Schnee. Mit Vignette 69
Langewiesche, Wilhelm: Sommer. Mit Vignette 424
*Lenbach, Ernst: Falsch gegangen. Mit Vignetten von Moritz Röbbecke 11
*— — Musengunst. Mit Vignette . . . 260
— — Es ist schon viel 565
— — Einmal noch 640
Rittberg, Hedwig Gräfin von: Ruhelos 341
*— — Unser Liebling. Mit Vignette von C. O. Arends 395
*Schanz, Frida: Ein kleiner Hügel. Mit Vignette 104
— — Du Wind, der die Veilchen weckt! 154
*— — Störung. Mit Vignette von H. Vogel 448
— — Der Schmerz hat mich geladen — 568
*— — Waldgang. Mit Vignette. . . . 664
*Semmig, Bertha: Frühling. Mit Vignette 166
Tellemann, Cl. von: Vorbei 353
*Trojan, Sophie: Herbst. Mit Vignette von Fritz Reiß 616
*Waldersee, Gräfin: Königin der Nacht. Mit Vignette 630

Kunst und Litteratur.

*Doering, Dr. O.: Goethe als Zeichner. Mit acht Abbildungen 96
Hart, Heinrich: Neues vom Büchertisch . 704
*Lehnert, Dr. Georg: Majolika. Mit zwölf Illustrationen in Aquarelldruck 205
P. O.: Zu unsern Bildern 111, 231, 359, 479, 591

Digitized by Google

Seite

*Roſenberg, Adolf: Antoine Watteau. Mit einer Kunſtbeilage, zwei Einſchaltbildern in Bunt- und Tondruck und fünfzehn Textillustrationen, zum Teil in Rötel- und Photographieton 233
*Schiemann, Theodor: Heinrich von Treitſchke. Mit Porträt 625
S. H.: Zu unſern Bildern 710
*Szczepański, Paul von: Aus den Berliner Theatern. Mit zwölf Porträts in Buntdruck 49
— — Neues vom Büchertiſch 106, 226, 354, 474, 587
*** Eine Monographie über Ludwig Richter. Mit einer Kunſtbeilage und vier Textabbildungen 566

Sonſtige Aufſätze.

Aladin, Egmont: Unter den Armeniern. Erinnerungen eines ehemaligen türkiſchen Militärarztes 218
*Bohrdt, Hans: Leben an Bord eines ſüdamerika-Dampfers. Text und zehn Illuſtrationen 449
*Böhm, Gottfried: Nürnberg. Mit ſechzehn Originalzeichnungen von Anton Lewy . 631
*Diercks, Guſtav: Cuba und ſeine Hauptſtadt. Mit achtzehn Abbildungen von Albert Richter in Buntdruck 1
*Dombrowski, Ernſt Ritter von: Geier- und Adlerjagden in den Balkanländern. Mit neun Abbildungen von Ritter Carl von Dombrowski 689
*Eckſtein, Ernſt: Die olympiſchen Spiele. Ein Skizzenblatt. Mit dreizehn Abbildungen in Photographieton 665
*George, Richard: Die Berliner Gewerbe-Ausſtellung. II. Alt-Berlin. Mit acht Abbildungen von Curt Agthe in Aquarelldruck 418
*Girgenſohn, J.: Guſtav Waſa. Mit ſechzehn Abbildungen zum Teil in Photographieton 462
Grube, Max: Vom Schreibtiſch und aus dem Atelier. Eine Plauderei vom Regietiſch. Mit Vignette von Anton Lewy . 681
*Hesdörffer, Max: Varianteuzüchtung. Mit neunzehn Abbildungen in Aquarelldruck von Klara Krebs 329
Klein, Dr.: Wunder des Himmels . . . 569
*König, Robert: Das Hochlandheim der Königin Viktoria. Schottiſche Hochlanderinnerungen. Mit dreizehn Abbildungen 57
*Krauſe, H. von: Von deutſchen Fürſtenhöfen. Schwerin und Ludwigsluſt. Mit dreizehn Illuſtrationen von Anton Lewy, vier Porträts und einem Faksimile. Zum Teil in Buntdruck 481
*Pantenius, Theodor Hermann: Die Krönung der ruſſiſchen Kaiſer in Moskau. Mit einundzwanzig Abbildungen und einem Situationsplan vom Kreml, zum Teil in Photographieton 113
*Stinde, Julius: An den Jordan. Mit vierzehn Originalzeichnungen von Raffaele Mainella. In Buntdruck 155

Seite

Stinde: Spuren der Sintflut 405
*— — Von der Berliner Gewerbe-Ausſtellung. III. In der Fiſcherei-Ausſtellung. Mit zwölf Abbildungen von Carl Arriens 617
*Trojan, J: Moſel und Moſelwein. Mit dreizehn Abbildungen von Fritz Reiß in Aquarelldruck 249
*Vincenti, Carl von: Die Jahrtauſendfeier in Ungarn. Mit achtzehn Abbildungen 575
*Waldfreund, Georg: Die Schwarzwälder Wanduhr. Mit Illuſtrationen in Aquarelldruck von Fritz Reiß 537
*Wehling, Alexander: Die Berliner Gewerbe-Ausſtellung. I. Die Architektur auf der Ausſtellung. Mit ſechzehn Abbildungen von Curt Agthe 396

Kunſtbeilagen.

Bernewitz, Karl: Statuette. Faksimiledruck . . . . . 592 u. 593
Böker, Carl: Schuhplattler aus Schliersee. Nach einer Ölſtudie. Faksimiledruck 360 u. 361
Gronen, Jenny: Bildnis einer Dame. Nach einem Paſtell. Faksimiledruck 112 u. 113
Lüben, A.: Wilderer. Nach einer Aquarellſtudie. Faksimiledruck . . . . 40 u. 41
Richter, Ludwig: Mittagsruhe im Korn. Nach dem Aquarell. Faksimiledruck 480 u. 481
Watteau, Antoine: Aus dem Gemälde „Der Tanz“. Faksimiledruck . . 232 u. 233
Wolff, Hermann: Schwediſches Bauernmädchen. Nach einer Aquarellſtudie. Faksimiledruck Titelbild.

Einſchaltbilder.

Armin, Fr.: Beethoven und die Blinde zw. 192 u. 193
Aſtori, Enrico: Jolanda. Nach der Büſte. Bunt- und Tondruck . . . . zw. 440 u. 441
Bernuth, E. von: Waldinneres. Bunt- und Tondruck . . . . . zw. 176 u. 177
— — Herbſtmorgen . . . . . zw. 640 u. 641
Böker, Carl: Studie zu einem Bilde „Herz iſt Trumpf“. Faksimiledruck . zw. 608 u. 609
Bos, van den: Abendfriede. Bunt- und Tondruck . . . . . zw. 264 u. 265
Brandt, Joſeph von: Tartariſche Marktſcene. Bunt- und Tondruck . . zw. 416 u. 417
Breton, Jules: Die letzten Ähren zw. 568 u. 569
Debat-Ponſan, E. B.: Auf der Weide zw. 48 u. 49
Donndorf, A.: Ägyptiſche Kunſt. Nach einer Skulptur. Bunt- und Tondruck zw. 296 u. 297
Gyſis, N.: Studienkopf. Nach einer Zeichnung. Bunt- und Tondruck . zw. 32 u. 33
Herrmann, Hans: Drei Grazien. zw. 376 u. 377
Janenſch-Berlin, Gerhard: Der Bootsbauer. Nach der Statuette . . zw. 96 u. 97
Irolli, V.: Schlechter Tauſch. Bunt- und Tondruck . . . . . zw. 392 u. 393
Kauffmann, Angelika: Veſtalin. Buntdruck . . . . . zw. 624 u. 625
Lanz, Marie: Im Frühling. Bunt- und Tondruck . . . . . zw. 312 u. 313

Seite

March, W.: Eine Taufe in Spanien. zw. 536 u. 537
Menzler, W.: Die beiden Freundinnen. Bunt- und Tondruck . . . . zw. 184 u. 185
Menzler, W.: Träumerei. Bunt- und Tondruck . . . . . zw. 512 u. 513
Messerschmitt, P. F.: Trompeter Dessner der Equitationsanstalt. III. Artillerieregiment. Studie. Faksimiledruck zw. 688 u. 689
Meyerheim, P.: Unterwegs . zw. 64 u. 65
— — Daniel Chodowiecki an einer Platte radierend . . . . . zw. 448 u. 449
Molenaer, Jan Miense: Der Raucher. Bunt- und Tondruck . . . . zw. 408 u. 409
Nestel, Hermann: Cypressen. Bunt- und Tondruck . . . . . zw. 280 u. 281
Pötzelberger, Robert: Frieden im Lande. Mit Tondruck . . . . . zw. 16 u. 17
Reiß, Fritz: Auf der Weide. Nach einer Zeichnung. Bunt- und Tondruck zw. 528 u. 529
Riesch, Otto: Berenike. Nach der Statue. Bunt- und Tondruck . . . . zw. 144 u. 145
Roubaud, F.: Tscherkessen während des Überganges über einen Bergfluß zw. 128 u. 129
Schachinger, G.: Unser Liebling. Bunt- und Tondruck . . . . . zw. 552 u. 553
Schievelkamp, H.: Die Nacht. Nach dem Relief. Bunt- und Tondruck . zw. 560 u. 561
Schreyer, Adolf: Vom Gewittersturm überrascht . . . . . zw. 680 u. 681
Sodini, Dante: Einigkeit macht stark. Nach der Gruppe. Buntdruck . . . zw. 656 u. 657
Toudouze, Edouard: Ein schwieriger Übergang. Nach dem Aquarell . . zw. 424 u. 425
Vinci, Leonardo da: Frauenkopf. Nach einer Zeichnung in den Uffizien zu Florenz. Bunt- u. Tondruck . . . . . zw. 80 u. 81
Watteau, Antoine: Studienköpfe. Nach einer Rötelzeichnung im Louvre zu Paris. Bunt- und Tondruck . . . . zw. 240 u. 241
— — Die friedvolle Liebe. Bunt- und Tondruck . . . . . zw. 248 u. 249
Wierusz-Kowalski, A. von: Suhlender Elch . . . . . zw. 328 u. 329
Zimmermann, E.: Übung macht den Meister. Bunt- und Tondruck . zw. 224 u. 225

Selbständige Abbildungen, Studien- und Skizzenblätter im Text.

Seite

Baditz, Otto von: Siesta. Nach einer Bleistiftzeichnung 180
Berger, Ernst: Die Bairamsbraut. Skizze 45
Blashfield, E. H.: Florentinerinnen. Nach einer Zeichnung. Buntdruck . . . 201
Böker, Carl: Studie zu einem Bild „Morgenspaziergang der Fürstin". Nach einer Kohlezeichnung. Mit Tondruck 89
Boucher, François: Genie. Nach einer Handzeichnung im Dresdener Museum . 365
Boughton, George H.: Der scheidende Gast. Nach einer Zeichnung 433
Brouwer, Adriaan: Der Raucher. Nach einer Handzeichnung im Dresdener Museum. Buntdruck 601
Brütt, Ferdinand: Studie 645
Bülow von Dennewitz, Graf W. von: Kämmerer Pflügge. Studie 516
Carraeci, Annibale: Studienkopf. Nach einer Handzeichnung in der Sammlung des Herzogs von Devonshire 557
Champaigne, Philipp de: Bildnis eines jungen Mannes. Nach einer Zeichnung im Louvre zu Paris 153
Defregger, Franz von: Tiroler Bauer. Studie. Buntdruck 605
Demont, A.: Don Quixote. 285
Dilger & Sohn, A.: Schwarzwälderin. Nach einer Aufnahme 612
Epp, R.: Schwarzwälder Bauer. Studie 309
Fragonord, Jean-Honoré: Junge Frau mit Greis. Figurenstudie in der Galerie zu Besançon 297
Gamp, Ludwig: Kruzifix 189
Gebler, Otto: Neidhammel 169
Gehrts, Carl: Die Malerei. Nach einer Zeichnung. Buntdruck. 29
— — Studie 437
— — Die Graphic. Nach einer Zeichnung. Buntdruck 508
Gloeden-Taormina, W. von: Tunesische Tänzer. Buntdruck. 525
— — Die Waisen. Nach einer Aufnahme 701
Grützner, Eduard: Studie 293
Haug, Robert: Studie 197
Helmick, Howard: Nachbarlicher Besuch. Eine Zeichnung 289
Hiddemann, Friedrich: Studie 85
Kallmorgen, Fr.: Sonntagmorgen . . 105
Lindenschmit, Wilhelm von: Studie . 445
Loefen jun., Bennewitz Carl von: Mein Liebling. Nach einer Kohlestudie . . . 273
Loomis, Chester: Des Bürgermeisters von Rotenburg Tochter. Nach einer Studienzeichnung. Buntdruck 25
Luciano, Sebastiano, genannt Piombo, S. del: Gewandstudie in der Sammlung des Herzogs von Devonshire 316
Mangold, Anton: Damenbildnis. Buntdruck 653
Mars: Eine große Weiße. Nach einer Zeichnung 36
Müyden, Evert van: Ein Tigerpaar an der Tränke. Nach einer Zeichnung . . 73
— — Studie. Nach einer Radierung . . 428
Oehmichen, H.: Der kleine Künstler. Studie. Mit Tondruck 92
— — Studie zu einem Bilde „Gestörtes Rendezvous" 532
Poynter, E. J.: Chloë. Buntdruck . . 649
Pratere, Edmond de: Ruhende Arbeitspferde. Buntdruck 521
Prölß, Fr.: Studienkopf 321
Räuber, Wilhelm: Studie. 381
Richmond, W. B.: Mädchen aus Athen . 269
Richter, Ludwig: Schafe im Gehölz. Nach einer Handzeichnung in der Dresdener Galerie 276

Digitized by Google

	Seite
Rothſchild, A. Freiherr von: Porträtſtudie. Nach einer Aufnahme	137
— — R. Freiherr von: Im Hochſommer. Nach einer Aufnahme	140
Schraudolph, Cl.: Karl V. Studie. Buntdruck	372
Thedy, Max: Mädchenkopf. Buntdruck	505
Viſcher, Cornelius de: Porträtſtudie in der Dresdener Galerie	413
Werner, Anton von: Leibjäger Hermann Schulz. Buntdruck	385
Willroider, Ludwig: Waldlandſchaft. Studie. Buntdruck	369
Zadow, Fritz: Eine Heilige. Buntdruck	389

Gratisbeilage:

Velhagen & Klaſings Romanbibliothek. VI. Band, Nr. 7 bis 12:

Micha Clarke. Erzählung von Conan Doyle. Überſetzt von Robert Koenig. Bogen 15—18.

Die Kanopen. Aus dem Franzöſiſchen des H. de Clercq. Überſetzt von Maria Döring. Bogen 29¼.

Schwedisches Bauernmädchen. Nach einer Aquarellstudie von Hermann Wolff.

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepański.

X. Jahrgang 1895/96. Heft 7, März 1896.

Cuba und seine Hauptstadt.

Von
Gustav Dierks.
Mit achtzehn Illustrationen von Albert Richter.

(Abdruck verboten.)

Cubanische Typen: Junger Neger mit weißem Baby.

Die außerordentlich großen Anstrengungen, welche die spanische Regierung macht, um den Aufstand niederzuschlagen, der vor einem Jahre auf der großen Antilleninsel Cuba ausgebrochen ist und sie in Unruhe erhält, lenken nicht nur die Aufmerksamkeit des ganzen Mutterlandes seit Monaten fast ausschließlich auf die Vorgänge auf der Perle Westindiens, sondern fangen auch an, die europäischen Großmächte in hohem Grade zu beschäftigen. Die Monroedoktrin der Nordamerikaner ist wiederholt in diesem Jahrhundert in Bezug auf Cuba erörtert und in jüngster Zeit nochmals auch aus anderen Anlässen nachdrücklich besprochen und geltend gemacht worden; bei dem allgemeinen und lebhaften Interesse, das man in den Vereinigten Staaten dem Kampfe der cubanischen Separatisten gegen Spanien zuwendet, ist es daher in dem Maße notwendiger, die Ereignisse auf Cuba und die Zustände daselbst genauer ins Auge zu fassen, als die Fortschritte, welche die Aufständischen machen, die Möglichkeit der Aufrollung der cubanischen Frage nahe rücken.

Es kann für Europa nicht gleichgültig sein, welche Wandlungen sich auf dieser Insel vollziehen. Sie ist an Flächeninhalt ungefähr ebenso groß wie Bayern, Württemberg, Baden und Hessen, und liegt inmitten des Golfs von Mexiko in einer den letzteren völlig dominierenden Stellung, von Honduras und Florida gleich weit entfernt und an der großen Verkehrsstraße zwischen Panama und Nordamerika sowie Europa. Nach der Eröffnung eines direkten Seeweges zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ocean durch Mittelamerika wird sie noch an Bedeutung gewinnen und für den Weltverkehr von außerordentlicher Wichtigkeit werden. Es ist auch für Europa von Interesse, ob Cuba eine spanische Kolonie bleibt, ob es sich von dem Mutterlande lossagt und sich als unabhängige Republik konstituiert, oder ob es sich endlich entweder freiwillig an die Nordamerikanische Union anschließt oder von ihr annektiert wird.

Angesichts dieser Umstände erscheint es wohl nicht überflüssig, die Beziehungen Cubas zum Mutterlande ins Auge zu fassen

Cubaniſche Typen. Händler in den Straßen von Havanna

konſtitutionell regierten Ländern herrſchenden allgemeinen Menſchen- und Bürgerrechte abzielten.

Daß es faſt immer nur Generäle waren, welche als Statthalter nach Cuba geſchickt wurden, erregte ebenfalls die Unzufriedenheit der Inſulaner. Sie erkannten einerſeits daraus den leitenden Grundſatz der ſpaniſchen Regierung, die Kolonien durch rohe Gewalt in Unterordnung zu erhalten, und ſprachen den Militärperſonen anderſeits auch die Berechtigung und Befähigung ab, die Civilverwaltung zu leiten. Da ihr ganzer Bildungs- und Entwickelungsgang

Eine Straße aus dem alten Viertel von Havanna.

mindeſten auf Teilnahme an der Regierung ihres Landes, auf gebührende Vertretung ihrer Intereſſen in den Cortes und in der Centralregierung, ſowie auf Erlangung der in allen

ſich in Bahnen bewegt hatte, die dem politiſchen Leben, der Staatswiſſenſchaft, der Volkswirtſchaft fern lagen. Allerdings war ja die Madrider Regierung in der Wahl der Generalgouverneure von Cuba immer ziemlich ſorgfältig; was nützte es aber, daß das

Oberhaupt die besten Absichten für das Wohl der Insel hegte, wenn der ganze übrige Beamtenstand moralisch verrottet war? Überdies fehlte es in der Kolonialverwaltung an festen Grundsätzen, jeder Generalgouverneur handelte nach seinen Ansichten und reizte durch falsche Maßnahmen oder übertriebene Strenge in zahlreichen Fällen die einheimische Bevölkerung auf das äußerste.

Cubanische Typen: Eine Eingeborene.

Aus diesen kurzen Ausführungen ergeben sich die Ursachen der häufigen Aufstände, welche in diesem Jahrhundert auf Cuba stattgefunden und bei der rücksichtslosen Art der Kriegführung in solchen Fällen immer furchtbare Verheerungen mit sich gebracht haben.

Die letzte liberale Regierung, welche zu Anfang des Jahres 1895 zurücktreten mußte, nahm nun wirklich einmal einen ernsten Anlauf, einen Reformplan auszuarbeiten, der die wichtigsten Forderungen der Cubaner erfüllte und die Verwaltung neuzeitlichen liberalen Grundsätzen gemäß ordnen sollte. Ein großer Teil der cubanischen Bevölkerung hegte jedoch, durch frühere Erfahrungen belehrt, zu diesen Versprechungen kein Vertrauen und mochte sich außerdem auch nicht mehr mit den immerhin geringfügigen Bewilligungen begnügen. Denn da Cuba sich in wirtschaftlicher und kultureller Beziehung in völliger Abhängigkeit von den Vereinigten Staaten befindet, mit denen es kommerziell auf das engste verbunden ist, so ist es natürlich, daß seine Bevölkerung auch mit den politischen Einrichtungen der großen Republik ziemlich genau bekannt ist, die Vor-

Die Straße del Prado in Havanna

Digitized by Google

Cubanische Typen: Geflügelhändler auf dem Wege zum Markte in Havanna.

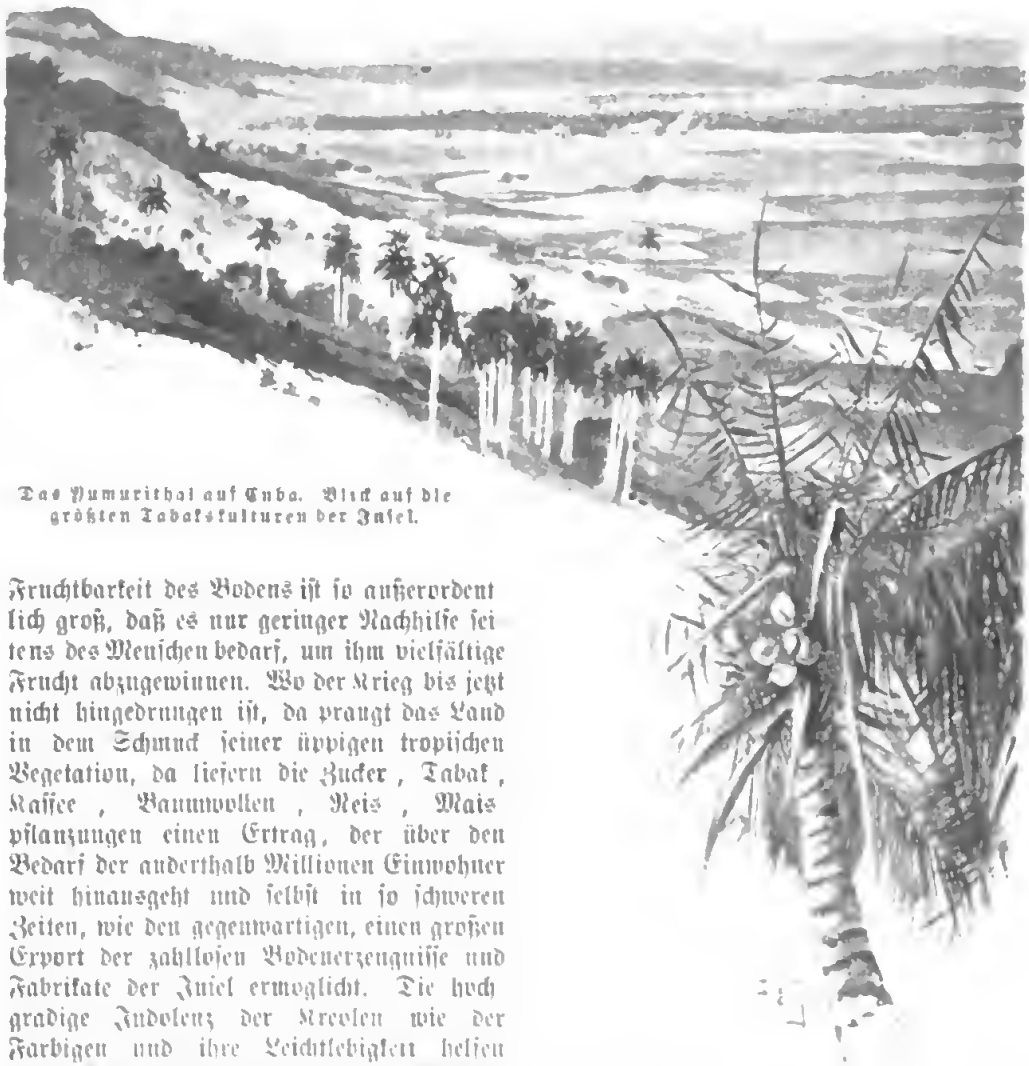
teile derselben zu schätzen gelernt hat und sie auch für sich beansprucht — ein Verlangen, das in diesem Umfange auch die liberalste Regierung Spaniens allerdings nicht bewilligen kann.

Der Regierungswechsel in Spanien im Frühling vorigen Jahres, der Umstand, daß die Konservativen die Führung der Staatsgeschäfte übernahmen, und der weitere, daß das neue Kabinett sich zu strenger Durchführung der Reformpläne wenig geneigt zeigte, keine Zugeständnisse gewähren wollte, in Verkennung der Macht ihrer Gegner und trotz den Vorstellungen des Marschalls Martinez Campos auf bedingungsloser Unterwerfung der Insurgenten beharrte, waren die Ursachen, daß der Aufstand immer größere Ausdehnung gewann und zur Zeit zu den ernstesten Besorgnissen Veranlassung gibt. Es wiederholen sich die Erscheinungen des letzten zehnjährigen Aufstandes von 1868 bis 1878, und es ist ein schwerer Irrtum, zu glauben, wie die spanische Regierung dies thut, daß es fast ausschließlich farbige Elemente sind, welche die Sache der Separatisten vertreten. Die Kreolen haben sich dieses Mal und bis jetzt zwar etwas ferner von der Bewegung gehalten, als bei früheren Gelegenheiten; die friedlichen Versicherungen der großen politischen Parteien und die angeblichen Sympathien der weißen Bevölkerung sind aber von geringem Belang, denn diese freundliche Haltung ist nur scheinbar, und wenn die Revolution heute siegt, so würden alle cubanischen Patrioten sich ihr sofort anschließen und mit Freuden an der Vertreibung der Spanier teilnehmen. Unter den Kreolen sind nur diejenigen für die Erhaltung der spanischen Herrschaft über Cuba eingenommen, welche durch enge Familienbande oder private Interessen mit den Spaniern und der Centralregierung in Madrid verbunden sind oder von einer Veränderung der Regierungsform Cubas persönliche Schädigungen oder Gefahren zu befürchten haben. Tausende von angesehenen und einflußreichen Kreolen wohnen seit lange in den Vereinigten Staaten, weil sie unter den unfreien Zuständen und der Mißwirtschaft Cubas in ihrem Vaterlande nicht leben mögen; sie, wie alle ihre Landsleute, warten sehnsüchtig auf den Augenblick der Befreiung der großen Antilleninsel von dem immer lästiger werdenden Druck Spaniens.

Cubanische Typen: Eine Eingeborene von einer Maisplantage.

Betrübend ist es, daß der Bürgerkrieg, welcher nun schon ein volles Jahr dauert und dessen Ende noch nicht abzusehen ist, überall von Zerstörung begleitet ist. Die Insel wird sich, auch falls Spanien schließlich doch noch siegreich sein sollte, in einem Zustande gänzlicher Erschöpfung befinden, nachdem sie eben begonnen hatte, sich allmählich von den Folgen des zehnjährigen Aufstandes der siebziger Jahre zu erholen.

Die natürlichen Hilfsquellen Cubas sind ja allerdings unerschöpflich, und die



Das Yumurithal auf Cuba. Blick auf die größten Tabakskulturen der Insel.

Fruchtbarkeit des Bodens ist so außerordentlich groß, daß es nur geringer Nachhilfe seitens des Menschen bedarf, um ihm vielfältige Frucht abzugewinnen. Wo der Krieg bis jetzt nicht hingedrungen ist, da prangt das Land in dem Schmuck seiner üppigen tropischen Vegetation, da liefern die Zucker-, Tabak-, Kaffee-, Baumwollen-, Reis-, Maispflanzungen einen Ertrag, der über den Bedarf der anderthalb Millionen Einwohner weit hinausgeht und selbst in so schweren Zeiten, wie den gegenwärtigen, einen großen Export der zahllosen Bodenerzeugnisse und Fabrikate der Insel ermöglicht. Die hochgradige Indolenz der Kreolen wie der Farbigen und ihre Leichtlebigkeit helfen ihnen überdies auch rasch über alle Sorgen hinweg und überall da, wo das Land noch von dem Kriege verschont geblieben ist, da herrscht ein Leben und Treiben, als ob die Insel im tiefsten Frieden ruhte. Es gilt dies namentlich auch von der heutigen Hauptstadt Cubas, von Havanna, die von der Natur allerdings zu heiterem Lebensgenuß geschaffen zu sein scheint und sich an Schönheit ihrer Anlagen und ihrer Umgebung mit den in dieser Beziehung reichsten Städten der Welt messen kann.

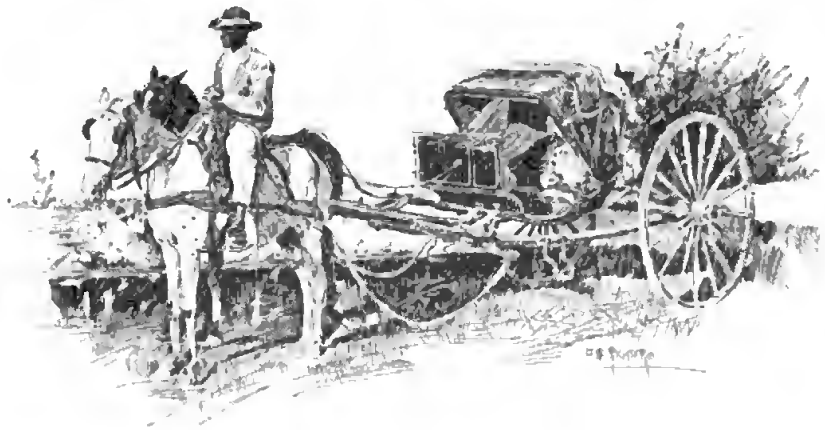
Die Einfahrt in den riesigen Hafen, der der größte Amerikas sein soll, bietet noch wenig Anziehendes. Nachdem man an mehreren großen Befestigungswerken vorbeigefahren ist, die die Küste zu schützen haben, gelangt man zu den beiden Forts der Punta und des Morro, welche, zu

beiden Seiten der nur 350 Meter breiten Meerenge, diese gegen Seeangriffe verteidigen. Hat man diese enge Gasse passiert, so eröffnet sich das prächtige Panorama des außerordentlich belebten Hafens und der großen Stadt mit ihrem sanft ansteigenden Hügellande. Zahllose Palmen und andere tropische Gewächse verleihen der Landschaft ihren eigenartigen Charakter. Die langgestreckten Quais bilden einen der Sammelpunkte der städtischen Bevölkerung und an einigen Stellen dienen sie zu gewissen Tageszeiten auch der vornehmen Welt als Promenade, denn sie bieten eine unerschöpfliche Fülle interessanter Beobachtungsgegenstände. Die Flaggen aller Nationen wehen in dem leichten Winde, der die Tropenhitze immer mildert, und Hunderte von großen Schiffen, Tausende von kleineren Fahrzeugen und Booten beleben den Hafen und zeugen von dem riesigen Handelsverkehr, welcher Havanna mit aller Welt in Verbindung setzt. Die Sprachen aller Kultur- und Handelsvölker der Erde erklingen aus der in steter Bewegung befindlichen Menschenmasse, welche durch ihre Geschäfte in die Nähe des Hafens geführt wird. Alle Farben vom tiefsten Schwarz bis zum zartesten Weiß, vom dunkelsten Braun bis zum kupfrigen Rot, zum Gelb und Oliv sind hier vertreten, denn Neger, Mulatten, Kreolen, Amerikaner des Südens und Nordens, Chinesen und Malayen bilden ein lebendes Völkermuseum und bieten dem Beschauer die Gelegenheit, die verschiedenartigsten Typen zu studieren.

Eingang zu einer Tabaksplantage auf Cuba.

Unmittelbar am Hafen liegt einer der schönsten Plätze der Stadt, die Plaza de San Francisco, und zahlreiche belebte Handelsstraßen führen in das Innere Havannas, dessen Einwohnerzahl sich nahezu auf 400 000 Seelen beläuft. Das geschäftige Treiben der großstädtischen Bevölkerung ist hier verbunden mit dem eines Handels- und Hafenplatzes ersten Ranges und selbst um die Mittagszeit, in der, vollends im Sommer, die übrigen Bezirke verödet sind, hört hier die Bewegung nicht gänzlich auf, weil die Nähe des Meeres immerhin etwas erfrischend wirkt und den Aufenthalt im Freien ermöglicht. Eine andere Physiognomie zeigen die durchweg makadamisierten glänzenden Straßen del Prado, von San Ra-

fael, Galiano, del Monte, del Cerro, de la Infanta, del Principe Alfonso und die mächtige Plaza de Armas. Die Zehntausende, welche sich zu Fuß, zu Pferd und in den eigenartigen altmodischen zweirädrigen Volantes und anderen Gefährten in den kühlen Nachmittags- und Abendstunden hier bewegen, lassen glauben, man befinde sich in einer Stadt, die ausschließlich zum Vergnügungsaufenthalt dient und in der niemand sich um Arbeit kümmert. Thatsächlich ist die Masse der Beschäftigungslosen in Havanna auch außerordentlich groß, denn die Zahl der Wohlhabenden und Reichen, der Plantagen- und sonstigen Gutsbesitzer, welche fremde Kräfte für sich arbeiten



Cubanische Typen: Ein Gefährt aus dem Yumurlthal auf Cuba.

lassen, ist sehr beträchtlich und die Neigung zur Arbeit in den höheren Gesellschaftsklassen sehr gering. Das Klima ist an dieser, der weißen wie der farbigen Bevölkerung Cubas in gleicher Weise eignen Trägheit hauptsächlich schuld, und wer nicht notgedrungen um seine Existenz ringen, durch seiner Hände Arbeit die Mittel zum Leben beschaffen muß, der zieht es vor, nichts zu thun und ein nur dem Genuß der Daseinsfreuden gewidmetes Leben zu führen. Hinsichtlich des Fleißes eifern sie ihren Vorbildern, den Nordamerikanern, nicht im geringsten nach und versuchen es lieber, sich durch Hasardspiele, namentlich El Monte, durch Lotteriespiel, durch Wetten bei den Hahnenkämpfen zu bereichern, als daß sie die geringfügigsten Arbeiten übernehmen. Wie der kastilische Adel und in der Folge die ganze kastilische Bevölkerung im Mittelalter dem Grundsatze huldigten, daß die Arbeit entehrt, so blicken namentlich die jungen reichen Kreolen mit großer Geringschätzung auf die Armen, welche im Schweiße ihres Angesichts für sich und ihre Familien das Brot erwerben.

Der Schmuckplatz Havannas ist die Plaza de Armas, deren prächtige Gartenanlagen einen großen Teil der tropischen Zierpflanzen aufweisen, die man in Europa in den Palmenhäusern der botanischen Gärten sehen kann. Zahlreiche Bänke sind für das Publikum vorhanden, das sich hier des Abends zu versammeln, zu promenieren und Tertulias zu bilden pflegt. In der Mitte des Platzes erhebt sich die Statue Ferdinands VII, eine der besten Skulpturen von den in ziemlich beträchtlicher Zahl auf den Plätzen, den Alamedas und in den Parks Havannas, Santiagos, Matanzas, und der anderen größeren Ortschaften der Insel aufgestellten. Eine Seite des großen Platzes ist von dem Palast des Generalgouverneurs der Insel eingenommen. Obgleich wie die meisten Häuser Havannas sehr niedrig, da die häufigen Erdbeben die Errichtung hoher vielstöckiger Bauwerke nicht zulassen, ist er doch von großer Ausdehnung, da er viele Bureaus enthält. Hier residierte bis zu seinem Rücktritt der Marschall Martinez Campos, wenn er in der Hauptstadt weilte. Auch das Intendanturgebäude und die Kaserne de la Fuerza sind an diesem

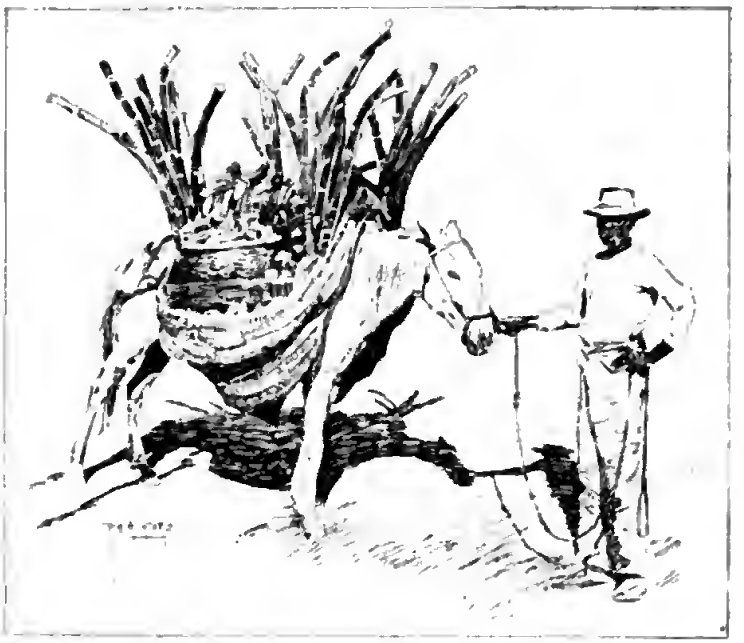
geräumigen Platz gelegen, dessen bedeckte Hallen am Tage Schutz gegen die tropische Hitze gewähren, stets von Spaziergängern erfüllt sind und sich besonders auch zur Abhaltung der kleinen Empfänge, der Tertulias, eignen.

In nächster Nähe von der Plaza liegt die Stelle, an welcher der Sage nach Columbus einst den Boden der Insel betreten haben soll. Zu seinem Andenken ist hier eine kleine Kapelle errichtet, vor deren Eingang eine des Entdeckers der neuen Welt allerdings wenig würdige unbedeutende Statue aufgestellt ist. Seine Gebeine ruhen angeblich in der Kathedrale, welche sich unweit davon befindet. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts im Jesuitenstil erbaut, bietet sie nach außen hin einen unscheinbaren Anblick dar. Um so glänzender und reicher ist das Innere, das eine große Zahl von Heiligenbildwerken aufweist, die mit den kostbarsten Gewändern bekleidet sind; die Wände sind mit ziemlich guten Freskobildern und Ölgemälden italienischer und spanischer Meister bedeckt. In den frühen Morgenstunden, wenn die Sonne noch nicht zu hoch gestiegen, ist die große Kirche übervoll von den schönen Frauen und Mädchen Havannas, die es nicht versäumen, wenn möglich täglich, hier ihre Andacht zu verrichten. Auf kleinen Teppichen knieend oder auf den zierlichen Stühlchen sitzend, die ihre meist schwarzen Dienerinnen ihnen dorthin gebracht haben, bieten sie dem fremden Besucher der Kirche ein neues eigenartiges Bild dar, denn während auf der Promenade dunkle Farben selten sind, die Damen vielmehr nur in den hellsten duftigsten Kleidern erscheinen und ihr üppiges prachtvolles Haar unverhüllt und unbedeckt tragen, bemerken wir in den Kirchen, daß der schwarze Schleier, der hier stets angelegt wird, sie außerordentlich gut kleidet, das blendende Weiß ihres Teints noch hebt und den schönen Gesichtern einen neuen Reiz verleiht.

Unter Aufsicht arbeitende Eingeborene in einer Tabaksplantage auf Cuba.

Der Paseo de Tacon, der Prado, die Carlos Tercerostraße, die Alameda sind die beliebten Promenaden der oberen Gesellschaftsklassen. Gegen Abend versammeln sich dort die zahllosen Stutzer und vornehmen Nichtsthuer Havannas, um die Schönen zu bewundern, welche meist in den zweirädrigen einspännigen Volantes, seltener in den vierrädrigen Viktorias und anderen Equipagen und noch seltener zu Fuß erscheinen. Die Korsostraße und überhaupt diese Promenaden des Tacon und des Prado haben kaum ihresgleichen, denn die Eigenart vieler ihrer Erscheinungen, die tropische Umgebung, die bunten Farben, die merk-

würdigen Trachten, die Verschiedenartigkeit der Rassen, welche hier vertreten sind, prägen dieser Gesellschaft einen besonderen Stempel auf, der sie von der aller anderen Länder auszeichnet.

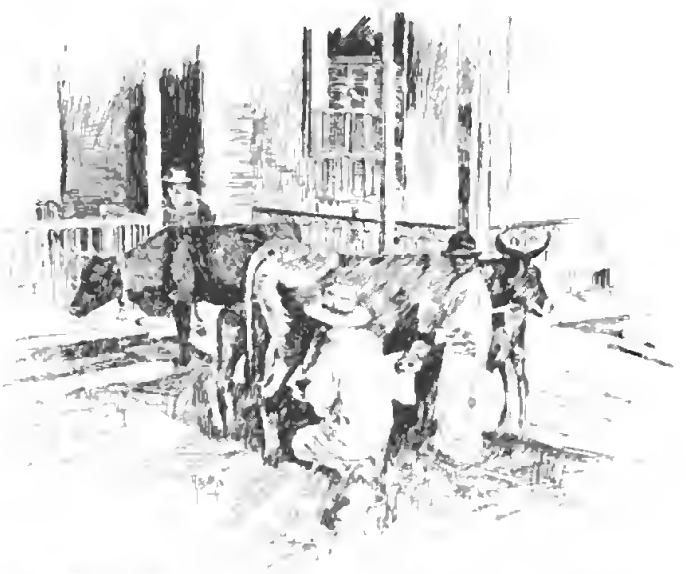


Cubanische Typen: Früchteverkäufer aus Havanna.

Da sind zunächst die beliebten ungemein leichten Gefährte, die Volantes, welche meist dreisitzig und immer von Damen eingenommen sind, welche sich für die Spazierfahrt auf das hübscheste herausgeputzt haben und an Hals, Brust und den bloßen Händen die prachtvollsten Schmucksachen tragen, während die zierlichen Gestalten in die dünnsten Seidenstoffe, Tüll-, Gaze- und Spitzenkleider gehüllt sind. Die sehr große Länge der Wagengabel, in der das Pferd oder Maultier geht, macht den übrigens ungemein leichten, schnellaufenden Wagen doch im Gedränge sehr unbequem. Gelenkt wird er von einem Neger, der auf dem Zugtier reitet und in eine zwar sehr reiche, aber etwas phantastische Livrée gekleidet ist, wie denn auch die Volantes der Vornehmen und das Zaumzeug durch Silberbeschlag auf das luxuriöseste verziert sind. Eine rote mit Gold gestickte Jacke, weiße Beinkleider, hohe Reiterstiefel, die bis über die Kniee reichen und mit großen Sporen versehen sind, und ein breiter Strohhut bilden gewöhnlich die Tracht der Volantenkutscher. Diese Wagen werden auch außerhalb der Stadt, auf dem Lande überall mit Vorliebe gebraucht, dann aber sind sie gewöhnlich mit zwei Pferden oder Maultieren bespannt, während die der Hauptstadt fast nur einspännig sind.

Ungemein interessant ist es besonders, die ethnischen Elemente genauer zu studieren, aus denen sich die Bevölkerung Cubas und Havannas im besonderen zusammensetzt und die in allen ihren charakteristischsten Typen auf den Promenaden vertreten sind.

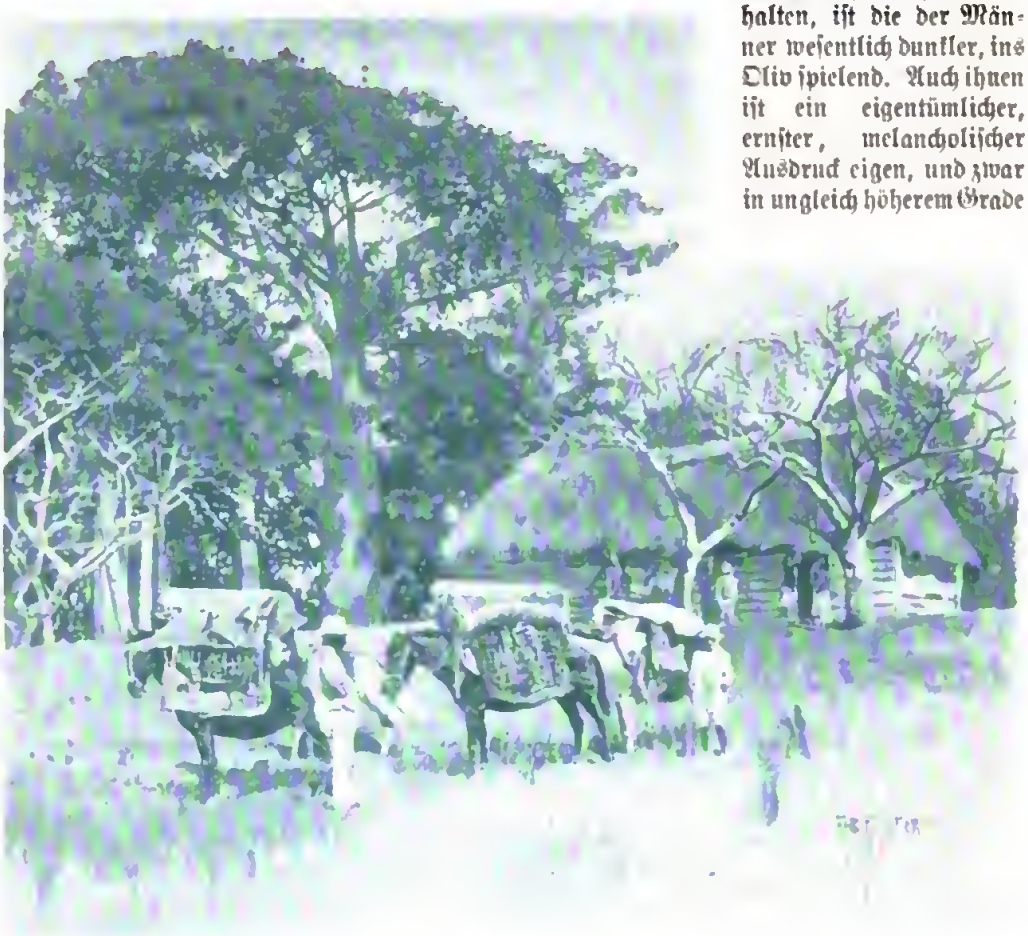
Den Hauptbestandteil bildet hier das weiße einheimische Element der Kreolen.



Cubanische Typen: Milchverkauf in den Straßen von Havanna.

Nicht mit Unrecht zählt man die Frauen Havannas, und zwar hauptſächlich die jungen Kreolinnen zu den ſchönſten Menſchheitsblüten der Erde. Das im allgemeinen einen ſchwermütigen Grundzug zeigende Geſicht der Mädchen und Frauen iſt doch ſtets äußerſt belebt und ungemein ausdrucksfähig, wozu die dunkelen von langen Wimpern beſchatteten, feuerſprühenden Augen im reichſten Maße das Ihrige beitragen. Ihre Bildung iſt gering, ihr Charakter äußerſt widerſpruchsvoll und impreſſioniſtiſch. Sie ſchwanken in ihren Empfindungen, den augenblicklichen Eindrücken gemäß, zwiſchen den größten Extremen hin und her. Ihre berückende Schönheit iſt namentlich für den Ausländer gefährlich, der zum erſtenmal in den Bannkreis ihrer natürlichen, durch Toilettenkünſte, geſchickte Farbenwahl, berechnetes Auftreten, lebhaftes Fächerſpiel und Koketterie erhöhten Reize tritt. Die durch das Klima erzeugte Neigung zu größter Ruhe und Trägheit iſt die Urſache, daß ſie frühzeitig ihre Zierlichkeit und Anmut verlieren und eine dem Europäer im allgemeinen nicht zuſagende Körperſtärke erlangen.

Während ſie auf Bewahrung der zarten Weiße ihrer Hautfarbe halten, iſt die der Männer weſentlich dunkler, ins Olivſpielend. Auch ihnen iſt ein eigentümlicher, ernſter, melancholiſcher Ausdruck eigen, und zwar in ungleich höherem Grade als den Frauen, da ihr Mienenſpiel viel weniger lebhaft iſt. Sie tragen meiſt feine helle Wollen- und Baumwollenſtoffe für die Promenade, dunkle für Salon, Konzert und Theater und als Kopfbedeckung Strohhüte neueſter Mode; Handſchuhe werden von ihnen wie von den Damen nur bei ganz beſonders feierlichen Gelegenheiten benutzt. Frauen wie Männer ſind zwar ſehr reizbar, aber leicht zu beſänftigen, im Grunde ſehr gutmütig und äußerſt mildthätig.



Vegetationsſkizze mit Wohngebäuden auf Cuba.

Fast ebenso stark wie das weiße ist das farbige Volkselement auf Cuba, aber es wird von den Kreolen wie den Spaniern möglichst gemieden und mit Geringschätzung behandelt, so daß selbst Quadronen und ganz hellfarbige Mischlinge sich, dem eignen Taktgefühl gehorchend, ziemlich fern von den Weißen halten. Wie überall weisen auch hier die Mulatten und zwar noch in viel höherem Grade als in den Vereinigten Staaten oft die schönsten und reizendsten Erscheinungen auf. Es gilt dies wiederum in erster Linie von den jungen Mädchen. Im übrigen erblicken wir hier dieselben mehr oder minder abstoßenden farbigen Volkstypen wie in den Vereinigten Staaten. Die Farbigen bilden das eigentliche Arbeiterelement; sie sind die Dienstboten der Kreolen, ihre Fabrik- und Plantagenarbeiter. Die starke Einwanderung chinesischer Kulis ist ihnen sehr unangenehm, denn da diese Fremdlinge mit ungleich niedrigeren Löhnen zufrieden und dabei viel arbeitsamer als die Neger und Mulatten sind, so machen sie diesen eine empfindliche Konkurrenz.

Eine besondere Abart der Kreolen oder vielmehr der im Laufe der Jahrhunderte entstandenen Mischbevölkerung sind die Guajiros, die sich hauptsächlich mit Bodenkultur beschäftigen und durch ihre verhältnismäßig starke Konstitution vorteilhaft von den durchweg kränklich und schwächlich aussehenden Kreolen abstechen. Man sieht sie in Havanna häufig als Straßenverkäufer von Obst und Gemüse. Unsere Typenbilder geben eine anschauliche Vorstellung von den Farbigen und Guajiros in ihren Eigenschaften als Dienstboten, wie als Händler. Die Zahl der Straßenverkäufer ist ungemein groß, denn es werden alle Eßwaren und Erfordernisse für den Haushalt von den Verkäufern in die Häuser gebracht. Wie zum Teil noch in manchen Städten des spanischen Mutterlandes wird der Milchverkauf der Art betrieben, daß die Kühe in die Stadt gebracht und vor den Augen der Kunden und Käufer gemolken werden. Die große Hitze läßt weite Transporte von Milch in anderer Weise nicht zu, da sie zu rasch sauer werden würde.

Die Einrichtung der Häuser ist im Durchschnitt verhältnismäßig einfach, wenngleich die Mieten ganz außerordentlich hoch sind. Mit Ausnahme des großen Empfangsalons, der oft von Möbeln überfüllt ist, sind die Wohnräume ziemlich leer; Schaukelstühle auf den den Boden bedeckenden Matten sind oft das einzige, was man in ihnen findet; die Wände sind einfach getüncht oder mit Stuck überzogen und je nach dem Reichtum der Bewohner mit untergeordneten Lithographien oder besseren Bildern versehen; in keinem Haushalt fehlt ein kleiner Altar. Die Fenster reichen meist bis auf den Fußboden, haben gewöhnlich keine Glasscheiben, sondern sind nur mit Gittern versehen und entbehren stets der Vorhänge, die nur ausnahmsweise an den Thüren angebracht werden. Die Häuser, die selten mehr als zwei Stockwerke haben, sind oft mit Veranden und Balkonen versehen; alle haben platte Dächer, die ebenfalls in den kühleren Abendstunden als Aufenthalt für die Familien und ihre Freunde dienen.

Das gesellige Leben ist bei der außerordentlich großen Gastfreundschaft der Cubaner sehr stark entwickelt und äußerst angenehm. Man besucht sich sehr häufig, und auch auf den Promenaden werden kleine Gesellschaften gebildet; ist der Abend nicht durch

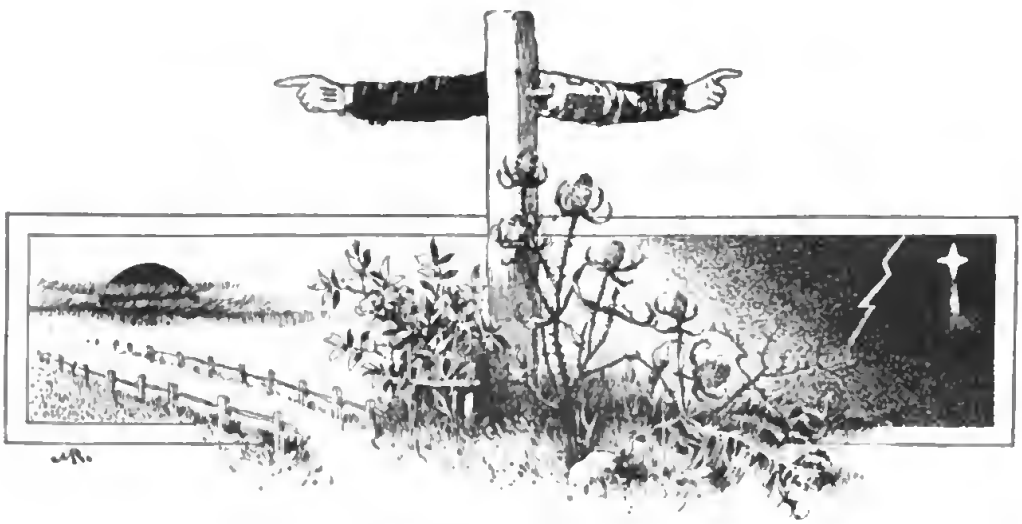
Cubanische Typen: Maultiergespann.

Digitized by Google

große geſellige Vereinigungen, Bälle, Theater oder Konzerte in Anſpruch genommen, ſo verſammelt ſich die Familie im Salon des eignen Hauſes und iſt ſtets ſicher, Beſuch von Freunden zu erhalten. Allen Cubanern iſt die Liebe für Muſik und Tanz eigen; beſonders ſind es allerdings die Neger und Mulatten, welche dieſe Künſte ausüben, ſobald und wo ſich Gelegenheit dazu bietet. Erklingt irgendwo die Guitarre, die Negertrommel, die Klarinette, das Guiro oder das Banjo, ſo findet ſich auch bald ein großer Kreis von Menſchen zuſammen, die auf die einfachen, ſchwermütigen Volkslieder lauſchen oder an dem Tanz teilnehmen. Der Nationaltanz iſt die danza criolla.

Man kann kaum ſagen, daß man Cuba kennen gelernt hat, wenn man nicht eine oder die andere große Tabak- oder Zucker- oder Kaffeeplantage beſucht hat, da gerade die Plantagenkultur dort auf das höchſte entwickelt iſt. Südweſtlich und ſüdlich von Havanna erſtrecken ſich die Diſtrikte der Vuelta abajo, jener Gebiete, in denen die geſchätzteſten Tabakſorten gedeihen; aber auch nach Oſten über Matanzas und nach Südoſten bis an die höheren Hügel- und Bergketten des Innern hin erſtreckt ſich die Vuelta abajo. Mit der Eiſenbahn kann man leicht die am Yumurithal bei Matanzas gelegenen Plantagen erreichen, welche zu den großartigſten gehören, und ſich einen Einblick in die Kultur dieſer Pflanze verſchaffen, welche ſeit der Entdeckung Cubas dieſer Inſel unermeßliche Reichtümer aus allen Teilen der Welt zugeführt hat und fortgeſetzt den Haupteinnahmequell der Bevölkerung bildet.

Möge es dieſer bald vergönnt ſein, ſich, befreit von der Geißel des Bürgerkrieges, in Ruhe und Frieden ihrer Kulturthätigkeit wieder zuwenden zu dürfen!



Falſch gegangen.

(Abdruck verboten.)

Hinterm Park, wo ſich die Wege ſcheiden, —
Einer, dicht vom Sommerlaub umwoben,
Plötzlich wendet er und wird zum Vorplatz
Vor dem Kapuzinerkloſter droben;
Doch der andre, breit und kahl am Anfang,
Senkt ſich bald zum ſtillſten Waldgrund nieder,
Wo vordem, wie oft! ich mit der Liebſten
Blumen brach und Küſſe tauſchl' um Lieder; — —

Digitized by Google

Hinterm Park, wo ſich die Wege ſcheiden,
Links zu Amors Reich und rechts zum Orden,
Bin ich eines wunderlichen Irrtums
Unfreiwill'ger Anlaß heut geworden.

Durch den Park ſtieg ich zum Kloſterhügel,
Letzten Blick des Tages zu genießen.
Nah dem Parkſaum, wo die Amſel niſtet,
Wo die weißen Orchideen ſprießen,
Saß auf einer Bank ein Liebespärchen,
Küſſend, koſend, Arm in Arm verſchlungen;
Als die beiden mich von fern gewahrten,
Wie erſchrocken ſind ſie aufgeſprungen!
Schritten vor mir her ſo ſteif und ſchweigſam,
Nicht einmal mit Händen ſich berührend,
Unerfahren noch in Heimlichkeiten,
Und Verrat in jedem Zeugen ſpürend.

Langſam ging ich, blickte viel zur Seite,
Um der jungen Seelen Qual zu enden;
Doch nun kommt der Scheideweg, und Amor
Wird ſie ſchon die rechte Straße ſenden.
„Linker Hand!" faſt hätt' ich's laut gerufen,
„Kinder, traut mir doch und geht zur Linken!"
Doch zur Rechten wendet ſich das Pärchen,
Wo die Schattenbüſche freundlich winken.
Durch des grünen Vorhangs Ritzen ſeh' ich
Noch des Mädchens weiße Bluſe ſchimmern,
Und die rote Mütze des Studenten
In der Abendwölkchen Abglanz flimmern.
Und ich höre, wie ſie heimlich lachen,
Daß die Liſt ſo äußerſt fein gelungen;
Weiter wandeln ſie, vergnüglich plaudernd,
Küſſend, koſend, Arm in Arm verſchlungen.

Wenn ſie an des Weges jäher Biegung
Vor ſich ſehn die Kloſterpforte ragen,
Ach, wie werden ſie enttäuſcht ſich anſchau'n!
Und was werden erſt die Mönche ſagen?

Ernſt Lenbach.

Maria da Caza.

Roman von

Georg Freiherr von Ompteda.

(Fortsetzung.)

(Abdruck verboten.)

„Wissen Sie, mein gnädigstes Fräulein, Sie als Sohn Ihres Vaters, pardon Tochter Ihrer Frau Mutter, die so wunderbar Klavier spielt, sollten doch wenigstens singen oder so was? Singe, wem Gesang gegeben, und Sie, man braucht Sie bloß anzuhören, sind doch sozusagen vorherbestimmt zum Singen!"

Fräulein Charrier lachte, daß sie ganz rot ward:

„Warum denn, Herr von Lindstedt?"

„Wegen ihres Organs. Sie reden wie die reine Glocke von Schiller. Können Sie nicht was deklamieren? Wissen Sie was, mein gnädigstes Fräulein, nach Tische müssen Sie uns was deklamieren!"

„Ich kann ja aber nichts. Ich kann überhaupt nicht deklamieren und habe es nie gethan."

„Ganz einerlei. Desto besser, dann klingt's nicht nach Schule. Die Tochter eines Künstlers muß doch alles können, was ins Fach schlägt. Sehen Sie mal den Graf Staffingk an, der kann alles, was in sein Fach schlägt: Tanzen, Fechten, Reiten, Schießen, Diners essen, Afternoon thees trinken, in die Gesellschaften laufen, den Damen die Cour schneiden, unterhalten . . ."

„Ja, das kann er allerdings! Vorzüglich!" antwortete sie und mit einer gewissen Sicherheit des jungen Mädchens einem verheirateten Manne gegenüber, der ihr außer dem Spiel zu sein scheint, mit dem sie also schon einen Scherz machen darf, fügte sie hinzu:

„Das kann er noch besser, wie Sie, Herr von Lindstedt!"

„Nanu, wie ich? Cour machen?"

„Nein, ich meine natürlich bloß unterhalten."

„So, was hat er Ihnen denn also vorhin vor Tisch gesagt?"

„Er freue sich, unsere Bekanntschaft zu machen, sagte er zu mir und meiner Schwester."

„Weiter nichts?"

„Und er hoffte uns noch öfters zu treffen!"

„Wo?"

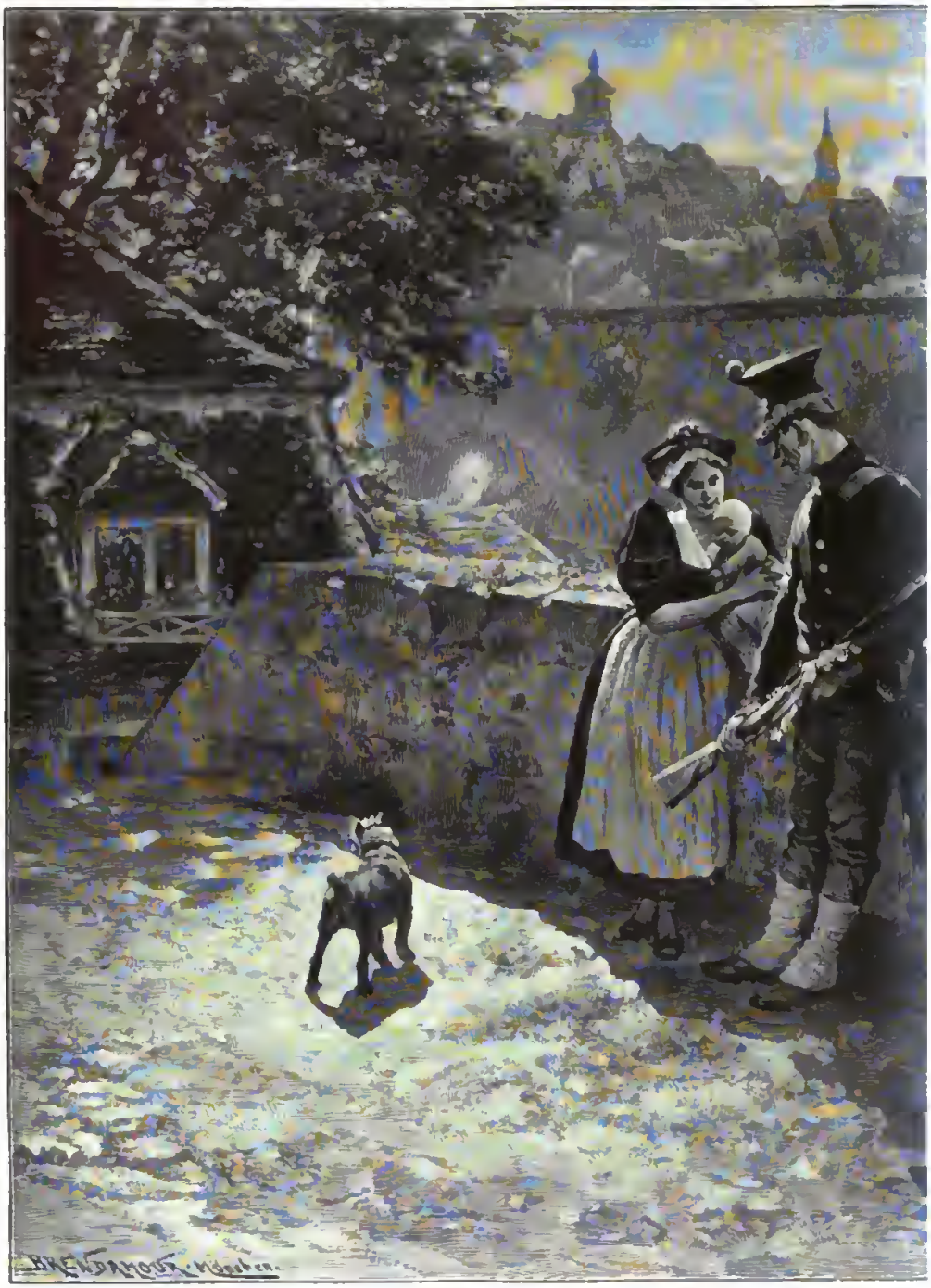
„Nun hier bei Cazas!"

„Und das war alles?"

„Nein, dann sagte er noch zu uns, er hätte Papas Bild: ‚Die Schwestern' bei Schulte gesehen — das sind wir nämlich — und wäre entzückt gewesen!"

In das Stuhlrücken des Aufstehens mischten sich des Regierungsrats Worte:

„Na, das ist doch nichts Besonderes, das hätte ich Ihnen auch sagen können, mein gnädigstes Fräulein!"



Frieden im Land. Nach der
(Photographie und Verlag von

ben Gemälde von R. Pöhelberger.
von Franz Hanfstaengl in München.)

Während sie seinen Arm nahm, entgegnete sie schnippisch:

„Aber Sie haben's nicht gethan!"

„Dafür haben Sie sich nicht über mich darum geärgert."

„Ich habe mich gar nicht geärgert. Durchaus nicht!"

„Sieh mal einer an! 's ist doch einer, der Staffingk. Dafür bin ich auch alter Ehemann!"

Und er schnalzte halb bedauernd, halb erstaunt mit der Zunge, während Graf Staffingk, als sie im Salon angekommen waren, im Gedränge und Gewirr des Gesegnete Mahlzeit-Wünschens Fräulein Charrier I eine leichte Verbeugung machte. Er stand ihr einen Augenblick gegenüber. Mit den Augen suchte er Maria da Caza, aber er wollte nicht stumm bleiben und irgend etwas sprechen. So sprach er mit verbindlichem Lächeln, doch im Grunde zerstreut:

„Ich habe, wie ich Sie bei Tische von weitem sah, immer an das Bild gedacht!"

Dann war er davon, um den anderen ein paar Worte zu sagen. Das junge Mädchen aber strahlte über das ganze Gesicht und war glücklich.

Sobald die Gesellschaft in den Salon zurückgekehrt war, wurden Kaffee, Likör, Cigarren und Cigaretten herumgereicht, und die Herren zogen sich langsam in Herrn da Cazas Zimmer zurück, um dort auf den Diwans Platz zu nehmen. Der österreichische Attaché begrüßte sich mit Peter Stöckl als Landsmann. Leutnant von Remer, Mr. Easby, Rittmeister von Vandelow und Graf Selbotten bildeten eine Sportecke, während Bankier Horn, der mehr wie ein Offizier in Civil ausschaute, sich mit dem alten Baron in ein Gespräch über die Sicherheit russischer Werte vertiefte.

Professor Charrier, Herr von Nyvenström und Graf Staffingk waren im Salon bei den Damen geblieben. Herr da Caza ging hin und her, war einmal hier und einmal dort, um mit peinlichster Genauigkeit mit jedem seiner Gäste eine bestimmte Zeit zu sprechen. Dabei nahm er von allen Anwesenden nur seine Frau aus, weil er es für korrekter hielt, wenn das gastgebende Ehepaar für den Abend überhaupt nicht that, als kennte es einander.

Die Damen hatten sich im Anfang zusammengesetzt, erst allmählich begannen sie sich zu verteilen. Die alte Baronin Aspern stand an einem Fenster mit dem schwedischen Gesandtschaftssekretär, dessen Schwester einen entfernten Verwandten von ihr — Kavallerieoffizier in Thorn — geheiratet hatte. Das gab Berührungspunkte. Der Professor saß mit Graf Selbotten und Maria da Caza am Kamin und erzählte ihnen eine Geschichte, wie er die regierende Fürstin von Osterode hätte malen sollen oder nicht, und dann wieder doch, und endlich doch nicht... so weitschweifig, daß seine Zuhörerinnen nicht zur Klarheit gelangen konnten, ob er sie nun eigentlich gemalt hätte oder nicht.

Ihnen gegenüber stand Graf Staffingk im Kreise der übrigen Damen und erzählte von den Schönheiten Stambuls in so reizender Art, halb träumerisch wie von einem verlorenen Paradiese mit der Erinnerung an verflossene Stunden, halb scherzhaft von allen möglichen und unmöglichen Zuständen, daß seine Zuhörerinnen ihm mit gespannter Aufmerksamkeit folgten. Maria da Caza forderte sie auf, sich zu setzen, und nun ward am Kamin ein Kreis gebildet, in dessen Mitte er Platz nahm.

Die beiden Schwestern Charrier rückten zusammen und die mit dem antiken Kopfe sagte flüsternd:

„Nein, ist das reizend!"

Frau Horn schob sich ihren Stuhl näher:

„Erzählen Sie weiter! Erzählen Sie weiter!"

Und nun kam auch die alte Baronin Aspern herüber, um zuzuhören. Herr von Nyvenström schlich sich fort zu den anderen Herren. Der Professor sagte zu Maria da Caza:

„Gnädige Frau, ich komme nachher noch mal einen Sprung herüber zu den Damen, aber Ihr Herr Gemahl hat so wundervolle Cigarren, daß es wirklich eine Sünde wäre, ihnen nicht Gerechtigkeit widerfahren zu lassen!"

Nun waren die Damen mit Graf Staffingk allein.

„Wollen Sie denn nicht rauchen?" fragte ihn Maria da Caza. Er entgegnete lächelnd den Kreis betrachtend um ihn herum:

„Ich bleibe lieber bei den Damen! Hier ist es viel netter und den Tabaksrauch kann ich nicht vertragen. Ich fühle mich immer am angenehmsten bei den Damen,

die auch Interesse zeigen für alles. Glauben Sie, daß ich drüben nach meinen Eindrücken vom Goldenen Horn gefragt würde? Ich versichere Sie, keiner der Herren würde auch nur zuhören! Das ist es ja, die heutige Dame hat einen viel weiteren Blick. Während der Herr Gemahl, Bruder, Vater oder wer es ist, fachsimpelt oder von Vermögensfragen redet, von socialen Zuständen, Politik, das heißt vom Parteistandpunkte aus, von Cigarren oder Wein, und für jedes andere ideellere Thema nicht zu haben ist, sind die Damen die mit dem weitesten Horizont. Alles amüsiert sie, für alles zeigen sie Verständnis. Ich habe das nun überall, überall gefunden. In Amerika, wie im Orient, in Skandinavien und in Spanien!"

Dabei blickte er der Reihe nach alle die Damen an und richtete eindringlich mit Stimme und Auge an jede einen Teil seiner Rede, so daß jede im stillen mehr oder weniger das Gefühl hatte, als gälte das alles eigentlich ihr allein.

Und Graf Stassingk hatte, ohne daß er eine gegen die andere verstimmte, wieder alle für sich gewonnen.

Nur Maria da Caza nahm nicht teil wie die übrigen. Sie lehnte sich in ihren kleinen mit schwerer Seide überzogenen Fauteuil-Marquise und ließ lässig die schlanken und doch vollen Arme auf den beiden Lehnen ausgestreckt ruhen. Aber sie betrachtete unausgesetzt den Erzähler. Es war ihr weh, daß er sich so der Allgemeinheit gab, sie hätte ihn für sich haben mögen, in einem der Nebenzimmer, oder ganz drüben am Ende der Zimmerreihe in ihrem weißen Boudoir.

„Sind Sie auch in Spanien gewesen, Herr Graf? Mein Mann hat prachtvolle Skizzen mitgebracht von dort. Er war auf einer Studienreise als junger Mann in Sevilla, Granada . . ." begann Frau Charrier zu fragen. Graf Stassingk verbesserte höflich:

„Pardon, gnädige Frau, soviel ich weiß, heißt es Granada. Sie sind ja so schwer für uns, diese spanischen Namen. Jawohl, ich bin im Lande der Stiergefechte bei der Botschaft gewesen . . . und . . ."

Mit angehaltenem Atem hatten die Schwestern gelauscht, nun forderten sie fast zu gleicher Zeit:

„O, erzählen Sie uns von den Stiergefechten . . ."

Und Frau Horn rückte ihren Stuhl noch näher:

„Ja, von den Stiergefechten, das muß doch schaurig sein . . ."

Die alte Baronin aber hob abwehrend die beiden mageren Hände:

„Um Gottes willen, diese Stiergefechte sind eine Roheit, eine empörende Roheit. Meine Tante — eine Galbenow, hatte eine Freundin, die alte Gräfin Tresich, dieselbe, der Friedrich Wilhelm IV. sagte . . . wie war's doch, ich bring's nicht zusammen . . . also die hatte einen Sohn, Karl Friedrich, er heiratete später eine Tochter vom Wildburger Trebbin, die sagte mir, ihr Sohn hätte mal ein wirkliches Stiergefecht gesehen und erzählt, wie fürchterlich das ist, und die alte Tresich hielt sehr scharf auf die Wahrheit . . ."

Man ließ die alte Dame ruhig ausreden, deren langschweifige Geschichten man kannte, bis Graf Stassingk sie mit der liebenswürdigsten Gelassenheit endlich unterbrach, und indem er ihr zu ihrer großen Genugthuung vollkommen recht gab, anfing von den Stiergefechten zu erzählen, die er schilderte, als wären es die unschuldigsten kleinsten Sonntagsvergnügen der Welt.

Während er sprach, erhob sich Maria da Caza. Die kleine Selbotten blickte sie fragend an, doch sie machte ihr ein Zeichen, daß sie ruhig sitzen bleiben sollte, und die anderen nahmen an, Hausorgen führten sie einen Augenblick fort. Sie aber schritt langsam in das Nebenzimmer, einen kleinen Salon, in dem ein prachtvoller alter venezianischer Kronleuchter hing. An einer mächtigen Spiegelwand brauste in Kaskaden ein Wasserfall im kleinen herab, um in ein Becken zu fallen, auf dessen Grunde elektrisch leuchtende Wasserrosen und Lilien glühten, teils unter dem Wasserspiegel, teils darüber sich zu einem Felsen emporrankend, aus dem ein dünner Springbrunnen in von unten farbig erhellter Säule stieg.

Dort blieb sie stehen und rang nach Atem. Die Kehle war ihr wie zugeschnürt. Sie konnte es nicht mit ansehen, daß er mit allen sprach, daß er sich allen gleichmäßig widmete. Sie wollte nicht mit den übrigen Damen in Wettbewerb sein um seine Unterhaltung. Und sie trat vor den großen

Spiegel, sich darin zu betrachten. Sie freute sich ihrer Schönheit, sie streckte sich stolz und wendete sich, daß das Licht von der Seite auf ihre Gestalt fiel. Schöner war sie doch, wie die da drinnen. Schöner wie alle zusammen.

Eine jähe Angst überfiel sie, der Abend möchte verstreichen — denn es war schon spät geworden — ohne daß sie mit ihm allein gesprochen. Und doch wußte sie wiederum nicht recht, wozu? Was sollten sie reden? Was wollte sie von ihm? Was würde sie ihn fragen, das sie ihn nicht vor den anderen Damen fragen könnte?

Nur reden mußte sie mit ihm, nur reden! Nur ihm gegenüberstehen und nicht sich vor der Allgemeinheit an ihn wenden. Und er sollte mit ihr allein sprechen, daß die anderen sähen, wie er sich um sie mehr bekümmerte, wie er nur mit ihr abseits unter vier Augen sich unterhielt. Sie hatte bemerkt, welchen Eindruck er auf die Damen alle gemacht, durch nichts Besonderes, durch nichts und doch durch alles. Es gab schönere Männer wie er, geistreichere und klügere, aber sie waren nicht so wie er. Er hatte nichts Besonderes gesprochen, was ein anderer nicht auch hätte sagen können — aber wie er es sagte, wie, wie, ach wie!

Da hörte sie ihres Mannes Stimme im großen Salon. Ein paar Damen standen auf und dann klang das Lachen des Professors, die nasale Aussprache des österreichischen Attachés: die Herren waren erschienen.

Maria da Caza zögerte einen Augenblick, ob sie zurückgehen sollte, als sie den Regierungsrat sagen hörte, laut, wie er immer sprach:

„Sie haben ja wieder mal eine ganze Jemeinde von Damen um sich versammelt, mein lieber Stassingk, wie ein Pariser Fastenprediger . . ."

Das war ihr wie ein Stich, der ihr versetzt wurde, und sie ging durch das anstoßende Erkerzimmer, in dem längs der Wände auf kleinen und großen Konsolen unregelmäßig, künstlerisch dem Auge geordnet, die Rennjewinne ihres Mannes standen, eine wahre Schatzkammer an Edelmetall: Bildsäulen, Bowlen, Humpen, Pokale, Becher, Tabletts. Dann floh sie durch die Bibliothek, als ob sie verfolgt würde, und huschte in ihr weißes Boudoir. Dort erst blieb sie stehen, um zu lauschen. Kein Laut mehr drang bis zu ihr. Ängstlich horchte sie noch einmal, und ihr Herz klopfte.

Es war ihr wieder wie Ersticken. Sie verstand sich nicht. Sie, die sonst so unbewegt, fast kalt durchs Leben ging? Und ein Schauer schüttelte sie. Es zuckte ihr in den Fingern. Sie ballte ihr kleines Spitzentaschentuch zu einem Knäuel zusammen und biß darauf. Sie warf sich auf das fellbedeckte Lager, sprang wieder auf und ging ans Fenster, in fieberhafter Unruhe. Dort schlug sie den Spitzenshawl zur Seite und blickte hinaus über den Vorgarten nach der Tiergartenstraße, die dort hell erleuchtet menschenleer lag. Wie sie sah, daß da keine Seele ging, dachte sie an die Zeit: es mußte also spät sein, wenn sie auch keine Ahnung hatte, wieviel Uhr. Und nun bemerkte sie auf dem Wege zur Ausfahrt der Villa Lichtschein, der sonst nicht dort war: eine Equipage wartete. Da dachte sie an ihre Gäste, die vielleicht sich schon über ihre Abwesenheit gewundert.

Zugleich kehrten ihre Gedanken zu Stassingk zurück, und Bitterkeit und Wut überfiel sie, daß sie fast den Thränen nahe war. Wenn er sich den ganzen Abend noch nicht um sie bekümmert, so war es nun überhaupt zu spät. Jetzt war sie zu stolz, um etwas zu bitten; mochte er nun bei den anderen Damen bleiben. Sie würde nicht mehr mit ihm reden heute abend.

Hastig wandte sie sich um, in den großen Salon zurückzueilen — und Graf Stassingk stand vor ihr. Sie hatte sein Nahen auf den dicken Fellen am Boden nicht gehört.

Maria da Caza prallte zurück, doch sie faßte sich sofort wieder:

„Ah, Graf Stassingk, Sie wollen wohl gehen?"

„Nein, gnädige Frau, ich wollte Sie suchen."

„Jetzt noch?"

Er blickt ihr gerade in die Augen:

„Warum verdiene ich diesen Vorwurf?"

„Weil Sie den ganzen Abend nicht mit mir gesprochen haben!"

„Ich wollte nicht!"

„Sie wollten nicht?"

„Nein, ich wollte nicht!“

„Warum?“

Er ließ seinen Blick über die schöne Frau vor ihm gleiten, als müsse er ihre Gestalt einsaugen und verzehren:

„Ich hatte Angst ...“

Maria da Caza ahnte irgend etwas Unbestimmtes, doch sie verstand ihn nicht. Sie wiederholte von neuem seine Worte unsicher, fragend:

„Sie hatten Angst? ... Wovor?“

„Vor Ihnen.“

Beide schwiegen. Maria da Caza sah ihn seltsam bewegt, wie er tiefer atmete, wie sein Auge glänzte und er mit sich zu kämpfen schien, ob er weitersprechen sollte. Da klangen Stimmen durch alle die geöffneten Thüren, und sie lauschten plötzlich beide fast ängstlich, als ob sie schlechtes Gewissen hätten. Er machte eine Gebärde:

„Sie sind im Zimmer, wo die Rennpreise stehen. Die beiden jungen Mädchen hatten sie noch nicht gesehen und wollten sie sich zeigen lassen, da bin ich vorhin mitgegangen. Ich bin ja zum erstenmale hier ... Ich ging dann weiter ...“

Maria da Caza hörte kaum mehr darauf. Sie fragte schnell:

„Warum hatten Sie Angst vor mir?“

Er betrachtete sie wieder in heißer Bewunderung, und sein Geständnis klang ehrlich, wie er es meinte:

„Sie sind zu schön!“

Sie schlug die Augen nieder, und er erzählte leise und weich, eindringlich, schlicht, als müsse er ihr das sagen, alles, wie er es fühle:

„Sie sind die schönste Frau, die ich je gesehen habe. Als ich Sie den ersten Abend sah auf dem Balle, da wußte ich es schon. Wie mit einem Schlage wußte ich es. Aber ich durfte es doch nicht sagen und durfte es doch nicht zeigen. Und da schon hatte ich nicht den Mut, Ihnen zu nahen. Das ist der wahre Grund. Ich dachte mir, wenn du einmal ihr zu nahe kommst, dann ... ich konnte nicht, ich wollte nicht, ich hatte den Mut nicht dazu! Und immer, wenn ich mit allen den anderen sprach, dachte ich: Was seid ihr alle gegen diese eine. Aber allein, wirklich allein mit Ihnen zu sprechen ... nein ... nein, dazu hätte mir der Mut gefehlt. Denn sobald ich Sie wirklich allein gesehen hätte, hätte ich es Ihnen auch sagen müssen, wie schön Sie sind ...“

Maria da Caza atmete tief, und er verzehrte sie mit den Blicken. Sie fragte:

„Und warum kümmerten Sie sich nicht um mich heute?“

„Ich hatte Angst, mit Ihnen allein zu sprechen, und vor den anderen wollte ich nicht die banalen Redensarten gegen Sie gebrauchen, die man so in der Unterhaltung gebraucht. Denn ich habe nur immer mich mit den Frauen unterhalten, wo es war, als guter Gesellschafter, aber bei Ihnen ... bei Ihnen ... nein ... nein, bei Ihnen nicht ...“

Sie wollte es noch einmal hören, es klang ihr in den Ohren wie süße, unwiderstehliche, berauschende Musik und sie fragte wieder:

„Warum bei mir nicht?“

„Weil ... weil ... Sie anders sind ... Sie sind zu schön ...“

Zögernd kam es von ihren Lippen:

„Und andere?“

„Sie sind nicht wie andere, wie keine andere, keine auf der ganzen Welt, und nur das wollte ich Ihnen sagen und darf es doch nicht und fand nicht den Mut. Nun habe ichs gethan!“

Befreit, erleichtert trat er einen Schritt zurück mit lachenden Augen, groß, blau und, wie Maria da Caza dünkte, trotz allem treu und ehrlich. Und auch sie fühlte sich, als sei ihr eine Last von der Seele gefallen, frei und entladen. Nun wußte sie es, daß er sie schön fand, daß die anderen ihm nichts galten und nur sie. Aber blos eine Sekunde war sie stolz darauf, dann durchschauerte es sie und sie streckte verlangend die Hand nach ihm aus, und er küßte ihre Hand.

Da klangen die Stimmen deutlicher näher, nun schon in der Bibliothek daneben.

Maria da Caza hielt noch fest seine Rechte. Gedämpft sagte sie:

„Wissen Sie nun, ob Sie in Berlin bleiben möchten?“

Er drückte einen glühenden Kuß auf ihren schönen, vollen Unterarm dicht über dem schlanken Gelenk. Und als die beiden jungen Mädchen mit Rittmeister Hendrich und Leutnant von Remer eintraten, die für Herrn da Caza, weil er mit Mr. Easby noch einen englischen Pferdekauf besprach,

Digitized by Google

die Führung übernommen, hatte sie ihre ganze Sicherheit wieder: die Ruhe nach dem Siege.

Graf Staffingk drehte den Kommenden den Rücken, als betrachte er ein Bild, Maria da Caza aber sagte mit voller Geistesgegenwart sich zu den Charriers wendend:

„Bloß Sie? Ich dachte, man besähe allgemein die Zimmer!“

V.

Nun hatte Maria da Caza's Leben endlich einen Inhalt gewonnen. Es war nicht mehr das ewige Hin und Her in tötlichem Gleichmaß, die Vergnügungen der „Gesellschaft,“ die ihr längst so gleichgültig geworden waren. Sie fragte nicht mehr danach, ob „man“ hier und dort gewesen sein mußte, ob es auffiel, wenn sie nicht erschien, ob es wünschenswert wäre, daß sie sich zeigte. Der Schwarm ihrer Bewunderer war ihr höchst gleichgültig geworden. Sie wünschte nicht schon am Morgen, der Tag möchte doch endlich wieder vorbei sein.

Maria da Caza fragte nur nach dem einen, wo Graf Staffingk sich befand, wann und wo sie sich sehen würden. Sie dachte nur an ihn und gab sich auch gar keine Mühe, es zu verbergen. Über Schuld oder Nichtschuld wurde sie sich nicht klar, ihr Gatte, der sich kaum um sie gekümmert und der sich nun seit Jahren gar nicht mehr um sie zu kümmern schien, als rein äußerlich, ihr Gatte war ihr einerlei. Sie hatte nicht das Gefühl, ihn zu verletzen, in seine Rechte einzugreifen.

Jetzt wußte sie, was sie empfunden, was nur dumpf in ihr gelebt, war ihr mit der Scene im weißen Boudoir klar geworden in einem Augenblick. Sie wußte, daß sie ihn nicht hatte an ihren Triumphwagen spannen wollen, um vor den übrigen Damen etwas voraus zu haben, sie wußte, daß sie ihn liebte, daß sie ihn liebte sinnlos, rasend, soviel ihr Herz hinzugeben fähig war. Wann es gekommen, ahnte sie nicht, fragte sie nicht. Es war da und es schien ihr, als müsse es immer dagewesen sein, vom Augenblick an, wo er damals auf dem Lindstedtschen Balle in den Saal getreten und Rittmeister Hendrich ihn ihr gezeigt mit den Worten:

„Da ist er!“

Er war da. Er war plötzlich in ihrem Leben erschienen und es war so gekommen ohne Vorbereitungen und Nachdenken, aber auch ohne Reue.

Wenn sie darüber sann, so schien es ihr immer mehr, als hätte es so werden müssen, als sei sie für ihn bestimmt gewesen, als habe sie diese Jahre hindurch auf ihn gewartet, bis er aus dem Orient wiederkäme. Und als sie eines Nachmittags im Tattersall zusammen ritten und die Bahn fast leer war, nur ein Bereiter in der einen Ecke sein Pferd abbog, da fragte sie ihn:

„Haben Sie denn wirklich, wie Sie nach Berlin kamen, gleich an mich gedacht?“

Er neigte sich von seiner Stute leicht zu ihr herüber und flüsterte:

„Nur an Sie, nur an Sie habe ich gedacht.“

Und ein andermal, als sie sich wie zufällig bei Schulte trafen und die kleine Selbotten, mit der sie gekommen, etwas zur Seite vor einem Bilde geblieben war, fragte er:

„Gnädige Frau, sind Sie morgen nachmittag zu Hause? Ich muß Ihnen etwas sagen!“

„Ich habe leider ein paar Damen zum Thee.“

„Das ist schade!“

Er blickte sie traurig an, so daß sie sofort vorschlug:

„Ich sage ihnen ab.“

„Nein, das dürfen Sie nicht, meinetwegen nicht . . .“

Und schnell flüsterte sie noch:

„Kommen Sie gegen halb sieben. Dann sind die Damen fort. Sie gehen immer pünktlich ein Viertel . . .

Dann kam die kleine Gräfin heran:

„Maria, hast du das Bild dort gesehen?“

Sie zog die Freundin zurück, um eine etwas philiströse, brav gemalte Leinwand zu betrachten, die ihrem einfachen, wenig gebildeten Geschmack entsprach.

Staffingk blieb stehen. Er schaute der königlichen Gestalt Maria da Cazas nach, wie sie über den Teppich nach der anderen Seite schritt. Er konnte sich nicht satt sehen an ihrem Anblick. Stundenlang hätte er sie betrachten mögen: solch eine Frau gab es nicht wieder auf der ganzen

Erde. Hatte dieser Caza ein Glück gehabt! und dabei schien er es gar nicht einmal zu würdigen, dieser korrekte, tadellose Rennmann, den eine warme Sehne im Stall mehr bekümmerte als alles, was die schönste Frau anging, die je einen Rennplatz betreten.

Und Graf Staffingk empfand etwas wie eine Gegnerschaft gegen diesen Mann, als seien sie beide nun einmal durch das Schicksal einander in der Zukunft als Feinde gegenübergestellt und bestimmt. Denn Maria da Caza hieß sein Schicksal. Es hatte ihn zu ihr gezogen, er war zu ihr gekommen, er hatte sich ihr genähert und war nicht abgewiesen worden. Wie ein leichtes Grauen, mehr ein Staunen fast überfiel es ihn, wenn er daran dachte, daß diesmal mit dieser Frau sein Herz Anteil zu nehmen schien und es ernst für ihn ward, wo er sonst nur immer als leichter Schmetterling von einer Schönheit zur anderen gehuscht, ihr zu huldigen. Er hatte sich verwundet gefühlt, immer wo er Frauen fand: fast jeder Winter, fast jeder Ort führte ihn mit Frauen zusammen, an die er sein Herz verlor. Doch bisher noch immer war er unter dem lächelnden Mund und schönen Auge einer anderen wieder von seinen Wunden genesen.

Und diesmal schien es ihm als müßten alle anderen vor ihr verblassen, als wäre alles, was er in den Jahren erlebt, nur ein Spiel gewesen. Er kam sich reifer vor. Nach Silberfäden an den Schläfen hatte er gesucht, ob er nun alt geworden wäre und bequem, vernünftig und dem Ende alles Flirtens nah, wo die Flirtation im Jugendland zurückblieb und ernste, echte, tiefe Liebe das Herz des Mannes füllte.

Wie ein Schatten nur zogen ihm die Erinnerungen vorüber, er war entschlossen nun Ernst zu machen, und schwer ward es ihm nicht, denn er fühlte, daß er nicht los konnte von ihr, nicht los wollte, daß er nur sie begehrte, sie haben mußte. Er dachte nicht mehr daran, so ein kleines Schäferspiel nebenbei zu haben, es zog ihn nicht mehr zu schäkern ohne Arg aus Gewohnheit, das Flirten fühlte er begraben und sein Interesse erstorben für jede Frau, die nicht hieß: Maria da Caza!

Zu der von ihr genannten Zeit stand er vor der Villa.

„Nimmt gnädige Frau Besuch an?"

„Gnädige Frau läßt bitten!"

Er wurde in den kleinen Salon geführt, wo der Wasserfall von der Spiegelwand niederrauschte, und fand sich allein. Doch nur ein paar Sekunden, dann trat Maria da Caza ein:

„Sie sind eben fortgegangen. Gott sei Dank!"

Staffingk zog ihre Hand an seine Lippen und sah sie an. Sie fand nicht den fröhlichen Ausdruck, leicht und leichtsinnig in seinen Augen, den sie ein wenig fürchtete, sondern ruhigen, ernsten Glanz. Darüber freute sie sich. Sie zog ihn auf ein kleines Sofa neben sich und fragte:

„Was wollen Sie mir sagen?"

„Gar nichts!"

„Aber Sie sagten es mir doch!"

„Das habe ich bloß so gesagt, weil ich bei Ihnen sein wollte."

Gedehnt fragte sie ihn:

„Sind Sie denn zufrieden mit mir, daß ich ihnen die Zeit angab?"

„Ich danke Ihnen, gnädige Frau, tausendmal danke ich Ihnen!"

„Wofür wollen Sie mir danken?"

„Daß Sie mir erlauben, mit Ihnen zu sprechen, hier allein. Denn beim Reiten und in der Welt da ist es doch ganz anders, da fühlt man sich so beengt, daß man doch nicht spricht was man sprechen möchte. Und ich habe ihnen doch so unendlich viel zu sagen. Ich muß so vieles erklären, wie mir zu Sinn ist ..."

Und er sprach zu ihr in leise schmeichelndem Ton. Er erzählte, wie er sich verändert und er legte ihr eine Beichte ab, wie er früher gewesen. Von seinem Wesen redete er und von seiner Art mit den Frauen, daß er von allen Blumen genascht und flatterhaft von einer zur anderen gegaukelt. Daß es ihn unterhalten mit jeder zu sprechen, jeder etwas Artiges zu sagen, daß er überall und immer sich angezogen gefühlt von ihnen, in den Banden einzelner gelegen und doch über der nächsten die vorige vergessen. Er sagte ihr, ernsthaft habe er nie an eine Frau gedacht, nur auf Tage, auf Wochen höchstens. Aber bei allen sei es doch nur ein Spiel gewesen, das er sich angewöhnt wie eine Schablone. Er müsse zuvorkommend und artig sein, das läge

nun einmal so in seinem Blute, in seiner Natur.

Er schloß:

„Gnädige Frau, ich habe mir nie darüber Gedanken gemacht, leichtsinnig bin ich immer darüber hinweggegangen. Ernst habe ich's nie gemeint. Und diesmal ... ich verstehe mich ja selbst nicht mehr, ich weiß gar nicht, wie mir zu Mute ist, ich bin wie krank. Krank, ja krank. Überall glaube ich, muß ich Sie sehen, in Gedanken ist mir immer Ihre Gestalt vor den Augen. Wo ich auf der Straße gehe, lauere ich bloß Ihnen zu begegnen. Ich träume von Ihnen, ich sehne mich immer nach Ihnen. Nach Ihrer Stimme nur, nach Ihrem Bilde. Mit niemand will ich mehr sprechen, nirgends mehr hingehen, wo Sie nicht sind. Ach, gnädige Frau, ich bin krank. Krank durch Sie ..."

Maria da Caza hörte ihn an mit bebendem Herzen, ihre Mundwinkel zuckten, sie spielte nervös mit einem Kissen unter ihrem Arm. Seligkeit durchströmte sie bei seinen Worten und sie hing an seinen Lippen. Sie wollte ihm noch weiter lauschen ... stundenlang hätte sie zuhören können. Ihr war so frei und gehoben, so lebensfreudig und kräftig zu Mute und sie empfand einen Freudenschauer vor der Zukunft. Seine Stimme, seine Worte klangen ihr wie weiche, süße Musik, so daß sie auffuhr, als er schwieg.

Aber wie der Ton endigte empfand sie plötzlich ein Unlustgefühl, etwas wie einen Zweifel, der schnell banger Besorgnis wich und als die Stille noch dauerte, zur Angst wuchs. Und sie sagte ganz unvermittelt, mit ganz erschrockenen Augen, groß, dunkel, über denen ein Schleier der Besorgnis zu liegen schien:

„Wenn Sie sich irren?"

„Nein!"

„Und wenn doch?"

„Nein, nein, nein."

„Sie glauben es vielleicht nicht. Aber haben Sie nicht oft schon geglaubt, Sie ... Sie liebten ...?"

Da griff er nach ihrer Hand und zog sie an die Lippen, sie mit Küssen bedeckend:

„Nein, so war es nie, nie, nie. Denn jetzt ist alles für mich vergessen. Alles, alles andere. Und das ist nun schon, seit ich den ersten Abend Sie gesehen habe, als ich eben von der Reise kam. Seit Wochen nun ... Und es steigt und steigt ... und ich vergesse alles darüber. Gnädige Frau, ich liebe Sie, wie ich's nicht sagen kann. Ich scheue, ich schäme mich fast vor den banalen Worten, weil Sie's nicht fassen können, was ich fühle."

Und er legte sich, indem er sich ganz niederbeugte, ihre Finger auf die Stirn, wie um den heißen Kopf mit dieser kühlen, schlanken Frauenhand zu kühlen.

Maria da Caza war ihrer Sinne nicht mehr mächtig. Mit der anderen Hand strich sie sein kurzes, blondes Lockenhaar, und plötzlich neigte sie sich zu ihm herab und berührte seine Stirn mit den Lippen. Er wollte den Arm um sie schlingen, doch sie sprang plötzlich erschrocken auf. Das Plätschern des Wasserfalls an der Spiegelwand übertönte andere Geräusche. Ihr war es, als habe sie im großen Salon Schritte gehört. Schnell trat sie in die Thür und spähte hinüber, doch der Raum war leer: die Phantasie mochte ihr Ohr getäuscht haben.

Als sie sich zurückwandte, sah sie flüchtig im Spiegel ihr Bild und gewahrte ihre geröteten Wangen. Nun wagte sie sich nicht mehr zu setzen und sagte nur kurz zu Staffingk:

„Es ist bald Zeit zu unserem Diner. Verlassen Sie uns heute, aber kommen Sie. Kommen Sie immer zu uns. Wir haben ja fast immer Menschen bei uns. Dann können Sie in mein kleines Zimmer gehen, und ich sehe Sie doch. Ich muß wissen, was Sie thun, wo Sie bleiben. Bitte, bitte, kommen Sie, immer, immer, ja? Ich muß mit Ihnen sein. Muß, muß, hören Sie, muß! Und dann können wir immer alles verabreden, daß Sie wissen, was wir vorhaben."

„Ich werde kommen."

„Wann?"

„Morgen?"

„Und am Tage sehen wir uns nicht?"

„Im Tattersall!"

„Gut, ich reite um drei."

Die Worte erstarben. Er suchte noch einmal ihre Hand, da fiel eine Thür ins Schloß und sie ließen sich los. Es näherte sich jemand und Herr da Caza trat ein:

„Ah, sieh da! Graf Staffingk! Das ist aber nett! Sehen Sie, so ist mir's

lieb, uns lieb. Immer kommen Sie nur zum Diner. Dies ewige förmliche Einladen ist gräßlich. Hendrich wird gleich da sein, und Lindstedts habe ich's sagen lassen . . ."

Mit einem Blick des Einverständnisses zu Maria da Caza entschuldigte sich Graf Staffingk für heute und versprach statt dessen am nächsten Tage zu erscheinen.

Als er gegangen war, sank unendliche Traurigkeit über Maria da Cazas Seele. Ihr war, als sei es plötzlich ganz öde in den prachtvollen Räumen geworden, und als Herr da Caza so nebenbei, nur um irgend etwas zu sagen, bis die Gäste kämen, fragte:

„Ist's nicht ein charmanter Kerl, der Staffingk?" da antwortete sie nicht, sondern drehte ihm den Rücken.

Er dachte an seine Unternehmungen und merkte es nicht.

VI.

Zu den Getreuen der Villa da Caza gehörte nun auch Graf Staffingk. Fast regelmäßig erschien er zum Diner. Die anderen Einladungen sagte er ab bis auf die offiziellen Festlichkeiten im Schloß, in den Botschaften und Ministerien, wo er sich durchaus zeigen mußte. Und auch an solchen Tagen kam er, nachdem er sich heimlich fortgestohlen, auf einen Augenblick, oder er erschien vorher, um zu berichten, wie langweilig es den Abend wahrscheinlich werden würde. Ab und zu ging er mit Cazas ins Theater oder in den Cirkus, seine übrigen Verpflichtungen vernachlässigte er vollkommen.

Und Maria da Caza freute sich darüber. Sie bannte ihn allmählich ganz in ihren Kreis, so daß er nur dort noch öfters verkehrte, wo sie auch war.

Herr da Caza war mit Staffingks Besuchen sehr einverstanden. Wenn nur wenige Herren da waren, so wurde nach Tisch meist noch eine Partie gespielt, und dabei rauchte man und trank ein Glas Bier. Da die Frau des Hauses jedoch in ihren Räumen keine Cigarre litt, so mußte der Spieltisch im Herrenzimmer, im Billardsaal aufgestellt werden, oder in der Bibliothek, aber auch dort nicht gern, weil der Rauch beim öffnen der Thür in das weiße Boudoir dringen konnte:

„Das verliert sich nicht in acht Tagen!" sagte Maria da Caza, und die Herren blieben bei ihrem Manne. Sie betrat die Rauchzimmer nie und früher hatte irgend einer immer bei ihr oder den ein, zwei Damen bleiben müssen, die eingeladen waren. Rittmeister Hendrich fiel meist diese Rolle zu. Mit ihm unterhielt sich Maria da Caza am besten. Herr von Nyvenström und Leutnant von Remer waren zu schweigsam, Mr. Easby zu englisch, Rittmeister von Vandelow mochte sie nicht besonders, Peter Stöckl kam immer nur auf besondere Einladung, Ritter Boljèn von Boljena sprach nur von Jagden oder wenn er sie von gesellschaftlichen Dingen unterhielt, so spielten in allen seinen Gesprächen der Hof, die fremden Legationen, wo die Cazas nicht verkehrten, eine zu große Rolle, und das ärgerte sie geradezu. Der Regierungsrat aber hatte eine zweideutige Redeart angenommen, wenn es nach Tisch war, die sie unangenehm berührte.

Nun war Graf Staffingk da. Er rauchte nicht und hielt sich lieber bei den Damen auf als bei den Herren. So ward er der vereidigte Gesellschafter, auch wenn Maria da Caza allein war. Und dann blieben sie meist nicht im großen Salon, sondern gingen in den kleinen, wo das Wasser von der Spiegelwand fiel.

„Das mag ich so gern, dieses Rauschen!" sagte er dann zu ihr jedesmal, wenn sie sich vor das kleine Bassin setzten.

Sie plauderten. Er erzählte und sie fragte, oder sie erzählte ihm und er forschte weiter mit leisen Worten nach allem, was ihr Dasein anging. Und sie war glücklich, glücklich, wie sie in ihrem ganzen bisherigen Leben es nie gewesen. Ihr Ehrgeiz äußerlich war erstorben, sie dachte kaum mehr daran, die Glänzendste, die Schönste zu sein, als wenn er dieses oder jenes schön und elegant und reizend gefunden, was sie trug oder besaß.

Sie kaufte was sie sich an kleinen Schmuckgegenständen, an Vasen, Bronzen, Kunstwerken von dem reichen Taschengeld, das ihr ausgesetzt war, erstand, nur im Gedanken ob es seinen Beifall finden würde, ob er davon gesprochen und es gebilligt. Sie zog sich nur noch an für ihn. Er hatte einmal gesagt, „meergrün" stünde ihr nicht — sie ließ ein Kleid dieser Farbe,

Digitized by Google

Des Bürgermeisters von Rotenburg Tochter. Nach einer Studienzeichnung von Chester Loomis.

das sie neu aus Paris von ihrer Schneiderin auf der Avenue de l'Opéra erhalten — unbenutzt liegen. Sie besaß wundervolle Opale, aber sie verschloß sie, weil er ihr erzählt, daß man sie in Frankreich nicht trüge, weil sie Unglück brächten, und daß auch er daran glaube.

In allem richtete sie sich nach seinem Geschmack: er mußte ihr Bücher empfehlen, was ihm einige Verlegenheit bereitete, da er zwar über alles unterrichtet war aus den Blättern, um in Gesellschaft darüber reden zu können, selbst jedoch wenig las. Und sie erinnerte sich, wie er ihr Peter Stöckls Bild „Müde" erklärt und ihr erst den tiefen Sinn, den dichterischen Gehalt des Werkes klar gemacht: nun fragte sie nach allem, was ihr unverständlich geblieben.

Von der Prinzessin und von anderen Frauen hatte sie nie gesprochen. Das Gefühl der Eifersucht war ihr nicht gekommen, denn sie wußte, daß er zum alten Fürsten Löwengaard-Espenburg oder zum Herzog von Ortenburg, wo er sie getroffen hätte, fast nie mehr ging. Nur von der Vergangenheit begann sie ein einziges Mal, da sie allein waren und die Herren drei Zimmer entfernt im Billardsaal eine Pfropfenboule spielten:

„Ich muß Sie einmal etwas fragen, was ich schon längst sagen wollte .... ich habe es nur noch nicht gewagt ..."

Er ward aufmerksam, runzelte ein wenig die Stirn und meinte:

„Etwas Schlimmes ... Böses? Gnädige Frau?"

Sie wußten, daß sie sich liebten, sie wußten, daß es eine Komödie war, wenn sie sich „Graf" und „Gnädige Frau" nannten, aber sie wollten beide nicht diese Grenze überschreiten. Es war besser, sie setzten sich nicht dem aus, von anderen gehört und überrascht zu werden, und es erschien ihr noch kälter und förmlicher, dazu ein unwürdiges Spiel, in der Gegenwart eines dritten immer wieder zur förmlichen Anrede zurückzukehren.

Und Maria da Caza hatte das Gefühl, als sei dieses „Gnädige Frau" der Damm, der sie schützte vor einem Hereinbrechen der Leidenschaft ohne Schranke. Noch wollte sie sich selbst bewahren. Ein instinktives Etwas sagte ihr das, ohne daß sie sich die Folgen überlegt und an das dachte, was da werden mußte und sollte.

Wie er nun fragte, that es ihr schon leid, ihn geängstigt zu haben:

„Nein, nein, nichts Schlimmes, nichts Böses. Aus Ihrer Vergangenheit möchte ich etwas wissen."

Er lächelte mit seinem offenen, frischen Gesicht und den blauen Augen, die ihr so gefielen, Maria da Caza an, aber in seinem Ausdruck lag doch eine leichte Verlegenheit:

„Aus meiner Vergangenheit?"

„Ja, aus Konstantinopel."

„Nun, da bin ich doch neugierig."

„Sie haben mir nie von jener Frau dort gesprochen, deretwegen sie abberufen worden sind, wie man sagte."

Noch schien er auszuweichen:

„Hat man Ihnen das auch erzählt?"

„Wie sollte ich es nicht gehört haben? Der Regierungsrat sagte es jedem, der es hören wollte."

„Das sieht ihm ähnlich. Aber — es schadet nichts."

„Warum?"

„Das war ja eine Dummheit nur. Wirklich eine Dummheit, nicht wert, da eine so große Sache daraus zu machen!"

Fast ängstlich wollte sie wissen:

„Also ist es aber doch wahr?"

„Ja und nein ..."

Und wieder schwieg er. Maria da Caza hing an seinen Lippen, und da nicht gleich die Antwort kam, ward sie erregt, preßte den Mund zusammen, als wollte sie sich wappnen gegen das, was er ihr zu bekennen hatte, und griff abwehrend nach seinem Arm:

„Bitte, sagen Sie es nicht. Ich will es nicht hören ... Ich will es lieber nicht ... Nein ... nein, bitte nicht ... ich würde es nicht hören können, es würde mir weh thun ... ersparen Sie es mir, bitte ... bitte nicht ..."

Ebenso dringend, wie sie es eben noch hatte wissen wollen, bat sie ihn nun, nichts mehr zu sagen, und schließlich warf sie die Worte hin:

„Es geht mich ja auch nichts an, was Sie früher gethan haben!"

Stassingk erwiderte zögernd:

„Es geht Sie nichts an?"

„Nein."

„Sie nehmen also kein Interesse an dem, was ich früher gethan habe?"

„Ich weiß nicht, ob ich ein Recht dazu habe?"

Er stutzte einen Augenblick, als wollte er sich überlegen, ob er nicht mit irgend einer Wendung darüber hinweg sollte, damit sie ihn nicht mit unbequemen Fragen quälen könnte, aber wie er sie so vor sich sah, das schöne Haupt leicht zurückgebogen und ihn fast ängstlich anblickend, mit einem bitteren Zug der Ergebung auf den Lippen, da übermannte ihn sein Gefühl und er sagte:

„Sie haben ein Recht, Sie haben auf alles ein Recht. Wie können Sie nur so fragen?"

In seiner Antwort hatte ein Ton geklungen, wie sie ihn noch nicht von ihm gehört: nicht Leidenschaft, sondern Innigkeit, tiefes Gefühl. Darüber war sie glücklich und wiederholte ihre Frage. Nun erzählte er ihr auch von Konstantinopel. Es war nichts Romantisches daran, und er sprach davon mit spöttischer Stimme. Eine gereifte Frau, allerdings die Gattin eines der Großwürdenträger, doch eines Ausländers, der nur in türkischen Dienst getreten, hatte sich in ihn verliebt und verfolgte ihn mit ihrer Zuneigung ohne sein Wollen und Zuthun, wie er sagte. Er hatte sich ihrer nicht erwehren können, und allmählich waren ihre Huldigungen zum öffentlichen Geheimnis geworden. Der Gemahl aber wußte, daß den jungen deutschen Diplomaten keine Schuld traf. Er war ihm im Gegenteil verbunden wegen seiner Haltung gegenüber seiner Frau; um jedoch dem Skandal ein Ende zu bereiten, erwirkte er die Bitte um Abberufung, die denn auch sehr bald erfolgte.

„Sehen Sie, gnädige Frau, so werden Geschichten gemacht. Ich kann schwören, daß ich jener Dame nie entgegengekommen bin. Allerdings bin ich artig gewesen, wie man es gegen jede Dame sein muß."

Maria da Caza fühlte sich erleichtert, als atme sie nun in frischer Luft. Als die Herren die Partie beendet hatten und herüberkamen, um noch einen Augenblick sich zu unterhalten, ihr Lebewohl zu sagen und zu gehen, war sie so ausgelassen und guter Laune, daß Rittmeister Hendrich sagte:

„Gnädige Frau, das paßt ja gar nicht zu Ihrer strengen Schönheit! So habe ich Sie doch noch nie gesehen!"

Sie lachte, sah Stassingk an und scherzte:

„Graf Stassingk hat mich so gut unterhalten, daß ich eben guter Laune geworden bin!"

„Was haben Sie denn erzählt?" fragte Herr da Caza und legte Stassingk freundschaftlich die Hand auf die Achsel. Dieser wechselte einen Blick des Einverständnisses mit Maria und sprach:

„Ich erzählte von muhammedanischen Volkssitten!"

„Und das war amüsant?"

„Es hat die gnädige Frau sehr unterhalten!"

Herr da Caza dachte daran, daß seine Frau öfters in den Zeiten, wenn sie sagte, sie sei satt von gesellschaftlichen Dingen, allerlei Museen besuchte, daß sie regelmäßig zu Schulte in die Bilderausstellung ging, wohin er nie einen Fuß setzte, und daß sie Bücher über Kunst, Sitten, Volksgebräuche, Geschichte gelesen, die ihr Peter Stöckl oder Professor Charrier empfohlen. Er freute sich immer, wenn jemand mit Maria da Caza über jene Dinge sprach, die ihm fernlagen, weil er wußte, daß sie sich im Grunde für die Rennen wenig interessierte. Noch einmal ließ er seine Hand auf Stassingks Schulter ruhen, als die anderen schon gegangen waren und er ihn als letzten zur Thür brachte:

„Sie opfern sich immer für meine Frau, während wir spielen, aber es ist auch schwer, etwas zu machen, da man doch den Herren nicht zumuten kann, ihre Cigarre aufzugeben — ohne Cigarre kommen sie nämlich einfach nicht, und ich muß gestehen, ich thäte es auch nicht. Um meiner schönen Augen willen ist noch keiner erschienen."

Er deutete auf sein Glasauge. Es war ihm nie peinlich, über sein Gebrechen zu reden, da das Gerücht umlief, er verdanke den Verlust des einen Auges einem Duell. Das erhob den körperlichen Fehler zum mystischen interessanten Ereignis, während er in Wirklichkeit einer Explosion in der Zündhütchenfabrik seines Vaters zuzuschreiben war. Aus jenem Betriebe, der längst in eine Aktiengesellschaft umgewandelt und von dem nicht gesprochen wurde, stammte der Reichtum der Cazas.

Graf Staſſingk reizte es, zu antworten, daß wohl welche erſchienen wären der ſchönen Augen Maria da Cazas wegen. Er war neugierig, was der Gatte darauf erwidern würde. Dann wollte er wieder ſeinen Verdacht nicht herausfordern und dennoch durchzuckte es ihn, zu fragen, weil er klar ſehen wollte, wie Herr da Caza, von dem ſie niemals ſprach, eigentlich über ſeine Frau dächte. Als er nun doch die Redensart ſo hingeworfen, wunderte er ſich, wie der andere ſie ſofort aufgriff:

„Meiner Frau halber? Gewiß, gewiß kommen manche ihretwegen. Was thut's? Es iſt mir ſehr lieb, wenn man meine Frau mag und hübſch findet, bewundert. Sehen Sie, mit Ihnen iſt's ja auch ſo. Das hat mir ja gerade ſo gefallen, wie Sie als ich das Vergnügen hatte, Sie kennen zu lernen, zu der alten Excellenz Teskow ſagten, an Schönheit käme überhaupt nur eine in Betracht, gegen die alle anderen zurücktreten müßten, nämlich meine Frau. Iſt's nicht ſo? Kommen Sie nicht auch meiner Frau halber, um zu ſchwatzen und ein bißchen zu ‚flirten,' wie der ſchöne Ausdruck von jenſeits des Waſſers heißt?" Und er lachte fröhlich vor ſich hin.

Das hatte Staſſingk nicht erwartet. Jetzt war es ihm faſt peinlich, gefragt zu haben, und er entgegnete etwas gezwungen:

„Ja, ja, warum auch nicht? Es iſt ja ein höchſt unſchuldiges Vergnügen, ſo eine kleine Flirtation!"

„Bloß der moderne Ausdruck für Schwatzen. Früher gab's äſthetiſche Thees, Seelenfreundſchaften, galante Herren, Cavaliere des ancien régime . . ., na und heute iſt's ein Flirt . . ."

Er hatte das in einer Art geſagt, daß es Staſſingk war, als könne er, dem er im übrigen ſolche Betrachtungen nicht zutraute, das nicht aus Eignem gefaßt haben, und ſo erkundigte er ſich raſch:

„Woher haben Sie das?"

Herr da Caza, der fremde Gedanken für eigne Münze ausgegeben, bog aus:

„Wieſo?"

„Dieſe Theorie meine ich?"

„Ach wiſſen Sie das nicht? Das ſagt Lindſtedt immer!" that er nun ganz ſelbſtverſtändlich.

VII.

Im Opernhauſe wurde „Carmen" gegeben, und die kleine Gräfin Selbotten, die noch niemals dieſe Oper geſehen, bat Maria da Caza, mitzugehen, da ihr Mann ſie an dem Abend nicht begleiten konnte. Er mußte zum Vortrag der militäriſchen Geſellſchaft in der Kriegsakademie. Staſſingk erfuhr es den Tag vorher, wo ſie ſich bei Lindſtedts trafen, und er verſprach ihr leiſe, im Theater zu ſein.

Als die Cazas das Opernhaus betraten, war es ſchon ſpät, und ſie erreichten gerade noch ihre Loge, ehe die Ouverture begann. Marias erſter Blick war in das Haus, um Staſſingk zu ſuchen, und ſie entdeckte ihn ſofort gegenüber, wie er ſie mit dem Opernglaſe muſterte. Wie zufällig richtete ſie ihr Glas hinüber, und ſie lächelten beide.

„Wen ſiehſt du denn da, Maria?" fragte die kleine Gräfin leiſe.

„Graf Staſſingk!" antwortete ſie gleichgültig, aber es war ihr, als ob die Freundin ſie plötzlich und ſchnell anblicke. Die Ouverture begann. Weingartner hatte den Taktſtock erhoben, und die Bizetſche prickelnde Muſik nahm das Ohr gefangen. Endlich hob ſich der Vorhang. Die Soldatenſcene ſpielte ſich ab. Carmen trat auf und trällerte ihr Lied:

„Die Liebe vom Zigeunerſtamme
Fragt nach Rechten nicht, Geſetz und Macht!
Liebſt du mich nicht, bin ich entflammet
Und lieb' ich dich — nimm dich in acht!"

Und wie das Carmenlied erklang, ſuchten und fanden ſich wiederum Staſſingks und Maria da Cazas Augen. Sie hatte die Oper ſchon ein dutzendmal geſehen, und immer war ſie an dieſer Stelle vorübergegangen, ohne ſo recht die Bedeutung der Worte zu faſſen. Die Muſik war ihr beinahe langweilig geworden, auf den Text hatte ſie nie ſo recht geachtet. Heute aber klang ihr plötzlich das La-la-lalla-la-lalla — in den Ohren, als ſei ihr in dieſer Minute das Verſtändnis aufgegangen. Bei den folgenden Scenen tönte ihr nur immer dieſes „fragt nach Rechten nicht, Geſetz und Macht" in den Ohren, als hätte es für ſie beſondere Geltung gewonnen.

Als der Vorhang niedergegangen war, ſagte Herr da Caza, der hinter den beiden Damen ſaß:

Digitized by Google

Aus unſerer Studentenmappe:

Die Malerei. Nach einer Zeichnung von Carl Gehrts.

„Es liegt doch eine rieſige Leidenſchaft in dieſer Muſik! Nicht wahr, Frau Gräfin?“ Dabei gähnte er verſtohlen. Die Thür der Loge öffnete ſich, und Graf Staſſingk erſchien. Er wechſelte einen kurzen Händedruck mit Herrn da Caza, der ihm ſeinen Platz überließ, um ins Foyer zu gehen. Die kleine Selbotten lachte ihm nach: „Dein armer Mann langweilt ſich ſo ſchrecklich!“

„Er wollte eigentlich heute mit Hendrich in den ‚Vogelhändler‘ gehen,“ erzählte Staſſingk.

Maria da Caza, die davon nichts wußte, ſagte faſt wegwerfend: „Warum iſt er nicht gegangen? Graf Staſſingk hätte uns ja begleiten können. Sie langweilen ſich doch nicht bei guter Muſik! Wenn das Verſtändnis aber erſt beim Couplet oder Walzer anfängt!“

Und ſie zuckte verächtlich mit den Schultern. Der junge Diplomat hatte ſchwei

gend Herrn da Cazas Platz eingenommen, während Maria noch einmal begann: „Graf Staffingk hätte uns ‚chaperoniert'!"

Da sprach Gräfin Selbotten, aber sie unterbrach sich gleich und ging auf etwas anderes über: „Vielleicht ist es doch besser, wenn dein Mann . . . ach dort drüben sitzen ja Charriers . . ."

Zugleich grüßte Staffingk nach der linken Seite und Maria da Caza, die eben Charriers hatte suchen sollen, folgte hastig der Richtung, wohin er sich gewendet, und sah, zwei Logen von der ihren entfernt neben der kaiserlichen, Ortenburgs mit der Prinzessin und noch einem jungen Mädchen. Der Herzog, die Herzogin wie die Prinzessin hoben fast gleichzeitig ihr Opernglas ans Auge und Maria that, als habe sie achtungslos über sie hinweg andere Leute betrachtet.

Als sie den Gruß Staffingks gesehen, hatte sie eine unangenehme Empfindung. Seine Verneigung war durchaus herkömmlich gewesen und sein Lächeln und artiges Kopfneigen, wie es eben seine Art war. Aber sie empfand ein bitteres Gefühl, daß gerade diese dort sitzen mußten an demselben Abend, wo sie ins Opernhaus gingen. Und damit beschäftigte sie sich noch, als längst der zweite Akt begonnen und Staffingk wieder drüben ihr gegenüber auf seinem Platze saß. Dabei hörte sie überall in der ganzen Musik das Lied der Carmen hindurch, es klang ihr in den Ohren, es summte im Toreroliede mit, sie vernahm es beim Tanz, immer das: „Fragt nach Rechten nicht, Gesetz und Macht."

Sie fühlte sich erhoben dadurch, gestärkt, als ob dieser Vers ihrer Liebe die Billigung zusagte, die Erlaubnis gäbe. Hinter sich wußte sie ihren Mann, dessen Atem sie bisweilen im Nacken fühlte, wenn er sich ein wenig vorbeugte, um besser zu sehen. Das mahnte sie an seine Gegenwart. In ihrem Glückstaumel würde sie ihn sonst vergessen haben. Da empfand sie die Worte des Carmenliedes als eine Art Entschuldigung ihrer Leidenschaft. Sie konnte nicht anders. Es mußte so kommen. Ein Aufbäumen und Auflehnen dagegen wäre zwecklos — unmöglich gewesen. Es war einmal ihr Schicksal, und die Liebe erkannte keine Fessel an. Sicherheit gab ihr das und Festigkeit, und sie war davon überzeugt, daß nun alles langsam ohne Aufhalten seinen Gang gehen müsse — wie, wußte sie nicht, das würde sich finden.

Maria da Caza lehnte sich mit einer sicheren hastigen Bewegung in ihren Stuhl zurück und dabei berührte ihr Haar leicht den Bart ihres Mannes, der sich zurückbog. Sie hatte ein Gefühl, als brauche sie den Zusammenstoß mit ihm, der über kurz oder lang doch erfolgen mußte, nicht zu scheuen. Ihre Liebe fragte nicht nach Recht, Gesetz und Macht, aber sie verlieh ihr das Bewußtsein, im Rechte sich zu fühlen, ihre eignen Gesetze sich vorzuzeichnen, und die Macht, sich durchzusetzen.

Im nächsten Zwischenakt empfahl sich Herr da Caza, indem er sich bei der kleinen Gräfin entschuldigte. Seine Pflicht habe er ja erfüllt, die Damen zu geleiten, nnd da sie Bekannte gesehen, dürfe er wohl die Damen ihnen überlassen, er habe eine Verabredung.

„Er geht in den ‚Vogelhändler'!" dachte Gräfin Selbotten, doch Maria drängte hinaus ins Foyer. Wohin ihr Mann sich begab, war ihr gleichgültig, sie wollte nur Staffingk treffen. Die Leute schoben sich schon in dem engen Gang hinter den Logen. Das Haus war stark besucht, weil Weingartner die Oper neu herausgebracht hatte und man eigentlich den Kaiser erwartete, der bis jetzt allerdings noch nicht erschienen war.

Neben Maria da Caza, in einem zobelgeschmückten, halboffenen Dinerkleide, sah die kleine Gräfin, trotzdem auch sie sich zu kleiden wußte, sehr bescheiden aus, und ein Hauptmann von einem Gardeinfanterieregiment, der sie kannte und wußte, wer die große schöne Dame neben ihr war, flüsterte einem Kameraden mit seinem Gruße zu: „Sonne und Mond!"

Die Herren machten rechts und links Platz, ein paar, die Maria da Caza auf irgend einem Fest vorgestellt worden, grüßten, aber da die Beiden eilig schritten, als ob sie jemanden suchten, so näherte sich ihnen keiner. Nur Herr von Nyvenström trat ihnen gerade entgegen und hielt sie einen Augenblick auf, der jedoch genügte, daß sich der Herzog von Ortenburg mit seinen Damen vor sie schob. Und da erschien auch gerade Graf Staffingk von der anderen Seite. Nun konnte er an der Prinzessin nicht vorbei, ohne sie zu begrüßen.

Digitized by Google

Maria da Caza ſuchte möglichſt ſo zu thun, als folge ſie dem, was der Geſandtſchaftsſekretär erzählte, doch ſie verlor die Gruppe drüben nicht einen Augenblick aus den Augen. Sie bemerkte, wie Staſſingk einen Blick zu ihr warf, dann drehte er ſich ſo, daß ſie ſein Geſicht nicht ſehen konnte. Sie ſah nur, wie ihm alle die Hand reichten und daß ſich ihre Geſichter aufklärten und leicht angeregt ſchienen, ſolange er da war. Die Prinzeſſin, die heute abend weniger ſtark erſchien, war leicht errötet wie immer. Er wandte ſich ein paarmal an ſie, dann an die jüngere Dame, die in Begleitung der Ortenburgs war, endlich an die Herzogin. Und jedesmal, wenn er mit einer ſprach, hellten ſich ihre Züge auf.

„Bringen Sie uns nach der anderen Seite, Herr von Nyvenſtröm!“ bat Maria unmutig. Als ſie an dem herzoglichen Paar vorüber mußten, nahm ſie ſich vor, auch nicht eine Linie breit Platz zu machen, und es war ihr Bedürfnis, wie ſie ganz nahe waren, ziemlich laut gegen den Geſandtſchaftsſekretär von ihrer kleinen Freundin als „Gräfin“ zu ſprechen, als müſſe ſie den Rang ihrer Begleiterin zu hören geben. Sie hatte erwartet, Ortenburgs würden kaum aus dem Wege gehen, und ſie empfand eine arge Beſchämung, als der Herzog ſehr artig, indem er ſein Einglas fallen ließ, zur Seite trat und ſogar ſeiner Frau etwas zurief, weil dieſe den Kommenden den Rücken drehte. Auch die Herzogin wich aus.

Während ſie hindurchſchritten, begrüßte Herr von Nyvenſtröm, ſich verneigend, das herzogliche Paar. Staſſingk wechſelte mit ihm einen Händedruck.

Auf der anderen Seite kamen ihnen ſchon Charriers entgegen. Der Profeſſor ungemein herzlich, Frau Charrier noch ganz hingeriſſen von der Muſik, und die beiden Töchter einen Augenblick verlegen, weil ſie nicht recht mehr wußten, ob ſie eigentlich den Schweden kannten oder nicht.

Nun hatte Maria da Caza volle Muße, indem ſie zuzuhören ſchien, Staſſingk zu beobachten, denn der Profeſſor fing an über die Koſtüme in der „Carmen“ zu ſprechen. Das Thema war ſein Steckenpferd, da er Koſtümkunde vorzutragen hatte. Er, der früher ſelbſt alles „verſchönt“ und „lackiert“ in ſeinen Bildern, war jetzt, nachdem er mit 56 Jahren zur „neuen Richtung“ gekommen, ein wütender Verfechter des Realismus geworden und war empört über das „Geleckte“ und „Geſchniegelte“ auf der Bühne:

„Die wirkliche Carmen trägt eine zerriſſene Spitze, hat Löcher in den Strümpfen und an ihrem Kamm ſind mindeſtens drei Zinken kaput, und der Torero heißt überhaupt Eſpada oder Matador . . .“

Während er ganz wütend noch weiter predigte, obwohl ihn ſeine Frau inſtändigſt bat, nicht ſo laut zu ſprechen, hatte Maria da Caza geſehen, wie der Herzog irgend etwas Staſſingk über ſie geſagt zu haben ſchien, denn die ganze Gruppe drüben blickte zu ihnen herüber, und der junge Diplomat verabſchiedete ſich ſofort.

Der Profeſſor nahm ihn augenblicklich in Beſchlag und wollte von ihm, der ja doch ſelbſt die Spanier kenne, Verſchiedenes wiſſen: „Was gefällt Ihnen nicht an der Regie, Herr Graf?“

Graf Staſſingk, der noch beſchäftigt war, den Damen Charrier jeder einzelnen ein Wort zu ſagen, zögerte, bis er erwidern konnte: „Daß die ‚Carmen‘ einen Trauring trägt!“

Alle lachten, ſogar ein paar Vorübergehende, die die Antwort aufgeſchnappt, mußten lachen. Frau Terky, die „Carmen“ des Abends, eine Sängerin und Darſtellerin erſten Ranges, in ihrem Privatleben eine treue Gattin und gute Mutter, hatte allerdings den goldenen Reif behalten — vielleicht weil er nicht mehr vom Finger der ein wenig ſtark gewordenen Sängerin ging.

„Warum dürfte ‚Carmen‘ keinen Trauring tragen?“ fragte nur die kleine Selbotten, und Staſſingk blickte bei ſeiner Antwort flüchtig auf Maria da Caza: „Weil ſie dann gebunden wäre!“

Da ſagte Maria da Caza ſchnell mit blitzendem Aufleuchten in den ſchwarzen Augen: „Aber ſie ſingt ja:

‚Die Liebe vom Zigeunerſtamme,
Fragt nach Rechten nicht, Geſetz und Macht.‘“

Und er ſah ſie bedeutungsvoll an und maß ihre Geſtalt mit dem Blick: „Gnädige Frau, Sie haben recht!“

Es war Maria da Caza, als träte die kleine Freundin einen Schritt zurück . . .

Sie mußten ſich trennen, der neue Akt

begann. Und nun hatte sie alle unangenehmen Eindrücke überwunden und jede Verstimmung schwand. Sie dachte nur noch an ihn mit glühender Leidenschaft und die Musik entzündete ihr Herz noch mehr. Sie vergaß Ortenburgs und die Prinzessin, sie vergaß alles und gab sich nur ihren Gedanken hin, die bei ihm waren.

Als die letzten Töne verklungen und der Vorhang sich über der toten Carmen gesenkt, eilte alles der Garderobe zu. Stassingk brachte die beiden Damen bis an die Cazasche Equipage, die unten hielt. Am Wagenschlag nahm er Abschied. Maria wollte wissen, was er nun thäte, und da sie nicht geradezu fragen wollte, scherzte sie: „Wir fahren nun hübsch nach Haus, und die Herren der Schöpfung bleiben noch auf, bis wer weiß wann!“

„Ich nicht, gnädige Frau!“ antwortete Stassingk, und wie er es eben sagte, erinnerte er sich, daß er doch vorhin nicht geglaubt, der Herzogin abschlagen zu können, nach dem Theater noch eine Tasse Thee bei ihr zu trinken. Aber er ließ es dabei, und Maria da Caza freute sich, daß er sofort nach Haus gehen würde. Ihr Herz war so voll, sie war so glücklich, selig über alle Maßen. Bei der Heimfahrt sprach die kleine Gräfin nicht. Maria achtete nicht darauf, sie glaubte, sie wäre müde, und fühlte selbst das Bedürfnis, allein zu bleiben mit ihren Gedanken. Während sie die Linden entlang rollten, blickte sie zum Wagenfenster hinaus. Eine dichte Menschenmenge schob sich die Straße entlang: Publikum aus dem Opernhaus und von der Friedrichsstraße ab aus dem Wintergarten, der eben seine Pforten geschlossen. Es war trotz des Februars köstliches, fast warmes Frühlingswetter, und die Leute benutzten es, um den Nachhauseweg zu Fuß zurückzulegen. Familien hielten sich geschlossen zusammen, einzelne Herren bummelten langsam des Weges, Pärchen schmiegten sich eng aneinander.

Am liebsten wäre Maria da Caza ausgestiegen, um auch zu gehen. Sie fühlte sich so festtäglich gestimmt, als ob dieser Abend noch nicht zu Ende wäre, als müsse er nun eigentlich erst beginnen. Eine unbestimmte Sehnsucht durchzitterte sie, und sie dachte, alle die einfachen Fußgänger dort drüben auf dem Bürgersteige müßten doch glückliche Menschen sein, nun noch in irgend ein Restaurant oder Café gehen zu können, um den Abend zu beschließen, wann sie wollten.

Als sie die Freundin an ihrem Hause abgesetzt hatte und allein nach der Villa fuhr, dachte sie, wie es wäre, wenn sie nun Gesellschaft bei sich fände, oder wenn sie noch einmal fort könnte auf ein Fest, auf einen Ball. Eine wilde Leidenschaft zu tanzen befiel sie, tanzen, ja tanzen. Sie hätte sich so recht ausrasen mögen in wilder Musik. Und sie dehnte und bog sich im Wagen, und stieß ungeduldig auf den Boden mit den Füßen.

„Ist der gnädige Herr zu Haus?“ fragte sie, als sie aus dem Wagen stieg. Er war noch nicht zurückgekehrt, und sie empfand es wie eine Erleichterung. Es hätte ihre Stimmung gestört.

In allen Zimmern, in den Salons, in der Bibliothek, im Rennzimmer, im Boudoir, in der Galerie, ließ sie das elektrische Licht erstrahlen, und dann irrte sie von einem Raum in den anderen. Die Balkonthür riß sie auf, damit sie mehr Luft hätte, denn es schien ihr nicht frisch genug überall. Und immer dachte sie an ihn, an ihn, nur an ihn. Sie erblickte ihn vor sich, sie hörte den schmeichelnden, leisen Ton seiner Stimme, sie sah seine blauen Augen ihr ins Antlitz schauen. Verzehrende Sehnsucht überfiel sie nach ihm. Sie malte es sich aus, wie es wäre, wenn sie nun nicht an ihren Mann geheiratet, wenn sie mit ihm nach Haus gekommen wäre in ihr Heim. Wie sie dann hier sitzen würden, nebeneinander, und er ihr erzählen würde aus seiner Vergangenheit, von seinen Reisen, von all den Frauen, die ihm nachgestellt und die — sie lachte laut auf, wie sie es sich vorstellte — er geliebt. Sie alle galten ja jetzt nicht mehr, sie waren überwunden, sie lagen hinter ihm und hinter ihnen beiden, denn er liebte bloß noch sie allein.

Und da überfiel sie plötzlich, wie sie sich allein sah, eine tiefe Trauer, und sie warf sich in einen Stuhl, in den Fauteuil, den er immer einnahm, wenn er mit ihr plaudernd nach dem Diner, am Wasserfall im kleinen Salon saß. Sie öffnete den Hahn und ließ die Wasser spielen. Die Seerosen glühten am Boden des Bassins,

Digitized by Google

Studienkopf. Nach einer Zeichnung von R. Gysis.

Digitized by Google

der Springbrunnen ſtieg auf und die Flut ſtürzte ſich plätſchernd in Kaskaden herab.

Lange lauſchte ſie dem Rauſchen, immer dachte ſie an ihn. Nun war er daheim in ſeiner Junggeſellenwohnung in der Linkſtraße. Ein paarmal war ſie ſchon vorübergefahren, um wenigſtens von außen die Fenſter zu ſehen. Vielleicht ſchlief er ſchon. Oder er irrte noch umher, ruhelos wie ſie, ohne den Schlummer zu finden. Er liebte ſie ja, er liebte ſie. Dieſe Seligkeit in den Worten, in dem einfachen gleichgültigen Klang: Liebe.

Da kam ihre Feſtſtimmung wieder über ſie. Sie ſprang auf und trat auf den Balkon, im bloßen Haar und Kleid, wie ſie aus dem Theater gekommen. Die milde Luft umwehte ſie weich. Lautlos, tot lag drüben die Straße, matt von den Laternen erleuchtet. Es war ganz windſtill und ruhig, nur von fern klang ein unbeſtimmtes Getön herüber vom nächtlichen Leben der Stadt. Und die großen dunklen Bäume drüben ſtanden unbeweglich.

Maria da Caza ließ ihren Blick über die Kronen der Buchen ſchweifen: der Himmel war ſternhell und klar. Dieſer Frieden mitten im bewegten Leben des großen Häuſermeeres ſchien ihr Glück zu bedeuten. Sie mußte glücklich werden, ſie würde glücklich werden. Das wußte ſie. Die Vergangenheit würde ihr verſchwinden wie eine ausgelöſchte Satzreihe auf der Tafel. Die Muſik, die ſie eben gehört, kehrte ihr im Gedächtnis wieder, ſie klang leiſe, ſie ſummte dumpf, das Carmenlied ſtieg auf und zitterte ihr im Ohr.

Da hob Maria da Caza unwillkürlich den Arm, als begleite ſie mit einer Handbewegung die Worte, und während ſie in das Zimmer zurücktrat, ſang ſie vor ſich hin die Zeile, die ihr wie eine Berechtigung erſchien ihrer Liebe:

„Fragt nach Rechten nicht, Geſetz noch Macht!“

VIII.

Am nächſten Mittag, als Maria da Caza gerade im Tatterſall ritt, war Gräfin Selbotten bei ihr geweſen und hatte eine Karte hinterlaſſen, worauf gekritzelt ſtand: „Wenn möglich, komm doch einen Augenblick heute noch zu mir. Ich bin zu Hauſe.“

Vor Tiſch ſuchte Maria ihre kleine Freundin auf. Sie fand ſie in der Kinderſtube, wie ſie für ihr Töchterchen eine Kinderwagendecke nähte.

„Das freut mich, daß du kommſt, Maria!“

Sie ließ ihre Arbeit liegen, und die beiden jungen Frauen gingen in den Salon hinüber, wo Staſſingk Marie vorgeſtellt worden. Die kleine Gräfin beſaß nur dieſes Zimmer. Die ganze Wohnung war räumlich beſchränkt, und Selbottens hatten ſie trotz teurer Lage in der Viktoriaſtraße dennoch billig bekommen, weil ſie in den noch zwei Jahre laufenden Kontrakt eines Beamten aus dem Miniſterium des Innern eingetreten, der nach auswärts verſetzt worden. Das junge Paar beſaß noch keine großen Mittel, die ihnen jedoch ſpäter einmal von beiden Seiten zufallen mußten.

Maria da Caza wunderte ſich, daß ſie keinen Kuß erhielt wie gewöhnlich, und fragte mit einigem Staunen:

„Was iſt denn nur eigentlich geſchehen?“

Gräfin Selbotten lachte:

„Hab' keine Angſt, Maria, gleich wirſt du's wiſſen. Ich wollte bloß mal mit dir reden!“

„O weh, habt ihr irgend eine Schwierigkeit? Du weißt . . .“

Sie kam auf den Gedanken, Selbottens möchten etwa ein wenig viel gebraucht haben für ihre Verhältniſſe, weil ſich vor einiger Zeit die kleine Gräfin einmal von einigen geſellſchaftlichen Unternehmungen ferngehalten, da ſie, wie ſie ſich ausgedrückt, „vernünftig ſein müßten.“ Aber ſie ward unterbrochen:

„Nein, nein, ich muß dir was ſagen. Du biſt immer ſo gut gegen mich geweſen und biſt es noch, und du haſt dich, wie ich ganz dumm hier nach Berlin kam, gleich ſo an mich angeſchloſſen oder vielmehr mich zu dir gezogen, daß ich dir doch auch dankbar ſein muß. Und da muß ich dir etwas ſehr Unangenehmes ſagen. Aber wir ſind doch ſo gute Freundinnen, Maria! Biſt du nicht meine beſte Freundin?“

Die beiden jungen Frauen küßten ſich auf die Wange, und Gräfin Selbotten fuhr fort, nachdem ſie ſich von Maria da Caza das Verſprechen hatte geben laſſen, nicht böſe zu werden und nichts übel zu nehmen, und ſie ganz ruhig bis zu Ende anzuhören:

„Ich weiß genau, wenn wir auch

darüber nur in Andeutungen gesprochen haben, daß du mit deinem Manne nicht glücklich bist. Ihr steht euch, glaube ich, sehr fremd gegenüber. Weißt du, Maria, mein Mann ist ja sehr gut mit ihm, aber er sagt auch nur immer ‚ein Renngenie.' Er sagt, das würde er wahrscheinlich auch sein, wenn er kein Vermögen hätte, dann würde er sich nämlich durch sein Talent eins machen. Siehst du, ich muß ihn doch auch verteidigen. Ja gerade muß ich ihn verteidigen. Er ist so liebenswürdig immer, sehr nett, aber man wird nicht warm mit ihm. Das sagt mein Mann auch. Die Herren so, die sagen immer von ihm ‚ein tadelloser, korrekter Gentleman.' Das muß ich sagen, weil ich ihn nicht sehr mag, Maria. Ich weiß nie, was ich mit ihm reden soll, und anderen geht es auch so. Aber wir werden wohl schuld sein. Nun kommt's aber. Trotz alledem darfst du nicht so sein, wie du jetzt bist."

Maria da Caza unterbrach sie ganz erregt:

„Wie bin ich denn jetzt?"

„So wie du nicht sein darfst!"

„Was denn!"

„Du hast mir versprochen, mich nicht zu unterbrechen. Maria, liebe Maria, bitte bitte, sei mir nicht böse, wenn ich dir's sage. Warum ich dir's sage? Die andern sagen dir's eben nicht! Da muß ich dir's schon sagen, denn ich bin doch deine Freundin und du bist immer so gut gegen mich gewesen, und einer muß es doch thun. Alle reden sie drüber . . ."

Maria da Caza fühlte, wie sie langsam errötete, aber sie saß gegen das Licht und es begann schon zu dunkeln. Jetzt wußte sie, wohin das zielte, und sie entschloß sich zuvorzukommen und selbst davon zu beginnen:

„Du meinst Staffing?"

„Ja, Maria!"

„Wer spricht davon?"

„Alle!"

„Wer ist alle?"

„Wo man hinhört. Du glaubst nicht, welches Klatschnest dieses Berlin ist, viel schlimmer als unsere kleine Garnison. Und du bist so bekannt. Jeder weiß, wer du bist. Die sonderbarsten Leute wissen von dir, haben von dir gehört und sprechen von dir. Maria da Caza hier und Maria da Caza dort. Neulich unser Droschkenkutscher, als du in der Bellevuestraße gefahren kamst, fing davon an und zeigte auf dich mit der Peitsche und sagte, wer du wärst, weil er glaubte, wir wären Fremde . . ."

Maria preßte die Lippen aufeinander, dann fragte sie nochmals:

„Bitte, sage mir bloß: wer ist alle! Wer hat davon gesprochen?"

Die kleine Gräfin geriet in Verlegenheit: die nächsten Bekannten mochte sie nicht nennen, und von den übrigen, die einmal in den letzten Tagen, seitdem sie selbst es gewahr geworden, über Staffingk und ihre Freundin geredet, fiel ihr in der Schnelligkeit niemand ein. Endlich kam sie auf jemand:

„Sogar auf der Kriegsakademie haben es mehrere Herren meinem Mann erzählt, Maria. Siehst du, du mußt doch verstehen, daß uns das unangenehm ist für dich. Oder soll es uns gleichgültig sein? Soll ich mich nicht drüber ärgern und dich nicht warnen, wenn die Leute von meiner besten Freundin ganz einfach sagen, als verstünde sich das in Berlin ganz von selbst: Maria da Caza? Die? Die hat ein Verhältnis mit Staffing!"

Maria rückte heftig ihren Stuhl und rief verächtlich:

„Verhältnis?"

„Das sagen sie . . ."

„Sie wagen so etwas zu sagen? Das ist doch unerhört wirklich. Von mir sagen sie das. Wie so von irgend einer, die hergelaufen? Und das muß man sich gefallen lassen? Wie kommen die Menschen dazu? Habe ich die Veranlassung etwa gegeben? Sage mir mal selbst offen, bin ich daran schuld?"

Mit flammenden Augen blickte sie die kleine Freundin an, die gar nicht mehr lachte, sondern ganz ernst geworden war und sich nicht getraute zu antworten. Maria da Caza hatte so heftig erwidert, daß sie fürchtete, sie möchte außer sich geraten, wenn sie erklärte, nach ihrer Meinung trüge sie allerdings die Schuld an den Gerüchten, die umliefen. Sie wagte nur zu sagen:

„Du mußt nicht gleich so heftig werden, Maria! Wenn ich es dir nicht sagte, so würdest du es nie erfahren, und es ist, glaube ich, ganz gut, man weiß, was die

Leute reden, denn man kann sich dann danach richten. Es kann nichts schaden, wenn man auch den Schein vermeidet, Maria. Bitte, so sei mir doch nicht böse, Maria! Bitte, sei doch gut. Wie du mich ansiehst! Nein so sei doch gut! Bitte, bitte!"

Und sie stand auf und kniete neben dem Stuhl der Freundin hin, ergriff ihre Hand, streichelte sie und redete ihr zu in sanften Worten. Maria da Caza hatte sich ihrer zuerst erwehren und ihr gereizt antworten wollen, nun aber erstarben ihr alle heftigen Entgegnungen auf der Zunge. Sie wußte, wenn sie ruhig zu denken versuchte und gerecht war, daß es die kleine Gräfin gut meinte. Sie war und blieb doch ihre einzige wahre Freundin, denn wenn sie sich auch mit allen den anderen Frauen gut stand — zu echter Herzlichkeit und Wärme war es nie gekommen. Maria da Caza war ihnen zu schön. Sie sahen doch in ihr immer die, die sie alle überstrahlte. Sie erdrückte die übrigen. Auf der Straße verschwand jede Begleiterin neben ihr, und die Blicke wandten sich allein der seltenen Schönheit Marias zu, die durch ihr schwarzes Haar und die dunklen Augen noch dazu etwas Ausländisches erhielt. Im Theater richteten sich die Operngläser allein auf die große schöne Frau, und was neben ihr saß ward übersehen. Im Wagen meinte man unwillkürlich nur sie zu erblicken. Und dieses Überstrahltwerden und Verschwinden mochten auch bescheidene Frauen nicht auf die Dauer. Einmal ließen sie es sich gern gefallen, nur in der Öffentlichkeit, oder wenn Herren dabei waren, liebten sie es nicht, stets zur Null herabzusinken.

Die einzige, die davon nicht berührt ward, der es ganz gleichgültig war und die sich gern in die Rolle fügte, war die kleine Gräfin. Auf das Äußerliche gab sie nichts, und innerlich entschädigte sie und hob sie unbewußt doch über Maria da Caza hinaus, das, was sie als das Beste und Größte, das Höchste der Frau erachtete, was Maria versagt blieb: die Mutterschaft!

Gräfin Selbotten redete ihrer Freundin noch lange zu, bis jene endlich fragte:

„Ich soll den Schein vermeiden, sagst du?"

„Ja, Maria! Eben den Schein, denn wer dich nicht kennt, urteilt nach dem Schein!"

„Also ich wahre den Schein nicht?"

„Nein."

„Wieso?"

„Überall und überall. Wenn ihr im Theater seid, ist er da, wenn du in Gesellschaft bist, ist er da. Wo du erscheinst, ist er. Und er kommt immer zu euch. Er ist allein mit dir, wenn die anderen Herren drüben bei deinem Manne sind. Man weiß das, wie, weiß ich auch nicht, aber man weiß es. Einer der Herren muß wohl schwatzen. Aber das ist gar nicht die Hauptsache. Die Hauptsache, Maria, ist, daß man weiß, wo Graf Stassingk nicht ist."

Bis dahin hatte ihr Maria da Caza ruhig zugehört, nun blickte sie die Freundin groß an:

„Wie kommst du darauf?"

„Weil . . . weil . . . nun mußt du wieder nicht böse werden, nicht wahr? Weil Graf Stassingk doch etwas für einen Courmacher gilt . . . Nicht böse werden . . , Vielleicht ist er es gar nicht, aber er gilt so ein bißchen dafür. Weißt du noch, diesen Herbst, wie er von Konstantinopel wiederkam? Die Witze, die man da über seine Abberufung machte? Mein Mann hat es mir doch gleich erzählt, und die sind doch dicke Freunde, Schul- und Regimentskameraden, die beiden. Der kennt ihn ganz genau!"

Maria da Caza atmete tief auf. Der Angriff auf Stassingk that ihr weh, und sie suchte ihn mit aller Beredsamkeit zu verteidigen, wie unrecht es sei, darüber zu witzeln, denn wegen der Angelegenheit in Konstantinopel träfe ihn keine Schuld. Sie erzählte, was er ihr selbst darüber gesagt. Die kleine Gräfin hörte sie ruhig an, sie fragte nicht, von wem Maria die Auffassung über jene Ereignisse in Stambul habe, sondern sie rückte ihr noch näher, immer neben ihr halb knieend, halb kauernd und begann wieder zu sprechen:

„Das mag alles so sein, und es trifft ihn wohl gar keine Schuld, aber er ist nun einmal früher überall gewesen. Man kennt ihn nicht anders als immer unterwegs von einer Loge zur anderen, von . . . von . . . von einem Thee zum Diner, zum Ball. Mein Mann erzählte mir einmal, er hätte früher oft vier oder fünf Einladungen für einen Abend gehabt und sie immer mit

Aus unſerer Studienmappe:

Eine große Weiße. Nach einer Zeichnung von Mars.

Hilfe von ‚Eildroſchken', wie er ſagte, alle abgemacht. Und jetzt zeigt er ſich nirgends oder doch wenig. Man vermißt ihn im Klub, im Kaſino und in allen Häuſern. Früher, behauptet mein Mann, wäre ein Tennis oder lebende Bilder oder ein Bazar . . . ohne ihn nicht denkbar geweſen. Jetzt iſt er nirgends mehr . . ."

Bitterkeit ſtieg auf in Marias Seele. Man reklamierte ihn, man wollte ihn haben als Unterhalter und Geſellſchafter, man gönnte ihr nicht, daß ſie ihn beſäße, das war es, und ſie ſprach verächtlich:

„Alſo es iſt Neid?"

„Er hat allen gehört! Immer allen Damen etwas Nettes geſagt und ſie gut unterhalten! Nun mögen ſie ihn vielleicht einer beſtimmten nicht gönnen, Maria! Ja, das iſt es vielleicht. Denn ich habe in den letzten Tagen ein paarmal nach ihm fragen hören, und dann wurde immer geantwortet: Der kommt nicht mehr, der iſt beſchäftigt. Dann lachte man, blickte ſich an und verſtand ſich! Jeder wußte ganz genau, auch wenn er es nicht ſagte: ‚Staſſingk iſt wieder einmal bei Maria da Caza' oder nicht: ‚wieder einmal', ſondern ‚wie immer.'"

„Haſt du das gehört?"

„Ich auch, ja, aber mein Mann hat mir's auch geſagt."

„Er hat etwas gegen ihn!" ſagte Maria da Caza unüberlegt, nur weil ſie für alles eine Erklärung ſuchte, weil es tobte und kochte in ihr. Aber Gräfin Selbotten ſchmiegte nur zärtlich ihre Wange an die der Freundin, ſtreichelte ihr das dichte ſchwarze Haar und ſprach herzlich:

„Nein, da thuſt du ihm unrecht. Kurt iſt nicht ſo. Er ſteht ſich ja ausgezeichnet mit Staſſingk! Aber wir ſind doch eben nicht blind und jemand muß doch für dich die Augen offen halten, denn du . . . Maria

. . . meine . . . liebe . . . süße Maria . . . du bist ja viel zu schön dazu . . . ja, lache nur . . . du bist so schön . . . alles ist schön an dir . . . und das verzeihen die anderen bösen Menschen nicht."

Die kleine Gräfin küßte ihr zärtlich den Hals, während Maria nachdenklich sprach:

„Ich wollte, ich wäre häßlich . . . ganz häßlich . . ."

„Aber deine Schönheit gewinnt dir doch viele Herzen! Ich weiß nicht, ob ich dich so lieb gewonnen hätte, wenn du nicht so schön wärest, Maria! . . ."

„Nur Feinde hat man, wenn man hübsch ist, Neider, Neider . . . ach . . . Das ist einem nur im Wege . . . Häßlich möchte ich sein . . ."

Und wie sie das sagte, überrang sie plötzlich ihr Gefühl, daß sie doch eigentlich niemand auf der Welt hatte, und deutlicher denn je, da sie doch früher mit dem Glanz des Reichtums und des äußerlichen Lebens zufrieden gewesen, ward ihr klar, wie ihr Herz nie teilgenommen an irgend etwas, als nur an ihm, der es doch erst zum Leben erweckt. Und eine furchtbare Angst überfiel sie, daß ihr jetzt das einzige geraubt werden sollte, was sie besaß, was jetzt, wo ihr die Augen aufgegangen, noch ihr Dasein erhellte: seine Liebe und die Erlaubnis, ihn zu lieben, mit allen Fibern und Nerven, mit aller Gewalt ihrer Seele. Ihre Brust hob sich, sie atmete heftig und eine Minute verrann, während der keine der Freundinnen sprach.

Die kleine Gräfin sah den Kampf in Marias Brust. An eine Leidenschaft hatte sie nicht geglaubt, nur für ein Spiel hatte sie es bisher gehalten, das vielleicht einmal ernst werden könnte, doch nicht notwendigerweise. Im stillen hatte sie sich manchmal gefragt, wie es nur möglich sei, daß die Freundin so kalt und unberührt an der Seite ihres Mannes dahinleben könnte, denn sie selbst brauchte Zuneigung, Liebe und Sonnenschein, wie ihr Mann es ihr bot, sonst wäre auch ihr helles Lachen erstorben. Und als sie einmal mit Kurt Selbotten darüber gesprochen, hatte der ihr gesagt:

„Maria da Caza bedarf dessen vielleicht nicht, mein lieber Schatz! Die Menschen sind halt verschieden angelegt!"

Nun fühlte sie Marias Erregung, und sie fragte mit einemmal, indem sie ängstlich ihre Hand hielt:

„Liebst du ihn denn?"

Groß richtete Maria da Caza die Augen auf sie, leuchtend mit einem Ausdruck, wie sie ihn nie gesehen, und gestand jäh, sich der Eingebung des Augenblickes überlassend:

„Ja! Ja! Ich liebe ihn! Ich liebe ihn bis . . . bis zum Wahnsinn! Wie ich dir's ausdrücken soll, weiß ich nicht. Ich kann dir nur sagen, daß ich unglücklich bin, wenn ich nicht an ihn denken kann, und daß ich nur glücklich bin, wenn ich an ihn denke. Sagt von ihm nur alles, was ihr wollt, das ist mir ganz gleich! Ich liebe ihn eben, und damit ist alles aus. Ich liebe, liebe, liebe, liebe ihn. Ich kann nicht anders, ich muß ihn lieben, und ich will ihn lieben. Und alles, warum und wozu, ist mir ganz gleich: Ich liebe ihn!"

Sie hatte immer erregter, leidenschaftlicher gesprochen. Fliegende Röte bedeckte ihre Wangen, ihre Lippen zuckten, die Finger schlossen sich um der kleinen Gräfin Hand, und plötzlich brach sie in krampfhaftes Schluchzen aus. Ihre Brust hob sich zuckend, sie lehnte den Kopf gegen die Schulter der Freundin und weinte leise und stürmisch.

Lange Zeit blieb sie so. Endlich ward ihr Weinen schwächer und sie ruhte sich aus, an die kleine Gräfin gelehnt. Es war ganz still im Zimmer, und man hörte ab und zu einmal unten auf dem Asphalt der Straße einen Wagen vorüberrollen. Da klang plötzlich vom Kinderzimmer drüben durch die Thüren hindurch helles Kinderlachen, so herzlich, so fröhlich, daß unwillkürlich ein Lächeln über die Züge der jungen Mutter flog.

Maria da Caza horchte auf. Schmerzlichen Ausdruck nahm ihr Gesicht an, während sie nun wieder ganz gefaßt, traurig sprach:

„Siehst du, wenn ich das hätte. Das könnte mich ja vielleicht entschädigen . . ."

Sie lauschte noch einmal auf das Kinderlachen, wehmütig, ergeben.

„Ja, wenn ich das hätte. Aber so? Was hat das Leben so für einen Zweck? Mein Mann ist mir gänzlich gleichgültig. Das weißt du! Er kümmert sich auch nur um mich, soweit es gesellig nötig ist. Früher machte es mir Spaß, wenn man

mich schön fand, wenn ich gefeiert wurde, wenn ich tanzen konnte, mehr als alle anderen, wenn man mich ansah und über mich sprach. Mir machten die Toilettenfragen Not, Sorge und — Spaß. Ich dachte daran, unsere Villa auszubauen, alles schön herzurichten. Aber das ist doch nichts, was das Herz ausfüllt . . ."

Die kleine Gräfin blickte ihre Freundin traurig an. Sie wollte sagen, sie hätte sich doch interessieren können für die Künste, für Bilder oder Statuen, für Dichtung, für das Theater. Sie wußte, daß sie sehr gut Klavier spielte und Musik liebte. Das hätte sie eifriger treiben können, sich ganz darauf werfen. Wie vielen füllte es doch ihr Leben aus! Aber wie sie das nur andeutete, machte Maria da Caza eine abwehrende Bewegung:

„Dilettantismus wird auch langweilig auf die Länge. Das genügt mir nicht. Ich bin nicht erzogen, um das alles ernst und tief genug zu fassen, das weiß ich ganz genau. Über ein Gewisses käme ich doch nie hinaus. Und dies Festleben mit Rennen, Bällen, Thees, Bazaren, Reiten, Tennis, Ausfahren, Bummeln, Bäderbesuchen, Theatergehen . . . ach . . . all das Zeug, für das ich nur gelebt habe . . . das hat mir nicht Zeit gelassen, auch wenn ich Talent genug hätte — und ich habe es gar nicht — eine Kunst wirklich ernst zu nehmen! Wir ‚Mondainen' haben doch zu nichts Gründlichem, Ernstem Zeit! Und wenn ich wirklich einmal Klavier spiele, wer hört mir zu? Wer sagt ein Wort, ob's gut war oder nicht?"

Sie hielt inne, blies verächtlich die Luft durch die Lippen und sagte:

„Zu Katzen und Hunden bin ich noch nicht gekommen, das blieb mir noch übrig, aber Katzen kann ich nicht leiden und Hunde will mein Mann nur im Stalle, aber nicht in den Zimmern haben!"

Maria da Caza ließ Gräfin Selbottens Hand los, sie sprang auf und ging ein paarmal hastig auf und nieder, dann blieb sie stehen und wandte sich zur kleinen Freundin, die noch immer neben dem Stuhle kauerte, bekümmert und traurig vor sich hin auf den Teppich blickend:

„Siehst du und nun habe ich etwas, einen Menschen, für den ich leben kann! Nun ist alles anders! Denn . . . denn . . . ich liebe ihn . . . mit aller Kraft meiner Seele . . . ich müßte sterben ohne ihn . . . ich liebe ihn . . . ich liebe ihn . . . ha — ha — ich liebe ihn!"

Mit strahlenden Augen stand sie da, hochaufgerichtet, die eine Hand auf die Brust gepreßt, die andere mit einer Gebärde von sich gestreckt, als wollte sie sagen: „Das ist alles, nun bin ich fertig, und so ist es — unabänderlich!"

Die kleine Frau näherte sich langsam ihrer Freundin, umschlang sie mit beiden Armen und fragte ängstlich:

„Und was soll nun werden, Maria?"

Es war, als ob Maria da Caza wie aus einem Traume erwache:

„Was werden soll?"

„Ja, was wirst du thun?"

Sie sann nach, dann sprach sie tonlos:

„Das weiß ich noch nicht."

Als die kleine Freundin noch einmal fragte, antwortete Maria da Caza nur mit einem tiefen, freudigen Seufzer:

„Einmal will ich endlich glücklich sein!"

Die junge Mutter, die es nicht begriff, wie Maria das sagen konnte, entgegnete voller Angst:

„Das darfst du nicht, Maria!"

„Wer will mir's verbieten?"

„Vor deinem Manne darfst du's nicht!"

Da begriff sie, zog die Freundin eng an sich, strich ihr das Haar und sprach langsam:

„Nur glücklich sein will ich. Ich will ihn nur sehen, mit ihm sprechen, das ist alles. Mehr will ich nicht. Du brauchst keine Angst um mich zu haben!"

Und dann trennten sie sich hastig, nachdem Gräfin Selbotten Maria da Cazas Hand gedrückt, als ob sie ihr ein Versprechen abnähme.

IX.

Den warmen Tagen war über Nacht dichter Schneefall gefolgt und kurz darauf bittere Kälte. Eisig blies der Wind die Tiergartenstraße entlang und fegte den Schnee in Haufen zusammen. Dabei war der Himmel blau, nur mit wenigen Wölkchen bedeckt.

Herr da Caza, der erst zur Eröffnung der Rennsaison in Berlin zu sein brauchte, schlug seiner Frau vor, bei diesem erneuten Ansturm des Winters die Flucht zu er-

greifen und ein paar Wochen, wie sie es gewöhnlich thaten, an der Riviera zuzubringen. Doch sie wollte nicht. Er wunderte sich darüber, weil nun bald die Bälle und Feste vorüber waren und er meinte, es hielte sie nichts mehr zurück. Sonst war sie immer sehr gern mit nach Nizza gegangen, schon weil sie auf der Hin- oder Rückreise Paris zu berühren pflegten, wo Maria da Caza bei der Schneiderin zu thun hatte. Diesmal sagte sie, als er ihr die Reise vorschlug, nur gleichgültig und gelangweilt:

„Wozu? Es ist ja doch immer dasselbe. Das kenne ich ja alles schon auswendig!"

Er blickte sie von der Seite an und meinte:

„Gut. Warum sollten wir nicht etwas Neues machen! Gehen wir doch nach Florenz oder Rom!"

„Um zu frieren."

„Nach Ägypten ist keine Zeit, denn zur Eröffnung der Saison muß ich zurück sein, womöglich will ich überhaupt noch ein paar Rennen in England sehen. Vielleicht kaufe ich noch was!"

Maria da Caza zuckte die Achseln und er sagte sofort empfindlich, denn wenn er sonst auch seine Frau alles thun ließ, was sie wollte, sobald er sich in seiner Rennpassion auch nur im mindesten bedroht glaubte, wurde er unangenehm:

„Die Rennen sind mein Beruf, mein Ehrgeiz, mein Vergnügen. Die gehen vor, das weißt du. Also willst du reisen?"

„Nein."

Da er sich in diesen Tagen in Berlin langweilte, so sprach er ärgerlich:

„Gut, so reise ich allein!"

Und Herr da Caza zog sich in sein Zimmer zurück, um seine Sportblätter zu lesen. Maria blickte ihm nach, seiner schlanken, eleganten, immer tadellos gekleideten Gestalt und an seiner Stelle stieg ihr unwillkürlich Staffingks Bild auf. Von hinten sahen sie sich in der Figur ähnlich, nur die verschiedene Haarfarbe gab ihnen etwas, daß man sie sofort unterschied. Sie dachte an das kurze, blonde, leichtgewellte Haar, das ihr so gefiel, und ihr kam die Frage, warum der Geliebte nicht hier sein könnte, in diesen Räumen, statt des anderen, für den ihr Herz längst erstorben war. Und in diesem Augenblicke dachte sie plötzlich zum erstenmal daran, wie es wäre, wenn er ihr Mann wäre und nicht jener.

Der kleinen Freundin hatte sie auf ihre ängstliche Frage, was nun werden solle, geantwortet, sie wisse es noch nicht. Einmal mußte sie aber darüber nachdenken. Doch schon diese Überlegung war ihr peinlich, berührte sie, wie etwas Fremdes. Es schien ihr, als schöbe sich etwas zwischen Staffingk und sie, wenn sie daran dächte. Sie meinte, es wäre Selbstsucht oder sähe doch so aus, wenn sie danach drängte, eine Lösung zu wünschen. „Er muß darauf kommen, er muß es mir vorschlagen, denn ich kann es nicht, und werde es nie thun," dachte sie. Niemals hätte sie es über die Lippen gebracht. Wie eine Unzartheit, beinahe wie eine Erniedrigung wäre es ihr vorgekommen, ihn etwa daran zu erinnern oder die Frage anzudeuten, was werden sollte zwischen ihnen beiden.

Maria da Caza dachte, es müsse ganz von selbst kommen, daß sie sich eines Tages von ihrem Manne trennte, um dem ganz anzugehören, den sie liebte und der sie liebte. Wann — das war ja so gleichgültig. Es würde sich alles finden. Jetzt wollte sie nichts als glücklich sein.

Und auch Staffingk war glücklich. Er meinte zu ihr ganz anders zu stehen, wie zu allen den anderen Frauen, für die einmal sein Herz geschlagen. Tiefe Wunden hatte er nie davongetragen, denn er war zu schnell und leicht entflammt, als daß seine Zuneigung hätte für die Dauer sein können, aber sonst war er immer in Liebe erglüht für eine ganze Zahl von Frauen zugleich, ohne daß er wußte, welcher es eigentlich ernstlich galt. Und wenn er eine neue kennen lernte, so verblaßte immer das Bild einer der anderen und für eine Zeitlang regierte die letzte, bis sie wiederum ihren ersten Platz einer anderen neuen abtreten mußte.

„Ich glaube, ich kann gar nicht lieben, ich kann mich nur verlieben!" hatte er früher einmal zu Graf Selbotten gesagt, aber darauf hatte er dann wieder eine Begegnung gehabt, die er für Ernst hielt, bis er sich nach einigen Tagen oder Wochen davon überzeugte, daß er sich von neuem geirrt.

Maria da Caza liebte er.

Seit dem Herbst dachte er nur an sie. Er kümmerte sich um keine andere. Die übrigen waren ihm gleichgültig: er wechselte wohl noch seine stehenden Redensarten mit ihnen, indem er ihnen jedesmal schmeichelte, denn er konnte mit Damen nicht anders reden, als immer in halber Übertreibung, in Liebenswürdigkeitensagen, in Artigkeitenausteilen, aber immer kehrten doch seine Gedanken zu ihr zurück. Und ein Irrtum seines Gefühles war es nicht, denn das hielt nun schon an seit Monaten, ohne daß es nachließ.

Auch er suchte jede Gelegenheit zu erspähen, um mit Maria da Caza zusammen zu sein. Er vernachlässigte alle seine übrigen Beziehungen zu ihren Gunsten, er zeigte sich immer weniger in anderen Kreisen, weil seine Abende ihr gehörten.

Den Abend nach Carmen war er zum erstenmale wieder zum Herzog von Ortenburg gegangen, wo er die Prinzessin Löwengaard fand. Sie war glückselig, denn er sprach wieder mit ihr, wie früher. Aber nichts Besonderes, sondern in seiner gewöhnlichen Art. Ganz von selbst war er in den Ton geraten, ohne zu glauben, ihr Entgegenkommen zu zeigen, oder gar an Maria da Caza ein Unrecht zu thun. Als ob es verabredet worden, wurde bei Ortenburgs mit keinem Worte der Begegnung im Theater Erwähnung gethan.

„Sie haben sich sehr selten gemacht, lieber Graf!“ sagte die Herzogin, als er Abschied nahm, und eine leichte Verlegenheit beschlich ihn, die er sonst nicht kannte, als er entgegnete:

„Ich werde versuchen es wieder gut zu machen, Durchlaucht!“

Ein paar Tage darauf traf er Unter den Linden Ortenburgs, doch ohne die Prinzessin Löwengaard. Sie hatten im Hotel Bristol dem nach Paris durchreisenden Großfürstenpaar Fedor Nicolajewitsch einen Besuch abgestattet und hielten ihn an, als sie eben in ihr Coupé einsteigen wollten, um ein paar Worte mit ihm zu wechseln.

Gerade in diesem Augenblick kam Maria da Caza mit ihrem Manne vorüber. Sie, die fast nie mit ihm in die Stadt ging, ärgerte sich, daß sie sich gerade jetzt begegnen mußten.

Stassingks Gruß war wie immer lächelnd, fröhlich, herzlich, Maria grüßte, als sähe sie irgend einen Bekannten, und nur ein kurzer Blick schoß aus ihren dunklen Augen zu ihm hinüber. Sie fühlte, wie ihr das Blut ins Gesicht stieg, und schritt etwas schneller. Herr da Caza aber, der mit dem jungen Diplomaten noch intimer that als früher, seitdem er gehört, daß seine Mutter „aus dem Hause der regierenden Herzöge und Grafen von Hof und Marienreuth“ stammte, lüftete familiär seinen Hut und winkte dann noch eine Weile mit der Hand.

„Eine schöne Erscheinung, diese Frau da Caza!“ sagte der Herzog und blickte der Gestalt Marias nach. Seine Frau wollte ablenken, da sie fühlte, wie unangenehm Stassingk diese Erwähnung war:

„Er ist wohl weniger . . .“

Der junge Diplomat that, als verstünde er nicht sofort:

„Herr da Caza, Durchlaucht?“

„Jawohl.“

„O nein . . . ich wenigstens kann nur sagen, er ist sehr nett. Ein tadelloser Mann. Absolut Gentleman. Und das Cazasche Haus ist ganz vorzüglich gehalten. Es ist sehr comme il faut dort. Man trifft immer sehr angenehme Gesellschaft.“

Der Herzog von Ortenburg hörte schweigend zu und schloß die Unterhaltung ab mit einem:

„Sie scheint das wohl gut zu verstehen alles einzurichten. Sehr chik ist diese Frau allerdings und eine Schönheit dazu . . . ja . . . ja . . . nun leben Sie wohl, lieber Stassingk . . .“

Damit stiegen sie ein und rollten davon.

Als sie die weitergeschrittenen Cazas überholten, sagte Maria da Caza unmutig:

„Ich kann diese Ortenburgs nicht leiden!“

„Warum?“ fragte ihr Mann halb erstaunt, halb gleichgültig, weil er das Gangwerk der herzoglichen Pferde musterte, das ihm wichtiger schien, als die Besitzer, da er zu seinem Kummer keine Möglichkeit sah, mit ihnen bekannt zu werden. Mit einem Herzoge hätte er gern sein Haus geschmückt. Seine Frau konnte ihre Abneigung nicht begründen:

„Ich mag sie nicht!“

„So, so . . . das Sattelpferd scheint übrigens eine Idee größer zu sein . . . aber es hat mehr ‚Aufsatz,‘ das könnte

Wilderer. Nach einer Farbenſtudie von A. Lüben.

täuſchen ... Ich muß ſagen ... was ich ſo gehört habe ... der Herzog gilt für ſehr artig ... und ſie ſoll ſehr beſcheiden und nett ſein ... Leider iſt er in keiner Kommiſſion, auch nicht im Repräſentanten-ausſchuß, ſonſt würde ich mich ihm haben vorſtellen laſſen. Aber ich habe ſchon daran gedacht, ob uns Staſſingk die Bekanntſchaft nicht vermitteln könnte, und wenn das nicht iſt, vielleicht die Prinzeſſin Löwengaard ..."

Er konnte den Satz nicht beenden; Maria da Caza ſagte erregt:

„Nein, das will ich nicht!"

„Warum denn nicht?"

Sie erklärte ihm, daß beim Lindſtedtſchen Balle die Prinzeſſin, obwohl ſie doch junges Mädchen ſei, ſich ihr nicht genähert habe. Herr da Caza, der ſich der Prinzeſſin hatte vorſtellen laſſen und ſie ſehr liebenswürdig und unterhaltend gefunden, war der Anſicht, Maria habe den erſten Schritt thun müſſen und ärgerte ſich ein wenig über ſeine Frau, weil er meinte, man könne nicht wiſſen, wo ihnen dieſe Bekanntſchaft einmal nützlich ſein würde.

„Ich kenne ſie nicht, und ich werde ſie nicht kennen lernen!" antwortete nur Maria da Caza kurz, doch ihr Mann achtete nicht auf ihre Worte. Er war ſehr zerſtreut. Immer dachte er daran, ſeine Kreiſe zu erweitern, ſeine geſellſchaftliche Stellung noch zu verbeſſern. Der Ehrgeiz, der hinter ſeinem ruhigen, korrekten Weſen ſich verbarg, arbeitete und wühlte in ihm und er ſagte nachdenklich, faſt im Selbſtgeſpräch, ſo daß nun ihrerſeits Maria that, als habe er in die Luft geſprochen:

„Es würde mir lieb ſein, wenn du das nächſtemal wo wir — etwa bei Lindſtedts — mit Prinzeſſin Löwengaard zuſammentreffen, das wieder gut machen wollteſt."

Und es traf ſich wie gerufen, daß ſie, als ſie nach Hauſe kamen, noch auf der Treppe den Regierungsrat fanden, der ſie hatte einladen wollen:

„Nein, meine gnädigſte Frau, wie mich das freut, ich hatte ſchon alle Hoffnung aufgegeben ... ich wollte Sie nämlich einladen. Die ſtille Zeit geht nun bald los. Da habe ich mir ausgedacht, um meiner kleinen Frau doch wenigſtens etwas dieſen Winter noch zu bieten, wir wollten etwas geben. Ja, was denn? hieß es nun. Die Herrſchaften ſind alle tanzmüde, Bälle ziehen nicht mehr, Diners ſind nichts Beſonders, nebenbei ſind wir ja alle ſo ſachte karlsbadreif geworden, ſo daß nur wenige noch ein längeres, größeres, gutes Diner leiſten ... alſo Schlittenpartie ... iſt wenig beliebt wegen der Kälte jetzt, vielleicht Tauwetter morgen ... genug was? Nun raten Sie mal!"

„Sie laſſen Theater ſpielen!" ſagte Herr da Caza.

„Nein lieber Freund! Nein, nein! Liebeserklärungen dürfen bei mir nicht gemacht werden!" antwortete der Regierungsrat und machte ein ganz ernſthaftes Geſicht, wobei ihm jedoch aus alter Gewohnheit das eine Augenlied blinzelnd zufiel.

Maria da Caza war ungeduldig geworden und ſie riet aufs Geratewohl, um nur der Sache bald ein Ende zu machen:

„Lebende Bilder!"

Herr von Lindſtedt ſchien erſtaunt:

„Sie wiſſen, gnädige Frau?"

„Es bleibt doch kaum etwas anderes übrig!"

„Allerdings! Neu iſt's ja nicht! Aber gibt's in unſerer Welt überhaupt noch etwas Neues? Ich denke nein, meine gnädigſte Frau! Es kommt auch nicht auf das ‚was' an! Nur auf das ‚wie', meine verehrteſte, gnädigſte Frau! Zum Theater iſt nicht mehr genug Zeit! Lebende Bilder nehmen nicht ſo viel Zeit in Anſpruch. Na und nun kommt meine Hauptfrage: ich kann doch auf Sie rechnen, denn Sie ſind zu mehreren der Hauptgeſtalten vorgeſehen!"

Maria da Caza zögerte noch einen Augenblick, doch als der Regierungsrat wie ganz nebenbei ſagte, Graf Staſſingk werde auch beteiligt ſein und ebenſo die Prinzeſſin Löwengaard-Eſpenburg, da war ſie ſofort entſchloſſen, und Herr da Caza ſagte gleichfalls zu:

„Ich wollte eigentlich an die Riviera, aber meine Frau will nicht mit. Da bleibe ich am Ende hier."

„Sie kriegen auch eine Rolle zugeteilt! Eine erſter Klaſſe!" verſicherte ſofort Herr von Lindſtedt als Belohnung. Dann erzählte er noch, wen er auffordern würde, daß Profeſſor Charrier und Peter Stöckl die Bilder ſtellen ſollten und daß er beabſichtige, das Ganze als Charade einzurichten; man ſollte aus den jedesmaligen

Anfangsbuchstaben der einzelnen Bilder ein Wort raten, das zugleich das letzte Bild bezeichnete, und er habe sich da etwas „ganz Großartiges“ ausgedacht. Um die Sache zu erschweren, würde mit dem letzen Buchstaben begonnen werden. Er schloß:

„Das ganze Wort sollen Sie dann darstellen, meine gnädigste Frau!“

Nun war sie gespannt:

„Ich?“

„Nur Sie können es, gnädigste Frau!“

„Und wie heißt das Wort?“

Er that zuerst noch ein wenig geheimnisvoll, dann ließ er sich das feierliche Versprechen geben, gegen niemand eine Silbe davon zu erwähnen, als nur gegen die Mitwirkenden, und buchstabierte zuerst von rückwärts beginnend, wie die Bilder gestellt werden sollten:

„N. E. M. R. A. C. = Carmen!“

Wie er das Wort aussprach, dachte sie wie im Blitz an den Abend in der Oper und das Carmenlied erklang ihr in den Ohren. Die Carmen sollte sie sein! Ihre dunkle Schönheit mit dem schwarzen Haar, den schwarzen glänzenden Augen war dazu wie geschaffen! Vielleicht war sie eine Spur zu groß, aber dafür doch schlank, und die Entfernung der Zuschauer vom Bilde milderte ja auch die Größe. In Gedanken überflog sie schon ihren Schmuck: sie besaß einen spanischen Kamm und sie dachte an das Kostüm, das sie sich machen lassen würde. Da hörte sie den Regierungsrat sagen:

„Wissen Sie, was das ‚M‘ bedeuten soll?“

„Nun?“

„Maria Stuart.“

„Und wer ist die Maria?“ fragte Herr da Caza, der fürchtete, einer anderen möchte etwa eine glänzendere Rolle zugetheilt sein, wie seiner Frau. Herr von Lindstedt verneigte sich wie anbetend vor Maria da Caza und predigte überschwänglich:

„Maria Stuart galt für die schönste Frau ihrer Zeit. Wer möchte wohl da im Zweifel sein? Wem wäre es gegeben oder versagt, nicht zu wissen, daß? Könnte einer sich dem verschließen? Sollte mit Blindheit geschlagen sein, was da lebet und webet? Es gibt nur eine Maria Stuart in Berlin! Was sage ich, in Deutschland! In Europa! Auf der Welt! Im Sternenraum! Nur eine, die es wagen darf, die unglückliche, schönste Königin zu versinnbildlichen: Maria da Caza!“

Darauf lachte er, meckerte, kicherte, verbeugte sich, zwinckerte mit den Augen und fügte hinzu:

„Meine allergnädigste Frau, Sie dürfen nicht böse sein, wenn ich einfach so sans façon sage: Maria da Caza. Aber sagen Sie selbst, würden Sie sagen: ‚Ihre Majestät die Königin Maria von Schottland?‘ Nein Sie sagen: ‚Maria Stuart.‘ Also — nun so sage ich: ‚Maria da Caza!‘“

Und er lachte noch einmal, indem der beleibte Mann dunkelrot ward, als ob er einen ganz besonders guten Witz gemacht hätte.

Den ganzen Abend sann Maria da Caza nach über die lebenden Bilder. Sie erblickte sich als schottische Maria mit der Krone im Haar, im puffigen, faltigen Gewande der Zeit mit hohem Kragen, im Trauerkleide vor dem Gang zum Schaffot und dann wieder als Carmen, gebunden an beiden Händen und bei Bastia die Seguedilla tanzend. Zuletzt vor der Arena.

Immer war sie schön, aber nur schön für einen. Und immer kehrten ihre Gedanken zu der Frage zurück, wer ihr Partner sein würde bei den lebenden Bildern.

Es mußte Staffingk sein.

IX.

Zu einer „Vorbesprechung“ waren die Hauptmitwirkenden zu Lindstedts gebeten worden. Man mußte sich über die meisten Buchstaben des Wortes „Carmen“ erst noch einigen, das „M“ als „Maria Stuart,“ das „C“ als „Carmen“ und das „N“ als „Napoleon“ stand fest. Dem Regierungsrat war öfters gesagt worden, er sähe mit seiner kurzen, gedrungenen Figur, dem gelichteten Haupthaar und dem runden Kopf Napoleon I ähnlich. So war er entschlossen, diesen Zufall zu benutzen, um so mehr, da für das „N“ bisher nur Vorschläge gemacht worden, die wie „Nepomuk“ nicht gingen oder wie „Nasenstüber“ Ernst und Stil der übrigen beeinträchtigt hätten.

„Wie denken Sie sich denn den Napoleon?“ fragte Graf Staffingk, der die Oberleitung haben und nur den Künstlern die Bilder selbst überlassen sollte. Darüber hatte der Regierungsrat jedoch noch nicht nach-

gedacht und es entspann sich ein erbitterter Streit über das Thema. Professor Charrier dachte an das bekannte Bild im Leipziger Museum. Aber er gab seiner Meinung nicht ernstlich Ausdruck, denn ihm war der gesellschaftliche Teil bei diesen lebenden Bildern die Hauptsache. Am liebsten hätte er alles Peter Stöckl überlassen, doch dieser war nicht erschienen. So schlug denn einer ein Meissonniersches Bild vor mit einigen Dutzenden von Pferden darauf, so daß ihn allgemeine Heiterkeit belohnte. Herr von Lindstedt wünschte auf einem Piedestal zu stehen mit untergeschlagenen Armen in einsamer Größe.

„Unten und oben Wolken, aus denen Blitze flammen!“ meinte spöttisch Rittmeister Hendrich, und Graf Selbotten riet ernsthaft:

„Warum nehmen Sie ihn nicht als halbverhungerten Sousleutnant?“

„Meine Taille! Das ist doch unmöglich, lieber Graf!“ jammerte Herr von Lindstedt. Dann schlug der kleine Remer, der immer nur ans Reiten dachte, vor, den Schlachtenkaiser zu Pferde darzustellen, wie er durch das Fernrohr den Gang der Schlacht verfolgt, aber das Pferd erregte wiederum Anstoß, und Herr von Nyvenström, dem man solche Spitze gar nicht zutraute, fragte leise:

„Kann unser Napoleon denn reiten, meine Herren?“

Allgemeines Gelächter ertönte und eine Viertelstunde lang ward zu allgemeiner Heiterkeit die Frage hin und hergewendet, ob ein Pferd in den Saal gebracht werden könne, ob es ruhig stehen würde, wie man die Hufe umwickeln müße, damit es keinen Lärm mache, welche Farbe Napoleon gewöhnlich bevorzugt, welche Rasse, Größe. Die Scherze gingen hin und her, keiner dachte mehr an die „lebenden Bilder.“

Da stand Stassingk auf und schlich sich zu den Damen hinüber, die im Zimmer der Frau von Lindstedt saßen und auf das Ergebnis der Debatte warteten.

„Sind Sie fertig?“ fragte die kleine Gräfin, die schon ganz aufgeregt geworden war in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten.

„Wir haben noch gar nicht angefangen. Bis jetzt wird die Frage erörtert, ob man ein Pferd in den Saal bringen kann, und das dürfte wohl noch eine Weile dauern. Inzwischen wollte ich doch einmal sehen, was unsere Damen machen!“

Im Kreise saßen die Damen herum und er mußte sich irgend wohin wenden, um Platz zu nehmen. Maria da Caza wartete, wohin er sich wohl setzen würde. Er warf ihr einen Blick zu, aber da sie ein Stück von ihm entfernt war, konnte er nicht sofort auf sie zugehen. Und nun beobachtete sie ihn fortwährend, wie er mit dieser und jener sprach, sich hier und dorthin neigte. Die beiden Fräulein Charrier drängten sich an ihn heran, und er that ihnen den Gefallen, ihnen Artigkeiten zu sagen. Die Damen schwatzten durcheinander von Toiletten, von Bällen, Diners, Thees, von Empfängen, und ihre Sprache tönte so laut, daß Maria nicht imstande war, auch nur ein Wort von dem zu verstehen, was Stassingk redete.

Es war ein fortwährendes Hin und Her: junge Mädchen, die zu den Bildern in Aussicht genommen waren, ließen sich vorstellen, und Maria da Caza, mit jedermann höflich, mußte ihnen ein paar gleichgültige Worte sagen, während ihre Gedanken abwesend sich drüben bei Stassingk befanden.

Da trat die Prinzessin Löwengaard ein, Frau von Lindstedt ging ihr entgegen, und es traf sich zufällig, daß sie sich einen Moment darauf neben Maria da Caza befanden, die von der Frau des Hauses angeredet wurde. Wie nun die beiden sich etwas steif gegenüberstanden, bemerkte Frau von Lindstedt, daß sie sich offenbar nicht kannten, und nannte mit ein paar verlegenen Redensarten die Namen.

Die Prinzessin sagte sofort mit großer Sicherheit:

„Wir haben uns schon öfters gesehen, wenn auch nur aus der Entfernung . . .“

Maria da Caza legte ihren schönen Kopf zurück, sie wollte etwas Scharfes entgegnen, doch sie bannte das Wort auf der Zunge: Stassingk hatte sie angesehen, und ihr war, als hätte etwas wie eine Bitte darin gelegen. Sie bezwang sich. Ihr Ausdruck ward freundlicher und sie sagte statt aller Überlegenheit, die sie sich für diesen Fall angenommen:

„Es freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen!“

Prinzessin Löwengaard zögerte eine

Sekunde, dann streckte sie Maria die Hand entgegen:

„Ich muß ein Unrecht gegen Sie abbitten?“

„Gegen mich?“

„Auf dem Ball hier, diesen Winter habe ich mich Ihnen nicht genähert!“

Zuerst wollte Maria da Caza thun, als ob ihr das nicht aufgefallen und als ob sie die Prinzessin gar nicht bemerkt, dann traten ihr die Worte auf die Lippen, sie sei die Jüngere und hätte infolgedessen den ersten Schritt thun sollen, im Gedanken daran, daß sie zwar Frau, die andere jedoch Prinzessin war, doch sie kämpfte die kleinliche Spitze nieder, die darin gelegen hätte, dem Mädchen fühlbar zu machen, daß sie älter sei als sie, die Frau, und Edelmut und Offenheit gewannen die Oberhand:

„Ich hätte sollen . . . es ist meine Schuld.“

Ihre Hände ruhten einen Augenblick ineinander, und Stassingk, der sich bis zu ihnen durchgearbeitet, trat heran und begann mit beiden zu sprechen. Alle anderen Damen schwiegen wie auf Befehl und lauschten. Aber er redete nur allgemeine Dinge, von dem, was voraussichtlich dargestellt werden sollte, vom Regierungsrat als Napoleon I. Allmählich begann die allgemeine Unterhaltung von neuem, und nun wußte Stassingk die Worte so zu wenden, daß er nichts berührte, was einer der beiden hätte unangenehm sein können.

Der Regierungsrat ließ Stassingk zur Beratung zurückrufen, die „ihrem Ende zuginge:“

„Immer, wenn man sich am besten unterhält, muß man fort! Ich bliebe tausendmal lieber hier!“ sagte der junge Diplomat und empfahl sich, jede von beiden Damen mit dem Gefühl zurücklassend, daß seine Worte doch mehr ihr gegolten als der anderen. Maria da Caza glaubte einen Blick von ihm aufgefangen zu haben, der etwas bedeutete wie ein Achselzucken über die Prinzessin, und jene meinte, was sie befürchtet, sei nicht eingetreten, daß er nur der anderen gehuldigt. Ein leiser Hoffnungsschimmer war von neuem in ihrem Herzen entfacht.

Stassingk aber freute sich, das Peinliche der Lage so gut überwunden zu haben. Er hatte das Bedürfnis, Maria ein entschuldigendes Wort über Prinzessin Löwengaard zu sagen, eine Wendung, aus der sie sehen sollte, daß sie ihm ganz gleichgültig sei. Er unterhielt sich sehr gern mit ihr, weil es ihn reizte, sie so verliebt zu wissen, weil es ihm schmeichelte, ihre Augen immer auf seinem Munde zu sehen, als wäre jede Silbe, die von seinen Lippen kam, eine Offenbarung.

Aber er liebte ja doch nur Maria da Caza!

Der Regierungsrat teilte ihm mit, die Herren hätten sich bereits über das „R“ schlüssig gemacht als „Rennen.“ Ein Rennplatzbild sollte gestellt werden. Das „wie“ würde Peter Stöckl übertragen werden. Nun fehlte bloß noch „E“ und „A.“

„Einsamkeit“ schlug jemand vor und Rittmeister Hendrich fand sofort die Darstellung:

„Ein leerer Rahmen.“

Herr da Caza, der bis dahin geschwiegen, hatte einen Gedanken:

„E“ = Engel. Wir lassen eine Dame oder mehrere als Engel auftreten.“

„Oben Charrier I, unten Charrier II. Die ergänzen sich!“ flüsterte der Regierungsrat dem nächststehenden Herrn zu, weil es ihm unmöglich war; einen Witz, der ihm gekommen, zu unterdrücken, und wenn er ihm auch die größten Unannehmlichkeiten bereitet hätte. Professor Charrier hatte es gehört. Er war gar nicht gekränkt, sondern sagte ganz ruhig beistimmend:

„Ich habe öfters meine Töchter gemeinsam so auf ein Bild gebracht. Aber vielleicht wäre Ihre Durchlancht die Prinzessin Löwengaard passend als Engel! Sie ist zwar etwas stark, aber im faltigen Büßergewande mit großen Flügeln sieht man es nicht und sie hat einen schönen Kopf mit blondem Haar und hübsche Hände. Die sind würdig, gezeigt zu werden, wenn die gefaltet sind, wird man besonders auf sie aufmerksam.“

Der Vorschlag fand allgemeinen Beifall. Es fehlte nur noch das „A,“ und darüber begann von neuem eine so erregte Auseinandersetzung, daß Stassingk stillschweigend sich wieder davonschlich.

Maria da Caza hatte ihn kommen sehen und war ihm in ein kleines Nebenzimmer entgegengegangen. Er ergriff ihre Hand und zog sie an die Lippen, ohne daß es jemand bemerkte:

„Ich mußte doch auch mit der Prinzessin sprechen!“

„Nun ja, und?“

„Ich fürchtete, Sie wären böse, gnädige Frau.“

„Warum?“

„Weil man Ihnen über die Prinzessin und über mich allerlei gesagt hat!“

„Das ist vergessen!“

„Nie gewesen ist es!“

Maria da Caza blickte ihm forschend in die Augen, so daß er verlegen fragte, ob sie ihm nicht glaube. Statt einer Antwort fragte sie nur hastig und eindringlich:

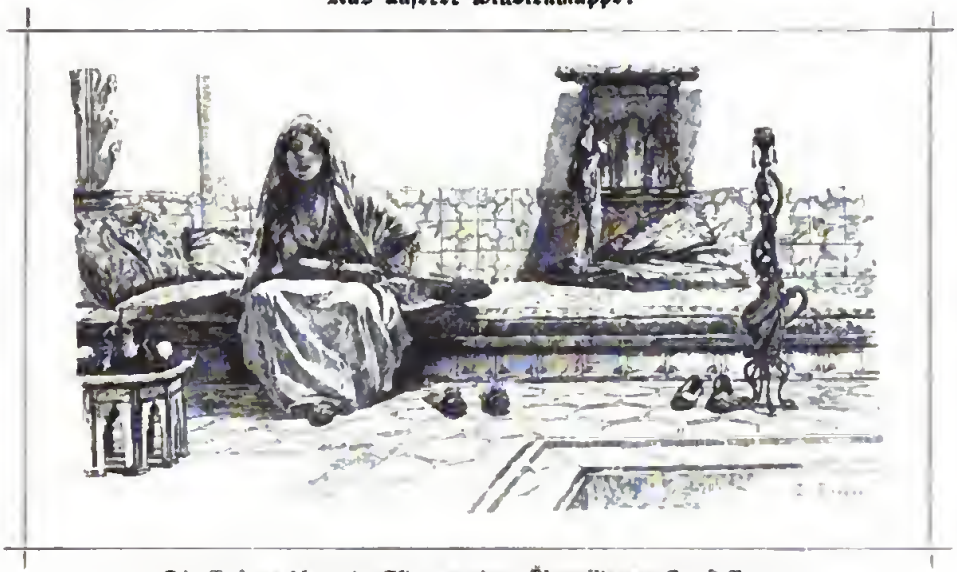
„Wie finden Sie die Prinzessin?“

„Ernst . . . liebten Sie einmal die Prinzessin?“

„Niemals, Maria!“ antwortete er mit gutem Gewissen. Sie nahmen beide einen ruhigen Ausdruck an und plauderten von gleichgültigen Dingen, denn ein paar Damen waren eingetreten. Staffingk wandte sich sofort zu ihnen und erzählte, sie würden alle Flügel bekommen und als Engel durch den Saal fliegen müssen. Nun wollten alle Näheres wissen und er sah sich bald von lauter jungen Mädchen umdrängt, die er nach allen Seiten als Engel begrüßte:

„Gnädigste Engel! Ihnen wird ja die

Aus unserer Studienmappe:



Die Beiramsbraut. Skizze zu einem Ölgemälde von Ernst Berger.

Er wußte nicht sofort zu erwidern, denn er mochte sie gern, und da sie auch einmal für kurze Zeit sein Herz tiefer verwundet, so wollte er nichts Hartes über sie sagen, aber dann meinte er wieder, Maria würde eifersüchtig sein, wenn sein Urteil zu günstig ausfiele, und von selbst kamen ihm die Worte, die doch der Wahrheit entsprachen:

„Sie war einmal sehr hübsch. Jetzt ist sie etwas zu stark geworden!“

Da überfiel Maria da Caza plötzlich quälend die Eifersucht, trotz seiner Worte, denn sein Ton war ihr nicht entschieden genug gewesen, und sie zischte mit einem bitteren, schmerzlichen Zug um den Mund, indem sie ihn ganz von selbst zum erstenmale beim Vornamen nannte:

Verwandlung gar nicht schwer. Sie sind ja alle Engel. Klappen Sie nur, bitte, ja Ihre Flügel auseinander!“

Maria da Caza mußte lächeln, als sie die Schar ihn umringen sah. Es war so harmlos, ein gleichgültiger Scherz, und dennoch gefiel es ihr nicht mehr. Sie fand, es sei genug. Er brauchte nicht so mit allen zu scherzen und Geschichten zu erzählen. Sie wußte ja, daß es nichts bedeutete, aber es verstimmte sie ein wenig. Doch als er im nächsten Augenblick wieder bei ihr war und flüsterte:

„Die dummen kleinen Gänschen gehen doch auf jeden Leim. Gänseflügel haben sie, aber keine Engelsschwingen!“ da war alles wieder gut und ihr schwoll das Herz,

Digitized by Google

sie war stolz, sie war wieder glücklich, denn er gehörte ihr doch allein!

Die Herren kamen herein. Man hatte sich nicht über das „A" einigen können und wollte es vor der Hand auslassen. Es würde sich schon finden. Als der Regierungsrat Staffingk sah, that er sehr böse, daß er nicht mit an der Beratung teilgenommen hätte:

„Ja, wenn solche Köpfe feiern!"

Dann zog er ihn jedoch beiseite und raunte ihm zu:

„Im Bilde ‚Maria Stuart' sollen Sie der Lord Leicester sein. Übrigens hätte ich ein gutes Bild gewußt: Caza als Wotan oder Polyphem. Nur brauchen wir leider kein W oder P, sondern A."

Staffingk konnte es nicht leiden, wenn jemand über ein körperliches Gebrechen witzelte, und sagte ziemlich scharf und abweisend:

„Sie haben wirklich eine . . . eine gottlose Zunge!"

Dann begannen endlose Auseinandersetzungen mit den Damen über die Kostüme, die sie sich beschaffen sollten. Es bildeten sich Gruppen derer, die in einem Bilde zusammen standen und sich eifersüchtig, daß andere nichts von den Plänen hören sollten, in den Ecken versammelten, oder sich in einem Zimmer einschlossen. Und endlich kam man überein, um der nahenden stillen Woche halber, die Sache zu beschleunigen, die einzelnen Bilder im Hause irgend eines der dabei Mitwirkenden zu probieren und nur die Generalprobe bei Lindstedts stattfinden zu lassen.

Das „R" blieb beim Regierungsrat, das „A" sollte bei Charriers sein, das „E" bei einer Baronin Lennen, einer hübschen Witwe in der Mitte der Dreißiger, von der man sagte, Herr von Lindstedt sei einmal fast mit ihr verlobt gewesen, sie habe jedoch im entscheidenden Augenblick sich nicht entschließen können. Das „R" übernahmen Selbottens vorzubereiten, trotz des geringen Raumes, den sie zur Verfügung hatten, und die Buchstaben „M" und „E" fielen von selbst Cazas zu, weil Maria da Caza die Hauptfigur stellte.

Als sich die Gesellschaft eben trennen wollte, erschien noch Peter Stöckl. Herr da Caza fragte ihn, wie er sich „Maria Stuart" und „Carmen" denke und wieviel Personen dazu erforderlich wären. Der junge Maler sann einen Augenblick nach, dann sagte er mit leisem Lächeln:

„Ich brauche für die Maria nur einen Leicester, und für die Carmen nur einen José! Viel Personen in einem lebenden Bild wirken immer schlecht. Die Luft fehlt!"

„Der Leicester ist schon bestimmt — Graf Staffingk, und den José kann, denke ich, Staffingk auch übernehmen, denn die anderen unserer Herren haben gebeten, nur als Chor verwendet zu werden!"

Der Maler nickte. Er fragte, ob Herr da Caza nicht vielleicht den José übernehmen wolle, doch jener meinte korrekt wie immer:

„Lieber nicht. Mann und Frau als Hauptpersonen? Nein, das macht sich nicht gut, als ob man das Beste für sich genommen hätte! Und — mir fällt eben ein, daß ich auf dem Rennbilde sein soll, das Charrier bei Selbottens stellt. Das genügt mir . . ."

Darauf verabredeten sie, daß die Beteiligten abends um sieben Uhr in der Villa Caza essen sollten. Nach Tisch würde die erste Probe sein.

Herr da Caza ward jedoch, als Peter Stöckl eben beginnen wollte, den Mitwirkenden auseinanderzusetzen, wie er sich die beiden Bilder dächte — abgerufen. Gräfin Selbotten schickte herüber, er möchte augenblicklich zum Rennbilde kommen. Er empfahl sich:

„Sehen Sie — ich sagte es doch! Meine Frau muß Ihnen also die Honneurs machen!"

Und nun war Maria da Caza allein mit Staffingk und dem jungen Maler. Sie fürchtete sich davor, das Bild möchte so gestellt werden, daß Leicester etwa vor ihr kniete, ihr seine Liebe zu gestehen, weil Staffingk gerade der Leicester war. An die Zuschauer dachte sie dabei nicht, nur an die kleine Freundin, deren forschende Augen sie schon in Gedanken auf ihrem Antlitz brennen fühlte, aber Peter Stöckl wollte, wie bei ihm vorauszusehen war, nichts Konventionelles:

„Also, gnädige Frau, darf ich nun meine Idee sagen — Ich möchte nicht etwa Akt x Scene y geben, sondern ohne Anlehnung an das Stück eine freierfundene Scene, die trotzdem in die Maria Stuart paßt und

vor allen Dingen besonders für die Maria Stuart geeignet ist. Ich will in meinen Bildern tiefer gehen. Nicht bloß eine Scene stellen. Wenn es Sie nicht langweilt, muß ich ein bißchen ausholen dazu! . . ."

Und er stand auf mit dem Bleistift in der Hand, den er eben benutzt, um auf einem Stück Papier in ein paar Strichen das festzuhalten, was er beschreiben wollte. Maria da Caza, die den jungen Maler nur immer als schweigsamen, etwas in sich gekehrten Menschen kannte und ihn im stillen ein wenig langweilig gefunden, war ganz erstaunt, ihn so reden zu hören mit blitzenden Augen, die nichts Körperliches vor sich schauten und die in der Luft das zu sehen schienen, was seine Phantasie beschäftigte. Sie blickte Stassingk an, der die Fingerspitzen aneinanderlegend zu Boden starrte. Er schien zu lauschen. Peter Stöckl erklärte:

„Der Hintergrund — mit dem Äußerlichen beginne ich — ist mir gleich, den mache ich an Ort und Stelle: Pflanzen, einen matten, ruhigen Teppich . . . also Coulissen stelle ich nicht, der Ort würde mich stören. Ich sehe nichts als die beiden Figuren. Leicester und José. Beide in Beziehung zu einer Frau, einer blendend schönen Frau: Maria Stuart und Carmen. Der Typus verschieden, das Anziehende, Verführerische, die Männer Berückende bei beiden gleich. Aber ein Unterschied in ihrer Beziehung zum Manne. José liebt Carmen bis zum Wahnsinn. Sie ist die Kokette, Grausame, Wetterwendische, der böse Dämon im Weib dem Manne gegenüber. Anders mein anderes Bild. Maria liebt Leicester, aber er ist der Feigling, der Schwache, der sie zwar liebt oder geliebt hat, aber der Höfling ist und Schranze, der es mit der siegenden Partei — der Elisabeth nicht verderben will, da ist er der Kokette, Grausame, Wetterwendische, der böse Dämon im Manne dem Weibe gegenüber . . . Sie kennen also die Rollen."

Dann hielt der Maler einen Augenblick inne und bat darauf Maria da Caza eine Cigarette in die Hand zu nehmen. Er gab ihr eine leichte Stellung, die linke Hand in die Hüfte gestemmt, den Körper geneigt, in der Rechten den erhobenen Papyros.

„Nun gnädige Frau, eine Lippenstellung, als bliesen Sie gleichgültig lächelnd den Rauch davon, und streifen Sie Graf Stassingk mit einem halb koketten, halb höhnischen Blick!"

Sie versuchte es, aber er war nicht sehr zufrieden, und auch mit Stassingk, der mit verzehrenden Augen Carmen betrachten sollte und wie flehend die Hände gegen sie strecken, war er nicht ganz einverstanden. Wie aber die Stuartgruppe versucht ward: Maria, stolz in königlicher Haltung, Fürstin und doch Weib, Leicester jedoch in gewundener, verlegener Huldigung, da sagte Peter Stöckl rasch:

„Das brauchen wir gar nicht groß zu probieren! Das geht! Sie sind eine Maria Stuart, gnädige Frau, wie ein Maler sie sich nicht besser wünschen könnte. Wenn ich historische Maschinen malte, ich würde darum bitten!"

Er setzte sich in eine Ecke und skizzierte aus dem Kopf einige Stellungen auf dem Papier. Maria da Caza unterhielt sich mit Stassingk. In des dritten Gegenwart sprachen sie über gleichgültige Dinge: wie die anderen Bilder ausfallen würden, wer sie stellte, dann über spanische Kostüme, über das Kleid der Maria Stuart, die hohe Halskrause und Leicesters Hofkleid. Da machte Peter Stöckl, der, wenn ihn etwas in seiner Kunst beschäftigte oder störte, keine Rücksichten kannte, ungeduldig: „Pst!"

Das laute Sprechen gerade über das, was ihn in diesem Augenblick gefangen hielt und was er im Geiste hin und herwendete, störte ihn empfindlich.

Maria da Caza gab Stassingk ein Zeichen, ihr in das Nebenzimmer zu folgen. Leise standen sie auf und gingen in den kleinen Salon. Das Wasserspiel an der Spiegelwand war nicht in Gang. Unten im Bassin war es finster, so daß man die Blumen auf dem Grunde nicht sah. Sie trat heran, öffnete den Hahn, daß die Fluten in Kaskaden über die Tuffsteinfelsen schossen und der Springbrunnen stieg, dann drückte sie am kleinen Hebel der elektrischen Leitung, und die Lilien und Rosen glühten.

„Wir stören unseren Künstler!" sagte sie mit trockener Kehle, weil sie fühlte, daß heute, wo sie fast allein waren und sie sich beim Vornamen genannt, irgend etwas geschehen müsse. Und Stassingk scherzte in seinem leichten Ton, den sie nicht mochte:

Digitized by Google

„Oder vielmehr er stört uns!"

Sie hatte ein leises Gefühl des Unbehagens und strich sich an den schönen schlanken bloßen Armen dte mit cabochongeschliffenen Steinen besetzten Armbänder tn die Höhe, als wollte sie das Unangenehme abstreifen. Immer zum Diner trug sie ein ausgeschnttttenes Kleid, wie ihr Mann, der englische Sitten nachahmte, es verlangte. Es war thr, als glitte Staffingks Blick über ihre Schultern, und seine Augen schienen ihr nicht mehr das Lustige, Oberflächliche zu haben, sondern glänzten feurig, leuchteten tief und warm, so daß sie gleich wieder für ihn gestimmt war.

Staffingk sagte plötzlich:

„Sie sind heute wieder so schön, Maria! So schön, so überwältigend schön."

Aber sie ging auf den Ton nicht ein, und antwortete nur:

„Wir werden gletch wieder herein müssen."

„Jetzt bletben wir."

„Er wird uns rufen, nach uns suchen."

„Nein, Maria, er zeichnet. Ich sehe ihn, und wenn er uns sucht ... was schadet das ... und wenn er uns auch findet ... das ist ja ganz gleich, Maria, ganz, ganz gletch!"

Ste blickte ihn ängstlich fragend an, sie wagte nicht dagegen zu sprechen, denn sie fürchtete ihm nicht genug Liebe zu zeigen, wenn sie an die äußeren Dinge dachte. Und in Staffingk stieg plötzlich, wie er sie vor sich stehen sah in strahlender Schönheit, die thn anblickte, als wollte sie sagen: ich liebe dich ja nur allein, dte Leidenschaft empor, daß er ihrer ntcht mehr Herr ward. Seine Hände zitterten, die Schläfen pochten, thm war es, als drehte sich alles um ihn, sein Glückstaumel wuchs und wuchs, er vermochte sich nicht mehr zu beherrschen und er nahm ihre Hand und bedeckte ihren Arm mit Küssen. Durch die Portiere hindurch meinte er den Maler, der immer noch ruhig zeichnete, sich bewegen zu sehen, und mit einem jähen Gedankengang griff er nach dem kleinen Hebel der elektrischen Leitung und ließ ihn herumschnellen.

Das Licht verlöschte.

Maria da Caza stammelte nur:

„Was ... warum ... was machen Sie ..."

Er aber zog sie an sich und bedeckte Schultern und Hals mit tausend Küssen. Er liebte sie, und es kam ganz ehrltch von seinen Lippen, daß er in glühender Leidenschaft des Augenblickes flüsterte:

„Marta, wir müssen zusammenkommen, wir müssen, willst du? Ich will ja alles thun, was du verlangst, denn ich muß leben mit dir! Allein kann ich es nicht. Liebst du mich denn? Liebst du mich?"

Da war sie ihrer nicht mehr mächtig, und sie zog ihn an sich und nahm seinen Kopf zwischen ihre Hände und küßte ihn auf den Mund, und wieder und wieder, und ließ sich küssen und sagte aus tiefster Seele:

„Ja, ich liebe dich! O Gott, o Gott, ich liebe dich ja! Ich liebe dich!"

Das Plätschern des Wassers übertönte ihre Worte. Einen Augenblick blieben sie tm Taumel der Leidenschaft einander umschlungen haltend. Maria da Caza war alles gleichgültig, sie dachte an nichts als an ihr Glück, an ihre Liebe. Staffingk jedoch horchte einen Augenblick auf, und sah, wte drüben im großen Salon sich der Maler erhob. Und er ließ Maria los und zischte ihr zu:

„Maria, paß auf, Stöckl kommt!"

Und mit aller Geistesgegenwart sprang er auf, trat, Maria da Caza im Dunkeln lassend, in den Salon, indem er rasch auf Peter Stöckl zuging:

„Nun, haben Sie etwas gefunden?"

Sie lehnten sich am Tisch über das Papier. Maria da Caza blieb sitzen, unbeweglich, wie erstarrt. Die Scene hatte nur wentge Sekunden gedauert, und doch war es ihr, als wäre es ein langes, langes Glück gewesen, als Entschädigung für Jahre der Entsagung, der Gleichgültigkeit und Kälte. Und ein Versprechen hatte er thr gegeben: er wollte leben mit ihr. Endlich einmal würden sie zusammenkommen. Sie hatte es ja gefühlt und gewußt, daß sie zu etnander kommen mußten, einmal doch über kurz oder lang. Sie wußte, daß sie ihm vertrauen konnte, daß er es einmal sagen würde, und nun, daß sie ihm vertrauen mußte, wann er es ausführen wollte.

Und jetzt fühlte sie sich plötzlich schon wie fremd in diesem Hause, das sie einmal würde verlassen müssen, um ihm zu folgen und mit ihm glücklich zu sein, als sein Weib bis ans Ende.

(Fortsetzung folgt.)

Auf der Weide. Nach dem Gemälde von E. B. Debat-Ponsan.
Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.
Vertreter Hermann Vogel, Leipzig.

Aus den Berliner Theatern.

Von

Paul von Szczepański.

Mit zwölf Porträts nach photographischen Aufnahmen.

(Abdruck verboten.)

Bin ich recht unterrichtet, so ist Ernst von Wildenbruchs neue Tragödie in zwei Abenden „Heinrich und Heinrichs Geschlecht“ ursprünglich zur Aufführung am Königlichen Schauspielhause angenommen gewesen und dem Dichter dann auf Grund nachträglicher Erwägungen wieder zur Verfügung gestellt worden, während Gerhart Hauptmann den aussichtslosen Versuch, seine Tragödie „Florian Geyer“ an der Königlichen Bühne unterzubringen, gar nicht erst unternommen hat. Bei solcher Gebundenheit thäte die Berliner Hofbühne vielleicht besser daran, sich ganz auf ein klassisches Repertoire einzurichten, über dessen Wert oder Unwert sich kein Hader mehr entspinnen kann, als daß sie sich auf die Aufführung solcher neuer Stücke beschränkt, deren Bedeutungslosigkeit niemand bezweifelt und die mit ein paar Wiederholungen kaum die Mühen des Einstudierens lohnen. Möglich, daß auch das Schauspielhaus, wie einige andere Berliner Privattheater, mit dem von der Gewerbeausstellung erworbenen Fremdenzufluß rechnet und seine großen Thoten bis zum Frühjahr aufschiebt —, das wichtigste Ereignis, das sie während der ersten Hälfte der Spielzeit zu verzeichnen hatte, war das Gastspiel — Friedrich Haases. Es würde kaum Anlaß sein, eines solchen Gastspiels besonders zu gedenken, da Friedrich Haase sich seit vielen Jahren auf die Wiedergabe derselben Rollen beschränkt und oft genug betont worden ist, daß der Künstler in allen seinen Vorzügen noch heute derselbe geblieben ist, der er vor vielen Jahren war. Da wir aber Friedrich Haase in Berlin wenigstens zum wirklich allerletztenmale gesehen haben sollen — seinen Abschied von der Bühne außerhalb Berlins weiter zu feiern, hat der Künstler sich weise vorbehalten — so darf ich dieses Gastspiel nicht übergehen. Daß der Künstler sich von Berlin mit besonderen Ehren verabschiedete, ist selbstverständlich, da er einer der wenigen mit Spreewasser getauften Bühnenkünstler ist, deren Name in der Geschichte des deutschen Theaters dauernd genannt werden wird. Daß er sich von der Hofbühne verabschieden konnte, mag der letzteren als Verdienst pietätvoller Rücksichtnahme angerechnet werden, denn die Beziehungen Friedrich Haases zum Königlichen Schauspielhause während seiner Künstlerlaufbahn sind immer nur sehr lose oder sehr bald wieder gelöste gewesen. Die Frische und Jugendlichkeit, die der fast siebzigjährige Künstler — Friedrich Haase wurde am 1. November 1827 als Sohn des ersten Kammerdieners des damaligen Kronprinzen, späteren Königs Friedrich Wilhelm IV im Königlichen Schlosse zu Berlin geboren — sowohl auf der Bühne wie bei der seinem letzten Auftreten folgenden Abschiedsfeier zeigte, lassen die Hoffnung berechtigt erscheinen, daß seine Abschiedstournée durch die übrigen deutschen Residenzen, die größeren deutschen Provinzstädte und jedenfalls auch einige Kunststädte des Auslandes eine recht ausgedehnte sein wird. Und wenn der Künstler von dieser allerallerletzten Kunstreise frisch genug nach Berlin zurückkehren sollte, um sich nach dem wirklich allerletzten Mal noch ein allerallerletztes Mal von dem

Friedrich Haase.
Nach einer Aufnahme von C. Brasch, Hofphotograph in Berlin W, Leipzigerstr. 9.

Friedrich Haase als „Graf Klingsberg."
Nach einer Aufnahme von C. Brasch, Hofphotograph in Berlin W, Leipzigerstr. 9.

Berliner Publikum zu verabschieden, so wird man ihm das auch nicht übel nehmen. Ihm noch weniger als anderen Künstlern, die des Abschiednehmens auch nicht so leicht müde geworden sind, trotzdem ihre Kunst einen ruhebedürftigeren Eindruck machte als die Kunst Friedrich Haases, an der der älteren Generation zwar keine einzige Nuance mehr eine Überraschung bietet, die aber als vollendete Eigenart den älteren und den jüngeren Generationen immer wieder Bewunderung abnötigt. Ein unvergleichlicher Künstler ist Friedrich Haase noch heute, so viele und zum Teil geschickte Nachahmer er auch auf der deutschen Bühne gefunden hat. Denn wo bei den letzteren auch vielleicht das Geschick ausreicht, eine erträgliche Kopie zu liefern, da versagte die Natur ihnen Haases feinen Kopf mit den klugen Augen, die vornehme und geschmeidige Figur, das Weltmännische der Gesamterscheinung — vor allem die Klugheit, mit der Friedrich Haase selbst die Grenzen seines Könnens erkannte und seine Kunst innerhalb dieses Könnens bis zur Vollendung gesteigert hat.

Trotzdem — ein Ereignis ist das Abschiedsgastspiel Friedrich Haases für das Königliche Schauspielhaus nicht gewesen. Das Ereignis, das diesem zugedacht war, die erste Aufführung von Wildenbruchs „Heinrich" trug sich auf einer anderen Bühne zu, auf der des Berliner Theaters, das unter Oskar Blumenthals Leitung in der vorigen Saison beinahe leer gespielt worden wäre und für das die glücklichen Zeiten Barnays wiedergekommen zu sein scheinen, seitdem der ehemalige Intendant des Mannheimer Theaters Prasch das Direktionsscepter übernommen hat. Scheint auch der Faden, den Direktor Prasch spinnt — was Darstellung und Inscenirung anbetrifft — noch eine Nummer gröber zu sein als der Faden Barnay's, so ist er doch saubere und gewissenhafte Arbeit, während die Vorstellungen des Berliner Theaters und des Lessingtheaters unter der gemeinschaftlichen Leitung Blumenthals jeden Charakter einzubüßen drohten. Wildenbruch erzielt in seinem „Heinrich" die starken Wirkungen auch nicht durch intime Reize, und Stück und Darstellung waren daher gleichwertig, — beide hatten einen großen, ganz unbestrittenen und sehr lauten Erfolg. So frenetisch brach dieser Beifall der von Wildenbruch Begeisterten nach dem Vorspiel „Kind Heinrich" los, daß an eine Steigerung nicht mehr zu denken war. Wo die Steigerung nach dem ersten Akt eines Schauspiels unmöglich erscheint, wird Leuten, die nicht zum erstenmal der ersten Aufführung eines Stückes beiwohnen, um den Erfolg bange. Das war unnötige Sorge. Übertroffen wurde dieser Anfangsenthusiasmus zwar nicht, aber er hielt sich doch bis zum Schluß ungefähr auf gleicher Höhe. Mir schien

Friedrich Haase als „Königsleutnant."
Nach einer Aufnahme von C. Brasch, Hofphotograph in Berlin W, Leipzigerstr. 9.

Digitized by Google

Friedrich Haase als „Karl XII."
Nach einer Aufnahme von C. Brasch, Hofphotograph in Berlin W, Leipzigerstr. 9.

zwölfjährig. Wildenbruch, der beide Ereignisse zusammenfallen läßt, zieht das Mittel und läßt Kind Heinrich — nach dem Textbuch — einen Knaben von ungefähr zehn Jahren sein. In Wahrheit aber ist Kind Heinrich nicht zehn, sondern abwechselnd fünf und dann wieder zwölf Jahre, — jetzt ein Baby, das der Bogenspanner Rapoto in anbetender Ekstase fragt: „Königlein, Sonne, Mond und Stern, was wollt Ihr, daß Rapoto für Euch thun soll? Wollt Ihr reiten auf mir? Soll ich Euer Pferd sein?" und dann wieder ein Junge, der ganz ernsthaft den Wunsch hat, mit auf die Jagd zu reiten, und dem der Graf Otto von Nordheim diesen Wunsch gern erfüllen würde, wenn eine allzu ängstliche Mutter ihm nicht wehrte. Ich habe viele Jungen in meinem Leben kennen gelernt, — einen, dem man noch hätte anbieten dürfen, ihn auf seinem Rücken reiten zu lassen, wenn er schon ein Pferd zügeln kann, noch nicht. Diese Nichtbeachtung der Altersentwickelung geht durch das ganze Vorspiel hindurch, und Wildenbruch hat daher in seinem „Kind Heinrich" keinen königlichen Knaben geschaffen, der schon das Schicksal ahnen läßt, das er sich selbst bereitet, sondern ein — für meinen Geschmack — gräßliches Zwitterding von Bühnenbalg, das für den Erfolg arbeitet und auf seine Arbeit dressiert ist. Die große Mehrzahl des Publikums ist für solche Dressurkunststücke außer-

Friedrich Haase als „Narziß."
Nach einer Aufnahme von C. Brasch, Hofphotograph in Berlin W, Leipzigerstr. 9.

er dort, wo er am lautesten ausbrach, am wenigsten berechtigt, und das Vorspiel „Kind Heinrich" ziemlich überflüssig zu sein. Allerdings hat sich Wildenbruch die Exposition damit erleichtert, aber gleichzeitig die Ausgänge und die Entwickelung der Handlung so eng an die Regungen kindlichen Gefühlslebens angeknüpft, daß innere Unwahrscheinlichkeiten später das historische Schauspiel seiner Größe entkleiden und den Kampf zwischen Heinrich IV und Papst Gregor nur als einen Streit zweier verschiedener Temperamente, vielleicht sogar nur zweier Generationen erscheinen lassen. Und bei aller Geschicklichkeit, mit der Wildenbruch in diesem Vorspiel den Tod Heinrichs III und die Entführung Heinrichs IV durch den Erzbischof Anno von Köln auf einen Tag zusammengedrängt hat — zwischen beiden Ereignissen lag bekanntlich ein Zwischenraum von sieben Jahren —, hat er es doch nicht für notwendig gehalten, dem Kinde Heinrich auch nur äußerlich feststehende Züge zu geben. Als Heinrich III starb, war Heinrich IV fünfjährig, als der Erzbischof ihn in seine Gewalt brachte,

O. Sommerstorff, Mitglied des Berliner Theaters. Nach einer Aufnahme von C. Brasch, Hofphotograph in Berlin W, Leipzigerstr 9.

ordentlich empfänglich und der Enthusiasmus, der nach dem Vorspiel losbrach, bewies ja auch, daß Wildenbruch die Bühnenwirksamkeit nicht unrichtig berechnet oder empfunden hatte. Künstlerisch aber bedeutet der Erfolg des minaudierenden Knaben Heinrich mit seiner zwischen drei und zwölf Jahren wechselnden Empfindungs- und Ausdrucksweise doch nicht mehr als der Erfolg, den der Cirkus Busch allabendlich hat, wenn er die europäischen Potentaten von Rindern dargestellt durch die Manege kutschieren läßt. An überzeugender Charakteristik bietet das Schauspiel selbst nicht mehr als das Vorspiel, — Heinrich IV ist einmal ein gänzlich direktionsloser Bursche, den man seiner Augenblickslaune folgend alle Welt zwecklos brüskieren sieht, während man von dem Zauber seines Wesens nur hört, aber nichts fühlt, dann wieder ein ideater Träumer, der seinen päpstlichen Gegner durch Edelmut fangen zu können glaubt, schließlich ein Schwätzer, der plötzlich ganz vergißt, daß er mit dem Papst um eine Krone kämpft, und sehr viel mehr, nämlich seinen verlorenen Glauben, von ihm zurückverlangt. Papst Gregor wieder ist in einem Akt ein Heiliger, der hoch über allem Irdischen steht, dann ein ganz unentschlossen Schwankender, der sich die Direktive für seine Handlungen aus der Stärke der Händedrücke und ähnlichen Äußerlichkeiten holt, und schließlich ein bis zum Wahnwitz herrschbegieriger Greis, — das alles ohne Übergänge und ohne Motivierung. Aber aus dem Sichgegenüberstellen dieser beiden, dieselben Namen tragenden, aber chamäleonartig wechselnden Figuren gewinnt Wildenbruch eine Anzahl bewegter und packender lebender Bilder mit einer Begleitung großer Worte, die imponierend durch den Theatersaal hallen und so schnell verhallen, daß sie auf ihren Gehalt nicht so recht geprüft werden können. Man kann dem Publikum da gar keinen Vorwurf machen, wenn es sich fortreißen läßt; geht es einem doch selbst schließlich nicht viel besser, bis man ein Wildenbruchsches Drama noch einmal liest und zur Besinnung kommt. Die Aufführung wurde, wie ich schon sagte, dem Stücke gerecht. In Herrn Sommerstorff und Herrn Krausneck verfügt das Berliner Theater über einen Heinrich IV und einen Papst Gregor, wie sie vielleicht besser, oder wenigstens wirkungsvoller, überhaupt nicht gedacht werden können. Feiner noch waren die Farben, in denen Nollet den Abt von Cluguy, vielleicht die beste Figur des Dramas, zeichnete. Eine würdige Darstellerin der Matronen hat das Berliner Theater in Frau Hermann-Benedix, die in ihrer Erscheinung an Fräulein Stollberg vom Schauspielhause erinnert, aber glücklicherweise die Rede sinngemäßer zu gliedern und zu betonen versteht als diese, der böhmische Dialekt und die reife Schönheit des Fräulein Pospischill standen der Wendenfürstin Praxédis nicht übel, und Frau Geßner wurde durch die Sentimentalität der Königin Bertha wieder zu einem keineswegs erschütternden Schluchzen

M. Pospischill, Mitglied des Berliner Theaters. Nach einer Aufnahme von E. Bieber, Hofphotograph in Berlin W

Frau Direktor Brasch-Grevenberg.
Nach einer Aufnahme von J. C. Schaarwächter, Hofphotograph in Berlin W.

verführt. Wenn dieſe Künſtlerin ſich doch entſchließen wollte, im Ausdruck der Gefühle ein weiſes Maß zu halten, — es kann einen wirklich jammern, wenn man ſolchen Schatz von natürlicher Mitgift in gröbſter Kupfermünze verplempern ſieht. Auf einen alten Zopf erlaube ich mir den Regiſſeur aufmerkſam zu machen. Der Chor — ich meine die Summe der benannten und unbenannten Sachſenfürſten und Edlen, der Bürger, Bauern, Prieſter und ſo weiter — ſpielt in dem Wildenbruchſchen Schauſpiel natürlich eine große Rolle; anweſend iſt er zum mindeſten faſt immer auf der Bühne, und manchmal äußert er ſich auch durch Zwiſchenrufe. Die ſind im Berliner Theater ganz taktmäßig eingeübt. Reißt Papſt Gregor durch ſeine Weisheit Prieſter und Volk zu lauten Ausrufen der Bewunderung hin, ſo rufen die ſämmtlichen Statiſten zum Beiſpiel im Takt: „Der Hei — li — ge — der Hei — li — ge — der — Hei — li — ge!“ Das wäre ganz motiviert, wenn Wildenbruch ſein Schauſpiel in Verſen geſchrieben hätte, denn dem Vers zuliebe wird manche ganz unrealiſtiſche Nuance der Darſtellung notwendig. In der reinen Proſa des Wildenbruchſchen Textes aber wirkt dieſer taktmäßig geſchulte Enthuſiasmus des Chors geradezu ridikül, und wenn Wildenbruch ſich's bequem gemacht und für den plötzlich losbrechenden Enthuſiasmus des Volkes nur ein Wort gefunden hat, dann braucht ſich's der Regiſſeur nicht auch bequem zu machen und den Enthuſiasmus auf dem Leierkaſten abdrehen zu laſſen.

Ebenſo laut, wie der Erfolg des Wildenbruchſchen Dramas auf der Bühne des Berliner Theaters muß der Mißerfolg der erſten Aufführung des „Florian Geyer“ von Gerhart Hauptmann auf der Bühne des Deutſchen Theaters geweſen ſein. Ich habe, meiner gutbegründeten Abneigung gegen die Berliner „Premieren“ zufolge, ihr nicht beigewohnt, ſondern erſt der dritten, und da muß ich der Wahrheit gemäß konſtatieren, daß von einem Mißerfolg gar keine Rede ſein konnte, ſondern daß ein gutbeſuchtes Haus den erſten Akt des „Florian Geyer“ mit einem achtungsvollen Schweigen zwar, aber auch ohne das geringſte Zeichen des Mißfallens, alle anderen Akte mit ſehr intenſivem Beifall quittierte. Und doch hat ſich, wie Freunde und Gegner Gerhart Hauptmanns übereinſtimmend berichten, während der erſten Vorſtellung das Für und Wider der Zuſchauer nicht nur nach den Altſchlüſſen bis zum Tumult geſteigert, ſondern einmal ſogar die Möglichkeit des Weiterſpielens in Frage geſtellt. Der einzige Zuſchauer des erſten Abends, der von dieſen Skandalen nichts miterlebt hat, iſt Maximilian Harden, der Prophet der Zukunft. Aber indem er dieſe Skandale beſtreitet, ſpeit er mehr Gift gegen den Dichter, als ein vollbeſetztes Haus von ehrlichen Feinden Hauptmanns zur Verfügung gehabt hätte. Maximilian Harden nennt auch die Aufführung „eine über jeden Begriff jämmerliche.“ Wie man doch ſo ganz verſchiedener Meinung ſein kann! Oder hat Maximilian Harden für jede Bühne ſeinen beſonderen Maßſtab, und erwartet er gerade vom Deutſchen Theater mehr, als eine Bühne überhaupt leiſten kann? Sicher iſt, daß unter den Berliner Bühnen keine eine der Darſtellung im Deutſchen Theater in ihrer Geſamtheit gleichwertige Aufführung des „Florian Geyer“ ermöglicht haben würde. Es wäre in allen Theatern,

Julius Rollet, Mitglied des Berliner Theaters.
Nach einer Aufnahme von C. Brasch, Hofphotograph in Berlin W, Leipzigerſtr. 9.

Digitized by Google

auch im Schauspielhause und erst recht im Berliner Theater, viel mehr gebrüllt und gerasselt worden, als die Feinheit und logische Konsequenz Hauptmannscher Charakterschilderung verträgt, die Menschen, die Hauptmann auch in diesem Ritter- und Bauernstück auf die Scene stellt, wären zu Theaterhelden und Theaterbösewichten vergröbert worden. Der sich auch an den „Florian Geyer" wieder anknüpfende Streit der Meinungen, was Gerhart Hauptmann mit seinem Stück gewollt hat — ob er die Absicht gehabt hat, ein historisches Drama zu schreiben oder ob er nur bunte, lebenswahre Bilder aus dem Bauernkriege zeichnen wollte — wäre ungemein spaßhaft, wenn der Dichter und sein Werk darüber nicht zu kurz kämen, indem sich gerade derjenige Teil des Publikums, der nicht nur einem Gezänk, sondern auch der Ursache des Gezänkes gern aus dem Wege geht, also der feiner empfindende, dadurch abhalten läßt, persönlich Stellung zu Gerhart Hauptmann zu nehmen. Mir ist ganz gleichgültig, was der Dichter gewollt hat und ob ihm seine Absicht gelungen ist, da das, was er geleistet hat, immer noch genug ist. Vor allen Dingen hat er nicht nur einen Menschen, einen ganzen, vollen, Florian Geyer, geschaffen, sondern in jeder seiner Figuren pulsiert warmes, wirkliches Blut. Das ist doch mehr, als wir auf der Bühne gewöhnlich zu sehen bekommen. Und wem die Zeit nicht historisch treu geschildert erscheint, der nenne mir ein anderes Dichterwerk, das sie getreuer wiederspiegelt. Das freilich erscheint mir der Gipfel des Mißverstehens, wenn man aus der Rolle, die Götz von Berlichingen in Hauptmanns „Florian Geyer" spielt, nachweisen will, daß Gerhart Hauptmann keinen historischen Sinn habe, oder wenn man aus den Worten, die über Luther fallen, sich ein neues Bild des Reformators konstruieren zu sollen glaubt. Hätte Goethe nicht seinen Götz von Berlichingen geschrieben, der mit dem historischen allerdings nicht viel mehr gemein hat als Schillers Tell oder Don Carlos oder Maria Stuart mit ihren geschichtlichen Urbildern, so würde niemand Anstoß daran nehmen, daß die episodische Figur des Götz in „Florian Geyer" nicht wie der Held selbst ein Mann ist, der die Konsequenzen seiner Handlungen bis zum äußersten zieht, sondern eine zum sich Salvieren geneigte Natur. Und die Worte, die über Luther im „Florian Geyer" fallen, die fallen aus dem Munde der Bauernführer. Daß die, dem Untergange der von ihnen vertretenen Sache nahe, in dem Reformator etwas anderes gesehen haben als den geistigen Urheber der Bewegung, der sie dann schnöde im Stich gelassen hat, erscheint mir höchst unwahrscheinlich. Auch von sonstigen „Brutalitäten" im „Florian Geyer" wird viel und abschreckend erzählt, und immer mit der Färbung, als seien nur die Bauern die Brutalisierten, die Edelleute jener Zeit aber die Brutalisierenden. Da läuft dann den vielen Satten, die schon durch die Weber ungern an das Elend erinnert wurden, von neuem eine Gänsehaut über den Rücken. Der Wahrheit entsprechend muß ich bekennen, daß die Bauern den Edelleuten im „Florian Geyer" an Brutalität um nichts nachstehen und daß es wirklich wahr ist, daß ein Mensch auf der Bühne erscheint, dem um ein Nichts die Augen ausgestochen sind. Warum zetern alle die, die bei Shakespeare an solchem Greuel keinen Anstoß nehmen, über Gerhart Hauptmann? Oder, um nicht Shakespeare zu nennen, warum verzeiht man Wildenbruch im „Heinrich," was man bei Hauptmann brutal findet? Bei Wildenbruch werden nämlich auch die Augen ausgestochen, und wenn der erfolgreiche Dichter sich nicht noch im letzten Augenblick darauf besonnen hätte, daß man dem Publikum zart entgegenkommen muß, würde Heinrich V dem Papst Gregor sogar eine abgehauene Totenhand vor die Füße werfen. Das Textbuch schreibt es so vor, in der Aufführung begnügte sich Sommerstorff mit dem Handschuh, und diese Enthaltsamkeit machte die Scene nicht eindrucksvoller. Das Accompagnement hohler Phrasen mildert doch solche „Brutalitäten" ebensowenig, wie sie etwa verstärkt werden, wenn sie als etwas Notwendiges erscheinen, wenn sie nicht dem Theatereffekt, sondern der Dichtung dienen. Aber da Gerhart Hauptmanns Fahne nun einmal so vielen Leuten rot erscheint, wird es mir ebensowenig wie anderen gelingen, sie mit ein paar Worten weiß zu waschen. Der Dichter und seine wahren Freunde thun am besten, diese Arbeit der Zeit zu überlassen. In ein paar Jahren wird man seinen „Florian Geyer" ganz unbefangen ansehen und

Franz Schönfeld, Mitglied des Lessing-Theaters.
Nach einer Aufnahme von Albert Meyer, Hofphotograph in Berlin C.

wahrscheinlich werden ihn dann sogar die Hofbühnen spielen. Er wird nämlich länger gespielt werden als Wildenbruchs „Heinrich," trotzdem die erste Aufführung des Hauptmannschen Stückes ein großer Mißerfolg, die des Wildenbruchschen ein großer Erfolg war, und trotzdem Maximilian Harden Gerhart Hauptmann das Schicksal prophezeit, wie Florian Geyer „ein ruhmlos besiegter, entgötterter Mann, unter höhnenden Feinden einsam den Tod kleiner Menschheit zu sterben." Maximilian Harden irrt sich da nämlich in einer Kleinigkeit, für die ihm, dem Erfolgsjäger, offenbar das Verständnis abgeht, — Florian Geyer stirbt allerdings ruhmlos und besiegt, aber er stirbt für seine heilige Überzeugung. Und er hat ein gutes Recht, mit unsäglicher Verachtung auf die höhnenden Feinde herabzusehen, die ihm den Tod geben.

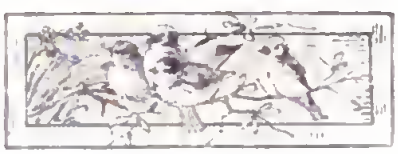
Die Herren Franz von Schönthan und Franz Koppel-Ellfeld sind durch den Erfolg der „Madame Sans Gêne" angeregt worden, es auch einmal mit einem Kostümlustspiel zu versuchen, dessen historische Färbung allerdings in nichts weiterem besteht als in der Erwähnung eines Besuches Goethes in Karlsbad und den Erwägungen darüber, ob die abendliche Beleuchtung der Straßen einen notwendigen Fortschritt oder ein revolutionäres Übel bedeutet. Auch haben die beiden Liebhaber des Stückes vor einigen Jahren bei den Lützowern den Freiheitskampf der Deutschen mitgemacht, — das Kostüm von 1818, das die in der „Comtesse Guckerl" Mitspielenden anzuziehen haben, ist also gerechtfertigt. Sonst besteht es im wesentlichen aus Ingredienzien neueren Datums. Aber der Ton des Ganzen ist sehr liebenswürdig, und die Maskerade, in der der Veilchenfresser und andere moderne Lustspieltypen auf der Bühne erscheinen, gefällt auch. Grund genug, daß das Stück am Lessing-Theater sehr beifällig aufgenommen wurde, zumal es dort vortrefflich gespielt wird, in den Hauptrollen von Fräulein Jenny Groß, die nicht nur sehr gut aussah, sondern auch einen natürlicheren Charme als den ihr sonst in den meisten Rollen eignen zeigt, und von Franz Schönfeld, der seine Rolle zwar ganz in der Art seiner Leutnants von heute, aber doch dem Publikum sehr zu Dank spielt.

Jenny Groß als „Comtesse Guckerl."
Nach einer Aufnahme von J. C. Schaarwächter, Hofphotograph in Berlin W.

Von den beiden interessanten Künstlerinnen, die Berlin im letzten Winter gewonnen hat, ist die eine, Frau Prasch-Grevenberg, von den Meiningern her bekannt, die Gattin und zugleich die künstlerische Stütze des Direktors des Berliner Theaters, die andere, Fräulein Louise Dumont, teilt ihre Kraft zwischen dem Hoftheater in Stuttgart und dem Lessing-Theater. Die hervorragendste Rolle, in der die letztere bisher vor dem Berliner Publikum erschien, war die Gräfin Clara Sangiorgi in der aus dem Italienischen übersetzten Komödie „Untreu" von Roberto Bracco, einem der geistvollsten Plauderstücke, die mir begegnet sind. Wenn das Publikum sich dem

Louise Dumont,
Königl. württembergische Hofschauspielerin, Mitglied des Berliner Theaters.
Nach einer Aufnahme von Olla Renard in Moskau.

Stück gegenüber anfangs kühl verhielt, so lag das wohl in erster Linie daran, daß es sich erst in der uns ganz fremdartig anmutenden Schilderung einer italienischen Ehe der vornehmen Kreise zurecht finden und die Voraussetzungen, unter denen sich die drei Charaktere des Stückes entwickeln, als gegeben respektieren lernen mußte. Weniger Kunstpausen, von denen alle Mitwirkenden zu reichlichen Gebrauch machten, würden der im übrigen ausgezeichneten Darstellung auch zu statten gekommen sein. Ob Fräulein Dumont gerade am Lessing-Theater einen Platz gefunden hat, an dem sich ihre Kunst voll entfalten kann, möchte ich bezweifeln; sie findet da nicht übermäßig häufig Aufgaben, die ihrer würdig sind. Neben vielen und seltenen Vorzügen — Klugheit, Geist, Liebenswürdigkeit, stattlicher Erscheinung und ungewöhnlich schöner Stimme — finden sich auch einige Eigenheiten, an die sich das Publikum gewöhnen, oder die Fräulein Dumont ablegen wird, — ich meine die Neigung, die schöne Stimme allzu viel zu modulieren und etwas bühnenmäßig, d. h. nicht im vornehmsten Geschmack, Toilette zu machen. Das letztere ist für Berlin aber keine Nebensache, da es für Fräulein Dumont gilt, mit Künstlerinnen zu rivalisieren, deren ganze Kunst nur hierin besteht.



From Harper's Magazine. Copyright, 1895, by Harper & Brothers.

Abb. 1. Schloß Balmoral.

Das Hochlandheim der Königin Victoria.

Schottiſche Hochlanderinnerungen

von

Robert Koenig.

Mit dreizehn Abbildungen.

(Abdruck verboten.)

Ein halbes Jahrhundert iſt vergangen, ſeitdem die ſchottiſchen Hochlande von der faſhionablen engliſchen Geſellſchaft entdeckt wurden. Königin Victoria hatte dazu den Anſtoß gegeben. Im Sommer 1842 kam ſie mit dem Prinzgemahl zum erſtenmale nach Schottland. Sie wurde mit ſtolzer Haltung von den Großen des Landes empfangen. Die Breadalbanes, der mächtigſte Zweig des großen Hauſes Argyll, hatten zur Begrüßung auf ihrem Schloſſe Taymouth eine Ehrenpforte aus Birkenzweigen errichtet, auf der die ſelbſtbewußten Worte ſtanden: „Welcome to Breadalbane Queen Victoria!“ (Willkommen ſei dem Breadalbane die Königin Victoria!)

Vielleicht hat Prinz Albert daran gedacht, als er im Jahre 1848 das hoch im Norden von Schottland gelegene Schloß Balmoral ankaufte und damit ſeiner königlichen Gemahlin einen „Sitz der Majeſtät“ errichtete.*) Ich mochte wohl ein etwas erſtauntes Geſicht machen, als mir ein ſchottiſcher Freund, mit dem ich im Herbſte desſelben Jahres dorthin gepilgert war, den ſtolzen Sinn ſeines Namens erklärte. Es konnte kaum ein Jagdſchloß heißen, obgleich der frühere Beſitzer an das hochgiebelige, langgeſtreckte Haus mit dem ſteilen Dache und den kleinen Fenſtern mehrere geſchmackloſe Türmchen und andere unſchöne Anhängſel angebaut hatte.

„Nun ja,“ gab mein Begleiter etwas

*) „Balmoral“ (Ton auf der zweiten Silbe und das o kurz zu ſprechen) iſt ein gäliſches Wort, das „Sitz der Majeſtät“ bedeutet.

zögernd zu, „es ist freilich nur der Jagdhof eines hochländischen Gutsbesitzers, eines ‚Laird,' wie wir sagen; aber," fuhr er erhobenen Tones fort, „welche geschichtlichen Erinnerungen knüpfen sich an diese Stätte! Hier war in alten Zeiten der Sammelplatz des tapfren Clans der Farquharsons, wenn sie auszogen, um für ihre Unabhängigkeit zu kämpfen. Hier erhob der kühne Graf von Mar die Freiheitsfahne, um gegen England in den Kampf zu ziehen! Und sehen Sie, Freund, wie wundervoll das Haus liegt!"

So wenig mir auch die „catering clans" ruhevoll, so einsam, es that wohl, hier Umschau zu halten, und die reine Bergluft war so erquickend. Alles schien Frieden und Freiheit zu atmen und ließ uns die Welt mit ihrem öden Getriebe vergessen."

In friedlichster Weise hatte sich Englands Herrscherin in dem einst so kriegerisch bewegten Thale inmitten ihrer schottischen Unterthanen niedergelassen. Zwei Kompanieen eines Hochlandsregimentes, welche der Herzog von Wellington nach Mar Castle gesandt, als sie von Balmoral Besitz genommen, hatte sie sofort zurückgeschickt.

Balmoral wurde der Königin Lieb-

From Harper's Magazine. Copyright, 1895, by Harper & Brothers.

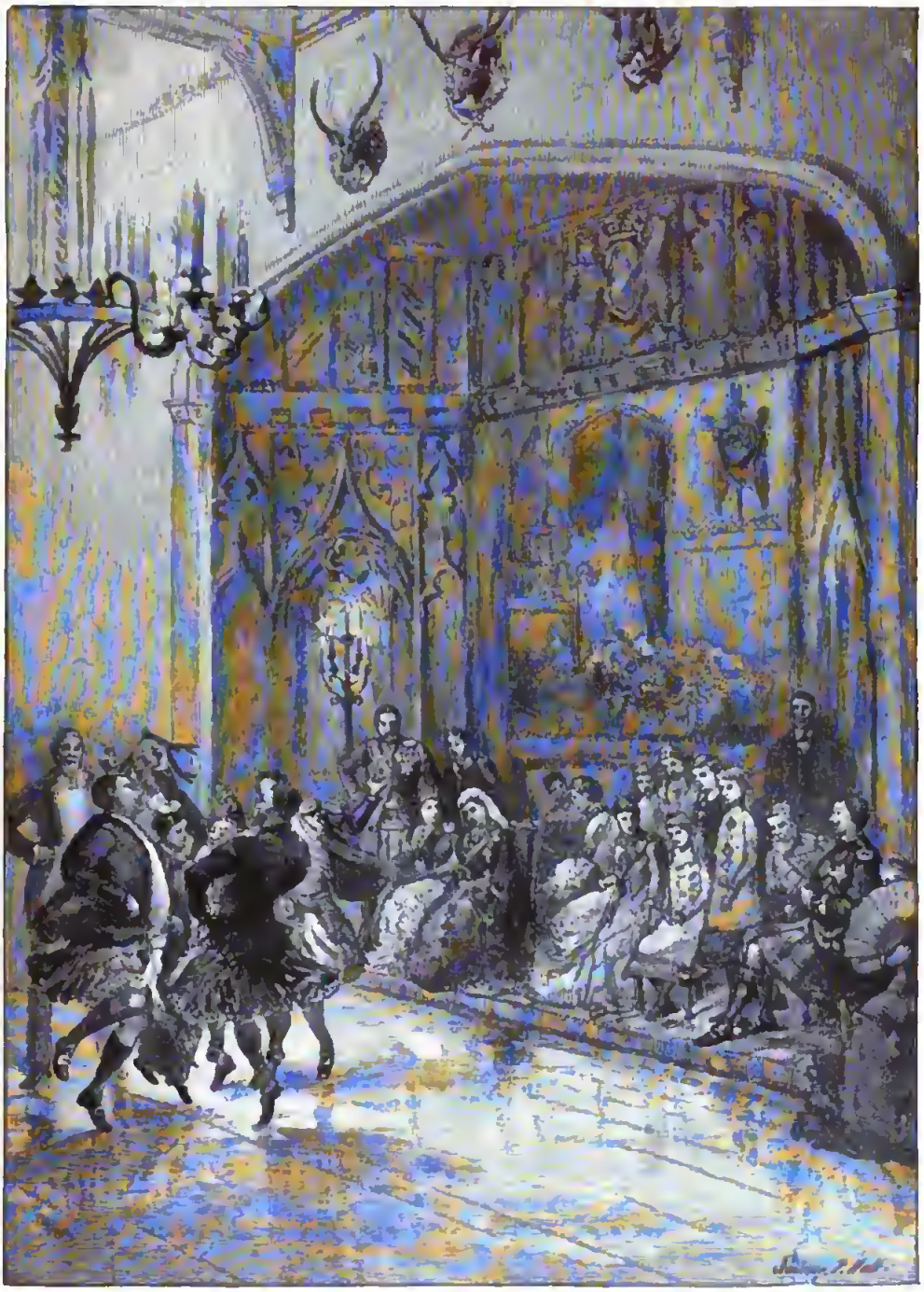
Abb. 2. Rasenfront des Schlosses Balmoral.

(Räuberclans) und die rebellischen Grafen imponierten, gegen die letzte Behauptung ließ sich nichts einwenden. Die Lage war ganz unvergleichlich schön. In dem durch eine Umwallung von Bergen und Hügeln gebildeten Thale lag das Jagdhäuschen gegen die von Norden drohenden Stürme geschützt am Südufer des sich anmutig schlängelnden, silberfunkelnden Flusses Dee.

Das königliche Paar hatte gefunden, was es suchte. Prinz Albert fühlte sich durch die den Dee umkränzenden laubigen Waldhügel an den heimischen Thüringer Wald erinnert — Victoria schreibt darüber in ihren Tagebuchblättern: „Es war so

lingssitz, ihr glückliches Sommerheim. Jahr um Jahr kam sie mit dem Prinzen und den Kindern dorthin, so früh es der rauhe Norden nur irgend gestattete. Dort lebte sie, wie einst die „gnädige Frau von Paretz," die Königin Luise, es gethan, mit ihrem Gemahl, ihrem „lieben Albert." Die zurückhaltenden Schotten zeigten kein Verlangen, von dem Hofleben etwas zu erfahren. Auf meinen Streifzügen in den nächsten Jahren konnte ich von Kutschern, Wirten und ähnlichen anderswo so beredten Leuten nichts darüber herausbringen. Die folgende Anekdote erzählte mir mein vorerwähnter Aberdeener Freund.

Digitized by Google



From Harper's Magazine. Copyright, 1895, by Harper & Brothers.

Abb. 3. Im Ballſaal von Balmoral.

„Es war im Sommer 1850. Da ſaß am Norduſer des Dee eine einfach gekleidete Dame auf einem Feldſtuhle. Auf ihrem Schoße ruhte eine Zeichenmappe, und ſie war beſchäftigt, das gegenüberliegende Schloß auf dem Papier zu ſkizzieren. Da kam ein Hirtenknabe mit ſeiner Herde desſelben Weges und wollte an der Zeichnerin vorüberziehen. Die Schafe ſtutzten vor der ungewohnten Erſcheinung und gingen nicht von der Stelle. Der Knabe, über den Aufenthalt ungeduldig, eilt auf die Dame

zu und ruft: „Geht aus dem Wege, Dame, und laßt die Schafe vorbeigehen!“ Die Dame lächelt, steht auf und tritt etwas

Zurück, sag' ich! daß die Schafe vorbei können!“ In diesem Augenblick eilt ein Bedienter auf den Knaben zu und sagt:

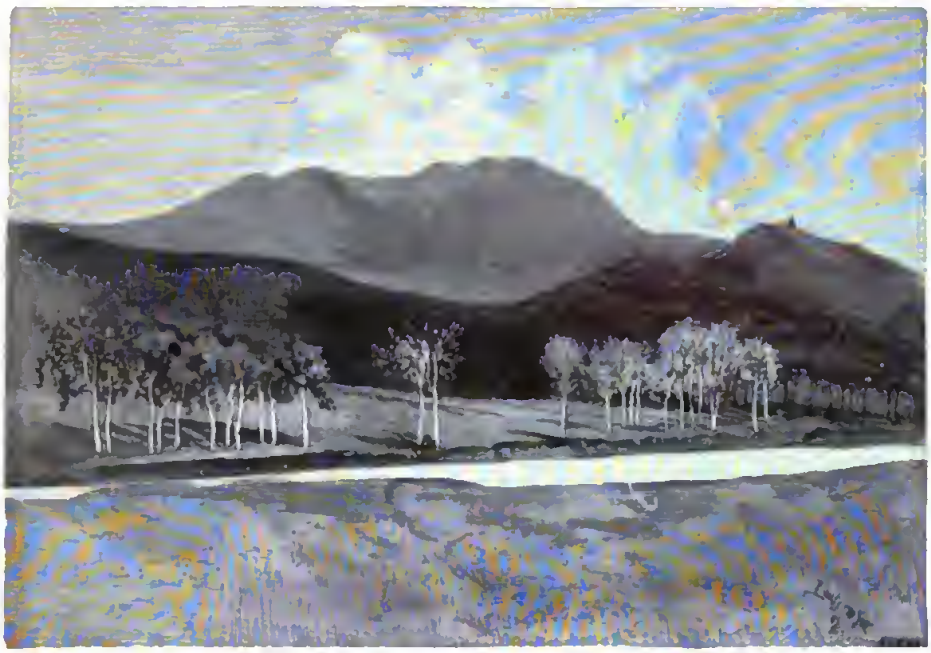
From Harper's Magazine.

Abb. 4. Aufbruch zum Fuchsjagd.

Copyright, 1894, by Harper & Brothers.

beiseite. Vergebens, die Tiere gehen nicht vorwärts. Da ruft der Knabe ganz ärgerlich: „Wollt Ihr wohl gleich zurückgehn!

„Aber Bursche, weißt du auch, mit wem du sprichst?“ — „I dinna ken, an I dinna care (ich weiß es nicht, und es kümmert



From Harper's Magazine. Copyright, 1895, by Harper & Brothers.

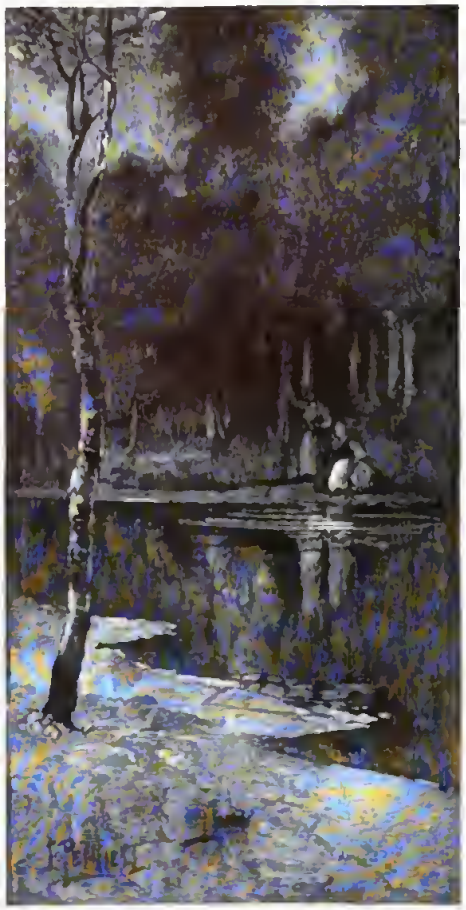
Abb. 5. Der Berg Loch-na-Garr.

mich nicht)," entgegnete der Angeredete in seinem schottischen Dialekt, „das ist der Weg für die Schafe, und sie hat gar kein Recht, sich dahin zu setzen." — „Aber Bursch, das ist die Königin!" fügte der Diener hinzu. — „Die Königin?" versetzte der Junge gedehnt: „Wirklich, die Königin? Weel, but why disna she put on claes, that folk would ken her? (Gut, aber warum kleidet sie sich nicht so, daß man sie erkennen kann?)."

Das war die Königin Victoria im einunddreißigsten Jahre ihres Lebens und im elften ihrer Ehe. Mit der Zeit wurde sie besser bekannt. In dem Balmoral gegenüber liegenden Dorfe Crathie, in dessen einfacher Kirche sie allsonntäglich mit dem Prinzen inmitten der Bauern gesehen wurde, nannten die Kinder sie bald die „liebe Frau Albert," da sie diesen Namen oft aus ihrem Munde gehört, wenn die Gatten zusammen durch das Dorf wandelten. An den Sonntagnachmittagen besuchte sie die Armen und Kranken, in der Woche die Dorfschule. Gewöhnlich ganz allein oder mit einem ihrer Kinder, aber immer ohne einen Diener. Prinz Albert war nicht minder auf die Interessen seiner Gutseingesessenen bedacht. Für sie errichtete er eine Ackerbaumusterwirtschaft und erbaute er bessere Häuser.

From Harper's Magazine. Copyright, 1895, by Harper & Brothers.

Abb. 6. Mühlen in der Nähe von Balmoral.



From Harper's Magazine — Copyright, 1895, by Harper & Bros.

Abb. 7. Im Walde am Dee-Ufer.

Im Laufe der Jahre erwies sich das Jagdschlößchen als unzureichend für die wachsenden Bedürfnisse der königlichen Familie. Der Prinzgemahl faßte einen geräumigen und schönen Neubau ins Auge. Im September 1853 wurde auf demselben Plan, wie die alte Residenz, aber näher dem Uferrande des Dee der Grundstein zu dem neuen Schlosse gelegt. Zwei Jahre später wurde dieses bis auf den Turm und die Kavalierhäuser vollendet — „ein alter Schuh wurde uns ins Haus nachgeworfen, damit ‚das alte Glück ins neue Heim' käme, als wir die Vorhalle betraten," heißt es im Tagebuch der Königin drei Wochen vor der dort stattfindenden Verlobung der Princeß Royal Victoria mit Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen. Ein Jahr darauf heißt es: „Das alte Haus ist fort — der Turm des neuen und die Kavalierhäuser sind vollendet — die Wirkung des Ganzen ist sehr schön." Bald danach jubelt sie über „dies liebe Paradies," in dem ihr Herz „jedes Jahr fester wurzelt, und um so viel mehr jetzt, da alles meines teuren Alberts eigne Schöpfung, sein eignes Werk ist. Er selbst hat alles erbaut und auch den Plan gemacht, und sein kunstsinniger Geschmack, die Spur seiner geliebten Hand ist allem aufgeprägt."

In der That war das neue Schloß Balmoral nicht nur aus des Prinzgemahls eigenster Initiative hervorgegangen, auch der allgemeine Plan war in den Hauptzügen sein Werk, und die Ausführung fand unter seiner fortwährenden Überwachung und Leitung statt. Auch geschah der Neubau ganz und gar auf seine eigenen Kosten (1861) und das Schloß gelangte erst nach seinem Tode durch letztwillige Bestimmung in den Besitz der Königin.

Zwei Jahre später (1863) hatte ich Gelegenheit, das Bauwerk des deutschen Prinzen zu sehen und auch das Innere kennen zu lernen, da die Königin nach einem kurzen Maiaufenthalt so eben abgereist war. Ja, das war freilich etwas anderes, als der alte Jagdhof. Das neue Balmoral war in der That ein Schloß, das seinem Namen Ehre machte. Aus hellgrauen, im Sonnen- oder Mondlicht blendend weiß erglänzenden Granitsteinen erbaut, erscheint das Schloß von der Rasenseite (Abb. 2) wie aus den ungeheuren Felsblöcken herausgemeißelt, die sich hie und da gleich einsamen Riesen auf der Ebene erheben.

Mein schottischer Freund, der mich auch diesmal begleitete, war darauf bedacht, das Verdienst des deutschen Bauherrn etwas herabzumindern. „Den ersten Entwurf," sagte er, „hat ein Architekt aus Aberdeen im sogenannten ‚freiherrlichen Baustil' unseres Landes gemacht. Der Prinzgemahl hat ihn allerdings gründlich durchgearbeitet und in vielen Einzelheiten ganz umgestaltet. Ich will's nicht leugnen, zum Vorteil des Ganzen. Die kühneren Züge der mittelalterlichen Burgfeste sind auf das glücklichste mit dem häuslichen Charakter der modernen Civilisation vereinigt —"

„Das heißt," entgegnete ich, „er hat den alten schwerfälligen Stil verjüngt und verschönt. Die anmutig geschwungenen leichten Linien der Konturen sind jedenfalls Prinz Alberts Verdienst."

Er konnte das nicht in Abrede ſtellen, mußte auch zugeben, daß die vergoldeten Zinnenränder und Turmſpitzen, welche die dunkle Grundfarbe des Daches heben, doch viel ſchöner ſeien, als die des alten Jagdhäuschens, das wir vor fünfzehn Jahren miteinander betrachtet hatten. Das Ganze beſteht aus zwei getrennten Hauptgebäuden, die durch Flügel verbunden ſind, mit einem ſich achtzig Fuß hoch erhebenden Turm an der Oſtecke, der noch von einem zwanzig Fuß höheren Türmchen überragt wird. Eine Wendeltreppe führt bis in die Spitze des letzteren, alſo bis hundert Fuß hoch über den ebenen Boden.

Ehe wir hinaufſtiegen, beſichtigten wir das Innere des Schloſſes. Ich ſah bei dieſer ermüdenden Wanderung meiſt aus den Fenſtern heraus, die namentlich in den weſtlich gelegenen Gemächern eine entzückende Ausſicht bieten. Darum kann ich auch über die Einrichtung der Zimmer nichts ſagen, nur erinnere ich mich, daß ihre große Einfachheit mich ſehr wohlthuend berührte. Das einzige prachtvolle Gemach iſt der im Mittelpunkt des Schloſſes gelegene Ballſaal. Im Hintergrunde desſelben iſt eine erhöhte Eſtrade mit Seſſeln für den Hof, vor der zuweilen unter den Klängen des Dudelſackes ein ſchottiſcher „reel“ (Abb. 3) ausgeführt wird. Viel charakteriſtiſcher iſt aber der Fackeltanz, der nachts im Freien vor ſich geht.

Feierlich iſt der Aufbruch zu dieſem prächtigſten Feſte der Hochſchotten (Abb. 4), das den Beſchauer ganz in die alten Zeiten zurückverſetzt. Mein Begleiter, der es zuweilen mitgemacht, ſchilderte es aufs anſchaulichſte.

„Nach dem Dinner,“ ſagte er, „werden lange, ſchwere Fackeln aus Kienſpänen mit grünen Birkenreiſern umwunden, angezündet und den Herren vom Hofe gereicht, die nun zu beiden Seiten ſich aufſtellen, um die ganze Hofgeſellſchaft unter Vorantritt der Dudelſackpfeifer nach dem feſtgeſtampften kieſigen Tanzplatz unter freiem Himmel durchſchreiten zu laſſen. Dort angelangt, läßt der Hof ſich unter einem Baldachin nieder. Sechs Pfeifer ſtellen ſich zu Seiten desſelben auf und beginnen ihre Mark und Bein durchdringende, uns Schotten ſo hinreißende Weiſe. Dazu tanzen alle Jagdgenoſſen — denn der Fackeltanz beſchließt

From Harper's Magazine. Copyright, 1895, by Harper & Brothers.

Abb. 8. Die Brücke von Invercauld.

gewöhnlich eine größere Jagdpartie — den phantastischen Reigen mit wildem Kriegsgeschrei und gellendem Geheul. Zum Schluß werden die Fackelstümpfe zusammen auf einen Haufen geworfen und verlodern als Freudenfeuer unter fröhlichen Jubelrufen."

Vom Schloßturm aus hatten wir einen prachtvollen Rundblick. Es war ein ungewöhnlich klarer Tag. So konnte das Auge über den rauschenden Dee hinwegschweifen, über die niederen haidebewachsenen oder kiefernbestandenen Hügel hinan bis zu der riesenhaft in die Lüfte ragenden, schneegekrönten dunkelblauen Masse des Loch-na-Garr (Abb. 5).

„Haben Sie je eine großartigere Schildwache zur Hut eines fürstlichen Palastes gesehen, als diesen König der Berge, den glorreichsten und malerischsten in unseren schottischen Alpen?" rief mein Freund begeistert aus. „Wahrlich, er ist es wert, daß ihn ein Byron unsterblich gemacht hat." Und er begann leise vor sich hin zu singen:

Away, ye gay landscapes, ye gardens of roses!
In you let the minions of luxury rove;
Restore me the rocks, where the snow-flake reposes,
Though still they are sacred to freedom and love:
Yet, Caledonia, beloved are thy mountains,
Round their white summits though elements war;
Though cataracts foam 'stead of smooth-flowing fountains
I sigh for the valley of dark Loch na Garr.

was in freier Verdeutschung lautet:

Hinweg, du lustig Land, hinweg, ihr Rosenhaine!
Ihr seid für Weichlinge der rechte Ort!
Mir laßt die schneebedeckten rauhen Felsensteine
Sie sind der Freiheit und der Liebe Hort:
Und ob die Stürme auch ihr weißes Haupt umstieben
Ob donnernd dröhnt der Wasserstürze Schar —
Doch will ich deine Berge, Caledonia, lieben,
Ich seufze nach dem düstern Loch-na-Garr.

From Harper's Magazine. Copyright, 1895, by Harper & Brothers.

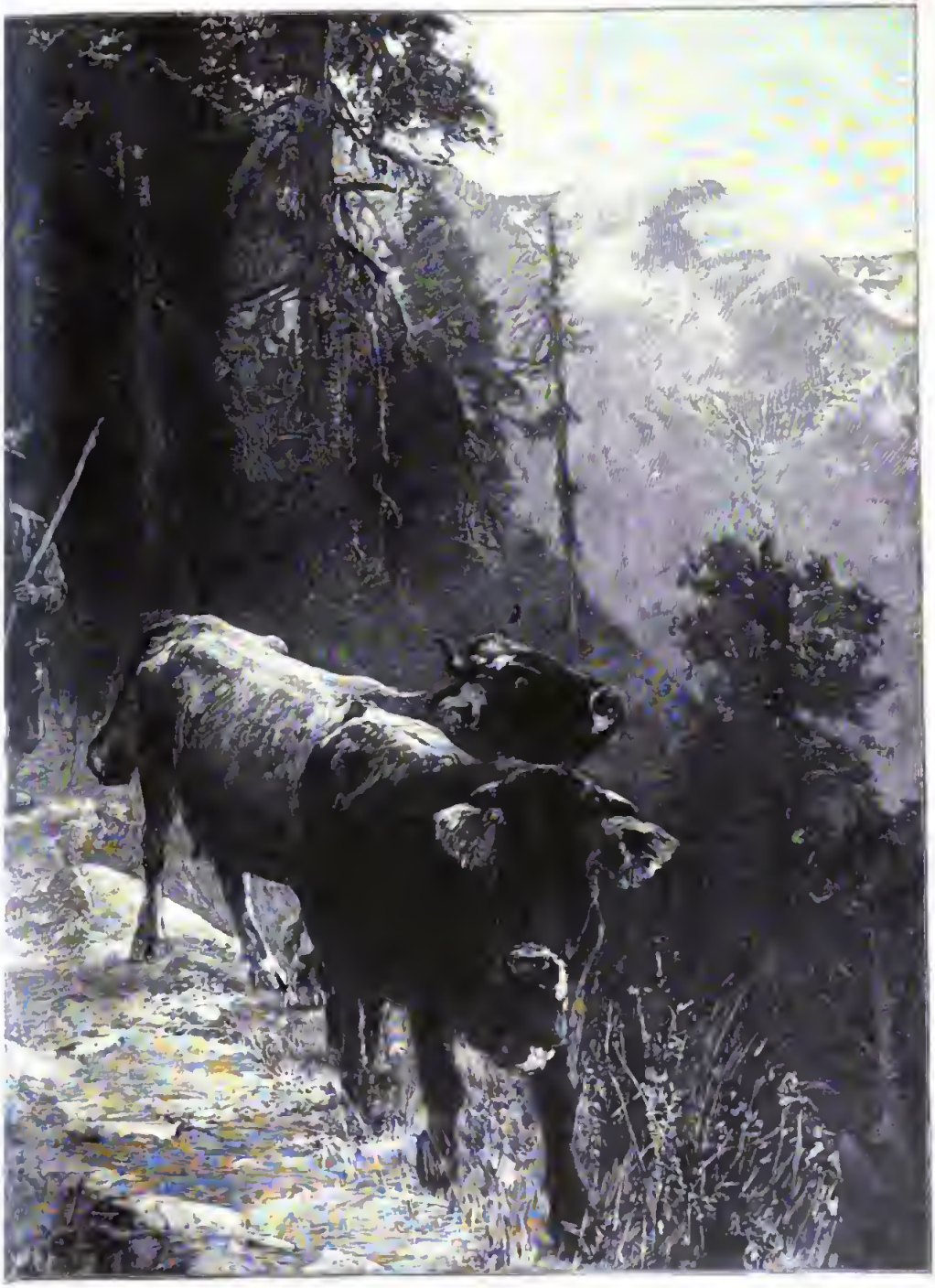
Abb. 9. Im Kiefernwalde von Balloch Buie.

„Es freut mich, daß Sie dieses schöne Lied des jugendlichen Dichters lieben," erwiderte ich. „Ihre Landsleute dachten einst anders darüber. Wie hat Ihre „Edinburgh Review" doch seine erste Gedichtsammlung, die „Mußestunden" (Hours of Idleness) in der es stand, heruntergemacht!"

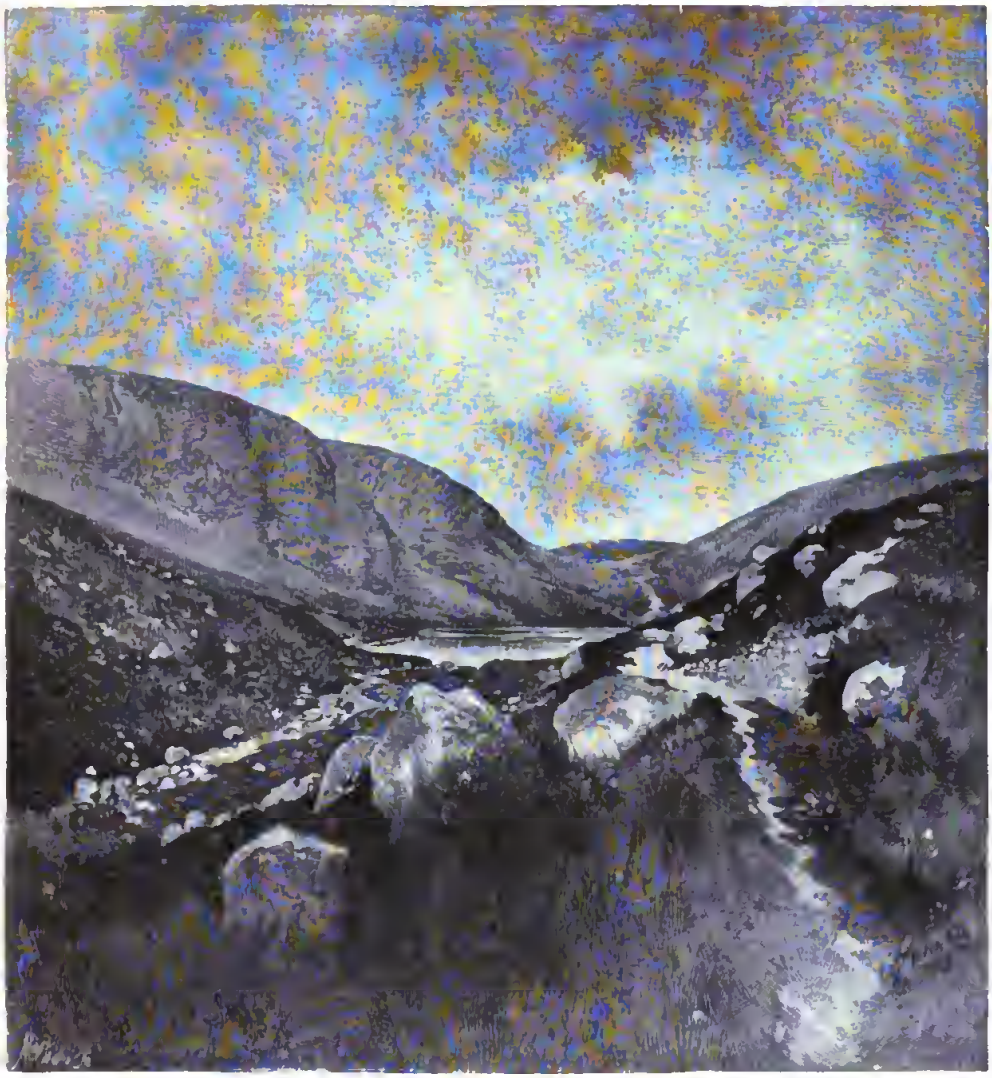
„Sie kennen aber wohl auch die Antwort," gab mein Gefährte zurück, „welche er den hyperklugen Herren, die ihm rieten, ‚der Poesie stracks Valet zu sagen,' in seiner Satire: ‚Englische Barden und schottische Recensenten,' gab?*) Sie ist freilich kein dichterisches Meisterwerk, aber ein durchschlagendes und bedeutsames Ereignis in der Entwickelung des Dichters. Noch heute leben manche dieser Jugendlieder unter uns

*) Von dem vollendetsten unserer Übersetzer Otto Gildemeister im dritten Bande seiner „Werke Byrons" vorzüglich übertragen. Leider fehlt unter den wenigen von ihm aufgenommenen Jugendgedichten das Loch-na-Garr-Lied.

Unterwegs. Nach dem



Gemälde von P. Meyerheim.



From Harper's Magazine. Copyright, 1895, by Harper & Brothers.

Abb. 10. Berg und See Loch-na-Garr.

fort, vor allem ſein Lied auf den Loch-na-Garr. Es iſt auch verſtändnisvoll in Muſik geſetzt und wird oft geſungen. Wir ‚Aberdonier‘ beſonders ſind ſtolz darauf. Der Dichter hat als Knabe mehrere Jahre in Aberdeen und in den Hochlanden gewohnt, und Sie werden hier rings umher ſeine Spuren finden. Auch hat er nie ſein geliebtes Caledonien vergeſſen. Noch ein Jahr vor ſeinem Tode (1823) hat er in ſeinem kleinen Epos: „Die Inſel“ ſeiner Jugenderinnerung einen poetiſch warmen Ausdruck gegeben. Kennen Sie die Verſe?

‚Wer aufwuchs, wo das Hochland ſchwellend blaut,
Der jauchzt, ſobald er blaue Gipfel ſchaut,
Grüßt jeden Fels wie einen Freund ſo warm,
Und ſchlingt im Geiſt um das Gebirg den Arm.
Lang liebt' ich fremde Lande zu durchziehn,
Beſang die Alpen, pries den Apennin,
Verehrte den Parnaß, ſah hoch und hehr
Olymp und Ida ragen übers Meer;
Doch nicht der Vorzeit Glanz, nicht ihre Pracht
Hielt mich umſtrickt mit ihrer Zaubermacht,
Der Traum der Kindheit lebt' im Manne fort
Und Loch-na-Garr ſtand neben Ida dort;
Keltiſche Sag' umſchwebte Phrygiens Horn,
Mit Hochlands Bach verfloß Caſtalias Born.
Vergib, gewalt'ger Geiſt Homers! vergib
Mir, Phöbus! meines Heimwehs blinden Trieb:
Wenn ich die Hoheit eurer Scenen ehrte,
Liebe zum Norden war's, die es mich lehrte.‘“
(Gildemeiſter.)

Nachdenklich ſtiegen wir vom Turm hinab. Vor uns lag die ſchöne Raſenfläche (Abb. 1), die ſich vor den Wohngemächern der königs

From Harper's Magazine.

Copyright, 1895, by Harper & Br

Abb. 11. Loch Avon.

lichen Familie mit Baumgruppen, Gebüschen und weiterhin einem auserlesen schönen Blumengarten erstreckt. Als zu Balmoral gehörig, zeigte mir dann mein Freund noch die vom Prinzen Albert errichtete Musterfarm, die vom Dee getriebenen Mühlen (Abb. 6), auch das von der Königin ihrem Gemahl errichtete Denkmal. Dann durchstreiften wir die von Byron vielbesungene Deegegend, von der unser Zeichner einen kleinen lauschigen Winkel (Abb. 7) nachgebildet hat. Wir überschritten die Brücke von Invercauld (Abb. 8), die sich über den in reißenden Strudeln durch einengendes Felsgestein hinschießenden Fluß wir Byrons geliebten Loch-na-Garr, den wir in all seiner überwältigenden Herrlichkeit vom Scheitel bis zur Sohle zu Gesichte bekamen, während er sich sonst meistens ungnädig in feuchte Nebelwolken hüllt, auch selbst auf Majestäten keine Rücksicht nimmt, wie es die Königin Victoria bei ihrer ersten Besteigung 1848 erlebte.

Nach mühevollem Anstieg über loses Steingeröll, vorbei an schwindelnden Schründen und Rissen, war endlich der Gipfel erklommen. Zu unsern Füßen lag brunnentief zwischen steilen Felswänden, schwarz, unheimlich und regungslos ein See (Abb. 10). Zu seinen Seiten aber ragten wilde Klippen

From Harper's Magazine. Copyright, 1894, by Harper & Brothers.

Abb. 12. Abergeldie Castle, Jagdschloß des Prinzen von Wales.

spannt, und durchwanderten die wildreichen Kiefernwaldungen von Balloch Buie (Abb. 9) nach allen Richtungen.

Mein Begleiter erzählte mir, daß die Königin nach dem Tode ihres Gemahls dieses Waldgebiet von Balloch Buie, das schönste und älteste in Schottland, für den enormen Preis von 102 000 £ (2 Mill. 40 000 Mk.) gekauft habe.

„So ändern sich die Zeiten und die Werte," fügte er hinzu. „Was Ihre Majestät so teuer bezahlte, hatte einst ein Earl von Mar den Farquharsons von Invercauld zum Dank für einen Tartanplaid gegeben."

Bei herrlich sonnigem Wetter bestiegen weißlich und kahl empor, wie ein aus mächtigen Blöcken von vorweltlichen Riesenhänden getürmtes Mauerwerk. Keine Blume, kein Gräschen, kaum eine Flechte schmiegte sich an das tote Gestein, und nur der ferne Schrei des Adlers zerriß hin und wieder das Schweigen.

„Von diesem See," unterbrach mein Begleiter den Bann des staunenden, erschauernden Verstummens, der sich über uns gelagert hatte, „hat der Berg seinen Namen bekommen. Das gälische Wort Loch-na-Garr oder Lachin-y-Gair soll nach einigen ‚See der Hasen,' nach anderen ‚See der Ziegen' bedeuten. Jedenfalls ein zahmer

From Harper's Magazine Copyright, 1895, by Harper & Brothers.

Abb. 13. Ballaterich, wo Byron als Knabe lebte.

Name für ein so finsteres Gewässer! Aber schauen Sie dorthin!"

Mein Blick folgte der ausgestreckten Hand und schweifte hinaus über die großartig schauerliche Einöde, linkshin über das mächtige Gebirg, dessen duftumwobene Grate und Kuppen in das sonnige Himmelsblau tauchten, und in dessen Einschnitte und Thäler sich grüne fruchtbare Oasen schmiegten, und dann nach rechts hin über ein lieblich hügeliges Gelände mit Strömen und Seen, heiteren Fruchtfeldern, Städten, Dörfern und Burgen bis dahin, wo die schimmernde Nordsee mit ihren gleitenden weißen Segeln sich dem Horizont vermählt. Ein unvergleichlich schöner Blick, der alle Anstrengungen reichlich lohnte.

Auch noch einen anderen der über tausend zählenden Seen Schottlands suchten wir auf. Es war der Loch Avon (Abb. 11), der ganz in die Cairngormberge hineingebettet im Sonnenschein zu schlummern schien, als wir ihn erblickten.

Zwei Kilometer östlich von Balmoral, unmittelbar am Ufer des Dee liegt inmitten großer Birkenwaldungen Schloß Abergeldie (Abb. 12), das an einen kurzen stumpfen gegiebelten Turm gelehnt, einen sehr schlichten, aber doch malerischen Eindruck macht. Bis 1861 von der Königin-Mutter, der Herzogin von Kent, bewohnt, war es seit deren Tode auf den Prinzen von Wales übergegangen, der auch jetzt noch seine Herbstjagden von dort aus abhält und in dessen Haushalt es viel lustiger hergeht, als in Balmoral.

Wir nahten uns dem Ende unserer Balmoralfahrt, dem Städtchen Ballater, bei dem die Deesidebahn beginnt, die uns von Aberdeen hergeführt und nun dorthin zurückführen sollte. Wildromantisch am Fuß des Craigendarrochberges, wie in ein Nest geschmiegt, von stärkender Luft erfüllt, die aus den Kiefernwaldungen der schützenden Höhen herabströmt, war es seit Jahrzehnten schon eine beliebte Sommerfrische für Stadtmüde und Kranke, die in den berühmten Heilquellen von Pannanich Heilung suchten. An Balmoral erinnerten die cottageartigen Kasernen, in denen die kleine Truppe hochländischer Soldaten einquartiert ist, die in dieser respektvollen Entfernung von neun englischen Meilen der Königin seit der Vollendung des Neubaues als Ehrengarde dient.

Mehr als Ballater interessierte mich das auch aus Byrons Jugendgeschichte bekannte nahgelegene Ballaterich, ein Farmhaus, dessen Lage und Umgebung die Zeichnung unseres Künstlers (Abb. 13) getreu wiedergibt. Ein reißender erlenumsäumter Bach, dessen Hänge weiter oben mit Birken und Eichen bestanden sind, durchströmt die Mitte des Thales. Das Hügelland dahinter ist Schafweide. Alles darin und darum ist unverändert, seitdem der achtjährige Knabe nach einem Anfall von Scharlachfieber auf ärztlichen Rat dort hin gebracht wurde. In dieser „Hochlandshöhle," wie er es nennt, verlebte er mehrere Sommer. Täglich streifte er in den Wäldern umher, erklomm den Loch-

na-Garr und den Morven, „warf die Bruſt den reißenden Wellen des Dee“ entgegen, lauſchte den Liedern der Hochländer, ſchwärmte für eine Hochlandsmaid und kam ſich ſelbſt wie ein junger Hochländer vor. Die dort empfangenen Eindrücke ſpiegeln ſich in den dichteriſchen Ergüſſen des Siebzehn- und Achtzehnjährigen lebhaft wieder — ſie wirkten aber auch befruchtend auf die Geſamtdichtung des Mannes, wie er es ſelbſt wiederholt hervorhebt. Sein Andenken lebt noch heute fort in Ballaterich. Man zeigte uns das Bett, altmodiſch und kiſtenartig, in dem der Knabe einſt geſchlafen, und ein uralter Greis erinnerte ſich ſeiner noch — „es war ein Junge, dem man gut ſein mußte, er hatte aber ſeinen Kopf für ſich,“ meinte er und wiegte das weiße Haupt hin und her. Auch das Loch-na-Garr-Lied hörten wir von einfachen Bauernburſchen ſingen. In den Tagebuchblättern der Königin Victoria findet ſich nicht die geringſte Anſpielung auf den Dichter. Uns aber ſummte noch das „Lebewohl“ des Neunzehnjährigen durch den Sinn, als die Eiſenbahn uns fortführte:

„Ade, Gebirg' im fernen Land
Wo ich als Kind gelebt,
Wo Loch-na-Garr im Schneegewand
Sein Rieſenhaupt erhebt!“ (G.)

Unterm Schnee.

(Abdruck verboten.)

Im Garten, der in tiefen Schnee gebettet,
Steh' ich allein, blick' in die kalte Welt,
Um jeden Zweig ein Schmuck ſich glänzend kettet —
Von zartem Reif, und feiner Schneeſtaub fällt.

Es liegt ein weißes, ſtilles Tuch gebreitet
Hin über Raſen, Blumenbeet und Teich,
Mit ſchwerem Flug die Krähe krächzend gleitet
Wo ſonſt der Nachtigall umblühtes Reich.

Ich ſpähe durchs Gewirr von weißen Zweigen,
Das ſich vom roſa Abendhimmel hebt,
Mir iſt's, als ging ein Flüſtern durch das Schweigen,
Das tonlos rings die tote Welt umwebt.

Ein Flüſtern, daß es dennoch Frühling werde,
Daß dennoch unterm weißen Grab von Schnee
Ein Leben keime in der dunklen Erde
Das einſt mit Frühlingsreigen auferſteh'.

Und durch mein Herz zieht eine bange Frage,
Ein Seufzer mir die kalte Lippe teilt,
Wer bringt mir wieder meine Lenzestage,
Die ach, ſo ſchnell, ſo rettungslos enteilt? —

Kleingläubig Herz! Verſtehſt du nicht die Weiſe,
Wie Gottes Antwort hier geſchrieben ſteht,
Einſt keimt auch unter deinem Hügel leiſe
Dein ew'ger Lenz, der jubelnd auferſteht! —

H. von Krauſe geb. von Boddien.

Gülmes Wesir.*)

Eine türkische Geschichte

von

Rudolf Lindau.

(Abdruck verboten.)

Hadschi Mehmed hätte eines sanften Todes sterben sollen, denn er ließ niemand auf Erden zurück, der ihm gezürnt, und nur liebende Freunde und Verwandte weilten während seiner Krankheit in seinem Konak und näherten sich dem Lager, auf dem der Arme keine Ruhe finden konnte.

Mehmeds Leben war ein glückliches gewesen, und der Segen Allahs hatte über all seinen Unternehmen geschwebt: er hatte das große Erbe, das ihm sein Vater hinterlassen, noch um ein Erhebliches vermehrt, seine Gesundheit hatte ihm, bis vor der Krankheit, die ihn auf das Sterbebett geworfen, niemals Grund zu klagen gegeben, er verdankte seiner Frömmigkeit und Herzensgüte, sowie seinem tadellosen Lebenswandel eine hohe Stellung im Ansehen seiner Mitbürger, zahllose Arme nannten ihn ihren Wohlthäter und waren ihm in ehrerbietiger und dankbarer Freundschaft zugethan, und er hatte das Glück gehabt in Naïmeh, seiner schönen und tugendhaften Gemahlin, eine so treue Lebensgefährtin zu finden, wie sie der Himmel nur seinen besonderen Lieblingen verleiht. Als sie ihm nach mehrjähriger kinderloser Ehe endlich einen Sohn gebar, auf dessen reinen, wohlgeformten Gliedmaßen die Augen des Vaters mit Wonne ruhten, da erschien ihm sein Glück so groß, daß er glaubte, er müsse sich dafür in außerordentlicher Weise dankbar zeigen. Er entschloß sich deshalb, den größten Teil seines Vermögens den Armen zu schenken und nur soviel davon zurückzubehalten, wie nötig war, um die ausgebreiteten Handelsbeziehungen, die er unterhielt, auch fernerhin in würdiger Weise pflegen zu können. Seine freiwillige, großartige Wohlthätigkeit, obgleich sie in möglichster Stille ausgeübt worden war, drang bis zur Kenntnis des Sultans, der darauf den Hadschi Mehmed zu sich beschied und huldreiche Worte der Anerkennung an ihn richtete. Als der Hadschi, eine Frage des Großherrn beantwortend, erklärt hatte, weshalb er einen Teil seines Vermögens den Armen geschenkt, blickte der Sultan lange Zeit, wie in Nachsinnen versunken, in die Leere, und die Augen sodann wieder auf Mehmed richtend, sagte er:

„Der Lohn deiner Wohlthat sei mein Wohlwollen für die Ursache derselben, für deinen Sohn. Was in menschlicher Macht steht, damit er so glücklich werde, wie du es bist — das werde ich veranlassen. Sei eines Weiteren gewärtig!“

Wenige Tage später erhielt der Hadschi ein Irade, in dem ausgesprochen war, Hassan, der Sohn Mehmeds, sei ausdrücklich ermächtigt, sich jederzeit verständige Vergünstigungen vom Padischah zu erbitten, und diese würden ihm unverbrüchlich gewährt werden, es sei denn, daß er durch unverzeihliche Missethaten der Gnade des Kalifen unwürdig geworden wäre.

Hadschi Mehmed bewahrte dies Schreiben als das kostbarste Kleinod seines Besitzes, und seine Gemahlin, der er den Inhalt desselben mitteilte, war nicht we-

*) Gülmek, lachen; mes an den Stamm des Zeitworts angehängt — Verneinung. „Gülmes Wesir“ wörtlich: „Der nicht lachende Wesir.“

niger erfreut darüber als er selbst, denn sie glaubte nun, daß der Lebensweg ihres geliebten Sohnes nicht anders als ein ebener und glücklicher werden könne.

Hassan wuchs heran zur Freude und zum Stolz seiner Eltern: aus dem aufgeweckten gesunden Kinde wurde ein anmutiger Knabe von ungewöhnlichem Liebreiz des Angesichts und des Wesens, und der Knabe reifte zum schönsten Jüngling heran. Wenn er, von hoher, schmiegsamer Gestalt, blond von Haaren, weiß von Antlitz mit leuchtenden, lachenden blauen Augen, leichten Ganges durch die Straßen von Stambul schritt, so blickten ihm viele freundlich, verwundert nach, und manches Mädchen und manche Frau, die ihn an ihrem Wagen vorübergehen sah oder ihn aus sicherer Ferne, hinter dem vergitterten Fenster des Harem beobachtete, legte die Hand auf das pochende Herz, und ihre Brust füllte sich mit Sehnen und süßem Schmerz. — Hassan ahnte davon nichts. Er freute sich seines gesunden Lebens, und seine Gedanken, wenn nicht durch Lehrstunden angefüllt, waren auf unschuldige Spiele und harmlosen Zeitvertreib gerichtet.

Bis dahin hatte Hassan seinen Eltern nur Freude bereitet; aber nun trat eine Veränderung in seinem Lebenswandel ein. Die Lehrer fingen an, sich über seine Unlust zum Arbeiten, seine Unaufmerksamkeit und Nachlässigkeit zu beklagen, sein Vater konnte sich nicht mehr, wie früher, Rechenschaft von jeder Stunde ablegen, die der Sohn außerhalb des elterlichen Hauses verbrachte, und seine darauf bezüglichen Fragen wurden von Hassan oftmals ausweichend, einigemale sogar in einer Weise beantwortet, die in Mehmeds Geist traurige Zweifel an der Aufrichtigkeit seines Sohnes aufkommen ließen. Auffallen mußte es dem besorgten Vater auch, daß Hassan, der im elterlichen Hause reichlich alles vorfand, was zu seiner körperlichen Pflege nötig war, sich in steter Geldverlegenheit zu befinden schien. Häufig hatte er sich von seiner Mutter Unterstützungen erbeten, einigemale sogar von seinem Vater, obgleich er sich diesem nie anders als ehrfurchtsvoll zu nahen wagte.

„Du verlangst fünfzig Pfund von mir?“ hatte der Vater eines Tages Gelegenheit zu sagen. „Das ist eine sehr große Summe für einen Jüngling in deinem Alter. Wozu gebrauchst du das Geld?“

„Ein Freund hat mich darum ersucht.“

„Wer ist dieser Freund?“

„Ihr kennt ihn nicht, Herr Vater.“

„Nenne mir trotzdem seinen Namen.“

„Er hat mich um Verschwiegenheit gebeten.“

Hadschi Mehemed dachte einen Augenblick nach. Dann sagte er mit finsterem Ernst, der den Sohn erschreckte: „Ich will nicht an deiner Wahrhaftigkeit zweifeln. — Belügst du mich, so sei das Bewußtsein deiner Schuld deine Strafe. — Hier ist das Geld. Gib es deinem Freunde. Sollte er oder ein anderer mit einem ähnlichen Gesuch an dich herantreten, so verweise ihn an mich. Er selbst soll zu mir kommen, und auf deine Fürsprache will ich ihm unter dieser Bedingung helfen. — Sonst nicht. Beachte dies!“

Hassan schlich gesenkten Hauptes von dannen. Während der nächstfolgenden Wochen gab er seinem Vater keinen erkennbaren Grund zu klagen, nur war er so still und in sich gekehrt, daß dies das Herz des Hadschi mit Trauer füllte. — Und bald darauf versank Hassan wieder in seinen beunruhigenden, unsteten, unklaren Lebenswandel.

Hadschi Mehmed ließ seinen Sohn im geheimen von einem alten bewährten Diener überwachen, um ihn von Irrwegen abzuleiten, falls er auf solche geraten sei. Die Berichte, die ihm infolgedessen wurden, berührten ihn auf das schmerzlichste, denn es ergab sich daraus, daß Hassan in die Gesellschaft gewissenloser Dalkäuk geraten sei, elender, gefährlicher Menschen, die es als ein Handwerk betreiben, junge Leute aus guten Familien zu verführen und auszubeuten. — Hassan war bereits an mehreren verrufenen Orten eine bekannte und beliebte Persönlichkeit. Türkische und griechische Musikanten priesen seine Freigebigkeit, er spielte und trank, ließ niedrige Schauspiele von schamlosen Künstlern zu seiner und seiner Bekannten kläglicher Freude auf seine Kosten aufführen und scheute nicht davor zurück, das Ansehen, in dem seine Familie stand, zu mißbrauchen, indem er, wo und wie es nur anging, Schulden machte, die bald eine beträchtliche Höhe erreichten und von denen er sowohl wie

seine Gläubiger wußten, daß er sie aus eignen Mitteln nur nach dem Tode seines Vaters bezahlen könnte. — Doch war Hassan im Grunde seines Herzens kein schlechter Mensch: er half Bedrängten gern, und über sein Vermögen, es verursachte ihm, wenn auch schnell vorübergehende, doch schmerzliche Pein, Freunde und Anverwandte durch seinen liederlichen Lebenswandel zu kränken, — aber die Begierde nach verbotenen Lustbarkeiten war stark in ihm, und jede Versuchung, die in dieser Beziehung an ihn herantrat, fand ihn schwach.

Hadschi Mehmed nahm sich dies alles sehr zu Herzen, aber er zeigte würdevolle Ergebenheit in sein Schicksal. „Ich bin glücklicher gewesen als die meisten Menschen," sagte er, „und ich habe Allah dafür täglich gedankt. Es wäre frevelhaft, wollte ich murren, weil mir nun, nach so vielen Jahren der Freude, Stunden der Kümmernis beschieden sind." — Doch nagten Unruhe und Schmerz an ihm und waren vielleicht die Ursache der Krankheit, die ihn aufs Lager warf und gegen die sich die Heilkunde des berühmtesten Arztes von Stambul machtlos erwies.

Hassan erschien täglich am Krankenbette seines Vaters und verweilte dort mehrere Stunden. Aufrichtige Reue und gute Vorsätze füllten sein empfängliches und bewegliches Gemüt. Eines Abends sagte ihm der Hadschi: „Ich glaube, die Stunde meines Todes naht. Gelobt sei Allah! Öffne jenen Schrank und entnimm demselben ein Schreiben Sr. Majestät des Sultans, das du an der goldenen Schrift auf dem Umschlage als ein solches erkennen wirst."

Hassan that, wie sein Vater ihm geheißen hatte. Dann fuhr dieser fort: „das Iradé, das du in deinen Händen hältst, ermächtigt dich, jederzeit Vergünstigungen vom Großherrn zu erbitten; aber du darfst dies nur thun, solange du dich der Gnade deines erlauchten Herrn nicht unwürdig gezeigt hast: dies erwäge wohl, bevor du Gebrauch von der dir erteilten Erlaubnis machst; — du darfst es nicht, wenn du weiterschreitest auf den Irrwegen, die du eingeschlagen hast. Dann wünsche ich, du mögest schnell sterben, um einem langen Elend zu entgehen. — Dem sei, wie Gott will! Mein Wunsch, der Wunsch deines sterbenden Vaters, der dir ein Befehl sein muß, wenn du nicht ein Unmensch bist, ist: du sollst diesen kleinen Konak, in dem ich sterbe, nebst dem dazu gehörigen Garten, niemals und unter keiner Bedingung veräußern; deiner Mutter sollen die Gemächer eingeräumt bleiben, die sie seit ihrer Vermählung mit mir bewohnt hat, und in denen du das Licht der Welt erblickt hast. — Der Konak und der Garten bilden nur einen kleinen Teil des Vermögens, das ich dir hinterlasse. Solltest du alles, bis auf diesen Teil deiner Erbschaft vergeudet haben, so hoffe ich, Allah möge bestimmt haben, daß du dann stirbst. Suche sodann den Tod. Nimm einen starken Strick und erhänge dich an dem alten Feigenbaum, unter dem sich eine Bank befindet, auf der du mich oftmals hast ruhen sehen. — Der Baum trägt schon seit Jahren keine Früchte mehr; doch habe ich ihn nicht ausgraben und umwerfen lassen, weil er für deinen Tod fortleben sollte . . . Hast du mich verstanden?"

„Ich habe Euch verstanden, Herr Vater."

„Wirst du mir gehorchen?"

„Wenn Allah nicht anders bestimmt hat, so werde ich Euch gehorchen, Herr Vater."

In derselben Nacht starb der fromme Hadschi.

Mehrere Monate lang führte nun Hassan ein tadelloses Leben. Die letzten Stunden am Sterbebette seines Vaters hatten einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht und gute Vorsätze in ihm erweckt. Schon glaubte seine Mutter, die Fehler und Thorheiten seiner Jugend dürften der Unerfahrenheit des Neunzehnjährigen, einem Übermaß sprudelnder Lebenskraft, die sich nicht in alltägliche Ruhe und Ehrbarkeit eindämmen lassen wollte, zugeschrieben sein, nun aber werde der gereifte Hassan in die Fußstapfen des tugendhaften Hadschi Mehmed treten, das ihm von diesem hinterlassene Vermögen noch vermehren und in der öffentlichen Meinung dieselbe hohe Stellung gewinnen, die sein nun im Paradiese weilender Vater auf Erden eingenommen hatte. — Aber die gute Mutter täuschte sich. Hassan erschien nur stark, weil seine Schwäche nicht auf die Probe gestellt wurde. Als die Versuchung wieder an ihn herantrat, unter-

Ein Tigerpaar an der Tränke. Nach einer Zeichnung von Evert van Muyden.

lag er sogleich, ohne auch nur den Versuch gemacht zu haben, ihr zu widerstehen. Nach wenigen Monaten schwamm er im Strudel eines wilden, schamlosen Lebens, und es war vorauszusehen, daß er darin untergehen werde. Die Dalkäuk, seine Verführer und falschen Freunde von ehemals, die ihn mit Bedauern aus ihrem Kreise hatten hinaustreten sehen, hatten sich wieder eingestellt, umgarnten und umringten ihn mit Fallen, in denen die Ehre und Gesundheit Hassans in kurzer Zeit zu Grunde gingen. Sein Vermögen an barem Gelde war bereits aufgezehrt; er schritt dazu, seine unbewegliche Habe, wertvolle Grundstücke in Konstantinopel und in Anatolien zu veräußern, wobei er auf das schmählichste betrogen wurde, und eines Tages, kaum drei Jahre nach dem Tode seines Vaters, stand er vor der Thatsache, die der Verstorbene vorhergesehen hatte, daß er nichts mehr besaß als den Garten und den kleinen Konak in Stambul, den er mit seiner Mutter bewohnte. Diese hatte er seit geraumer Zeit schimpflich vernachlässigt. Zunächst hatten ihn seine wilden Belustigungen von ihr entfernt, später hatte ihn ein Rest von Scham zurückgehalten, vor ihrem vergrämten Antlitz zu erscheinen. Nun trieb ihn die Not in ihre Nähe.

Als Naïmeh ihren Sohn erblickte, war sie so tief bekümmert über sein elendes Aussehen, daß sie darüber seine zahllosen Vergehen vergaß und nur liebende Worte der Sorge für ihn fand. Aber sie fuhr erschreckt zusammen, als Hassan, nachdem er ihre Fragen über sein Befinden nachlässig und zerstreut beantwortet hatte, sie ohne Umschweife bat, ihm, was sie an barem Gelde besäße, anzuvertrauen. — Die Frau des reichen Hadschi Mehmed hatte niemals über bedeutende Geldmittel verfügt. Alle Ausgaben, die ihr Unterhalt erforderte, waren stets von dem im Solde ihres Gemahls stehenden Intendanten bestritten worden, und daran war auch, als Hassan die Erbschaft seines Vaters angetreten hatte, zunächst nichts geändert worden. Vor einigen Monaten jedoch war der alte Diener zu seiner Herrin gekommen, um ihr tiefbetrübt zu klagen, Hassan habe ihn plötzlich entlassen und einen neuen Hausverwalter an seine Stelle gesetzt. — Dieser hatte sich im Harem noch gar nicht blicken lassen, und da Naïmeh unangenehme Auseinandersetzungen mit ihrem Sohne vermeiden wollte und der Ansicht war, er werde rechtzeitig von selbst erkennen, was er seiner Mutter schulde, so hatte sie aus ihren eignen Mitteln die täglichen Ausgaben des Harem bestritten. Sie waren nicht bedeutend, doch hatten sie genügt, Naïmehs geringen Vorrat an barem Gelde so vollständig zu erschöpfen, daß sie bereits den Gedanken erwogen hatte, wie sie ihren Sohn in möglichst wenig verletzender Weise auf seine Pflichten der Mutter gegenüber aufmerksam machen könnte. Hassans plötzliches Gesuch traf sie demnach gänzlich unvorbereitet, demselben zu entsprechen.

„Du scheinst nicht zu wissen, wie ich seit dem Tode deines Vaters lebe," sagte sie, und setzte ihm sodann in wenigen Worten die hilflose Lage auseinander, in der sie sich befand.

Hassan antwortete darauf nicht. Er blickte in finsteres Schweigen versunken, vor sich hin. — Von seiner Mutter begab er sich zu zwei seiner Genossen, Ali und Mustapha, denen er bei verschiedenen Gelegenheiten, ohne irgend welche Sicherheiten zu verlangen, größere Summen Geldes geliehen hatte, die ihm noch nicht zurückbezahlt worden waren. Als er schüchtern sein Anliegen vorgebracht hatte, sie möchten ihm einen Teil ihrer Schuld zurückbezahlen, da er sich augenblicklich in Geldverlegenheit befände, wurde ihm von beiden Bescheid, der ihn ebenso erstaunte wie betrübte. Die elenden Betrüger leugneten nämlich, daß Hassan eine berechtigte Forderung an sie habe, und bezeichneten sein Anliegen als einen strafbaren Erpressungsversuch. — „Komm' mit uns vor den Kadi, wenn du im Rechte zu sein glaubst," sagten sie. „Der soll entscheiden, ob wir deine Schuldner sind. Wir erfreuen uns eines verdienten guten Rufes, und wir sind wohlhabende Leute und schulden niemand einen Para, während es stadtbekannt ist, daß du die ehrlich erworbene Habe deines Herrn Vaters in leichtfertiger Weise vergeudet hast und ein Bettler bist."

Hassan fühlte heißen Zorn in sich aufflammen, aber er unterdrückte seine innere Erregung, da er einsah, daß er den Ungerechten gegenüber, die ihn bestohlen hatten und vor keiner falschen Aussage zurück-

Digitized by Google

schrecken würden, machtlos sei. Er warf ihnen einen Blick der Verachtung zu und entfernte sich, ohne weiter ein Wort gesprochen zu haben. Der Verlust des Geldes, auf das er gerechnet hatte, schmerzte ihn, aber noch peinlicher empfand er die Erniedrigung, mit Gesindel wie Ali und Mustapha jahrelang freundschaftlich verkehrt zu haben.

Er setzte sich an jenem Abend wieder mit seiner Mutter zu Tische. Es war das erste Mal seit geraumer Zeit, und die gute Frau, uneingedenk der bitteren Vernachlässigung, unter der er sie hatte leiden lassen, setzte ihm wohlschmeckende Leckerbissen vor; aber Hassan konnte die Speisen kaum anrühren. Es war ihm, als seien ihm Brust und Magen zugeschnürt, und elend an Körper und Geist warf er sich auf sein Lager, wo er aber keine Ruhe fand. Er konnte die Gedanken nicht von dem Bilde seines sterbenden Vaters losreißen, und er vernahm dessen letzte Worte so deutlich, als würden sie neben ihm laut gesprochen: „Wenn du weiterschreitest auf den Irrwegen, die du eingeschlagen hast, dann wünsche ich, du mögest schnell sterben, um einem langen Elend zu entgehen. Dann suche den Tod: nimm einen Strick und erhänge dich an dem alten Feigenbaum im Garten, hinter dem Konak."

Als der Morgen graute, schlich sich Hassan in den Garten. Er hielt in der Hand einen kurzen festen Strick und näherte sich lebensüberdrüssig dem Feigenbaum, an dem er sterben wollte. — Die Stadt schlief noch. Im Garten herrschte kalte, feuchte Dämmerung — Hassan warf den Strick über einen starken Ast, der ihm entgegenstrebte, und befestigte ihn sorgfältig; darauf, um jede Überraschung zu vermeiden, die seinen Tod hätte vereiteln können, durchsuchte er mit den Augen alle Gänge des Gartens und überzeugte sich, daß er dort allein sei, endlich zog er mit einem heftigen Ruck an der Schlinge, in die er im nächsten Augenblick seinen Hals stecken wollte, um zu erproben, ob der Ast das Gewicht seines schweren, schwingenden Körpers würde tragen können. — Aber der Ast brach sogleich ab, so daß Hassan mit demselben zu Boden stürzte. Als er sich erschreckt wieder erhoben hatte, blickte sein Auge verwundert in eine dunkle Öffnung, die der abgesägte Ast verstopft und verborgen hatte. Er trat auf die Bank und griff in das Loch, aus dem seine suchende Hand alsbald zwei schwere, mit Geld gefüllte Säcke hervorzog. — Nun erkannte Hassan die sorgende und kluge Güte seines Vaters in ihrem ganzen Umfange. Der Hadschi hatte seinem Sohne ermöglichen wollen, ein neues Leben anzufangen, nachdem er mit dem alten vollständig abgeschlossen haben würde. Hassan wandte sich mit inbrünstigem Gebet gen Osten und dankte Allah dafür. Er gelobte in dem Augenblicke fest und heilig, nicht wieder in die Fehler zu verfallen, die ihn dem Untergange auf Haaresbreite nahe gebracht hatten. Sollte er es thun, so möchte ihm der Himmel das Teuerste nehmen, was er auf Erden besäße, und er wolle nicht darüber klagen und nie wieder froh werden.

Der verstorbene Hadschi Mehmed hatte Hassan in die Geschäfte, die er betrieb und denen er sowohl wie sein Vater ihren ehrsam erworbenen Reichtum verdankten, gründlich eingeweiht, denn er hatte gewünscht, sein Sohn möge ihm in der Leitung derselben einstmals folgen. Hassan erinnerte sich nun der erworbenen Kenntnisse und der väterlichen Lehren und machte sich unverzüglich daran, beide zu verwerten. Er hinterlegte einen Teil seines Vermögens zur Verfügung seiner Mutter bei einem ganz zuverlässigen Sarraf (Bankier), um alle Sorgen für ihren Unterhalt von ihr fern zu halten, und schiffte sich mit dem Reste seiner Habe auf einem Fahrzeuge ein, das am nächsten Tage zur Reise nach Trapezunt in See stechen sollte.

Hassan hatte niemand, selbst seiner Mutter nicht, anvertraut, auf welche Weise er in den Besitz eines neuen Vermögens gelangt war, aber es war ruchbar geworden, daß er seine sämtlichen Schulden bezahlt habe und sich nach Trapezunt begebe, um dort neue Handelsbeziehungen anzuknüpfen. Es war anzunehmen, daß er zu dem Behuf die Reise mit großen Geldmitteln ausgestattet unternahm. Dies erfuhren die Bösewichte Ali und Mustapha und bauten darauf einen Plan, um sich des Geldes, das Hassan mit sich führen würde, zu bemächtigen.

Hassan war nicht wenig erstaunt, als er, sobald das Schiff die Anker gelichtet hatte, seine ehemaligen Freunde auf dem

Deck erscheinen sah. Sie begrüßten ihn unbefangen, als sei das gute Einverständnis zwischen ihnen nie getrübt worden, und Ali begann sogleich mit lächelndem Munde zu sprechen:

„Nun Hassan, geliebter Freund, ist diese Reise nach Trapezunt ein neuer Scherz, um dir auf leichte Weise Geld zu verschaffen, oder handelt es sich diesmal um etwas Ernstes? Mustapha und ich haben herzlich über deinen letzten Besuch bei uns gelacht. Du bist in der That ein vollendeter Schauspieler. Du sprachst so ernst und eindringlich von deiner angeblichen Geldnot, daß ich beinah geneigt war, daran zu glauben, bis mich ein Blick und ein Lächeln Mustaphas eines Besseren belehrten. Gestehe, großer Künstler, daß auch wir in den Geist der Rollen, die wir vor dir spielten, gut eingedrungen waren, und du, wenigstens eine Zeitlang, nicht gewußt hast, ob wir scherzten oder im Ernst waren."

„Ich verachte euch," sagte Hassan ernster Miene. „Hebt euch von mir. Ich will nichts mit euch zu schaffen haben."

Da brachen Ali und Mustapha verabredetermaßen, in lautes Lachen aus und riefen: „Köstlich! köstlich!" aber gleichzeitig zog ein jeder von ihnen einen Beutel mit Geld aus der Tasche, den er Hassan überreichte, wobei Ali, für sich und seinen Genossen sprechend sagte: „Man kann die Kunst nicht weiter treiben, als du es thust. Aber für den Augenblick sei es des Scherzes genug: wir wollen ernsthaft sprechen, da es sich um Geschäfte handelt. Hier ist das Geld, das wir dir schuldeten: empfange es mit dem innigen Danke zurück, zu dem uns deine großherzige Freundlichkeit verpflichtet hat. Wir waren auf dem Wege, dir vor unserer, seit längerer Zeit geplanten Reise nach Trapezunt das Geld in deinen Konak zu bringen, als wir erfuhren, wir würden dich zum Reisegefährten haben. Wir segneten diesen für uns so glücklichen Zufall und beschlossen, hier an Bord mit dir abzurechnen, da wir annahmen, du könntest in Trapezunt nützlichere Verwendung für das Geld haben als in Stambul. — Und nun, geliebter Freund, bestimme selbst, ob wir fortfahren sollen, uns gleich ehrbaren Geschäftsleuten ernsthaft zu unterhalten oder ob du vorziehst, daß wir zu unserer gegenseitigen Belustigung wieder anfangen, vor einander Komödie zu spielen."

Hassan wußte zunächst nicht, was er auf diese Anrede erwidern sollte; aber Ali und Mustapha, abgefeimte Dalkäuk, sprachen so eindringlich auf ihn ein, daß sie Hassan, der kein grober Lügner und nicht imstande war, ein fein gesponnenes Lügengewebe zu durchschauen, schließlich davon überzeugten, sie hätten den Schritt, den er bei ihnen gethan, als einen übermütigen Scherz betrachtet, auf den sie geantwortet, indem sie ihren Gläubiger mit seiner Forderung an den Kadi verwiesen hatten.

Das Schiff war genötigt im Schwarzen Meer gegen starke östliche Winde zu kreuzen und langte erst nach beschwerlicher und verhältnismäßig langer Fahrt auf der Höhe von Trapezunt an, dessen Leuchtturm der Kapitän endlich während einer dunklen Nacht erblickte und auf den er seine Fahrgäste mit dem Bemerken aufmerksam machte, er hoffe, wenn das Wetter nicht umschlüge, im Laufe des nächsten Vormittags im Hafen von Trapezunt vor Anker gehen zu können.

Ali und Mustapha hatten nur auf diese Mitteilung gewartet, um den verbrecherischen Plan, den sie gegen das Leben und Gut Hassans geschmiedet, zur Ausführung zu bringen. Sie hatten es verstanden, sich während der Fahrt wieder vollständig in das Vertrauen des harmlosen jungen Mannes einzuschmeicheln, und die drei nahmen ihre Mahlzeiten gemeinschaftlich ein. Gewöhnlich ging es dabei sehr heiter zu. Dies war besonders am Vorabend der Ankunft in Trapezunt der Fall, und Hassan fühlte sich nicht mehr ganz Herr seiner Sinne, als man den Kaffee auftrug und die Tschibuck angezündet wurden.

„Der Kaffee ist schlecht," sagte er und setzte die Schale, die er soeben zum Munde geführt und halb geleert hatte, wieder auf den Tisch.

„Deine Zunge ist schlecht," erwiderte Mustapha lachend. „Der Kaffee ist gut, — möge er dir wohl bekommen."

Hassan blickte mit weitgeöffneten Augen blöde vor sich hin, sog bedächtig an der Bernsteinspitze seines Tschibuck, schloß langsam die Augen, um sie sogleich wieder mühsam aufzureißen, und senkte die Lider bald wieder von neuem, ohne sie wieder öffnen zu können. Das Pfeifenrohr ent-

glitt seiner Hand, das Kinn senkte sich auf die Brust — er war eingeschlafen.

Ali und Mustapha blickten sich verständnisvoll an; dann ergriffen sie den Betäubten an Kopf und Füßen und schleppten ihn in seine, in der Nähe der zum Verdeck führenden Treppe gelegene dunkle Kajüte, wo sie ihn auf das Bett warfen. Sodann klommen sie auf das Verdeck, wechselten einige geheimnisvolle Worte mit dem Mann am Steuer und zogen sich in die von ihnen gemeinsam bewohnte Kajüte zurück.

Am nächsten Morgen, bald nach Sonnenaufgang, erblickten Fischer, die in der Nähe des Hafens von Trapezunt ihre Netze ausgeworfen hatten, einen Menschen, der, ein langes Stück Holz unter den Armen, das ihm vom Schicksal zugeführt worden war, auf der leicht bewegten See trieb. Sie näherten sich ihm schleunigst, zogen den schon Halbtoten in ihr Boot und bemühten sich, ihn wieder zum Bewußtsein zurückzurufen, was ihnen auch endlich gelang. Nachdem sie die Pflichten der Menschlichkeit freudig erfüllt hatten, mußten die armen Leute jedoch wieder an ihr eignes Wohl denken: sie konnten nicht sogleich nach dem Hafen zurückkehren, sondern mußten zunächst darauf bedacht sein, die von ihnen ausgeworfenen Netze wieder einzuziehen. Darüber vergingen mehrere Stunden, und da sich der Wind inzwischen gedreht hatte und vom Lande wehte, so langte das Boot erst zu später Stunde in Trapezunt an. Die Fischer führten dort Hassan in ihre Hütte, labten ihn mit Speise und Trank und wiesen ihm sodann ein warmes Lager an, auf dem er sich zur Ruhe ausstrecken sollte. Sie thaten dies gern, denn die Schönheit des bleichen Fremden, seine weiche Stimme, sein Unglück, und daß sie seine Lebensretter gewesen waren, erfüllten die rauhen Männer mit innigem Mitleiden. Aber Hassan glaubte seinen Gastfreunden einige Aufklärungen schuldig zu sein und erzählte ihnen, daß er von den Missethätern Ali und Mustapha, die nach dem Gelde, das er mit sich geführt, getrachtet hätten, durch einen Schlaftrunk betäubt worden sei. Was später geschehen wäre, könne er nur vermuten, denn er sei erst im Meer wieder zum Bewußtsein gelangt. Des Schwimmens kundig, habe er in der Dunkelheit lange Zeit, so dünke ihm, mit den Wellen gekämpft, bis er bei Tagesgrauen eine Stange Holzes erblickt, die in seiner unmittelbaren Nähe auf dem Wasser geschwommen habe. Das sei seine Rettung gewesen, denn ohne die ihm von Allah gesandte Hilfe hätte er jämmerlich ertrinken müssen, da er bereits vollständig erschöpft gewesen, als es ihm gelungen wäre, die Stange zu ergreifen und unter seine Armhöhlen zu schieben. Nächst Gott schulde er aber den Fischern sein Leben, und er hoffe, es werde ihm vergönnt sein, ihnen seinen Dank eines Tages noch anders als nur durch Worte auszudrücken.

Am nächsten Morgen begab sich Hassan von den Fischern begleitet zum Kadi, dem er seine Klage gegen Ali und Mustapha wegen begangenen Diebstals und versuchten Mordes vortrug. — Darauf entsandte der Kadi zwei Koldschi — bewaffnete Zollwächter — an Bord des Schiffes, mit dem Ali und Mustapha in Trapezunt angekommen sein mußten, um diese zu verhaften; aber sie waren bereits entflohen. Der Kapitän sagte aus, sie hätten sich, unmittelbar nachdem das Schiff vor Anker gegangen wäre, an Land begeben und seitdem nicht wieder sehen lassen. Hassans Verschwinden hätte er nicht sogleich bemerkt, da es nach der Ankunft in Trapezunt seine erste Sorge hätte sein müssen, sich mit der Hafenpolizei und der Zollbehörde in die vorgeschriebenen Verbindungen zu setzen. Als er später Hassans Kajüte leer gefunden, hätte er angenommen, dieser habe sich ebenfalls an Land begeben, werde aber zweifelsohne noch einmal an Bord zurückkehren, um seine dort zurückgelassenen Kleidungsstücke abzuholen. — Die Kajüte wurde sorgfältig durchsucht — aber die große Summe baren Geldes, die sich nach Hassans Aussagen noch am Vorabend der Ankunft in Trapezunt darin befunden hatte, war verschwunden. Alle ferneren vom Kadi angeordneten Nachforschungen nach Ali und Mustapha blieben erfolglos. — Darauf übergab der Richter dem Beraubten ein amtliches Schriftstück, wonach aus den Aussagen glaubwürdiger Zeugen hervorginge, daß Ali nnd Mustapha den Kaufmann Hassan bestohlen und ihn zu ermorden versucht hätten. Es bliebe den Behörden, die der Missethäter habhaft werden könnten,

überlassen, sie dafür in Strafe zu ziehen und dem Beraubten wieder zu seinem Eigentum zu verhelfen.

Hassan verkaufte die Kleidungsstücke, die sich noch in seiner Kajüte vorgefunden hatten — aber er erzielte damit nur einen geringen Erlös, denn das, was er an Kostbarkeiten mit an Bord gebracht hatte, war in die Hände der Räuber gefallen und von ihnen fortgeschleppt worden. Seine neuen Freunde, die armen Fischer, sagten ihm, er solle sich keine Sorgen machen, er würde sicherlich alsbald lohnende Beschäftigung finden und könnte einstweilen ihr Leben teilen, wenn es ihm nicht zu armselig erscheine; — aber Hassan erkannte, daß die Leute kaum für sich selbst genug zum Leben verdienten, und er wollte den kleinen Anteil am täglichen Verdienst, der einem jeden von ihnen zukam, nicht noch verringern. Deshalb bat er nur um die Erlaubnis, des Nachts unter dem Dache ihrer Hütte ruhen zu dürfen, und streifte während des Tages in den Straßen von Trapezunt umher, in der Hoffnung, irgend eine Gelegenheit zu finden, die geringfügige Summe zu verdienen, die zu seinem Leibesbedarf nötig war. Eine solche Gelegenheit bot sich aber während geraumer Zeit nicht dar, und der Tag kam, wo Hassan seinen letzten Para ausgeben mußte, um sich ein Stück Brot und einige Früchte zu kaufen. Als er dies verzehrt hatte, begab er sich in die Hütte, die er bewohnte, und sagte seinen Freunden:

„Gebt mir einen Rat, was ich thun kann, um mein Leben zu fristen; von enrer Güte, so freundlich ihr sie auch anbietet, mag ich nicht leben; lieber würde ich den Tod suchen."

Darauf erwiderte der Älteste der Familie, ein graubärtiger Mann: „Du stehst hier allein, keine Bande halten dich in Trapezunt zurück. — Warum verdingst du dich nicht als Matrose? Das Leben ist hart, aber nicht härter, als wir es führen."

„Ja, warum verdingst du dich nicht als Matrose?" wiederholten die anderen.

„Das würde ich gern thun," antwortete Hassan, „aber welcher Kapitän würde mich anwerben, da ich der Schiffahrt unkundig bin?"

„Ich werde dir Arbeit finden," sagte der Alte. „Ich habe viele Freunde unter den Schiffern, die nach Trapezunt kommen."

Es gelang ihm in der That, seinen Gast schon am nächsten Tage auf einem Schiffe unterzubringen, das nach der Krim abzusegeln wollte, und Hassan begab sich alsbald an Bord desselben, nachdem er sich von seinen gutmütigen Wirten herzlich verabschiedet hatte. „Allah wird dich behüten," sagte ihm der Alte, nachdem er Hassan seinem neuen Herrn, dem Kapitän, überliefert hatte. „Er hat sicherlich Besonderes mit dir vor, da er dich so ungewöhnlich schön gemacht hat."

Nach kurzer Überfahrt langte Hassan in der Krim an, wo er vom Kapitän mit geringer Löhnung entlassen wurde. Er trug jetzt grobe, seiner niedrigen Stellung angemessene Kleidung, aber die Schönheit seines Antlitzes und seiner Gestalt erschien darunter um so auffallender. Noch ehe er den Hafendamm verlassen hatte, auf dem er, unschlüssig, was er demnächst vornehmen solle, stehen geblieben war, trat ein alter Mann auf ihn zu, der ihn freundlich begrüßte und anredete:

„Du scheinst ein Fremdling zu sein. Glaubst du, daß meine Erfahrung dir nützen könnte, so sprich."

„Ich bin hier so fremd, daß ich nicht weiß, wohin ich meine Schritte wenden soll, und ich bin so arm, daß ich nicht weiß, wovon ich leben werde."

Darauf sagte der alte Mann: „Ich bin Oberaufseher im Schloßgarten des gewaltigen Chan der Krim. Es stehen viele Leute unter meinem Befehl. Wenn dir die Arbeit, die ich dir anvertrauen will, und der Lohn, den ich dir für deine Mühen geben kann, nicht zu gering erscheinen, so will ich dich in meine Dienste nehmen."

Dazu gab Hassan mit innigem Dank seine Zustimmung und folgte darauf dem Oberaufseher in den Palast des Chan, wo ihm alsbald ein einfaches aber reichliches Mahl vorgesetzt und ihm bequeme Gelegenheit geboten wurde, sich von der Unbill der Fahrt auf einem kleinen, unreinlichen Schiff zu erholen. Als er sich einige Stunden später in dem kleidsamen Anzuge eines fürstlichen Gärtnerburschen bei dem Oberaufseher wieder vorstellte, um sich von diesem die Dienste anweisen zu lassen, die er zu verrichten haben würde, da erstaunte

der alte Mann ob der Schönheit des neuen Dieners und sagte:

„Du scheinst von hoher Abkunft. — Wie heißt du? Woher kommst du?"

„Ich heiße Hassan und bin der Sohn des Hadschi Mehemed aus Stambul, der vor vier Jahren gestorben ist. Große Unglücksfälle, die ich zum Teil selbst verschuldet habe, haben mich zu dem gemacht, was ich heute bin."

„Möge Allah dich vor größerem Unglück bewahren," sagte der Oberaufseher, und nachdem er hinzugefügt hatte, Hassans Dienst würde zunächst darin bestehen, mit anderen Arbeitern, zu denen er sich sogleich gesellen sollte, die Gänge und Alleen des fürstlichen Parks und des Haremgartens sauber zu halten, ging er seiner Wege.

Hassan wurde von seinen neuen Arbeitsgenossen freundlich aufgenommen und machte sich unter ihrer Anleitung bald mit den einfachen Pflichten seines Dienstes vertraut.

Eines Morgens, nachdem er bereits mehrere Stunden lang damit beschäftigt gewesen war, eine Allee des Haremgartens sorgfältigst zu säubern, weil man ihm bedeutet hatte, daß Eßma Sultana, die einzige, heißgeliebte Tochter des Chan, sich dort zu ergehen pflegte — überfiel Hassan große Müdigkeit, und er ließ sich unter einem Baum nieder, um auszuruhen. Dort, im Schatten herrschte köstliche Kühle, und ehe er es sich versehen konnte, war er fest eingeschlafen. — Wie im Traum vernahm er einen gellen Schrei. Halbbewußt verstand er unklar, daß dieser Schrei das Nahen des Harem verkünde, und daß er sich bei Todesstrafe schleunigst zu entfernen habe; aber die Lider lagen wie Blei auf seinen Augen und er konnte sie nicht öffnen. Ein zweiter, durchdringender Schrei, unmittelbar in seiner Nähe ausgestoßen, erweckte ihn jedoch aus seinem tiefen Schlaf und er fuhr erschreckt in die Höhe. — Da erblickte er, zwei Schritte vor sich, eine weibliche Gestalt, ein reizendes junges Wesen, das ihn mit erstaunten, weitgeöffneten Augen anstarrte und unbeweglich vor ihm stehen blieb. — Hassan wollte gesenkten Hauptes davoneilen, aber in demselben Augenblick füllte sich der Weg vor ihm mit lichten, jungen Gestalten, die ihm lachend und jauchzend ihre zarten Händchen entgegenhielten und ihn bedeuteten, keinen Schritt weiter zu gehen.

„Du bist unser Gefangener", rief eine helle Stimme. „Versuche nicht zu entfliehen!"

Hassan stand ratlos da und wagte es nicht, die Augen aufzuschlagen. Undeutlich vernahm er leises, von Kichern und silbernem Lachen unterbrochenes Flüstern. Dann wurde es einen Augenblick still und gleich darauf erklang in seiner nächsten Nähe eine weiche, süße Stimme:

„Du bist Hassan aus Stambul. . . Ist dem so?"

Hassan schwieg.

„Hast du Furcht vor kleinen Mädchen, du starker, großer Mann? Antworte mir!"

Hassan schüttelte das blonde Haupt, aber seine Augen blieben auf den Boden geheftet.

„Wenn du nicht mit uns sprechen willst, so würdige uns wenigstens eines Blickes. Erhebe die Augen. Ich befehle es dir!"

Ganz langsam schlug Hassan die Augen auf. Da sah er vor sich zwei Füßchen, schmal und klein wie die eines Kindes, zarte, in leichtes, gelbseidenes Gewand gehüllte, schlanke Gliedmaßen eines jungfräulichen Körpers und darüber ein weißes, von rabenschwarzem Haar eingerahmtes Antlitz von wunderbarer Schönheit, mit seinen roten Lippen und großen, dunklen, tiefen Augen. Wie erschreckt wich er vor der erstaunlichen Schönheit der Erscheinung einen Schritt zurück.

„Nun," fuhr die süße Stimme fort, „ist es so schrecklich, uns anzusehen? Gefallen wir dir nicht? Gefällt dir keine von uns? — Schau! Dies ist die Eßma Sultana, die erlauchte Tochter des erhabenen Chan." Die Sprecherin wies auf eine der Anwesenden, wohl die älteste der jungen Gesellschaft, die im Gegensatz zu den anderen ein dunkles Gewand trug. „Gefällt sie dir, die Sultana? Sag' es ihr nur. Es wird sie freuen, es von dir zu hören. . . . Oder gefällt dir ihre Nachbarin besser? . . Oder diese? . . Oder jene?" Sie bezeichnete, indem sie so sprach, verschiedene der jungen Mädchen, die Hassan im Kreise umstanden und ihn schelmisch anlächelten. — „Du antwortest nicht? Keine von ihnen könntest du lieben? So triff doch eine Wahl, du mürrischer Mann. . . Oder wäre es

möglich, daß du an der ärmsten Sklavin des Harem, an mir, Wohlgefallen gefunden hättest? . . Sprich!"

„Dich liebe ich!" sagte Hassan kaum vernehmbar.

Da erscholl lauter Jubel von allen Seiten: „Hassan findet keinen Gefallen an Eßma Sultana; er will keine von uns lieben, der kleinsten Sklavin, der häßlichen Mach, hat er sein Herz geschenkt. Nun er gesprochen hat, wird er uns folgen. Er darf seine geliebte Mach nicht verlassen."

Diese, die arme schöne Mach, allein unter all ihren Gefährten war plötzlich still und ernst geworden und schritt, die Augen niedergeschlagen, neben Hassan einher, der von den anderen Mädchen mit lieblicher Gewalt in den Harem gezogen wurde. — Wohl wußte er, daß er sich dem Tode aussetzte, indem er die Frauengemächer des Chan betrat, aber die Schönheit Machs übte unwiderstehliche Gewalt auf ihn aus, und er konnte nicht anders als ihrem Winke folgen.

Hassan verblieb mehrere Stunden im Harem. — Die schönen Mädchen wetteiferten, ihn zu bedienen und zu erfreuen und vergnügten sich augenscheinlich an seiner unbeholfenen Schüchternheit. Nur zwei aus der fröhlichen Gesellschaft bewahrten eine ernstere Haltung: die schöne Mach, die Hassan gegenüber saß, die Augen zu Boden geschlagen hielt und schwieg, und die angebliche Tochter des Chan, Eßma Sultana. — Diese näherte sich nach einiger Zeit Hassan und sagte ihm leise und bedeutsam: „Der Scherz jener Kinder wird dich nicht getäuscht haben. Ich selbst bin Mach, die Amme der Sultana, und die, der du zu sagen gewagt hast, daß du sie liebst, ist Eßma, die Tochter des gewaltigen Chan der Krim. Wahre deine Augen und wahre deine Zunge, damit ihr und dir kein Leid geschehe."

Hassan verneigte sich und fragte leise zurück: „Lehre mich, wie ich mich unbemerkt entfernen kann. Ich kann mich des Aufenthaltes hier nicht freuen, wenn ich daran denken muß, daß er eine Gefahr für die Sultana ist."

„Folge mir," entgegnete die wirkliche Mach; „bevor du dich jedoch entfernst, sei dir gestattet, dich von der Sultana zu verabschieden."

Hassan erhob sich sogleich. Die lachenden Mädchen wurden plötzlich still. Er verneigte sich ehrfurchtsvoll vor der Prinzessin, und da erhob diese die Lider, und die Augen der beiden schönen Menschenkinder begegneten sich in einem langen Blick voll sehnsüchtigen Verlangens und Traurigkeit. — Darauf führte die Amme den verwirrten Hassan, der kaum begriff, was ihm geschehen war, durch einen langen unterirdischen Gang, der in verborgener Weise in einem vom Harem entfernten Gartenhäuschen mündete, ins Freie. —

Während der nächsten Wochen hatte Hassan noch viermal das Glück, in der obenbeschriebenen Weise mit der Sultana zusammenzutreffen. Er erwartete sie täglich an derselben Stelle, wo er sie zum erstenmale gesehen hatte, und von dort wurde er von Mach abgeholt und durch den geheimen unterirdischen Gang in den Harem geführt. — Die Amme schien mit dem, was geschah und wozu sie selbst die Hand reichte, nicht einverstanden, denn sie sah unruhig und traurig aus; niemals richtete sie einen Gruß oder ein freundliches Wort an Hassan. Er glaubte zu verstehen, daß sie nur widerstrebend den Bitten und Befehlen ihrer geliebten Herrin gehorchte, und seine Liebe für diese steigerte sich in unbeschreiblicher Weise. Er dachte Tag und Nacht an Eßma, er vergaß darüber Essen und Trinken und vernachlässigte seine Arbeit; — aber der Gedanke, daß der arme Gärtnerbursche niemals der Gatte der erlauchten Sultana werden könnte, bekümmerte ihn nicht, denn er stieg nicht in ihm auf. Er hatte überhaupt verlernt, vernünftig zu denken; sein ganzes Sein war nur noch ein träumerisches, süßes Empfinden, Eßma lieben zu dürfen. — Diese sprach niemals zu ihm. Sie saß ihm gegenüber, während ihre Gespielinnen lachten, sangen und tanzten, und er vernahm das goldene Wunder ihrer Stimme nur, wenn sie dieser oder jener einige freundliche Worte zurief. Aber wenn Hassan in das Gemach trat, in dem Eßma ihn erwartete, so begrüßte ihn ein langer Blick ihrer tiefen Augen, und es war ihm erlaubt, ein zweites Mal darein zu schauen, wenn er sich auf einen Wink der Amme stumm von der Sultana verabschiedete.

Plötzlich wurden die Zusammenkünfte

Frauenkopf. Nach einer Zeichnung von Leonardo da Vinci in der Galerie der Uffizien zu Florenz.
Nach einer Originalphotographie von Braun, Clement & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.
Vertreter Hermann Vogel, Leipzig.

abgebrochen. Hassan irrte wie ein unruhiger Geist im Garten einher. Mach ließ sich nicht wieder blicken, und der stille weiße Harem lag mit seinen vergitterten Fenstern wie ausgestorben inmitten des verödeten Gartens. — Schreckliche Gedanken tauchten in Hassan auf und brachten ihn der Verzweiflung nahe: Eßma war seiner müde geworden und warf ihn fort, wie ein Spielzeug, das seine Dienste gethan hat. Da erkannte Hassan die Thorheit seiner Liebe zu einer Fürstentochter und er wünschte sich den Tod.

Eines Morgens erzählte ein Gärtner, dessen Frau im Harem als Wäscherin angestellt war, Eßma Sultana sei plötzlich gefährlich erkrankt, und am nächsten Tage verbreitete sich im ganzen Palast die Kunde, die Tochter des Chan sei gestorben.

Als Hassan das vernahm, stieß er einen rauhen Schrei aus und lief, leise wimmernd, das Haupt gebeugt, von dannen. Seine Gefährten sahen ihm verwundert nach. Sie meinten, ihr armer stiller Kamerad, dessen Benehmen schon seit einiger Zeit absonderlich gewesen war, sei plötzlich wahnsinnig geworden.

Hassan entfernte sich von der Stätte seines kurzen Glücks und schweren Unglücks, ohne Nahrung zu sich zu nehmen, ohne sich aufzuhalten, bis unwiderstehliche Mattigkeit ihn bei sinkender Sonne unter einem Baum, der an der Landstraße stand, zu Boden warf. Dort verfiel er in einen todähnlichen Schlaf, aus dem er erst am nächsten Morgen wieder erwachte. Ein Derwisch stand vor ihm. — Er hatte sich breitbeinig auf seinen Tebeer — das kleine Beil auf langem Stabe — gestützt und schien den Schlafenden schon seit einiger Zeit betrachtet zu haben.

„Woher kommst du, mein Sohn?“ fragte der Derwisch.

„Aus dem Palaste des Tatar Chan.“

„Wohin gehst du?“

„Ich weiß es nicht.“

„Bist du auf der Flucht?“

„Ich habe nichts Strafwürdiges begangen und werde nicht verfolgt; aber ich fliehe, weil ich unglücklich bin.“

„Das Unglück wird dich begleiten, wohin du auch gehen mögest, wenn du nicht die Kraft besitzest, es von dir zu werfen.“

„Wie könnte ich es von mir werfen, da es sich an mein Herz geklammert hat, so daß ich nur aufhören kann, unglücklich zu sein, wenn ich aufhöre zu leben? — Ich möchte, ich wäre tot!“

Der Derwisch lächelte: „Bald wird die Zeit kommen, da du anders fühlst und den Tod fürchten wirst.“ Er dachte eine kleine Weile nach. Dann fuhr er fort: „Hast du ein Handwerk gelernt?“

„Nein.“

„Ich bin ein alter Mann. Höre, was ich dir sage. — Auch ich bin unglücklich gewesen, als ich jung war, weil ich damals vieles besaß, was mir lieb war und was ich verloren habe, und vieles begehrte, was ich nicht erreichen konnte. — Jetzt, da ich nichts besitze und nichts begehre, bin ich glücklich. — Danke Allah, der dir, dem Jüngling, durch den Mund seines Knechtes, des Hadschi Abdullah, alte Weisheit spendet. — Folge mir. Sei mein Gefährte. Ich werde dich türkische, arabische, persische und tatarische Gedichte lehren, die dich ergötzen und diejenigen, denen du sie später vorträgst, Freude bereiten werden. — Sei klug und nimm meinen Vorschlag an. Du wirst glücklich werden.“

Hassan maß diesem Versprechen neuen und dauernden Glücks keinen Glauben bei; aber ihm war alles gleich, und so nahm er, um den gutmütigen Derwisch nicht zu kränken, dessen Vorschlag an. — Darauf irrten die beiden planlos durch das Land, rastend, wenn sie müde waren, und allerorten gastfreundlicher Aufnahme sicher. Der alte Derwisch hatte seinem jungen Gefährten eine hohe Derwischmütze, die hölzerne Schale, die zum Entgegennehmen der wohlthätigen Gaben der Gläubigen dient, und den langen Wanderstab mit dem Beile angeschafft, und da Hassan gesenkten Hauptes, traurigen Blickes neben dem Alten einherschritt und auf alle Freuden des Lebens verzichtete, so erschienen die beiden als besonders fromme Männer, und Gaben aller Art flossen ihnen in ungewöhnlich reichlichem Maße zu. Der Hadschi Abdullah erblickte darin den Lohn der von ihm an Hassan geübten Barmherzigkeit und wurde nicht müde, das glückliche Los eines Bettelderwisch zu preisen. Aber Hassan zeigte kein Verständnis, und finster in sich gekehrt, schritt er stumm neben dem vergnüglich schwatzenden Mönch einher. —

Nach langer Wanderung erreichten die beiden die alte Stadt Kastamuni.

„Wir wollen uns hier einige Tage aufhalten," sagte Abdullah. „In dem hiesigen Kloster leben mehrere meiner Freunde, die ich seit Jahren nicht gesehen habe und begrüßen möchte. Geh du inzwischen allein deiner Wege. Es wird dir bei dem frommen Sinn der Einwohner dieser ehrwürdigen Stadt nicht schwer fallen, die Bedürfnisse deines Leibes in reichlichem Maße zu befriedigen. Solltest du jedoch meiner bedürfen, so suche mich in meinem Kloster auf; man wird dir dort immer sagen können, wo ich zu finden bin."

Eines Tages, als Hassan müden Schrittes durch eine entlegene, menschenleere Straße von Kastamuni zog, vernahm er eine Stimme, bei deren geliebtem Klang ihm das Herz stockte:

„Hassan! Hassan!"

Er wandte sich um. — Dicht neben ihm hielt eine Haremkutsche, in der zwei verschleierte Frauen saßen. Hassan erkannte auf der Stelle Eßma und Mach, und seine Freude war so groß, daß die Sinne ihm beinah schwanden. Er schwankte und mußte sich auf den Tebeer stützen, um nicht zu fallen. „O Eßma Sultana", murmelte er endlich. „Welches Glück, Euch noch unter den Lebenden zu wissen."

„Auch ich freue mich des Wiedersehens," sagte Eßma leise und innig. — Sie blickte Hassan eine Weile stumm an, denn ihre Gefühle überwältigten sie; dann fuhr sie ruhiger fort: „Das Haus, vor dem Ihr steht, gehört mir, doch ist es besser, daß Ihr es nicht gleichzeitig mit mir betretet. Sucht mich morgen in der Frühe auf. Aber kommt nicht im Anzuge eines Derwisch, der Euch entstellt und mich befremdet."

Hassan begab sich eiligst in das von Abdullah bewohnte Kloster. Er ging so schnell, daß die Leute auf der Straße ihm verwundert nachblickten; aber er achtete dessen nicht. Der Pförtner kannte Hassan bereits, da er einigemal im Kloster gewesen war, um sich nach Abdullahs Befinden zu erkundigen. Dieser erschien alsbald in dem Saale, wo Hassan auf ihn wartete. Sein Antlitz war gerötet und seine Augen leuchteten, als erhebe er sich von einem guten Mahle.

„Mein Herz ist froh, dich zu sehen, mein Sohn," sagte er, nachdem er Hassan begrüßt hatte. „Ich brauche nicht zu fragen, wie du dich befindest, denn Glück und Wohlsein leuchten aus deinen Augen."

„Ich nähere mich Euch mit einer Bitte, Derwisch Effendi."

„Sprich!"

„Ihr habt mir das Leben gerettet, als Ihr mich verschmachtend auf der Landstraße fandet, und Eure Barmherzigkeit und Eure Weisheit mir die Mittel und den Mut gaben, weiter zu leben."

„Dafür hat mich Allah bereits belohnt. Er sei gepriesen!"

„Nun könnt Ihr mir mehr als mein Leben, Ihr könnt mein Glück retten." —

„Wie kann ich das?"

„Indem Ihr mir eine größere Summe Geldes anvertraut."

„Eine größere Summe," wiederholte Abdullah bedenklich. „Aber Hassan, mein Sohn, du solltest doch wissen, daß ich nur ein armer bettelnder Derwisch bin. — Doch sprich deutlicher: was verlangst du von mir?"

„Sehr viel, Derwisch Effendi! Ich gebrauche drei Goldpfund."

Da lachte Abdullah vergnüglich. „Drei Pfund sind nicht viel, um ein verlorenes Glück zu retten," sagte er. Er suchte in seinem Gürtel und zog einen kleinen Beutel hervor, den er einen Augenblick in der Hand wog und dann Hassan überreichte. „Hier ist alles, was ich besitze, mein Sohn. Ich gebe es dir mit Freuden. Ich habe es lange nicht gezählt, aber es dürfte mehr als das Doppelte sein von dem, was du verlangst. — Willst du mir sagen, wozu du es gebrauchst?"

„Gestattet mir, es Euch später zu sagen, Derwisch Effendi."

„Wie du willst, mein Sohn, Allah sei mit dir und schütze dein Vorhaben."

Als Hassan am nächsten Tage zur bestimmten Stunde in dem Hause erschien, das ihm von Eßma Sultana bezeichnet worden war, hätte man in dem gut gekleideten, vornehm aussehenden, schönen jungen Mann nur schwer den armen Derwisch wiedererkennen können, der sich am vorhergehenden Tage während einiger Minuten mit der Prinzessin unterhalten hatte; auch diese, die ihn, die treue Mach an ihrer

Seite, empfing, war von seiner Erscheinung freudig überrascht, und nachdem sie einen kurzen Gruß mit ihm gewechselt hatte, begann sie, zunächst mit jungfräulicher Schüchternheit, bald jedoch offen und frei wie folgt zu sprechen:

„Ich habe erkannt, daß Ihr mich liebt, und was ich seitdem gethan habe und Euch jetzt sagen werde, würde meiner Ehre und aller Zucht zuwider sein, müßte ich mein Benehmen nicht dadurch erklären, daß Eure Liebe und Schönheit mein Herz gewonnen haben, so daß Ihr Euch als den von mir auserkorenen Gemahl betrachten dürft."

Hassan verbeugte sich tief und dankte, indem er seine Hand an Herz, Mund und Stirn führte; aber er wagte nicht, die Sultana anzublicken, und hielt die Augen zu Boden geschlagen.

Darauf fuhr Eßma fort: „Meine Zuneigung zu Euch war bereits, bald nachdem ich Euch kennen gelernt hatte, so groß geworden, daß ich sie Mach bekannte und diese, trotz ihrer Widerrede, veranlaßte, Euch wiederholt in meinen Harem zu führen. Meine Liebe zu Euch wuchs mit jeder unserer Zusammenkünfte, und ich war deshalb bis zum Tode erschreckt, als mir der Chan, mein erlauchter Herr Vater, eines Tages die Mitteilung machte, der Zar wünsche mich mit seinem Lieblingssohn zu vermählen, und der Chan habe dazu seine Einwilligung gegeben. — Ich konnte meinem Vater nicht sagen, daß ich Euch liebte und nur Euch angehören wollte, denn damit würde ich Euch einem martervollen Tode preisgegeben haben, und als er mich fragte, weshalb ich bleich geworden sei, als ob die frohe Botschaft, die er mir gebracht, mich schmerze, da antwortete ich nur, es beunruhige mich, in ein fremdes Land ziehen zu sollen, und der Gedanke quäle mich, daß ich weit von der Heimat und von allen, die ich liebe, mein Leben werde beschließen müssen. Ich wünschte nur, ich möchte dann bald sterben. — Mein Vater schalt dies thörichte, kindische Worte und ging erzürnt von dannen. — Am nächsten Tage war ich krank, und während der qualvollen einsamen Stunden, die ich auf meinem Lager verbrachte, faßte ich den Entschluß, mich dem grausamen Schicksal, das mir bevorstand, durch die Flucht zu entziehen. Dies teilte ich Mach mit, und als sie mich leidend sah und von mir vernommen hatte, daß ich mich vergiften würde, wenn ich gezwungen werden sollte dem Zarensohn zu folgen, gab sie ihre Zustimmung, mir zur Ausführung meines Planes behilflich zu sein. Die Geldmittel, die ich zu ihrer Verfügung stellen konnte, da ich im Besitz kostbarer Juwelen und goldener Schmucksachen war, gestatteten ihr, uns zwei verwegene Männer dienstbar zu machen, und da Mach allein das Recht hatte, ungerufen in meine Kammer zu treten, und von dieser aus der unterirdische Gang zu erreichen war, der ins Freie führte, so konnten wir den Harem eines Abends, bald nach Sonnenuntergang unbemerkt verlassen, mit der Gewißheit, einen Vorsprung von wenigstens zwölf Stunden vor unseren etwaigen Verfolgern zu haben. — Wir nützten diese Frist nach Möglichkeit aus, denn auch unseren zwei Begleitern war alles daran gelegen, sich schleunigst aus dem Machtgebiet des Chan zu entfernen. So gelangten wir, auf klug erdachten Umwegen, die weitere Spur verwischten, noch an frühem Abend an Bord eines schnellen Schiffes, auf dem alles zur Abreise vorbereitet war und das sogleich nach unserer Ankunft geräuschlos die Anker lichtete und still und geheimnisvoll, bei dunkler Nacht, ins Meer stach. — Als wir am nächsten Morgen auf das Deck traten, waren die Küsten der Krim längst am Horizont verschwunden, und wir steuerten, von günstigen Winden getrieben, auf öder, offener See der türkischen Küste zu. Nachdem wir endlich in Sinope ans Land gestiegen waren, wollten sich unsere Begleiter, die alles getreulich erfüllt, was sie versprochen und wofür sie sich verkauft und in ihrer Heimat ihr Leben verwirkt hatten, von mir verabschieden; aber da sie sich meines Vertrauens würdig gezeigt, so bot ich ihnen an, in meinen Diensten zu bleiben, womit sie sich einverstanden erklärten. „Wir sind jetzt heimatlos und ohne Sippe," sagten sie. „Wo du weilst, da soll fortan unser Vaterland sein, und wir werden dich wie unsere Mutter ehren und lieben."

„Von Sinope begaben wir uns nun in langen Tagereisen nach Kastamuni, denn ich glaubte, mich im Innern des Landes sicherer vor meinem Vater verbergen zu können, als in einem Hafen, der von seinen Schiffen

besucht wurde. In Kastamuni mietete ich dies Haus, in dem ich Euch, Hassan, erwarten wollte, und in das Euch nun ein glücklicher Zufall geführt hat. Meine eignen Bemühungen, Euch wiederzufinden, waren bisher vergeblich gewesen; ich wußte durch geheime Nachforschungen, die ich in der Krim mit Hilfe meiner treuen Diener hatte anstellen lassen, daß Ihr aus dem Palaste des Chan entflohen und verschollen wäret. Man berichtete mir, Ihr seiet wahnsinnig geworden. — Nun erblicke ich Euch, gesund an Leib und Seele, vor mir und mein Herz ist froh, wie nie zuvor . . . Ich wähne, daß unserer Vermählung kein Hindernis mehr im Wege steht, und wenn es Euch genehm ist, so begeben wir uns nach Stambul, um im Gewühl der großen Stadt den Augen der Welt zu entschwinden und ruhig unser schwer errungenes Glück zu genießen."

Es geschah, wie Esma Sultana angeordnet hatte, nnd drei Monate später lebte Hassan wieder in seinem alten Konak, wo seine Mutter den verloren geglaubten Sohn und die neue schöne Schwiegertochter mit Thränen der Freude empfangen hatte.

Ein kurzes Jahr verbrachte das junge Paar in ungetrübtem Glück. Dann aber regten sich in Hassan die wilden Leidenschaften wieder, die zuerst Unglück und später glückliche Liebe zwei Jahre lang im Zaume gehalten hatten. Er begann des Abends auszugehen, dieselbe schlechte Gesellschaft aufzusuchen, die ihn schon einmal seinem Untergang nahe gebracht hatte und ihn nun wieder ins Verderben führte. Seine alte Mutter und seine schöne Frau machten ihm wiederholt Vorwürfe über seine Lebensweise. Dies berührte ihn schmerzlich, denn sein Herz war nicht verhärtet; aber seine thörichte Lust an lauten und unerlaubten Vergnügungen war stärker als sein Hang zum Guten, und tiefer, immer tiefer versank er wieder in den Sumpf eines liederlichen Lebens.

Eines Nachts, als er in ein verrufenes Haus trat, befand er sich plötzlich vor Ali nnd Mustapha, den Räubern und Mördern. Sie hatten ihn tot gewähnt auf dem Grunde des Schwarzen Meeres, in das sie ihn geworfen, und der Schreck, als sie das Opfer ihrer Habgier lebend vor sich erblickten, lähmte ihre Glieder. — Auch Hassan war erbleicht, aber von gerechtem Zorn. — Er rief den Wirt:

„Wenn diese beiden Männer," sagte er, auf Ali und Mustapha deutend, „das Haus vor meiner Rückkehr verlassen, so wirst du vor dem Kadi dafür verantwortlich sein, zwei gefährliche Räuber der Gerechtigkeit entzogen zu haben. Achte darauf, was ich, Hassan, Sohn Hadschi Mehmeds, dir gesagt habe."

Der Wirt, dessen Gewissen nicht rein war und der tödliche Furcht vor einem Zusammentreffen mit dem Kadi hatte, antwortete unterwürfig: „Es wird geschehen, wie Ihr befohlen, Effendi!" — Darauf rief er einen starken Hamal herbei, der in dem schlechten Hause hauptsächlich angestellt war, um bei Ausbruch eines Streites zwischen den Gästen gewaltthätig Ruhe und Ordnung zu stiften, und befahl ihm, darauf zu achten, daß Ali und Mustapha das Zimmer nicht ohne Hassans Genehmigung verließen. Der riesige Hamal streckte seine furchtbaren Arme aus, so daß sie die schmale Thür versperrten und sagte finster: „Die beiden werden das Zimmer ohne Hassans Erlaubnis lebend nicht verlassen."

Bald darauf kam Hassan zurück, von zwei Polizeibeamten begleitet, die Ali und Mustapha Handschellen anlegten und nach dem Gefängnis abführten.

Am nächsten Tage begab sich Hassan zum Scheich-ul-Islam, dem er das vom Kadi von Trapezunt aufgesetzte Schriftstück vorlegte, welches bezeugte, daß Ali und Mustapha den Kaufmann Hassan beraubt und alles gethan hätten, um ihn zu ermorden. Der Versuch der Elenden, ihr Verbrechen zu leugnen, scheiterte kläglich, und sie wurden zu langen Jahren schweren Kerkers nnd zur sofortigen Rückzahlung an Hassan der diesem geraubten Geldsumme verurteilt.

Nun war Hassan wieder ein reicher Mann. Er hätte bedenken sollen, daß das Geld, das ihm ausgezahlt wurde, die Hinterlassenschaft seines Vaters war, von diesem dazu bestimmt, den leichtsinnigen Sohn wieder zum rechtschaffenen Mann zu machen; — aber daran dachte der verblendete Hassan nicht: er empfand nur mit großer Befriedigung, daß ihm nun wieder reichliche Mittel zur Verfügung ständen, um wäh-

rend geraumer Zeit all seinen unlauteren Gelüsten fröhnen zu können. — Sein Leben wurde ein abscheuliches, und es vergingen nicht selten Wochen, ohne daß er seine Mutter und seine Frau, die den Harem nicht mehr verließen, gesehen hätte.

Darüber floß ein Jahr dahin. Eßma hatte aufgehört, Hassan Vorwürfe zu machen, aber ihr Aussehen verriet deutlich, wie tief der Schmerz um den noch immer innigst geliebten Hassan an ihr nagte.

Während einer dunklen, unfreundlichen Winternacht zu später Stunde näherte sich Hassan seinem Konak. Er war übler Laune, denn er hatte wieder gespielt und, wie gewöhnlich, da er mit niedrigem, betrügerischem Gelichter verkehrte, verloren. Er machte sich klar, daß bei dem Leben, das er führte, sein Vermögen bald aufgezehrt sein müßte und daß er sodann daran denken müsse, zu arbeiten und Geld zu verdienen, wenn er nicht in die beschämende Lage kommen wollte, in den Schmuckkasten seiner Gemahlin zu greifen und die darin noch aufbewahrten kostbaren Juwelen zu verkaufen. Zum erstenmale seit langer Zeit stellte sich vor seines Geistes Augen das Bild des unwürdigen Lebens, das er nun seit mehr als einem Jahre führte, klar und deutlich dar, aber der Gedanke, sich zu bessern, stieg nicht einmal in ihm auf, denn nur ein Leben voll lauter Zerstreuungen hatte in dem Augenblick noch Reiz für ihn. Vor dem stillen Glück, das er im Harem hätte finden können, schauderte ihm beinah, wenn er an die traurigen Blicke seiner Frau und seiner Mutter dachte. Er fürchtete sich davor, weil sie ihn wie stumme, schwere Anklagen trafen, und er vermied sie. — Unwirsch klopfte er an die Eingangsthür seines Konak. — Aber dahinter blieb alles ruhig. „Ich werde den Kapudschi (Pförtner) fortjagen müssen, wennschon er ein besonderer Günstling Eßmas ist," sagte er vor sich hin, und er klopfte ein zweites und ein drittes Mal laut und lange. — Nichts regte sich im Konak. „Es ist ja, als ob sie drinnen den Schlaf des Todes schliefen," rief er wütend, und nun begann er so großen Lärm zu machen, daß zwei der Wachtleute des Viertels herbeieilten — „Was gibt es, Effendi?" fragten sie, „können wir Euch behilflich sein?"

„Ihr seht ja, was es gibt," antwortete Hassan unfreundlich. „Ich will in mein Haus eintreten, aber man öffnet es mir nicht. Der elende, pflichtvergessene Kapudschi! Noch heute nacht jage ich ihn aus dem Hause."

Aus unserer Studentenmappe:

Studie. Nach einer Zeichnung von Friedrich Hiddemann.

Die Wächter umkreiſten das Haus, wobei ſie mit ihren ſchweren Stäben hart auf das Pflaſter ſtießen, damit der wohlbekannte Schall, der dadurch hervorgerufen wurde, den Bewohnern des Konak ſagen ſolle, daß die Wächter der Straße zur Stelle ſeien. — Da erſcholl hinter einem der vergitterten Fenſter des Harem eine verängſtigte, feine Stimme:

„Wir ſind überfallen worden. O, rettet uns!“

„So öffne uns das Thor,“ gab einer der Wächter zurück.

„Wir wagen uns nicht aus dem Zimmer.“

„Thörichtes Kind, was fürchteſt du, da wir hier ſind, um Euch zu beſchützen?“

„Öffne das Thor!“ befahl Haſſan herriſch. „Öffne es ſogleich, bei meinem Zorn!“

Darauf ſah man von der Straße aus, daß ein flackerndes Licht an den Haremsfenſtern vorbeiſchwebte, dann vernahm man einen gellen, herzzerreißenden Aufſchrei, aber das Licht wurde in fliegender Haſt weitergetragen, jetzt erkannte man, daß es Treppe und Flur erleuchtete, ein zweiter gedämpfter Schrei erſcholl — und dann erkannte man, daß ſchwache Hände bemüht waren, den ſchweren Bolzen zurückzuſchieben, der die Thür verriegelte. Endlich öffnete ſich dieſe und vor den Wächtern und Haſſan ſtand eine zitternde, kleine Sklavin. „O Herr, o Herr!“ rief ſie wimmernd, und Thränen des Jammers ſtürzten aus ihren Augen.

Ein ſchreckliches Schauſpiel bot ſich den drei Männern. Auf dem Flur, zwiſchen Thor und Treppe lag in ſeinem Blute, mit einer klaffenden Wunde, die die Stirn ſpaltete, der getreue Kapudſchi, und in ſeiner Nähe auf den oberſten Stufen der Treppe, ebenfalls tot, ſein Landsmann und Gefährte, der zweite der beiden Männer, welche die Flucht Eßmas beſchützt hatten. — Es war augenſcheinlich, daß dieſer herbeigeeilt war, um ſeinem überfallenen Freund zu Hilfe zu kommen, und daß er dabei den Tod gefunden hatte.

Haſſan entriß einem der Wächter die Laterne und lief in den Harem. Das erſte, worauf ſeine entſetzten Augen fielen, war der Leichnam ſeiner Mutter, ſodann erblickte er die zweite junge Sklavin, die Gefährtin des Kindes, das ihnen die Thür geöffnet hatte. — Von Eßma und Mach keine Spur. —

Die Wächter waren nun auch herbeigekommen und verſuchten den unter Thränengüſſen hervorgeſtoßenen Worten der beiden Kinder zu entnehmen, was vorgefallen ſei. Es war einfach und grauſig. Die Frauen hatten in dem entlegenen Teil des Hauſes, den ſie bewohnten, nur undeutlich vernommen, daß irgend etwas im Flur und auf der Treppe des Konak vorging, ſie hatten nicht Zeit gehabt, ſich Rechenſchaft davon abzulegen, was dies ſein könnte, denn gleich darauf war die Thür des Harem aufgeflogen und drei Männer, mit dichten ſchwarzen Schleiern vor den Geſichtern, waren in das Gemach geſtürmt. Die beiden Kinder hatten ſich darauf in ein entlegenes Zimmer geflüchtet und von dem, was weiter vorgefallen war, nichts mehr geſehen. Der Leichnam der Mutter Haſſans und das Verſchwinden Eßmas und ihrer Amme erzählten dies deutlich, und nach einer flüchtigen Beſichtigung des Hauſes und des Gartens war es leicht, ſich eine Vorſtellung von den ſchrecklichen Vorgängen der Nacht zu machen. — Die Mörder hatten noch in den frühen Abendſtunden durch Klopfen an das Thor Einlaß in den Konak begehrt. Der argloſe Kapudſchi hatte ihnen geöffnet und war, noch ehe er Zeit gehabt, um Hilfe zu rufen, durch einen Schlag mit einem Beil, der ihm den Schädel geſpalten hatte, ſterbend zu Boden geſtreckt worden; ſein Kamerad mochte aber Verdächtiges vernommen haben und hatte an die Thür eilen wollen: auf der Treppe waren ihm die Mörder entgegengetreten und hatten ihn getötet; dann, nachdem ſie die Hausthür wieder verſchloſſen hatten, um ohne Furcht vor einer Störung ihr verbrecheriſches Werk vollenden zu können, waren ſie in den Harem getreten, wo ſie zuerſt die unglückliche Mutter Haſſans zu Boden geſchlagen und ſodann Eßma und deren Amme geknebelt und durch eine Hinterthür, die vom Garten aus in eine öde Straße führte, mit ſich fortgeſchleppt hatten. Alles deutete darauf hin, daß der Überfall die Entführung der beiden Frauen bezweckt hatte, denn die Schmuckſachen Eßmas und ihrer Schwiegermutter waren nicht berührt worden.

Die Wächter begaben sich noch in der Nacht auf das Polizeiamt, und die Verfolgung der Mörder wurde sofort angeordnet und mit Eifer betrieben, aber alle Nachforschungen nach ihnen und den beiden Frauen blieben erfolglos. Gewisse Anzeichen deuteten darauf hin, daß die Übelthäter sich mit den von ihnen entführten Frauen in einem von mehreren Ruderern geführten Boote von Stambul in der Richtung nach dem Schwarzen Meere entfernt hatten. —

Hassan sah am Morgen nach der blutigen That, wie die drei Leichname aus dem Hause entfernt und zur letzten Ruhestätte getragen wurden; er bemerkte auch, daß fremde Menschen, unter Aufsicht eines Polizeibeamten, damit beschäftigt waren, die besudelten Stellen, wo die Unglücklichen gefallen und gestorben, von den großen Blutlachen zu reinigen, die dort zurückgeblieben waren; aber dies alles beschäftigte seine Gedanken nicht, die nur an einem hingen, an der Anklage, er selbst, er allein habe verschuldet, was geschehen sei, ja, er habe das furchtbare Gericht, das Allah über ihn gehalten, heraufbeschworen. Er erinnerte sich des Gebetes, mit dem er Gott gedankt hatte, als ihm aus dem Stamme des alten Feigenbaums ein zweites großes Erbe geworden war, das ihm gestatten sollte, ein neues rechtschaffenes Leben anzufangen; und jedes Wort fiel ihm ein, mit dem er damals gelobt hatte, sich dieses neuen Geschenkes der Gnade Allahs würdig zu zeigen: „Sollte ich wieder in meinen alten sündhaften Lebenswandel verfallen, so möge mir der Himmel das Teuerste nehmen, was ich auf Erden besitze, und ich will nicht darüber klagen und nie wieder froh werden.“ — Nun war ihm das Teuerste genommen! Es verblieb ihm, seinem Gelübde treu zu bleiben: er durfte nicht über sein Unglück klagen, und er wollte nie wieder lächeln. — Zwei Tage und zwei Nächte verbrachte er schlaflos und ohne Nahrung zu sich zu nehmen in seinem Konak, und während der Zeit reifte in seinem Herzen der Gedanke, den Rest seines Lebens dem Wohle seiner Mitmenschen zu widmen. Am dritten Tage begab er sich in den Palast des Sultans, dem er melden ließ, er sei im Besitze eines vom verstorbenen Großherrn an seinen Vater gerichteten Iradés, das ihn ermächtigte, vor dem Sultan zu erscheinen; er bäte, dies möchte ihm gestattet werden. Er wurde bald darauf in die Gegenwart des Padischah geführt, und nachdem er diesen in pflichtschuldiger Ehrfurcht begrüßt, blieb er gesenkten Hauptes stehen, des Befehls zu sprechen gewärtig.

Der Sultan betrachtete eine Weile den vor der Zeit vom Kummer gebeugten, schönen jungen Mann, der vor ihm stand, und sagte sodann: „Du besitzt ein Schreiben meines erlauchten Vorfahren an deinen Vater ... Du darfst es mir überreichen.“

Hassan that, wie ihm befohlen war. Der Sultan las das Schriftstück aufmerksam durch, dann sprach er: „Das Wort des verstorbenen Sultan ist so heilig, wie das des lebenden. Du darfst dir eine Vergünstigung von mir erbitten, und wenn sie nicht unvernünftig ist, so ist sie gewährt.“

„Effendimis,“ antwortete Hassan, „ich wünsche in Ew. Majestät Dienste zu treten, in einer Stellung, in der ich unter Euren Augen und mit Eurer gnädigen Hilfe die Leiden meiner Mitmenschen lindern kann.“

„Du gehörst fortan zu meinem Hofstaate,“ sagte der Sultan, „und du darfst dich morgen bei dem Minister der Frommen Stiftungen melden, der dir eine deinen Wünschen entsprechende Thätigkeit anweisen wird.“

Der Minister, dem sich Hassan am nächsten Tage vorstellte, empfing ihn mit großer Auszeichnnng, denn er war einige Stunden vorher in die Gegenwart des Padischah befohlen worden und hatte dort die Weisung erhalten, sich Hassans ganz besonders anzunehmen und für dessen möglichst schnelle Beförderung in eine einflußreiche Stellung Sorge zu tragen. — Hassan zeigte sich der Gnade des Großherrn würdig und galt bald für den pflichttreuesten und für einen der umsichtigsten Beamten seines Ministeriums. Der Sultan, der bereits zu verschiedenen Malen Berichte über ihn erhalten hatte, vernahm dies gern, und ernannte Hassan zu einem seiner Wesire. Fortan war der neue Günstling häufig bei Hofe zu sehen, aber seine Beziehungen zum Großherrn beschränkten sich darauf, daß er diesen bei zahlreichen Gelegenheiten begrüßen durfte. Angeredet hatte ihn der

Sultan nicht wieder; es genügte dem mächtigen Herrn, das von seinem Vorfahren gegebene Versprechen im vollsten Maße, ja noch weit darüber hinaus, eingelöst zu haben.

Eines Tages wurde Hassan aufgefordert, an einer Belustigung im Palaste teilzunehmen, die auf Befehl des Sultan veranstaltet worden war. — Der hohe Rang, den er nun bekleidete, gestattete ihm, sich in dem Saale, in dem das Fest gefeiert wurde, dem Padischah bis auf eine geringe Entfernung zu nähern. — Da bemerkte der Sultan, daß, während auf den Gesichtern aller Anwesenden freundliches Lächeln und der Ausdruck wohlgefälliger Befriedigung schwebte, das Antlitz Hassans, als wäre es versteinert, unbeweglichen, tiefen Ernst bewahrte. Seine Augen wandten sich nicht einmal dem heiteren Festspiele zu, sondern waren zu Boden geschlagen. Nach einer Weile, während der der Sultan den stillen jungen Wesir aufmerksam beobachtet hatte, beschied er seinen ersten Kammerherrn durch einen Blick und eine kurze Bewegung des Hauptes zu sich.

„Du siehst Hassan, meinen Wesir?"

Der Kammerherr wandte den Kopf nach der Stelle, wo Hassan stand, und antwortete: „Ich sehe ihn, Effendimis."

„Er ist der einzige in der Versammlung, der sich nicht an der allgemeinen Fröhlichkeit beteiligt."

„Er lacht niemals," sagte der Kammerherr.

„Was sagtest du?" fragte der Sultan.

„Er lacht niemals, Majestät. Daher auch der Name, unter dem er seit zwei Jahren bekannter ist, als unter seinem eigentlichen."

„Welcher Name?"

„‚Gülmes Wesir,' der Wesir, der niemals lächelt, wird er, seitdem er bei Hofe ist, genannt."

Als das Fest beendet war und Hassan sich mit den anderen dazu Geladenen entfernen wollte, trat ein Kammerherr auf ihn zu und sagte mit artigem Gruße:

„Der Sultan hat geruht, Euch in seine Gegenwart zu befehlen, Pascha. Ich soll Euch sogleich dorthin führen."

Hassan folgte dem überraschenden Befehl ohne Herzklopfen, denn er war ohne Wünsche und ohne Befürchtungen. Als er in das Gemach getreten war, in dem sich der Sultan befand, verabschiedete dieser den Kammerherrn, der den Wesir begleitet hatte, dann bedeutete er Hassan, sich ihm zu nähern.

„Du hast einen Kummer," sagte der Sultan teilnehmend. „Du darfst mir vertrauen, was dir fehlt."

„Ich erfreue mich der Gnade, Ew. Majestät," antwortete Hassan. „Was könnte mir fehlen?"

„Du antwortest mir nicht, wie es deine Pflicht wäre: klar und deutlich," sagte der Sultan, doch blieb seine Stimme, trotz des Vorwurfes, den seine Worte enthielten, milde und freundlich. „Ich habe dich soeben beobachtet: du bewahrtest während der Vorstellung, die alle, nur dich nicht erfreute, unaufgeklärten, finsteren Ernst."

„O, Effendimis," entgegnete Hassan. „Das Leben bietet mir große, lange Traurigkeit und kleine kurze Freuden. Ich kann nicht lachen."

Da reckte sich die hohe Gestalt des Großherrn noch höher und seine Stimme hatte einen strengen Klang, als er sagte: „Auch ich habe Sorgen, größere, als du es verstehen kannst, kleines Menschenkind, doch wird es mir leicht, mich des Lebens zu freuen. — Weshalb kannst du nicht ein Gleiches thun? Sprich!"

„Gestattet mir zu schweigen, ich flehe darum; denn spräche ich, so müßte ich klagen — und das ist mir verboten."

„Wer hat es dir verboten?" fragte der Sultan.

„Ein Gelübde, das ich geleistet habe, verbietet mir zu klagen."

„Ich entbinde dich deines Gelübdes, — also sprich! Und wisse, daß du mir so fern stehst, daß mich deine Antwort deinetwegen nicht kümmern kann; dein Schicksal berührt mich nur, weil ich aus dem Schreiben, das mein erlauchter Vorfahr an deinen Vater richtete, erkannt habe, daß seine Absicht war, dich glücklich zu machen. In diesem Sinne, gleichgültig für deinen Dank oder Undank, habe ich dich unter meinen Schutz genommen und will nun hören, weshalb du unglücklich bist. — So sprich!"

„Euer ist das Recht, mich meines Gelübdes zu entbinden," sagte Hassan ehrfurchtsvoll, „mein ist die Pflicht, Euch zu gehorchen." — Und darauf erzählte er in

Aus unſerer Studienmappe:

Studie zu einem Bilde „Morgenſpaziergang der Fürſtin.“ Nach einer Kohlezeichnung von Carl Böker.

möglichst kurzen Worten die Geschichte seines Lebens, wobei er jedoch besonders seines Gelübdes gedachte und der furchtbaren Strafe, die ihn erreicht, weil er es gebrochen hatte. — „Nun habe ich auf Eueren Befehl gesprochen und geklagt," schloß er seine jammervolle Erzählung. „Froh werde ich nicht wieder werden, und so habe ich mein Gelübde auch nicht gebrochen, da Ihr, großmächtiger Kalif, mich des Teils, der mir befahl, nicht zu klagen, entbunden habt."

Der Sultan hatte der Erzählung schweigend gelauscht. Jetzt saß er sinnend da, die Augen in die Leere gerichtet. Nach einer Weile sagte er leise und wiederum in mildem Tone: „Du hast nur gehorcht. Es ist gut. Da kannst nun gehen."

Der Sultan, der dem Himmel nahe steht, so daß er aus seiner erhabenen Stellung vieles sehen kann, was den niedrigen Sterblichen verborgen bleibt, hatte sogleich erkannt, daß Eßma Sultana, wenn sie noch auf Erden weilte, zuerst bei ihrem Vater, dem Chan, zu suchen sei. Er entsandte deshalb einen Armenier, der in seinen Diensten stand und der außerordentlich klug und gewandt war, nach der Krim, um dort Erkundigungen über das Schicksal der Prinzessin einzuziehen. Der Armenier traf erst nach vier Monaten wieder in Stambul ein. Wie er dem Sultan berichtete, hatte er unmittelbar nach seiner Ankunft in der Krim erfahren, daß Eßma Sultana im Winter vor zwei Jahren nach der Krim zurückgekehrt sei und seitdem wieder ihre frühere Wohnung im Harem des Chan bezogen hatte. Diese leichterworbene Kenntnis hatte dem Armenier nicht genügt, dem daran gelegen war, den ihm erteilten Auftrag in einer Weise zu lösen, die seiner berühmten Klugheit Ehre machen und alle Erwartungen des Großherrn erfüllen sollte. Die unbeschränkten Geldmittel, die zu seiner Verfügung standen und ihm gestatteten, sich in allen Kreisen Freunde zu machen, hatten ihm die Ausführung seines Vorhabens erleichtert, so daß er nun dem Sultan einen Bericht über die Prinzessin erstatten konnte, der seit ihrer Flucht aus dem Harem des Chan bis auf den heutigen Tag keine Lücke zeigte.

Tatar Chan, nachdem er die Flucht seiner Tochter erfahren, hatte sich nicht damit begnügt, ihr auf allen Wegen, an die er denken konnte, nachzusetzen. Als seine Boten und Schiffe von ihren Irrfahrten heimgekehrt waren, ohne dem betrübten Vater die geliebte Tochter zurückgeben zu können, da hatte er alle Vorkommnisse, die mit dem Verschwinden Eßmas in Zusammenhang gebracht werden konnten, auf das sorgfältigste untersucht und bei der Gelegenheit auch erfahren, daß der Gärtnerbursche Hassan in dem Augenblicke, wo er von dem Tode der Sultana gehört, den Palast in auffälliger Weise verlassen hatte und seitdem nicht wieder gesehen worden war. Der Chan hatte die verdächtige Spur verfolgt, die, nachdem sie ihn nach langem Suchen zu Abdullah, dem Bettelderwisch geführt, dann leicht bis zu Ende verfolgt werden konnte. Denn Hassan hatte seinem Freunde Abdullah gegenüber kein Geheimnis aus seiner Herkunft gemacht, und der Derwisch wußte aus den Erzählungen seines jungen Schützlings, wennschon dieser seine Beziehungen zur Eßma Sultana in keiner Weise erwähnt, daß er die Prinzessin für tot gehalten hatte. An deren Flucht konnte Hassan nicht beteiligt sein, dessen war Abdullah sicher, da der Jüngling ihn bis Kastamuni begleitet hatte und dort um eine geringfügige Geldsumme in Verlegenheit gewesen war. Wozu Hassan die drei Pfund, die er sich damals erbeten, gebraucht hatte, das wußte der Derwisch nicht; unglaublich erschien es ihm aber, daß sie etwas mit der Entführung des vornehmen Mädchens zu thun gehabt haben könnten. Auch der Chan hielt dies für unwahrscheinlich und konnte nicht mehr daran zweifeln, daß Hassan nicht mit der Sultana entflohen sei, aber da er allem auf den Grund gehen wollte, was mit den Schicksalen seiner Tochter in Zusammenhang gebracht werden konnte, so entsandte er einen geheimen Agenten nach Stambul, der Hassan, den Sohn des Hadschi Mehmed auskundschaften und über ihn berichten sollte. — So erfuhr der Chan, daß Hassan vermählt sei, seine Frau arg vernachlässige und unglücklich zu machen scheine. Diese Frau war aber keine andere als die Tochter des Chan, denn ihre Sklavinnen nannten sie Eßma Hanum, und die Beschreibung, die der geheime Agent von ihr machen konnte, nachdem er sie einmal in ihrem Wagen erblickt, paßte genau auf die Prinzessin. Dazu kam auch noch die Thatsache, die der Spion fest-

gestellt hatte, daß Hassans Konak von zwei Tataren der Krim bewacht wurde. — Diese Berichte ließen keinen Zweifel mehr im Herzen des Chan, daß Hassan seine Tochter entführt, sich mit ihr vermählt habe und jetzt in Stambul mit ihr lebe und sie durch Vernachlässigung, möglicherweise durch schlechte Behandlung unglücklich mache. — Daß dies mit dem Berichte des Derwisch nicht in Einklang zu bringen war, konnte die Zuversicht des Chan nicht erschüttern. Hassan mochte geheuchelt haben, als er sich dem Derwisch als ein Lebensüberdrüssiger darstellte, oder der Derwisch war ein Helfershelfer des Verführers und hatte gelogen — fest stand die Thatsache, daß Eßma Sultana jetzt als unglückliche Gemahlin Hassans in Stambul lebte. Sie mußte diesem ihrer unwürdigen Schicksale entrissen und ihrem Vater zurückgegeben werden; diejenigen aber, die das arglose, unerfahrene Kind verführt und ins Elend gestürzt hatten, sollten der verdienten harten Strafe nicht entgehen.

Der Chan rüstete im geheimen ein schnelles Fahrzeug aus, das er mit einer Anzahl guter, starker Schiffer und seiner treusten und tapfersten Diener bemannte. Das Schiff sollte im Bosporus, am Eingange des Schwarzen Meeres vor Anker gehen, um nicht später durch die starke, südliche Strömung der engen Wasserstraße in seinen Bewegungen behindert zu werden. Ein von sechs geschickten Ruderern getriebener leichter Kaïk sollte sodann mit vier entschlossenen, bewaffneten Männern an Bord, nach Sonnenuntergang, ohne verdächtige Eile zu zeigen, den Bosporus hinunterfahren und sich an einer einsamen Stelle des Ufers, die vorher, in möglichster Nähe von Hassans Konak, ausgekundschaftet worden war, verborgen halten. Bis zur Ankunft des Kaïk in Stambul würde es tiefe Nacht geworden sein. Dann lag es den vier Bewaffneten ob, in den Konak zu dringen, ohne die Aufmerksamkeit der Wächter zu erregen. Wie dies zu veranstalten sei, mußte der bewährten Umsicht des Führers der Bewaffneten, dem der geheime Agent ein genaues Bild von der Lage, Umgebung und Einrichtung des Konak entworfen hatte, überlassen bleiben. — Einmal im Konak sollten die beiden Krimtataren des Todes sterben, als verdiente Strafe für den an ihrem Chan geübten feigen Verrat, und auch der verbrecherische Hassan war verurteilt, für die Missethat der Entführung der Prinzessin mit seinem Leben zu büßen. Die Bestrafung Eßmas und Machs behielt sich der Chan vor. Die beiden Frauen sollten in den Kaïk geleitet und dann so schnell wie möglich an Bord des Fahrzeuges eingeschifft werden, in dem alles für ihr Unterkommen eingerichtet war und das sie nach der Krim führen würde.

Die Getreuen des Chan hatten die Befehle ihres Herrn bis auf einen Punkt ausgeführt. Hassan weilte noch unter den Lebenden. Aus Besorgnis, der Hauptzweck des Unternehmens könnte vereitelt werden, hatten sie Eßma und Mach ohne Zeitverlust in Sicherheit bringen wollen und der abwesende Hassan war dem ihm zugedachten Tode entgangen. An seiner Stelle hatten sie die Mutter erschlagen, von deren Blute er war.

Bei der ersten Zusammenkunft zwischen dem Chan und seiner Tochter nach deren Wiederkehr in ihren Harem war niemand zugegen gewesen, und der Armenier hatte deshalb auch nicht erfahren können, was dabei vorgefallen war. Augenscheinlich war jedoch der Zorn des Chan nach geübter Rache beim Anblick seiner unglücklichen Tochter verraucht und er hatte nicht nur ihr, sondern auch Mach verziehen. Die beiden lebten seitdem in vollständiger Zurückgezogenheit im Harem, unauffällig, doch streng überwacht, da es selbst den Dienerinnen und Sklavinnen bei Todesstrafe verboten war, die Grenzen des Gartens zu überschreiten, in denen sich außer dem Chan selbst, kein Mann blicken lassen durfte. Der Chan dagegen verbrachte täglich viele Stunden in Gesellschaft seiner Tochter, und seine Liebe für die Wiedergefundene schien noch zugenommen zu haben.

Nachdem der Sultan den Bericht des Armeniers vernommen und in seiner Weisheit wohl erwogen hatte, beschied er Hassan, den Gülmes Wesir, zu sich und betraute ihn mit einer hohen politischen Mission für seinen Verbündeten und Freund Tatar Chan der Krim. — „Du wirst dich bei dem Chan als mein Abgesandter vorstellen. Dein Name thut nichts zu dem Geschäfte, das dich zu ihm führt, und du darfst ihn verschweigen. In dem Schreiben, das dich bei ihm beglaubigt, habe ich dich als einen getreuen, unter dem

Aus unſerer Studienmappe:

Der kleine Künſtler. Nach einer Zeichnung von H. Oehmichen.

Namen Gülmes Weſir gekannten Diener bezeichnet. Es iſt nicht Fürſtenart, über geringfügige Sonderbarkeiten zu erſtaunen, und der Chan wird, da er in dir nur einen Abgeſandten kennt, deinen Namen als etwas Gleichgültiges betrachten . . . Im Palaſt Tatar Chans wird es alsbald zu deiner Kenntnis kommen, daß Eßma Hanum ſich wieder im Harem ihres Vaters befindet . . .“

Haſſan zuckte zuſammen. Der Sultan, als hätte er dies nicht bemerkt, fuhr fort: „Der Chan ſelbſt iſt es geweſen, der alles angeordnet hat, um ſich wieder in den Beſitz ſeines entflohenen Kindes zu ſetzen, und auf ſeinen Befehl ſind die beiden Tataren getötet worden, die Eßma Hanum bei der Flucht aus dem Palaſt behilflich geweſen waren. Du ſelbſt warſt von ihm dem Tode geweiht, denn er erblickte in dir den Verführer ſeiner Tochter. Deine Abweſenheit allein rettete dir das Leben. — Nun geh, wohin ich dich ſende und wo dein Glück weilt. Ob du es wieder erreichen kannſt, nachdem du es durch deine Schuld verloren hatteſt, liegt jetzt unter Allahs Schickung in deinen Händen.“

Haſſan wurde vom Tatar Chan mit den einem Abgeſandten des Padiſchah ſchuldigen Ehren empfangen und bewirtet. Er entledigte ſich ſeines ſchwierigen politiſchen Auftrages mit vollem Erfolge und war nun berechtigt, all ſein Denken und Sinnen ſeinen eignen Angelegenheiten zuzuwenden. Seine früheren Arbeitsgenoſſen kamen ihm nicht zu Geſicht; auch würde keiner von ihnen in dem ſtillen Gülmes Weſir, deſſen blondes Haar erbleicht war und auf deſſen edlem Antlitz ſich tödliche Bläſſe gelagert hatte, den jugendlichen Gärtnerburſchen Haſſan wiedererkannt haben. —

Gülmes Weſir ſtellte ſeine Nachfor-

schungen nach Eßma Sultana mit Klugheit und Vorsicht an und gelangte bald zu der sicheren Erkenntnis, daß es ihm, ohne Erlaubnis des Chan, unmöglich sein würde, sie zu sehen und zu sprechen oder auch nur im geheimen, durch Briefe oder Botschaften, mit ihr in Verbindung zu treten. — Da faßte er einen Entschluß, der ihm vielleicht das Leben kosten konnte, aber vor dessen Ausführung er nicht zurückschreckte, da er keine andere Möglichkeit sah, sein verlorenes Glück wiederzufinden. Er erbat sich vom Chan eine Audienz, um sich von ihm zu verabschieden, und nachdem ihm diese gewährt und er, mit reichen Geschenken überhäuft, vom Chan entlassen worden war, verbeugte er sich ehrfurchtsvoll und fragte, ob ihm das Glück zuteil werden könnte, noch einmal vom Fürsten empfangen zu werden, nicht als Abgesandter des Sultans, denn der habe sich soeben von ihm verabschiedet, sondern in eignen Angelegenheiten.

Der Chan antwortete: „Ich bin Euch gern gefällig, Gülmes Wesir, denn Ihr habt mein Wohlwollen und mein Vertrauen erworben; so erscheint in einer Stunde in meinen Gemächern, wo Ihr mich bereit finden werdet, Euch zu hören."

Als Gülmes Wesir zur bestimmten Stunde wieder vor dem Chan stand, sagte er mit ruhiger leiser Stimme: „Ich bin Hassan, der Sohn Hadschi Mehmeds aus Stambul, in Euren Augen, erlauchter Fürst, ein Schuldiger, den Ihr zum Tode verurteilt hattet ... Nicht für mich würde ich es wagen Eure Gnade zu erflehen, denn ich fühle mich deren nicht würdig, aber für Eßma Sultana, die ich unbeschreiblich liebe, die auch Eurem edlen Herzen so nahe steht, bitte ich fußfällig darum ... Zürnt mir die Prinzessin, so tötet mich oder laßt mich gehen, um zu sterben, — denn dann mag ich nicht länger mehr leben; liebt sie mich noch, so vereinigt mich wieder mit ihr und begründet dadurch der Sultana und mein Glück. Ihr würdet dadurch Eure Tochter nicht ein zweites Mal verlieren, denn der Sultan, mein allergnädigster Herr, der mein Glück will, würde mir gestatten, Stambul zu verlassen, und dann würde ich mit Eurer Genehmigung zu Euch kommen und bis zu meinem Tode Euch und Eurem Lande treu, mit allen meinen Kräften dienen."

Der Chan antwortete: „Ich will auf diese erstaunliche Mitteilung morgen antworten. Erscheine dann zur selben Stunde an dieser Stelle vor mir. — Nun bist du entlassen, Hassan, Sohn Hadschi Mehmeds."

Eßma hatte ihrem Vater seit langer Zeit unter Thränen bekannt, daß Hassan nicht gewagt haben würde, die Blicke zu ihr zu erheben, daß sie es gewesen wäre, die ihn zu sich gerufen und ihn zu ihrem Gemahl erkoren hätte, weil sie ihn über alles geliebt habe. „Und ich liebe ihn noch heute wie damals," hatte sie hinzugesetzt, als der Chan ihr Hassans Anwesenheit im Palast mitgeteilt. „Verzeiht mir, wenn meine Liebe mich zur Sünderin machte, aber zürnt dem unschuldigen Hassan nicht. Und, o Fürst, geliebter Herr Vater, macht meinem und seinem unerträglichen Unglück ein Ende, indem Ihr uns wieder miteinander vereinigt."

Am darauf folgenden Tage erschien Hassan, wie ihm befohlen war, wiederum vor dem Chan. Dieser reichte ihm die Hand, die Hassan küßte und führte ihn durch einen geheimen Gang in den Harem, wo er ihn mit Eßma allein ließ.

Gülmes Wesir kehrte bald darauf nach Konstantinopel zurück, erstattete dem Sultan zunächst pflichtschuldigen Bericht über das Ergebnis seiner Mission in der Krim und bat sodann um die Erlaubnis, dorthin zurückkehren und in die Dienste des Chan treten zu dürfen.

„So hast du dein Glück wiedergefunden?"

„Ja, dank Eurer Gnade!"

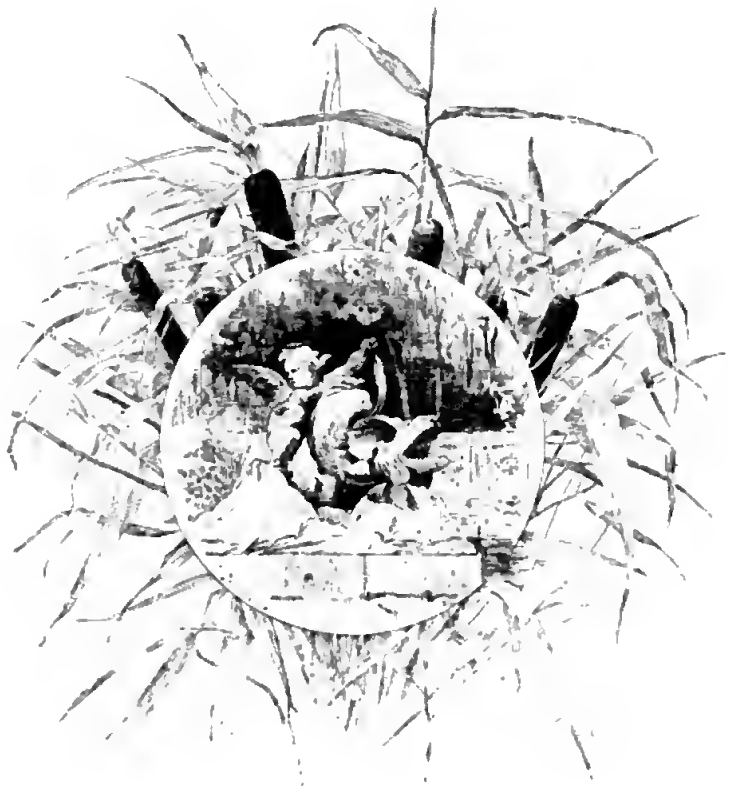
„Nein: dank Allah, und dank nach ihm dem Versprechen meines Vorfahren, das die Tugend Eures Vaters belohnen sollte und nun belohnt hat."

Nach einem Jahre genaß Eßma Sultana des schönsten Knaben, den man je gesehen hatte, mit rosigen Gliedmaßen, blond von Haaren wie der Vater und mit den schwarzen, tiefen Augen der Mutter. — Der alte Chan schloß dies Kind mit gewaltiger Liebe in sein Herz und bestimmte, unter Genehmigung des Sultans, daß es ihm auf dem Thron folgen sollte.

Hassan, der Eidam des regierenden Chan, der Vater des zukünftigen, wurde ein mächtiger Mann in der Krim und in seinem Herzen ein dankbarer und glücklicher; aber er hatte während seines Unglücks das Lachen

verlernt und gewöhnte es sich nicht wieder an, so daß ihm bis zu seinem Tode der Name Gülmes Wesir verblieb. Die Fischerleute von Trapezunt, die ihm das Leben gerettet und den Beraubten gastfreundlich aufgenommen hatten, machte er zu den reichsten Reedern der Südküste des Schwarzen Meeres, und auch Abdullah, den guten Derwisch, seinen treuen Freund in der Not, wollte er gern belohnen und ihm das Geld, mit dem er sich in Kastamuni seinen Hochzeitskaftan gekauft, mit tausendfachem Zins zurückzahlen. Abdullah aber wies das zurück: „Nur wer nichts besitzt, hat keinen Verlust zu fürchten," sagte er, „und wer nichts begehrt, ist vor Enttäuschung sicher. Als Bettelderwisch habe ich glücklich gelebt, und als Bettelderwisch hoffe ich, mit Allahs Gnade, in sein Paradies eintreten zu dürfen. — Fülle meine Schale mit Reis, Hassan, geliebter Sohn, und laß mich ziehen. Allah behüte dich!"

Eßmah und Hassan starben, ohne ein hohes Alter erreicht zu haben, aber die letzten Jahre, die sie zusammen verlebten, waren Jahre stillen, wohlthätigen Glücks gewesen, und ihre Umgebung bewahrte ihnen ein liebe- und ehrenvolles Andenken. Sie hinterließen drei Söhne, von denen der älteste Chan der Krim wurde und auch die beiden anderen, die sich mit reichen Prinzessinnen vermählt hatten, mächtige, durch körperliche Schönheit ausgezeichnete Geschlechter gründeten. Sie herrschten ein Jahrhundert an den nördlichen Gestaden des Schwarzen Meeres und wurden dann von Horden siegreich vordringender Barbaren vertrieben und vernichtet. — In der Türkei aber findet man bis auf diesen Tag Menschenkinder von eigentümlicher Schönheit: weiß von Angesicht mit blondem Haar und roten schmalen Lippen und mit großen dunklen Augen, die das Volk „Kinder des Gülmes Wesir" nennt.



Heinzelmännchen.

Von

Hans Hoffmann.

(Abdruck verboten.)

Sonderlich ſei mir geſegnet
Dieſer Tag vor allen Tagen!
Seit ich ſeinem Glanz begegnet,
Goldne Stunde mir geſchlagen,
Hat es Wunder mir geregnet,
Daß die Fülle nicht zu ſagen.
Wurden da doch zugeſellt mir,
Von den Muſen, ich vermute,
Ganz zu eignem Dienſt geſtellt mir
Zehen fleiß'ge, liebe, gute,
Sonderbare Heinzelmännchen.

Nein, wie tummeln ſich die Wackern!
Wie ſie flink und fleißig fliegen
Ohne Lärm und ohne Gackern,
Abends ſpät zur Ruh' ſich ſchmiegen,
Morgens frühe ſchon ſich rackern,
Nachts ſogar den Schreihals wiegen!
Immer liebevoll geſchäftig,
Heiter ſorgend ſie ſich ſputen,
Immer regen ſie ſich kräftig,
Die zehn treuen, lieben, guten
Sonderbaren Heinzelmännchen.

Was ſie thun, das will geraten.
Immer waſchen ſie und wiſchen,
Immer backen ſie und braten,
Suppen wunderbar ſie miſchen;
Lauter kleine Zauberthaten.
Bei der Butterpfanne Ziſchen
Heiße Funken ſie umſprühen.
Bei des Küchenfeuers Gluten
Weiße Haut ſie ſich verbrühen,
Dieſe armen, ſchönen, guten,
Sonderbaren Heinzelmännchen.

Sind zu heilen ſanft befliſſen,
Was ich frevelhaft zerſchlagen.
Was ich tobend abgeriſſen,
Hemdenknöpfe, Teufelsplagen;
Rücken zärtlich gar die Riſſen.
Kann man da nach Gründen fragen,
Wenn ich, ſüß berauſcht vom Glücke,
Sie mit dankerregten Gluten
Selig an die Lippen drücke,
Dieſe holden, herzensguten,
Sonderbaren Heinzelmännchen?

Goethe als Zeichner.

Von

Dr. O. Doering.

Mit acht Abbildungen.

(Abdruck verboten.)

Wenn von der praktischen Thätigkeit Goethes auf dem Gebiete der bildenden Kunst die Rede ist, so pflegt man über diesen Punkt als über einen schwächeren ziemlich eilig hinwegzugehen. Es werden wohl auch Stimmen laut, die da bedauern, daß der große Dichter in nicht vollkommener Selbsterkenntnis die Vielseitigkeit seiner Talente überschätzt und der Bethätigung seines Dichterberufes einen kostbaren Teil seiner Zeit und Kraft entzogen habe durch eine Beschäftigung, die seinen Fähigkeiten offenkundig ferner lag. Man sieht, daß es sich hier im wesentlichen um dieselben Klagen handelt, welche man über Goethes naturwissenschaftliche Forschungen erhoben hat. Wie weit die Beschwerdeführer in dieser letzteren Beziehung recht haben, gehört nicht hierher zu untersuchen, auch dürfte die Meinung darüber sich zumeist geklärt haben. Was aber den Wert von unseres größten Dichters zeichnerischen Leistungen betrifft, so scheint es mir weniger richtig, zu fragen: Was hat er damit erreicht? — als vielmehr: Was hat er gewollt? Wie entstand und welches war der Trieb, der ihn bis in das Greisenalter immer wieder zum Zeichnen und Malen hinzog?

Wie Goethe dazu kam, sich mit diesen Künsten zu beschäftigen, ist aus seiner Lebensbeschreibung bekannt. Schon in der frühen Kindheit empfing er durch das Anschauen von Kunstwerken und durch die Berührung mit vielerlei Künstlern im elterlichen Hause reichliche Anregung. Wir wissen, wie der Vater, der die zeitgenössische Kunst zu seinem Verdrusse gegen die ältere zurückgeschoben sah, Frankfurter Künstler, wie Hirth, Trautmann, Schütz und Junkern, sowie den Darmstädter Seekatz bei sich beschäftigte. Auch die berühmte Anwesenheit des Grafen Thorane, sowie des jungen Goethe häufige Besuche bei Gemäldeliebhabern und auf Kunstauktionen trugen aufs erheblichste dazu bei, das Interesse des Knaben anzufeuern und sein Urteil für Dinge der Kunst derart zu schärfen, daß man es schon damals als ein unter Umständen beachtenswertes anerkennen mußte. Er hatte sich allmählich gewöhnt, gleich den befreundeten Malern die Gegenstände in bezug auf die Kunst anzusehen. Da mochte es denn nicht ausbleiben, daß in ihm der Wunsch erwachte, selbst künstlerisch thätig zu werden, seine „halb natürliche, halb erworbene" Gabe zu verwerten. „Wo ich hinsah," sagt er im sechsten Buche von Wahrheit und Dichtung, „erblickte ich ein Bild, und was mir auffiel, was mich erfreute, wollte ich festhalten, und ich fing an, auf die ungeschickteste Weise nach der Natur zu zeichnen."

Verkleinerte Nachbildung einer Federzeichnung Goethes.

Schon in diesen ersten Versuchen der Landschaftszeichnung, die hauptsächlich 1764 ent-

Der Bootsbauer. Nach der Statuette von Gerhard Janensch-Berlin.

ſtanden, zeigte ſich eine unleugbare Begabung des Jünglings, welche der Maler Seekatz mit lauter Anerkennung, der Vater mit ſchweigendem Intereſſe beobachtete. Letzterer war um ſo mehr befriedigt, als ſeinem praktiſchen Sinne das Zeichnen ſtets als etwas Notwendiges erſchienen war, welches er bei ſeinem Sohne förderte, ſoweit er vermochte. Namentlich liebte er es, die von dem genial unordentlichen Sohne gewählten unregelmäßigen Papierblätter zurechtzuſchneiden und auf Fertigſtellung unvollendeter Zeichnungen zu dringen. Goethes damalige Produktionen waren äußerſt zahlreich. Er erzählt von dieſen Dingen an der angeführten Stelle: „Ich traf kein verfallenes Schloß, kein Gemäuer, das auf die Vorzeit hindeutete, daß ich es nicht für einen würdigen Gegenſtand gehalten und ſo gut als möglich nachgebildet hätte. Selbſt den Druſenſtein auf dem Walle zu Mainz zeichnete ich mit einiger Gefahr . . . Leider hatte ich abermals nur das ſchlechteſte Konzeptpapier mitgenommen, und mehrere Gegenſtände unſchicklich auf ein Blatt gehäuft; aber mein väterlicher Lehrer ließ ſich dadurch nicht irre machen; er ſchnitt die Blätter auseinander, ließ das Zuſammenpaſſende durch den Buchbinder aufziehen, faßte die einzelnen Blätter in Linien und nötigte mich dadurch wirklich, die Umriſſe verſchiedener Berge bis an den Rand zu ziehen und den Vordergrund mit einigen Kräutern und Steinen auszufüllen.“ Hiermit aber war des Vaters Einwirkung erſchöpft, der in Erkenntnis deſſen dafür ſorgte, daß ſeinem Sohne der Unterricht eines Zeichenlehrers zu Teil wurde. Doch fing dieſer die Sache ohne vernünftige Methode und ohne genügendes eigenes Können an, Mängel, die dem regen Verſtande des jungen Goethe alsbald klar werden mußten und ſicherlich dazu beitrugen, ihn um ſo mehr an ſeiner bisherigen Gewohnheit feſthalten zu laſſen. Auch der ſpätere Unterricht bei Oeſer änderte wenig genug daran, wenn er auch bewirkte, daß Goethes Kunſtanſchauungen ſich läuterten, und daß die Aufmunterung des Leipziger Meiſters ihm ein fruchtbares Vertrauen zur eigenen Begabung beibrachte. Der äußerſt warme Ton der Briefe an Oeſer zeigt, wie ſehr Goethe dieſe Errungenſchaften zu ſchätzen wußte. Es war in jener Zeit auch zuerſt, daß der junge Künſtler ſich mit Kupferradierung zu beſchäftigen begann. Sein Lieblingsfach war und blieb ſein ganzes Leben hindurch die Landſchaft, doch verſichert er in einem Briefe an Keſtner vom Ende Dezember 1772, daß er auch im Porträtfach Glück habe. Dieſe lebhafte Neigung zum Zeichnen begleitete ihn durch die folgenden Jahre ungeſchwächt, und ſeine Leiſtungen erregten ſchon damals das Intereſſe ſeiner Freunde in hohem Grade. Wie viel um ihrer ſelbſt oder um des Ruhmes ihres Urhebers

Chriſtiane, ſchlafend. Verkleinerte Nachbildung einer Zeichnung Goethes.

willen, läßt ſich vermuten, doch nicht entſcheiden. — Vielfach fühlte ſich Goethe zum Zeichnen durch die Anregungen veranlaßt, welche in den ſiebziger Jahren Lavaters Phyſiognomik ihm bot, die er aufs eifrigſte ſtudierte. Die äußerſt lebhafte Zeichenthätigkeit, zu welcher ſich ſeit Ende November 1774 auch das Ölmalen geſellte (ſein Lehrer war Nothnagel), rührte daher, daß damals in ſeinem Herzen ernſthaft der Zweifel aufſtieg, ob er nicht von der Natur zum Maler beſtimmt ſei. Wohl hatte er ſeine Mängel gefühlt und unumwunden eingeſtanden; aber war es nicht denkbar, ja wahrſcheinlich, daß ernſtes, geregeltes Streben ſie allmählich beſeitigte? Der Weg zur Meiſterſchaft lag klar vor ihm; es galt den unbedingten Anſchluß an die Natur, deſſen Notwendigkeit für den Künſtler im erſten Teile des Werther (Brief vom 26. Mai) mit ſo herrlichen Worten ausgeſprochen iſt. Goethe aber fehlte im Laufe ſeines langen Lebens die Kraft eines wirklichen Talentes, dieſem Grundſatze treu zu bleiben. Die akademiſche Art ſeiner ſpäteren Kunſtleiſtungen zeigt dies deutlich. Es iſt einer der vorzüglichſten Beweiſe für des Jünglings wunderbar ſcharfen Blick ſich ſelbſt gegenüber, daß er bei Zeiten dieſes Mangels inne wurde und darum nicht, wie der Maler Müller, zeitlebens mit Unklarheit ſeines Zieles zu kämpfen hatte. Gleichwohl blieb das Zeichnen eine ſeiner liebſten Beſchäftigungen, die er, wie aus vielen Briefen hervorgeht, auch in der erſten Zeit ſeines Weimarer Aufenthaltes fortſetzte. Eine dieſer Zeichnungen iſt den Beſuchern des Goethemuſeums bekannt. Sie ſtammt vom 26. Oktober 1776, ſtellt Dornburg dar und trägt als Unterſchrift die Widmung für Frau von Stein:

„Ich bin eben nirgend geborgen,
Fern an die holde Saale hier
Verfolgen mich manche Sorgen
Und meine Liebe zu Dir!"

Die Stein war es auch, welche während ſeines Aufenthaltes in Italien ſeine dortige reiche Zeichenthätigkeit mit Teilnahme und Verſtändnis verfolgte und aufmunterte. Auch ſeine übrigen Freunde ließen es ſich angelegen ſein, ihn zur Ausbildung ſeiner Fähigkeit zu ermahnen. Er ſchrieb darüber am 11. Auguſt 1787 an Karl Auguſt: „Nun glaube ich nicht zu fehlen, wenn ich Sie erſuche, mich noch bis Oſtern in Italien zu laſſen. Mein Gemüt iſt fähig, in der Kunſtkenntnis weit zu gehen, auch werde ich von allen Seiten aufgemuntert, mein eigenes kleines Zeichentalentchen auszubilden, und ſo möchten dieſe Monate hinreichen, meine Einſicht und Fertigkeit vollkommen zu machen." Dieſe letzten Worte könnten leicht als anmaßend aufgefaßt werden, wenn nicht die Beſcheidenheit der ſonſtigen Ausdrucksweiſe das Gegenteil zeigte. Goethe war ſich damals ſchon vollkommen bewußt, welches die Grenze ſeiner maleriſchen Fähigkeiten ſei. So fährt er denn auch fort: „Ich wünſche und hoffe, es nur wenigſtens ſo weit zu bringen, wie ein Muſikliebhaber, der, wenn er ſich vor ſein Notenblatt ſetzt, doch Töne hervorbringt, die ihm und an-

Handzeichnung Goethes: Frei komponierte Nilquelle.
Nach Goethe ſelbſt: „Hier muß weit ausgeholt werden. Mein Sohn, damals in Jena ſtudierend, hatte mit großer Leidenſchaft die Reiſen von Bruce aufgefaßt und erzählte eines Abends bey Knebel von den Nilquellen, beſonders aber von dem zwiſchen Gebirgen eingeſchloſſenen See, zu welchem die von allen Seiten periodiſch zuſtrömenden Waſſer eigentlich die Überſchwemmung des Nils verurſachen; ich dachte mir meine alten geologiſchen Erfahrungen zuſammen und ſcheied ſie ſchnell auf, wie vorliegt."
(Verkleinerte Nachbildung.

Handzeichnung Goethes: Ansicht aus Jena.
Nach Goethe selbst: „Die Nordseite des Grabens zu Jena, in der Einbildungskraft zusammengezogen, um ein engeres Bild zu gewinnen. Göttlings Thurm und Akazien, der halbausgefüllte Graben, die Wucherey, das Accouschie-Haus, der Pulverthurm, alles auf sehr subjektive Weise nachgebildet."
(Verkleinerte Nachbildung.)

deren Vergnügen bereiten. So möchte ich fähig werden, eine Harmonie aufs Blatt zu bringen und andere mit mir zu unterhalten und zu erfreuen. Ich weiß zu sehr, wie ängstlich es ist, wenn man eine gewisse Fähigkeit in sich spürt und einem das Handwerk gänzlich mangelt, sie auszulassen und auszuüben." Andere mit seinem Zeichnen zu erfreuen, ist Goethe allerdings vollkommen gelungen, wie die häufigen Ausdrücke der Dankbarkeit seitens der Empfänger beweisen. Indes hat ein Goethe es leicht, Menschen auch mit den geringsten Erinnerungszeichen an seine Person in Entzücken zu versetzen.

Es ist daher wertvoller, nachzusehen, welche Zwecke er mit seinem Zeichnen für sich selbst verfolgte. Die oben angeführten Briefstellen machen diese wenigstens teilweise klar. Er wollte seiner Kunstkenntnis damit zu Hilfe kommen; denn bekanntlich kennt man Formen erst dann genau, wenn man sie — und sei es aufs gröbste — nachgezeichnet hat. Zum zweiten wünschte er für sein immerhin vorhandenes Talent die Möglichkeit einer annähernden Ausdrucksfähigkeit zu erlangen. Dazu gehörte des weiteren die Bereicherung seine Einbildungskraft, wozu ihm Italien eine Unendlichkeit von Gelegenheit bot. Die Schwärmerei, mit welcher er das ersehnte Land betrat, bot den stärksten Sporn für seine Bestrebungen. Es galt ihm gleich, ob er, wie gleich zu Anfang in Malcesine, sich Ungelegenheiten dadurch bereitete. In Rom versuchte er seinem Verständnis für die Skulptur durch das Studium der Anatomie nachzuhelfen. Hierbei sah er ein, daß sein Talent zum Zeichnen der menschlichen Gestalt nicht ausreichte, aber in unbeirrtem Streben warf er sich auf das Modellieren, welches er früher wohl schon hier und da versucht hatte, und hoffte sich dadurch einen Ersatz zu schaffen. Kam es ihm doch in diesem Falle nur darauf an, zu lernen, zu bewirken, daß ihm „nichts Name, nichts Wort bliebe." Und er hatte bald genug die Freude, schreiben zu dürfen, daß ihm alles, auch die Architektur erstaunend leicht würde; das heißt, setzt er hinzu, „der Begriff; denn die Ausübung erfordert ein Leben".

Zahllos sind die Zeichnungen, welche er entwarf von Kunstwerken, von der Landschaft, ja auch vom Volksleben. „Meine Vorstellung, mein Gedächtnis füllt sich voll unendlich schöner Gegenstände," schrieb er damals. Es war dazu keineswegs nötig, daß er seine Zeichnungen in künstlerisch

Handzeichnung Goethes: Ansicht aus Jena.
Nach Goethe selbst: „Das Engelgatter und Brücke, an Ort und Stelle, obgleich wild, doch mehr an der Wirklichkeit, gezeichnet vom Fußpfad auf der Höhe des linken Ufers der Leutra; Substructionen und Häuschen auf der rechten Seite gehören zu Schillers Garten." (Verkleinerte Nachbildung.)

ausreichender Art auf das Papier brachte. Besondere Schwierigkeit machte ihm die Farbengebung. Er versuchte, ihre Geheimnisse dadurch zu ergründen, daß er etwa eine Landschaft entwarf und sie in seiner Gegenwart von einem befreundeten Künstler kolorieren ließ. Auch der fleißige Kniep bemühte sich, ihm das Mechanische der Aquarellmalerei zu eigen zu machen. Überhaupt fand sein künstlerisches Streben die lebhafte Anerkennung seitens der Berufskünstler, und die von Goethe durch diesen Eifer erreichte immer größere Vervollkommnung seiner kritischen Fähigkeiten bewirkte bald genug, daß er von den Künstlern als Beirat in Anspruch genommen wurde. Denn es war kein Zweig der höheren Kunst, welchen er nicht durch praktisches Studium zu begreifen suchte. Er beschäftigte sich in Rom nicht nur mit den schon angeführten Dingen; er nahm auch teil an dem von Maximilian von Verschaffelt eröffneten Kursus der Perspektive und beschäftigte sich mit Kompositionslehre, nicht um Künstler zu sein oder zu scheinen, sondern um die Kunst zu begreifen. Freilich meinte er, als er in Frascati (laut einem Briefe an Frau von Stein) „halb unklug" vom vielen Zeichnen war: „Nach meiner Anlage und Kenntnis des Weges bin ich überzeugt, daß ich hier in einigen Jahren sehr weit kommen müßte." Doch war er sich gleichzeitig wohl bewußt, daß er die schönste Zeit seines Lebens für die Erlangung wahrer Künstlerschaft bereits versäumt, daß er mit der Kunst „zeitlebens nur gespielt" habe. „Es versteht sich," schrieb er an Knebel (21. Dezember 1787) „daß ich bei meinen Jahren in der Ausführung zurückbleiben muß; in echter, bestimmender Kenntnis will ich wenigstens so weit vorwärts als möglich."

An der Erreichung dieser Absicht arbeitete Goethe, solange er Italiens Luft atmete, solange die unendliche Fülle der Anregungen ihn anfeuerte, welche das Land und dessen Kunst und Künstler ihm boten. Dort erreichte er das Höchste für seine Kunstbegriffe und das Erreichbare für sein Zeichentalent.

Was er nach seiner Rückkehr daheim noch gezeichnet hat, überschritt die damals erworbenen Fertigkeiten nicht mehr. Indem er sich, trotz der Bewunderung, die er für Genies wie Jacob Ruysdael hegte und aussprach, dennoch in seinem Landschaftszeichnen ganz dem Einflusse Claude Lorrains und seiner Nachahmer hingab, bewirkte er, im Besitze zwar der Poesie, nicht aber der Fähigkeit dieses Meisters, daß seine Kompositionen etwas Gesuchtes, Starres, Naturfremdes gewannen. Im ganzen zeichnete er in den auf seine italienische Reise folgenden zwanzig Jahren wenig. Erst zwischen 1808 und 1810 erwachte der halb entschlafene Trieb wieder, und es ist aus dieser Zeit eine nicht geringe Anzahl von Blättern vorhanden, welche trotz der langen Ruhepause keinen Rückgang der Fertigkeit aufweisen und somit von dem Vorhandensein eines Talentes unzweideutiges Zeugnis ablegen.

In der Wahl seines Zeichenmaterials war Goethe wenig ängstlich. Mit Vorliebe zeichnete er mit schwarzer gewöhnlicher Tinte und grober Feder. Wenn er dann solche in Ungeduld hingeworfene Skizzen noch mit etwas Rötel lebendig zu machen suchte, so brachte er es nicht selten dahin, daß diese Arbeiten auf den ersten Anblick etwas abschreckendes

haben. Nahm er ſich mehr Zeit, etwa nach ſorgfältiger Ausführung die Schatten ſeiner Bilder mit leichten Tuſchtönen ſanft hervorzuheben (er liebte für dieſen Zweck beſonders die Sepia), ſo konnte er auch, ſo lange er menſchliche Figuren vermied, erfreuliche, ſtimmungsvolle Eindrücke hervorrufen. Als Kunſtwerke ſah er weder dieſe noch jene Blätter an, welche hauptſächlich im Frühjahr 1810 in und bei Jena, im Sommer desſelben Jahres in Böhmen angefertigt wurden. Gleichwohl betrachtete er dies letzte Hervortreten ſeiner alten Neigung zur praktiſchen Ausübung bildender Kunſt mit einem Intereſſe, das, wie es ſeines Genius würdig, von Eitelkeit frei und wunderbar objektiv war. So klar wie er die Vorzüge der damals entworfenen Zeichnungen erkannte, ebenſo deutlich war ihm, daß alles ſpäterhin etwa noch von ihm Gezeichnete — es war nur weniges — nicht auf derſelben Stufe ſtand. Dieſer Umſtand veranlaßte ihn, zweiundzwanzig der beſten Blätter des Jahres 1810 mit beſonderer Sorgfalt aufzubewahren. Er ſelbſt verſichert, er habe „keine fremde Hand daran walten laſſen," was er ſonſt bei Skizzen gern gethan habe. So habe er „dieſer eigenen Lebens- und Kunſtepoche ein Denkmal zu erhalten geſucht" und dieſe Zeichnungen „in einen Band geſammelt, um ſie für ein Ganzes zu erklären, woraus Fähigkeit ſowohl als Unfähigkeit beurteilt werden können." In Notizen, welche den Zeichnungen beigefügt wurden, erzählt Goethe die Veranlaſſungen, durch welche ſie entſtanden. Am meiſten beeinflußten ihn die Eindrücke, die er auf abendlichen Spaziergängen mit ſeinem Sohne gewann. Einmal intereſſierte ihn auch die aus den Reiſeberichten des Bruce geſchöpfte Beſchreibung von den Nilquellen „beſonders aber von dem zwiſchen Gebirgen eingeſchloſſenen See, zu welchem die von allen Seiten periodiſch zuſtrömenden Waſſer eigentlich die Überſchwemmung des Nils verurſachen;" er dachte ſich ſeine „alten geologiſchen Erfahrungen zuſammen und ſchrieb ſie ſchnell auf," d. h. er entwarf eine Zeichnung, die nicht eine Kunſtübung, ſondern eine wiſſenſchaftliche Phantaſie darſtellte (Abb. auf Seite 98). In den vorerwähnten Notizen lieferte er ferner intereſſante Urteile über die eigenen Werke. Auf dem einen erſcheint ihm „alles auf ſehr ſubjektive Weiſe nachgebildet (Abb. auf Seite 99);" das andere iſt „obgleich wild, doch mehr nach der Wirklichkeit (Abb. auf Seite 100);" ein drittes, welches, wie jene beiden, eine Jenaer Anſicht bietet, nennt er „noch will-

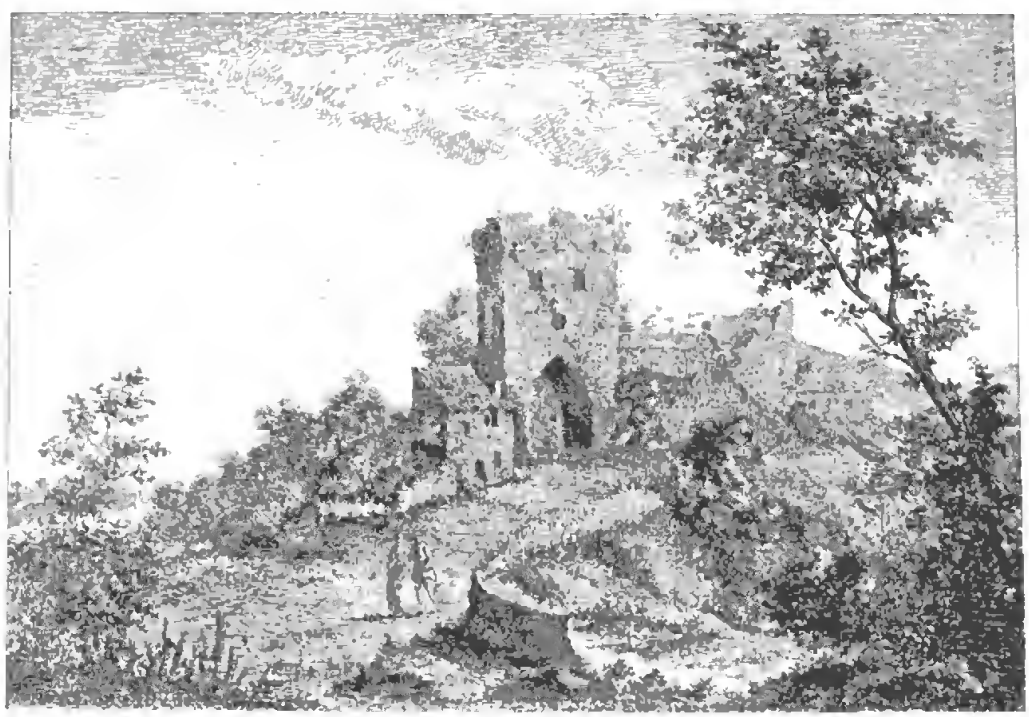
Handzeichnung Goethes: Anſicht aus Jena.
Nach Goethe ſelbſt: „Iſt der Gegenſtand noch willkürlicher, aber, wenn man will, künſtleriſch verwegener behandelt. Der Göttingiſche Thurm, das Accouchir-Haus und der Pulverthurm in ihren Eigenheiten mehr zuſammengerückt." (Verkleinerte Nachbildung.)

kürlicher, oder wenn man will, künſtleriſch verwegener behandelt (Abb. auf Seite 101)." Die Sammlung jener zweiundzwanzig Handzeichnungen iſt im Jahre 1888 von Karl Ruland im Auftrage des Vorſtandes der Goethe-Geſellſchaft in vortrefflichen Lichtdrucken herausgegeben worden (Abb. auf Seite 98 bis 101). Es iſt dies nicht das erſte mal, daß Nachbildungen Goetheſcher Zeichnungen veröffentlicht wurden. Vielmehr veranſtalteten noch zu Lebzeiten des Meiſters mehrere ſeiner Verehrer, Schwerdgeburth, Lieber und Holdermann die Herausgabe von Radierungen nach Skizzen Goethes, und dieſer ſelbſt gab der Publikation folgende charakteriſtiſche Verſe als Einleitung mit auf den Weg:

Ich ſah die Welt mit liebevollen Blicken,
Und Welt und ich, wir ſchwelgten in Entzücken;
So duftig war, belebend, immer friſch
Wie Fels, wie Strom, ſo Bergwald und Gebüſch.
Doch unvermögend Streben, Nachgelalle,
Bracht' oft den Stift, den Pinſel bracht's zu Falle,
Auf neues Wagnis endlich blieb doch nur
Vom beſten Willen halb und halbe Spur.

Die Begeiſterung für die Natur alſo trieb ihn zum Landſchaftszeichnen, der Mangel an techniſcher Fertigkeit ließ ihn nicht zur Vollkommenheit gelangen. Daß er trotzdem die Herausgabe jener Radierungen erlaubte, mag aus ähnlichen Erwägungen geſchehen ſein, wie das Sammeln der oben beſprochenen zweiundzwanzig Originalzeichnungen. Trotzdem ſind ſie dieſen nicht gleich zu achten, da die Sauberkeit und Selbſtändigkeit des Radierers das eigentlich Goetheſche an ihnen größtenteils verwiſcht hat (Abb. auf Seite 102).

Man darf den Überblick von Goethes maleriſchen Leiſtungen nicht beenden, ohne noch eines Teiles derſelben zu gedenken, der lange Jahre hindurch zum Teil durch ſeine Stellung am Weimarer Hof bedingt, immer wieder zur Geltung kam. Ich meine ſeine Entwürfe zu Theaterdekorationen und allerlei Scenen. So erfand er im Januar 1796 drei Hintergründe, mit denen er „im ganzen leidlich zufrieden war." Er beſchreibt ſie in einem Briefe an Heinrich Meyer: „Die erſte (Dekoration) iſt ein Bauernhof im edleren Stil, wo ich das, was man vom Urſprung der Baukunſt zu ſagen pflegt, angebracht habe. Die zweite, eine Gegend mit Felſen und Palmen . . . Zur dritten Dekoration hatte ich ſolche gewundene und



Radierung nach einer Federzeichnung Goethes. Verkleinert.

Die Hexenküche aus dem „Faust." Verkleinerte Nachbildung einer Zeichnung Goethes.

gezierte Säulen komponiert und transparent malen lassen, wie sie in den Raphaelischen Kartons, bei der Heilung des Lahmen in einer Vorhalle des Tempels stehen; diese haben, weil sie die brillantesten und reichsten am Schlusse des Stückes sind, natürlich den meisten Beifall gefunden." Leider gingen diese Prospekte bei dem Theaterbrande des Jahres 1825 zu Grunde. Unmittelbare Anschauung aber solcher Goetheschen Dekorationsideen geben einzelne hier und da erhaltene Zeichnungen. So ein im Berliner Kupferstichkabinett aufbewahrter Entwurf einer Opernscene mit vielen antik gekleideten Personen; ferner ein sehr interessantes Blatt im Goethehause zu Frankfurt, die Hexenküche im Faust darstellend, datiert aus Karlsbad, Mai 1812 (Abb auf Seite 103). Bloße Nachricht wiederum haben wir von einem Arrangement zu Ehren des Geburtstages der Großherzogin am 16. Februar 1813. Riemer (Briefe von und an G., Seite 95) liefert in überschwenglichen Versen eine Beschreibung davon, während Goethes eigene kurze Worte darüber, die er am 9. Februar an H. Meyer schrieb, so lauten: „Gruppe 1) Flußgötter und Familie; Gruppe 2) Nymphen am blumenreichen Ufer; Gruppe 3) Frauen im Gebüsch; Gruppe 4) Apoll und die Musen in einem recht stänglichten Lorbeerhain; Gruppe 5) eine große silberne Muschel mit dem Namen, herbeigezogen von ein paar Schwänen, worauf Genien reiten, oder die vielleicht noch besser durch einen Genius, der in der Mitte steht, geführt werden; Gruppe 6) leichte Wolken; Gruppe 7) die hervorbrechende Sonne." Sechs Wochen kosteten ihm die Vorbereitungen zu dieser Darstellung, die dafür aber auch „einen höchst bedeutenden Effekt" machte. Sie wird indes kaum vermocht haben, die Bewunderung für ihres Erfinders Talent und Vielseitigkeit noch zu steigern. Hatte man sich doch schon zur Zeit seines Aufenthaltes in Italien gewöhnt, ihn als Künstler zu betrachten und sich durch sein großes Interesse für die Ausübung der Kunst über die Grenzen seines Talentes zu täuschen. Es ist oben darauf hingewiesen worden, wie diese Goethes eigenem klaren Blicke völlig offenbar waren. Seine Selbstbeurteilung war nach dieser Richtung,

wie aus vielen Äußerungen hervorgeht, durchaus nüchtern. So sagt er auch in den venezianischen Epigrammen:

Vieles hab' ich versucht, gezeichnet, in Kupfer gestochen,
Öl gemalt, in Thon hab' ich auf manches gedruckt,
Unbeständig jedoch, und nichts gelernt noch geleistet.

Gleichwohl zeigen die sehr häufigen Erwähnungen seines Zeichnens deutlich, daß er diesem eine besondere Bedeutung in seinem Leben beimaß. Sie bestand, wie mir scheint, in der Befreiung, welche er im künstlerischen, wenngleich unvollkommenen Schaffen seiner Seele bereitete. Ihn reizte nicht das Zeichnen um des Zeichnens willen, sondern weil es ihm eine andere Sprache seines Herzens war. Es waren Gelegenheitszeichnungen, die er oft entwarf. So als er bei der Pyramide des Cestius in trübe Gedanken versenkt, sein eigenes Grab zeichnete. So auch spricht er in den Briefen aus der Schweiz: „Ich werfe mich der herrlichen Natur gegenüber auf einen unbequemen Sitz, ich suche sie mit den Augen zu ergreifen, zu durchbohren und kritzle in ihrer Gegenwart ein Blättchen voll, das nichts darstellt und doch mir so unendlich wert bleibt, weil es mich an einen glücklichen Augenblick erinnert, dessen Seligkeit mir diese stümperhafte Übung ertragen hat."

So waren es verschiedene Veranlassungen, die unseren Dichter immer wieder zu einer Beschäftigung zogen, welcher seine Schulung nicht gewachsen war: einmal sein Auge und Urteil zur Erkenntnis der Kunst und Natur zu schärfen, zum zweiten den Bewegungen seines Gemütes Ausdruck und Dauer zu verleihen, gewissermaßen Lieder zu zeichnen. Nie hing er dabei am einzelnen, kleinlichen; oft hat er, was er der Natur abgelauscht, erst daheim malerisch festzuhalten versucht. Das führte ihn dahin, sich vom Zufälligen frei zu halten und zum Allgemeinen aufzusteigen, seine Blätter aber leitete es für den Beschauer zur Unnatur. Auch hier liegt ein Grund auf das künstlerische Streben Goethes zu schelten. Das ist wohlfeil genug. Mir aber ist gewiß, daß das mißbilligende Urteil verstummt bei demjenigen, welcher Goethes Absichten und Beweggründe recht zu verstehen bereit ist.

Ein kleiner Hügel.

(Abdruck verboten.)

Ein kleiner Hügel, von Flocken vermummt,
Ein Bettlein, von Schweigen umflossen;
Ein lachendes Mündchen, für ewig verstummt,
Zwei Äuglein, für ewig geschlossen.

Ein Kämmerlein, dunkel und kalt und tief;
Ein großer, blutender Kummer.
Ein Schläfer, der immer sich rosig schlief,
In starrem, marmornem Schlummer.

Ein fröhlicher Jubel, auf ewig verstummt,
Ein Hoffen, in Jammer zerflossen. —
Ein kleiner Hügel, von Flocken vermummt,
Ein Bettlein, von Schweigen umflossen.

Frida Schanz.

Sonntagmorgen. Nach dem Gemälde von Fr. Kallmorgen.

(Abdruck verboten.)

Niemals habe ich mehr empfunden, wie notwendig dem Dichter seiner Schöpfung und seinen Geschöpfen gegenüber die künstlerische Objektivität ist, als bei der Lektüre des neuesten Romans von Ernst von Wolzogen: „Ecce ego — erst komme ich“ (Berlin W, F. Fontane & Co.). Da müht sich der Verfasser einen starken Band hindurch, in der Familie Klinkenberg abschreckende Typen der Ichsucht und in der jungen Frau von Klinkenberg das arme beklagenswerte Opfer des Egoismus zu zeichnen, und er bringt eine Unmenge charakteristischer und teilweise sehr amüsanter Einzelzüge in seiner Zeichnung unter. Aber das Gesamtbild wirkt dennoch gar nicht in der vom Verfasser beabsichtigten Weise, — der Leser empfindet weder Abscheu noch Mitleid, sondern hat sich im besten Falle gut unterhalten und fragt sich vielleicht, warum der Verfasser nur gar so parteiisch zu Werke gegangen sein mag. Und geht er tiefer, so findet er heraus, daß diese Summe von Einzelzügen doch keine Charaktere ergibt oder wenigstens nicht die vom Verfasser beabsichtigten Charaktere. Ein junger Gutsbesitzer, Herr von Klinkenberg, trägt schwer und beinahe hoffnungslos an den Schulden seines Vaters. Als ihm das Messer an der Kehle sitzt, kommt ihm die rettende Idee, eine vermögende Frau zu heiraten, und gleichzeitig erinnert er sich, einmal flüchtig in Berlin einen reichen Fabrikanten mit zwei heiratsfähigen Töchtern kennen gelernt zu haben. Bei einer von beiden will er sein Glück versuchen. Unter einem so durchsichtigen Vorwande, daß sämtliche Mitglieder der Familie Schönbeck seine eigentlichen Absichten durchschauen müssen, verschafft er sich Eintritt und läuft zuerst Sturm auf die ältere verwitwete Tochter. Als er hört, daß deren Vermögen ihrem Kinde sicher gestellt ist, ändert er die Direktion und versucht's bei der Jüngeren. Und er hat Glück, — sie nimmt ihn, trotzdem ihr weder der Zweck seines Eindringens in die Familie noch das erste Liebäugeln mit der Schwester entgangen sein konnte, und trotzdem sie einem weniger renommistisch auftretenden, aber innerlich ungleich tüchtigeren Verehrer ein lebhaftes Gefühl entgegenbringt. Warum heiratet Charlotte Schönbeck den Herrn von Klinkenberg, oder wie er sich einer immer noch häufigen Unsitte entsprechend nennt oder nennen läßt, den „Baron“ von Klinkenberg? Da der Verfasser darüber nicht genügend Aufschluß gibt, sucht natürlich der Leser nach einem Motiv, und er findet schließlich kein anderes, als daß Charlotte Schönbeck sich einen besonderen Genuß davon verspricht, einen vornehmen Namen zu tragen. Der Leser ist um so mehr berechtigt so zu motivieren, da Charlotte Schönbeck es später bitter empfindet, nicht eine Baronin, sondern nur eine Frau von Klinkenberg geworden zu sein. Zu der Höhe der Anschauung, daß die Klinkenbergs älterer und besserer Adel sind als die meisten Barone, vermag sie sich nicht aufzuschwingen, — die gute Charlotte ist eben in jeder Beziehung etwas kleinlich geraten und möchte nichts missen von dem, was sie bar bezahlt zu haben glaubt. Sie scheint die echte Tochter ihres kaufmännisch rechnenden Vaters zu sein, die es nicht verwinden kann, sich verrechnet zu haben. Trotzdem Herr von Klinkenberg dem Schwiegervater und der Braut keinen Zweifel darüber läßt, daß er zu den notleidendsten Agrariern gehört, erwartet sie sich doch ein Schloß, einen Park und noch andere schöne Dinge von ihrer Ehe mit dem Baron. Statt dessen findet sie nur ein sehr anspruchsloses Herrenhaus, einen verwilderten Garten, einen in Livree gesteckten Bauernburschen und andere Enttäuschungen. Sie entdeckt sogar, daß die alte Frau von Klinkenberg, ihre Schwiegermutter, eine Badereise simuliert hat, um ihrer Hochzeit fern bleiben zu können, weil sie die Ausgabe für ein neues Kleid scheute. Das ist nun eigentlich ganz rührend, finde ich, und die junge Frau von Klinkenberg könnte aus alledem wenigstens das beruhigende Gefühl schöpfen, daß sie nicht einem adligen Verschwender in die Hände gefallen ist, dem es nur darum zu thun war, sich von ihrer Mitgift gute Tage zu machen. Das hätte ihr bei der Leichtgläubigkeit, mit der sie sonst gehandelt hat, auch recht gut passieren können. Aber von solchen gerührten Empfindungen ist Charlotte Klinkenberg nur einem halb blödsinnigen Bruder ihres Mannes und dem Gesinde gegenüber erfüllt, deren Herzen sie dafür auch im Sturm erobert. Wer das märkische Landvolk kennt, wird das zwar nicht sehr wahrscheinlich finden; das bringt einer großstädtischen Dame in seidenen Unterröcken, die nicht seine Sprache spricht, seine Bedürfnisse nicht kennt, niemals unter ihm

gelebt hat, gemeinhin ein starkes Mißtrauen entgegen und läßt sich von einem freundlichen Blick und Wort am allerwenigsten dann bezaubern, wenn diese einem derben Scherz der ihnen lang vertrauten Herrschaft eine gar nicht vorhandene Spitze abstumpfen zu müssen glauben. Die realistische Schilderung der Klinkenbergschen Verhältnisse, die in ihrer Übertreibung humoristisch wirken würde, wenn Wolzogen nicht ein so ganz unmotiviert ernsthaftes Gesicht dazu machte, hat leider sofort ein Ende, sobald sich die Geschichte mit der jungen Frau von Klinkenberg beschäftigt, deren Figur ebenso romantisch verzuckert wird, wie die anderen Figuren in nackter Blöße dargestellt werden. In dieser Übertreibung wirkt Frau von Klinkenberg nicht selten eher wie eine Marlittsche, als wie eine Wolzogensche Figur, und es bleibt dem Leser immer noch mehr Sympathie für die starken menschlichen Schwächen der Gegenspieler als für diese vollkommene Heldin, deren Vollkommenheit so merkwürdige Eigentümlichkeiten hat und zu ganz anderen Schlüssen reizt als diejenigen, welche Wolzogen daraus gezogen haben will. Der Verfasser schildert zum Beispiel die junge Frau am ersten Morgen ihrer Ehe ihre Koffer auspackend: „Lina, das Hausmädchen, hatte ihr dabei geholfen, und dieses gute Kind vom Lande war über all die Herrlichkeiten aus feinstem Linnen, Battist, Seide und Spitzen, sowie über die Kleider, die aus den beiden großen Reisekörben zum Vorschein kamen, so erstaunt, so hingerissen von Bewunderung, daß wenig fehlte und sie wäre ihr jungen Herrin anbetend zu Füßen gefallen. Ihre Backen glühten, als hätte man ihr die Erlaubnis gegeben, in den goldenen Schätzen eines Feenschlosses zu wühlen, und mit ihren rauhen Fingern streichelte sie zärtlich die feinen weißen Stoffe und streichelte schließlich in ihrer Begeisterung gar die junge, schöne Gnädige selber, den Rock hinunter und über die bloßen Arme, als wollte sie sich davon überzeugen, ob dies vollkommene Gebilde wirklich auch ein Mensch von Fleisch und Blut sei. Charlotte lachte nicht über die komischen Ausbrüche des Entzückens und die naiven Fragen des Mädchens. Es that ihr wohl, das gute Ding reden zu hören und auf alle seine Fragen ihm freundlich Bescheid zu geben. Und dann fragte sie auch selbst allerlei: nach Linas Eltern und wie lange sie im Dienst sei, wieviel Lohn sie habe, wann und was die Dienstboten zu essen bekämen, und dergleichen mehr. Sie war sehr erstaunt über die Niedrigkeit der Löhne, sagte aber nichts darüber, weil sie meinte, es müßte auf dem Lande wohl so üblich sein. Aber es war bei ihren Fragen auch sonst allerlei zu Tage gekommen. ‚Mamselling' schien ein böser alter Drache zu sein, der den Mägden nicht einmal ein auskömmliches Essen gönnte — oder war es vielleicht Frau von Klinkenberg (ihres Gatten Mutter) selbst, welche solch harte Sparsamkeit anordnete? Das blieb zweifelhaft, denn über die Frau des Hauses drückte sich Lina sehr vorsichtig aus, und Charlotte hütete sich auch, durch Fragen nicht den Klatsch heraufzubeschwören." Das genügt wohl, um dem Leser ein nicht gerade sehr anziehendes Bild der guten Charlotte zu entwerfen. Geneigt, sich am ersten Morgen ihrer Ehe durch das Geschwätz eines Dienstboten, der ihrer Eitelkeit und der Oberflächlichkeit, mit der sie auf allen möglichen Tand ein übertriebenes Gewicht legt, schmeichelt, gegen die Mutter ihres Mannes einnehmen zu lassen, bleibt von allen ihren Vorzügen nur ihre große Schönheit, die auf Lina, das Hausmädchen, überwältigend wirkt. Sollte Wolzogen in dieser Scene vielleicht auch ihre Herzensgüte haben charakterisieren wollen, so ist ihm das meiner Ansicht nach böse mißglückt. Wo diese Herzensgüte sich sonst noch zeigt, zeigt sie sich ebenso am falschen Fleck oder in falscher Art, wie dem halbblödsinnigen Bruder ihres Gatten gegenüber, dessen Sympathie die gute Charlotte zu krankhafter Leidenschaftlichkeit steigert. Sonst handelt sie nach dem Motto „Erst komme ich" mindestens ebenso strikt wie ihr Gatte und seine Familie; muß man dem ersteren doch wenigstens zugestehen, daß er ein guter Sohn und Bruder bleibt, auch nachdem er sich in eine gute Assiette hineingeheiratet hat, während Charlotte sich um ihren eignen Vater nicht mehr kümmert, nachdem sie sich verheiratet hat, und die Mutter ihres Mannes am liebsten auf die Straße setzen möchte. Die erquickliche Ehe endet mit dem frühen Tode Charlottens, der Roman mit einer zweiten noch klügeren Ehe des Herrn von Klinkenberg und der Aussicht, ihn als konservativen Reichstagsabgeordneten zu sehen. Diese überraschende Aussicht meint Wolzogen glaubhaft machen zu müssen, und er erklärt daher plötzlich, nachdem er während des ganzen Romans Herrn von Klinkenberg als Menschen ohne alle geistigen Interessen und ohne besonderes Arbeitsbedürfnis geschildert hat: „Der Fleiß war wirklich seine oberste Tugend, wenn er auch zu viel Wichtigkeit und Wesens davon machte, aber selbst Charlotte, die ihn doch so gänzlich durchschaute, konnte der Energie, mit der er die Dinge, die er sich einmal in den Kopf gesetzt hatte, betrieb, ihre Achtung nicht versagen." Charlottens Urteil ist ja natürlich sehr wertvoll, aber diese Art, es zu citieren, möchte fast darauf schließen lassen, daß die verstorbene Frau von Klinkenberg, geborene Schönbeck, Memoiren hinterlassen hat, die Wolzogen in die Hände gefallen und von ihm romanhaft bearbeitet worden sind. Das würde auch erklären, warum der Leser Wolzogen nicht willig in seiner Darstellung folgt, sondern in seinem Urteil eigne Wege geht. Wolzogen hat eben nicht mit eignen Augen — mit den Augen seiner Phantasie natürlich — gesehen, was er schilderte, sondern verließ sich auf die Schilderungen Charlottens. Wollte er aber den interessanten Stoff überzeugend bearbeiten, so mußte er sich zuvor zu künstlerischer Objektivität dem Stoff gegenüber durchringen.

Harmloser, aber auch lustiger und liebenswürdiger ist der Roman „Die sieben Gernopp" von Georg Freiherrn von Ompteda (Berlin W. F. Fontane & Co.), der sich mit den Töchternöten eines Agrariers beschäftigt. Herr von Gernopp hat zu der Zeit, in der die Jugend sich noch mit großen Hoffnungen trägt und er daher noch mit Sicherheit auf einen Stammhalter rechnen zu dürfen glaubte, seinen Besitz zum Majorat gemacht. Aber die Hoffnungen haben

ihn betrogen. Statt des einen erwarteten Sohnes sind sieben Töchter erschienen, jede in ihrer Eigenart nett, lieb, hübsch oder tüchtig, alle auch jetzt bereits in heiratsfähigem Alter, die ältesten sogar beinahe darüber hinaus. Um wieder einigermaßen gut zu machen, was er an ihnen durch die Gründung des Majorats gesündigt, hat sich Herr von Gernopp seit vielen Jahren von der Gesellschaft fast ganz zurückgezogen; er spart, damit seine Mädel wenigstens vor dem Mangel geschützt sind, wenn er einmal die Augen schließt und dem lachenden Erben das Majorat in den Schoß fällt. Aber dieses zurückgezogene Leben der Familie Gernopp, verständig auf der einen Seite, nimmt andererseits heiratslustigen und heiratsfähigen Männern die Möglichkeit, die sieben hübschen, wohlerzogenen und gutgearteten Töchter mit in den Kreis der Brautschau zu ziehen. Herr und Frau von Gernopp denken mit Unbehagen an die Zeit, wo sie sieben alte Jungfern im Hause haben werden. Da meldet sich der erste Freier, dem zufällig gerade die jüngste der sieben Töchter gefällt. Herr von Gernopp macht sich diesen Umstand zu nutze, indem er den jungen, lustigen und gescheiten Husarenoffizier darauf aufmerksam macht, daß es für gewissenhafte Eltern seine Bedenken hat, von sieben Töchtern die jüngste zuerst zu verheiraten, — die sechs älteren Schwestern erscheinen dadurch leicht noch weniger jung. Er weist den Freier nicht ab, aber er vertröstet ihn auf die Zukunft, und indem er ihm die Hand der Jüngsten zusagt, sobald die eine oder die andere der älteren Schwestern unter die Haube gekommen sein wird, interessiert er ihn stark an dem Schicksal der letzteren. Er hat sich einen geschickten Bundesgenossen geworden, — Herr von Deiner ist der gewandteste Manager, den man sich für solche Zwecke wünschen kann. Es gelingt ihm sogar, die Töchter an den Mann zu bringen, die selbst nicht mehr auf einen gerechnet hatten und die sogar das zärtliche Elternpaar nicht mehr mitgezählt hatte, und zwar trifft er oder das Schicksal die Wahl der Paare so klug und geschickt, daß man gar nicht daran zweifelt, daß diese Ehen lauter Musterehen und die sieben Gernopps lauter glückliche Frauen werden werden. Das gibt dem Leser wirklich ein gewisses Gefühl der Befriedigung, da es Ompteda, trotzdem er die Handlung manchmal einen starken Husarengalopp gehen läßt, doch verstanden hat, Sympathie für seine Menschen zu erwecken. Die originell erfundene Geschichte ist lustig durchgeführt und bewegt sich trotz des Übermutes, der frisch und liebenswürdig aus dem Ganzen spricht, doch in den Grenzen einer Möglichkeit, von der sich der Leser gern überzeugen läßt.

Eine psychologische Studie ersten Ranges scheint mir der jüngste Roman „X“ von Ida Boy-Ed (Verlag von Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig) zu sein, wenn auch die meisten Leser vielleicht noch mehr deshalb nach ihm greifen werden, weil die spannende Handlung ein ungewöhnlich starkes Interesse in Anspruch nimmt und weit der Roman sich in der gut beobachteten und überzeugend geschilderten Gesellschaft der Hansestädte abspielt, die kennen zu lernen die Verfasserin allerdings auch mehr Gelegenheit hatte als vielleicht irgend ein anderer Autor, da sie immer in dieser manche Eigenart der äußeren Lebensführung und der Anschauungen bewahrenden Gesellschaft gelebt hat. Horst von Nordenflycht, der Held des Romans, dessen Charakteristik mir eine psychologische Studie ersten Ranges erscheint, ist das, was man wohl ein Damenideal nennt. Er bezaubert ausnahmslos Frauen und Mädchen, und unter einer Schar von Adorantinnen zu leben, ist ihm Bedürfnis, — das einzige Lebensbedürfnis. Diesem Bedürfnis würde er alles opfern, wenn er irgend etwas zu opfern hätte; aber es kostet ihn gar keine Mühe, seine Stimmung, seine Anschauungen, seine Grundsätze nach Bedürfnis zu wechseln, — das geschieht ganz von selbst, ihm selbst sogar unbewußt. Worin der Zauber besteht, den er ausübt, würden selbst die Männer schwer definieren können, trotzdem sie ihm kühler gegenüberstehen und ihn daher objektiver beobachten und beurteilen. Das „Warum“ begreifen sie nicht recht, das Vorhandensein der allgemeinen Frauenschwärmerei für Horst von Nordenflycht aber ist etwas so Positives, Unabänderliches, daß nicht einmal der Neid es ableugnen könnte. Das eigentlich Beherrschende dieses Charakters ist die Eitelkeit; nicht die Eitelkeit eines Gecken, der sich lächerlich macht, indem er zu gefallen versucht, sondern die Eitelkeit eines Mannes, der nichts will als gefallen, und der dieses schwächliche Wollen mit einer solchen Kraft verbindet, daß man wohl meinen möchte, er suggeriere den Frauen ein Gefühl, über dessen Ursachen und dessen Berechtigung sie sich selbst keine Rechenschaft ablegen können. Auch Thekla Orlovius ist diesem Zauber zum Opfer gefallen; aber es ist ihr noch schlimmer gegangen, als anderen Mädchen und Frauen, die in den Bannkreis des Unwiderstehlichen geraten sind: sie hat sich nicht nur in ihn verliebt, sondern sogar mit ihm verlobt. Die Beneidenswerte steht im Begriff, eine glänzende Partie zu machen; Horst von Nordenflycht ist nicht nur der gefeierte Mann der Gesellschaft, sondern auch reich. Sie könnte glauben, daß sie selbst in dem Herzen des Mannes, den sie zu lieben glaubt, auch die eine große Liebe seines Lebens erweckt hat, denn sie selbst gehört nicht zu den gefeierten Schönheiten der Gesellschaft, sie hat ihm nichts zu bieten, das ihn blenden könnte. Aber trotzdem kommt sie nicht zu dem ruhigen Bewußtsein ihres Glückes. Im Charakter ihres Bräutigams ist etwas, das sie nicht entziffern und nicht bewerten kann, gerade dasjenige, von dem sie fühlt, daß es sie bezaubert hat und alle anderen Frauen bezaubert, und es flößt ihr ein Grauen ein, daß sie mit dieser unbekannten Zahl X die Rechnung ihres Lebens machen soll. Was ihn zu der Verlobung mit Thekla Orlovius veranlaßt hat, war in Wahrheit weniger Liebe, als die Tiefe ihres Wesens, die seinem Zauber länger widerstand, als oberflächliche Naturen. Als er einem ganz blasierten, kühl berechnenden Mädchen begegnet, das ihn, den unwiderstehlichen Horst von Nordenflycht, sogar spöttisch behandelt, ist er schnell von seiner Liebe zu Thekla geheilt, um sich der neuen Aufgabe zuzuwenden, auch dieser ganz Spröden seine Unwiderstehlichkeit zu beweisen. Mit sich selber ringend, begibt sich Thekla mit

dem Verlobten zum Standesamt. „Horst bat Thekla um den Arm und führte sie zum Wagen“ — ich zitiere mit einigen Fortlassungen, um die dramatische Scene auf den mir zur Verfügung stehenden Raum zu kondensieren — „das Rasseln desselben auf dem Steinpflaster bereitete ihr einen stechenden Schmerz im Kopf. Dabei schlug ihr Herz dumpf und schwer. In ihrer Brust war ein brennendes, nervöses Gefühl. Ihr war, als müsse jede Sekunde irgend etwas geschehen: ein Unglück, ein Unfall, ein Naturereignis. Der Wagen müßte umstürzen, die Pferde fallen, ein Blitzschlag herniederfausen. Jetzt nur ein Wort von Horst, ein männliches, festes, liebevolles Wort. Aber er strich sich den Schnurrbart, schnellte ein Stäubchen von seinem Beinkleid, besühtte mit den Händen nochmals den tadellosen Sitz seines Gehrockes und blickte zuweilen aus dem Fenster auf die Straße, wo die Vorübergehenden stehen blieben und guckten, denn die ganze Gegend wußte ja, heut heiratete Thekla Orlovius den großen Kaffeebaron. Zwei- oder dreimal drückte er Thekla kurz die Hand. Es war, als wenn er sich besänne, daß zu der wichtigen Handlung, deren Mittelpunkt er war, auch noch eine Braut gehöre. Und mit einmal war es Thekla, als sähe sie in sein Inneres, als habe ein Wunder ihr alles aufgedeckt, was in seiner Seele vorgehe. Und sie sah darin eine bodenlose Eitelkeit alles überwuchern, in diesem Augenblick selbst noch, der ein heitiger war. Sie fühlte ganz genau, daß seine ‚große‘ Liebe schwieg in diesen Minuten, und warum schwieg? Weil die ihm neue Situation mit ihren Anforderungen an sein Auftreten und Gebaren ihn so stark beschäftigte. Weil ihm jetzt die Wirkung seiner persönlichen Erscheinung wichtiger war, als das, was in Theklas Herzen vorging. Sie erinnerte sich plötzlich, ihn einmal sagen gehört zu haben: von zwanzig Männern spielen neunzehn immer eine klägliche Rolle als Hochzeiter. Nun, er war darauf bedacht, eine taktvolle zu spieten. Nur ein Wort von Horst, ein festes, männliches, liebevolles! Oder ein thörichtes, bewegtes, fassungsloses! Nur ein Aufblitzen von seelischer Erregung. Aber der Wagen hielt vor dem Amtsgebäude, man stieg aus. — — — In ihr war eine völlige, freudlose Ergebenheit. Ihr war es, als ob ihrem Dasein hier ein Verdammungsurteil gesprochen würde. Es gab kein Entrinnen. Der Beamte schloß die Rede, von welcher keiner der Anwesenden das mindeste verstanden hatte. Horst war zu beschäftigt mit dem Gedanken, daß er nur klar und fest ‚ja‘ sagen müsse, so recht männlich, und dann, ob der Beamte auch das Dokument der bürgerlichen Trauung nicht vergessen werde, ihm mitzugeben. Thella hörte nur unklar eine Stimme wie aus weiter Ferne, in ihren Ohren sauste und brauste es. Die beiden Zeugen verwandten kein Auge von der Braut, deren fahle Züge, deren seelenloser Gesichtsausdruck sie namenlos zu ängstigen begann. ‚Und so frage ich Sie, Horst Karl Friedrich Freiherr von Nordenflycht, ob Sie gewillt sind, die hier gegenwärtige Thekla Marie Orlovius zum Weibe zu nehmen?‘ — ‚Ja,‘ sprach Horst laut und fest und war erstaunt, warum dabei unerwartet sein Herz klopfte. ‚Es greift doch verteufelt an,‘ dachte er und rechnete sich seine Bewegung als einen Beweis tiefen Gemütes an. — ‚Und sind Sie, Thekla Marie Orlovius, gewillt, den hier gegenwärtigen Horst Karl Friedrich Freiherrn von Nordenflycht zum Manne zu nehmen?‘ — Thekla bewegte die Lippen. Der Beamte mochte ein so lautloses ‚Ja‘ von Mädchenmund gewohnt sein. Horst dachte, in der Kirche muß sie es etwas hörbarer hervorbringen, obgleich es ja für ein zartes Mädchen schöner ist, wenn die Rührung sie hindert, laut zu sprechen. Der Beamte fiel aus seinem feierlichen Ton in einen freundlich-geschäftsmäßigen. Er tauchte eine Feder ein, schob das Formular Horst hin und sagte: ‚Ich darf um die Unterschrift der Herrschaften bitten.‘ — Horst, mit schicklichem Ernst vor sich hinblickend, zog seinen Handschuh aus. Dann nahm er die Feder und setzte seinen Namenszug mit dem gewohnten eleganten Schwung hin, obgleich er, wie er dabei beobachtete, nicht so schön geriet mit der fremden Feder. Sich verbeugend, reichte der Beamte jetzt Thekla die Feder. Sie nahm sie und stand eine Sekunde wie zaudernd. ‚Zieh‘ deinen Handschuh aus,‘ raunte Horst. — Ihr Blick ging im Raum umher. Ein kaltes, graues Licht herrschte vor, die Fenster lagen nach dem Hof, eine hohe Mauer hielt die lachende Maiensonne fern. Die weißlichen Wände waren schmucklos, bis auf ein Porträt des alten Kaisers. Außer dem grünen Tisch und ein paar Rohrstühlen nur noch ein Aktenschrank. Thekla sah alles genau. Eine plötzliche nüchterne Klarheit machte alle ihre Sinne frei, ihr Herz ruhig, ihre Gedanken gesammelt. Wie durch ein Wunder war das hilflose Unglücksgefühl von ihr gestreift, das ihre Seele gefangen genommen gehabt. Ganz unvermittelt waren Thatkraft und Erkenntnis in ihr erwacht. Einer jener geheimnisvollen und unerklärlichen Vorgänge vollzog sich, die im Seelenleben der Frau in einer Sekunde umzuwerfen vermögen, was jahrelanges Erwägen aufgebaut, die in einer Sekunde kühn entscheiden, wo qualvolles Grübeln sie lange ausweglos schwanken ließ, die plötzlich den Mut löwenkühn emporflammen lassen, wo bisher zagende Feigheit herrschte. ‚So zieh doch deinen Handschuh aus,‘ sagte Horst zum zweitenmal. Und da geschah es. Thekla warf die Feder hin und sprach mit lauter, gleichsam von heiliger Begeisterung getragener Stimme: ‚Gott ist mein Zeuge! Ich kann noch nicht!‘“ — — Die Verlobung geht daraufhin zurück. Vielleicht findet man, daß Ida Boy-Ed sich allzu stark von dem Gefühl der poetischen Gerechtigkeit hat leiten lassen, indem sie für Thekla Orlovius gleich einen anderen passenden Gatten, für Horst von Nordenflychts Eitelkeit die ihm einzig schmerzhafte Geißel in Gestalt jener Frau bereit hält, die seinem Zauber mit kühlem Spott immer wieder entgleitet. Aber ich gehöre zu denen, die den unbedingten Glauben an die Gerechtigkeit des Schicksals keineswegs verloren haben, und auf diesen Glauben gründet sich doch die poetische Gerechtigkeit, die von Skeptikern so häufig, und ich glaube, mit Unrecht beanstandet wird. Wenn die poetische Gerechtigkeit gewöhnlich schnellere Justiz übt als die Gerechtigkeit des Schicksals und ihre Strafen und Belohnungen häufig

in materielle Formen kleidet, in denen ich mir die Gerechtigkeit des Schicksals nicht gerade vorstelle, so thut sie das nur um der größeren Anschaulichkeit willen. Ist die Handlung so gut motiviert, wie Ida Boy-Ed das gethan hat, so läßt sich vollends nichts gegen diese prompte Bedienung einwenden.

Weniger äußerliche Handlung vielleicht, aber nicht minder feine Seelenmalerei ist der Erzählung „Ruth“ von Lou Andreas-Salomé eigen. Hier handelt es sich um die eigenartige Backfischentwickelung einer jungen, hoch beanlagten Deutschrussin, die elternlos im Hause ihres Oheims lebt, ohne mit ihrer lebhaften Phantasie, ihrem stark entwickelten Geistesleben und ihrem ungeduldig vorwärts drängenden Temperament Verständnis und Förderung bei ihm und den Seinigen zu finden. Einer der Lehrer wird auf die in der jungen Seele schlummernden und durch die Verhältnisse in ihrem Wachstum gewaltsam zurückgehaltenen oder unnatürlich emporschießenden Keime regen geistigen Lebens aufmerksam und nimmt sich der jungen Pflanze sorgsam an. Ruth, die von ihren Verwandten in sein Haus gegeben wird, erwidert sein Interesse mit dem Enthusiasmus, mit dem ein Gefangener seinen Befreier begrüßt, sie dankt ihm mit der schwärmerischen Liebe eines Kindes, das seinen Vater vergöttert. Aber für das pädagogische Meisterstück, das sich Erik zugemutet hat, ist er selbst noch zu jung. Die Liebe des Vaters und des Lehrers, die ihn zu seinem Werk begeistert hat, wandelt sich in eine rasende Leidenschaft, der er alles zu opfern bereit ist, auch seinen Sohn, den er liebt, und seine Gattin, die er zu lieben glaubte. Ruth ahnt nichts von der Wandlung, die in seinem Innern vorgegangen ist, und bestärkt ihn durch die vertrauensvolle Hingabe, mit der sie sich ganz als sein Geschöpf fühlt und bekennt, in dem Irrtum, daß sie auch seine neue Liebe zu ihr, die Liebe des Mannes zum Weibe, erwidere. Erst in dem Augenblick, in dem er sie ganz gewonnen zu haben glaubt, versteht sie, was er von ihr fordert, und in demselben Augenblick scheidet sie sich von ihm für immer. An seiner Liebe ist sie allerdings zum Weibe herangereift, aber nicht zu einem Weibe, hingebend, weich und zärtlich, wie er es sich erwartete, sondern herb und strenge, in sich abgeschlossen und mit der Welt im klaren. In Petersburg und in einer Datsche bei Petersburg spielt sich die Erzählung ab, der die feine Lokalfarbe, die darüber ausgegossen liegt, wohl einen Reiz mehr, aber doch nicht den Hauptreiz verleiht. Der liegt vielmehr durchaus in der bewundernswert feinen psychologischen Entwickelung des eigenartigen, ganz mädchenhaft weiche und daneben wieder ganz kräftige, fast männliche Züge aufweisenden Charakters der Heldin und in der sprechenden Plastik, mit der Menschen und Dinge gezeichnet sind. Und noch etwas läßt das Buch nicht leicht wieder vergessen, — eine Stimmung, die ich mit Frühlingsstimmung vergleichen möchte, sehnsüchtig und erwartungsvoll und schwül. Eine Dissonanz am Schluß — wie ein starkes Gewitter mit einem kühlen Sommer im Gefolge, — der Sommer hält ja selten, was der Frühling verspricht.

Ein vielversprechendes Talent zeigt Hanns von Gumppenberg in seinem Roman „Der fünfte Prophet“ (Berlin W, Verein für freies Schrifttum). Noch ein bißchen viel nebeneinander und durcheinander, so daß vielleicht nicht jeder Leser die Intentionen des Verfassers ganz richtig versteht. Was mich betrifft, so erscheint mir der fünfte Prophet als ein idealistisch angehauchter Schwärmer, den der Größenwahnsinn packt, — nicht nur die maßvolle Form dieser Krankheit, die die davon Befallenen glücklich macht und ihnen gestattet, sich ihr Lebenlang unter gesunden Menschen frei zu bewegen und selbst beinahe gesund zu erscheinen, sondern die ganz starke Art, die in das Irrenhaus führt und den Ärzten für unheilbar gilt. Daß in dem von Hanns von Gumppenberg dargestellten Falle der Größenwahn durch Klopfgeister genährt wird, macht ihn nicht zum Specialfall, sondern beschleunigt nur die Entwickelung. Die Ursachen der Krankheit liegen tiefer, — wie ich aus der Vorrede schließe, sucht sie der Verfasser in den modernen Kulturverhältnissen. Das vermag ich nun nicht ganz zuzugeben. Der junge Dichter Heinrich Steinbach würde unter unseren Kulturverhältnissen wahrscheinlich ganz Tüchtiges leisten, und vielleicht auch leidlich vernünftig bleiben, wenn er etwas mehr moralischen Halt besäße und nicht durch einen Irrtum zu der Überzeugung gelangt wäre, daß Dichten eine sehr bequeme Beschäftigung und Dichter sein sein Beruf sei. Was sonst noch seine Krankheit entwickeln und beschleunigen mag, — erbliche Anlage vielleicht, nächtliche Debauchen, das Milieu, in dem er sich behaglich fühlt, will ich dahingestellt sein lassen. Aber daß der Größenwahn selbst oder die Form, in der er hier zum Ausdruck gelangt, von der modernen Kultur üppiger gezüchtet werde, als von früheren Kulturperioden, bezweifle ich. Das nicht genügende Betonen der Selbstverantwortlichkeit läßt jedenfalls den Leser, ob ich nun zu denen gehöre, die den Roman im Sinne des Verfassers richtig verstehen, oder ob ich zu denen gehöre, die ihn mißverstehen, nicht zu einem ganz einheitlichen Eindruck kommen. Auch die Gesellschaft, in die uns Hanns von Gumppenberg führt und in der Heinrich Steinbach schließlich alle Selbstkontrolle und alle Selbstkritik einbüßt, ist nicht gerade sehr verlockend. Aber sie ist mit kräftigen Strichen gezeichnet, und wer einmal nicht nach dem üblichen Romanfutter mit seiner selbstverständlichen Liebesgeschichte verlangt, der wird in diesem Buche Gumppenbergs sicher mit Vergnügen die Bekanntschaft eines Talents machen, das sich nicht damit begnügt, nur angenehm unterhalten zu wollen.

Auch Hans von Kahlenberg gehört zu denen, die mehr sagen möchten, als schon hundertmal gesagt worden ist, und zu den vielversprechenden Talenten ohnein. Der Roman „Ein Narr“ (Dresden und Leipzig, Verlag von Carl Reißner) greift stofflich tief hinein in das sociale Leben der Gegenwart, die Schilderung ist lebhaft und interessant, die Charaktere zum großen Teil vortrefflich angelegt, zum andern aber ganz romanhaft, die Farbenmischung allerdings greller, als der Wirklichkeit entspricht und die Kunst verträgt. Mit dieser Vorliebe für grelle Farben stimmt

eine Neigung für starke Katastrophen überein, die die realistische Schilderung wieder ganz romanhaft unterbrechen. Maßhalten nach jeder Richtung hin würde diesem Talent einen großen Schritt nach vorwärts bedeuten.

Emile Erhard, die liebenswürdige Verfasserin so vieler und vielgelesener Sports- und Gesellschaftsromane, veröffentlichte eine neue Erzählung „Aus Fortunios Erinnerungen“ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart), die die in Deutschland nicht sehr starke Kategorie der ersteren auf das willkommenste und originell bereichert. Denn Fortunios Erinnerungen — es handelt sich um die Erinnerungen eines berühmten Hengstes aus dem Ivenacker Gestüt — reichen weiter als über einen Rennplatz der Gegenwart mit seinem Totalisator und seinen Buchmachern, seinen Trainern und Jockeys und seinen großen Rennstallbesitzern, von denen ein paar die Passion für das Pferd, die anderen die Spekulation mit dem Pferde beherrscht. Fortunio hat mehr erlebt als ein modernes Rennpferd, dem selbst die erfinderischen englischen Sportsromandichter kein größeres Abenteuer anzudichten wissen, als daß es in der Nacht vor dem großen Rennen einem schändlichen Mordversuch nur durch die Wachsamkeit eines Foxterriers und durch die Geistesgegenwart eines jugendlichen Stallhelden entgeht, mehr selbst als Nellie Kneebs oder wie das große amerikanische Traberpferd heißt, das bald selbst nicht mehr wissen wird, wie sein eigentlicher Name ist. Fortunio hat ein Stück Weltgeschichte miterlebt, von den Franzosen ist er als köstlichste Beute mit nach Frankreich entführt worden, und er würde dort vielleicht, seiner Vaterlandsliebe ungeachtet, der französischen Pferdezucht merklich auf die Beine geholfen haben, wenn ihn nicht zufällig ein Schwiegersohn des Majoratsherrn von Ivenack, der Oberst von Dewitz, wiedererkannt und das Besitzrecht sehr energisch reklamiert hätte, als Napoleon geschlagen war und Reklamationen in Einzelfällen wenigstens mit Aussicht auf Erfolg durchgeführt werden konnten. Fortunios Geschichte ist also ein wenig mit der Weltgeschichte selbst verknüpft, und wenn sie auch im Anfang des Jahrhunderts spielt, ist sie doch durch so viel historische Daten nicht nur, sondern auch durch ein so getreues historisches Kolorit beglaubigt, daß niemandem Zweifel an ihrer historischen Wahrheit auftauchen können. An dramatischer Spannung fehlt es in Fortunios Erinnerungen nicht, und die Geschichte der nicht zu historischer Berühmtheit gelangten Menschen, die sich eng an die des historisch berühmten Hengstes anlehnt, ist so gemütvoll und liebenswürdig erzählt, daß auch diejenigen Leser, die nicht Rennpferde laufen lassen und von der Wichtigkeit der Pferdestammbäume nichts verstehen, das von Hertha von Warburg anmutig illustrierte Buch mit großem Behagen lesen werden.

Zu unsern Bildern.

(Abdruck verboten.)

Die schwedischen Volkstrachten gehören zu den malerischesten der Welt. Fast jede Landschaft hat ihre besonderen Eigenheiten darin, — die eine die breiten vielfarbigen Besatzstreifen um den Rock, die andere bunte Handstickereien, die dritte kostbaren Haubenschmuck in Gold- und Silberfiligran. Fast allen den verschiedenen Trachten gemeinsam aber sind die weiten blütenweißen Hemdärmel, die lose aus der Schulteröffnung des Mieders hervorquellen, und die Freude an lebhaften Farben der Gewandung. Nimmt man dazu die schlanken Gestalten der schwedischen Mädchen und ihre meist blonde, oft ein wenig herbe Schönheit, so begreift man wohl, daß ein schwedisches Bauernmädchen in seiner Nationaltracht einen Maler entzücken kann. Hermann Wolff hat die kräftige und doch ganz weiblich anziehende Erscheinung eines solchen festgehalten, so daß auch wir uns an ihr erfreuen dürfen. Der ruhige Gleichmut ihrer Haltung steht in starkem Gegensatz zu dem malerischen Sujet, das der zweite Farbendruck dieses Heftes darstellt, zu Adolf Lübens „Wilderer.“ Den Rucksack über der Schulter, die Büchse in der Faust, beschleicht er im Hochgebirge den Gemsbock, vorsichtig jeden Felsblock als Deckung benutzend und sorgfältig darauf bedacht, den Wind zwischen sich und dem Wilde zu haben. Er ist ein alter Praktikus auf diesem verbotenen und gefährlichen Kriegspfade, Haar und Bart sind ihm längst ergraut, die Gesichtszüge verwittert; er weiß, wie leicht die Gemse den Verfolger gewahr wird und wie flüchtig sie in dem ihr schnell Deckung bietenden Terrain zu verschwinden versteht. Jede Sehne seines an Anstrengungen gewöhnten Körpers ist gespannt, das falkenscharfe Auge bohrt sich in die Ferne. Ebenfalls in das Hochgebirge versetzt uns das Bild von Paul Meyerheim. Der Künstler, der es liebt, seine Bilder mit einem kräftigen und gesunden Humor zu würzen, hat auch hier das Komische der Situation voll zum Ausdruck gebracht. Der Großstädter ist im Hochgebirge schon an sich eine Erscheinung, die nicht selten zum Lächeln reizt. Bringt er doch zumeist allen unpraktischen Luxus seiner städtischen Kleidung mit hinein in die Berge, für deren steinige Wege spitze Lackschuhe sich ebensowenig eignen wie Spitzenkleider für Waldpartien. Dafür aber bewaffnet er sich mit einem ellenlangen Bergstock, auch wenn er gar nicht daran denkt, Berge zu erklimmen, sondern sich mit den Anhöhen begnügt, auf die leidlich gebahnte Wege hinaufführen. Aber auch auf solchen harmlosen Ausflügen können einem schreckliche Abenteuer begegnen, wenn man Pech hat. Eine Herde Rindvieh ist an sich zwar nichts Schreckliches. Kommt sie aber den Bergpfad herabgeschritten, so merkt man ihr doch sehr an, daß sie sich Herr der Situation fühlt und an höfliches Ausweichen nicht gewöhnt ist. Der Klügere gibt nach, denkt die promenierende Gesellschaft von Sommerfrischlern und flüchtet die Felswände hinauf, trotzdem keiner der Wiederkäuer Miene macht, eine der Damen auf die Hörner zu nehmen. Nur ein Kälbchen bleibt zutraulich stehen, während

die Herde interesselos vorübertrottet; der Hirt aber lacht zu der unnötigen Angst, die seine harmlosen Pflegebefohlenen einflößen. — Liebenswürdige Laune hat auch R. Pötzelberger das Motiv zu seinem Bilde „Frieden im Land“ diktiert; ein Bild aus sogenannten guten alten Zeiten, deren Wiederkehr wir und noch einige kommende Generationen hoffentlich nicht erleben werden. Dieser Friede im Land kann höchstens so lange dauern, wie es dem Nachbar gefällt. Es ist ein unbewachter Friede trotz der Schildwache, die so faul an der Bastion lehnt, eine Idylle ziemlich schläfriger Art, wie die ganze sogenannte gute alte Zeit, die durch Wetterstürme etwas rauh aus ihrem Schlummer geweckt werden mußte. — Debat-Ponson malte ein Frühlingsbild „Auf der Weide,“ das landschaftlich und figürlich von gleichem Reiz ist. Die junge Hirtin, die den langhaarigen Schäferspitz hetzt, daß er eine Kuh, die sich allzu weit vom Weideplatz entfernt hat, zurückbringe, die im Hintergrund das fette Wiesengras rupfende Herde sind ungemein lebensvoll, und auf der Landschaft, auf dem von geköpften Weiden umstandenen Tümpel und über der Wiese ruht der Hauch des Frühlings. — Fr. Kallmorgen brachte die Ruhe des Sonntagmorgens zu glücklichstem Ausdruck. Das Schiff liegt vertaut im Kanal, die Schifferfamilie läßt die schwere Arbeit für einen Tag ruhen. Seine kurze Stummelpfeife rauchend, sitzt der Schiffer mit seiner Frau auf dem Verdeck, während sein Gehilfe im Boot ein Gericht Fische für den Sonntagstisch angelt. Die beiden Kinder, froh, einmal festen Boden unter den Füßen zu haben, sehen dem Angler zu, sich jetzt schon in der philosophischen Geduld übend, die diese Beschäftigung verlangt und zu einem für weniger phlegmatische Naturen nicht recht begreiflichen Vergnügen macht. — Die Statuette „Der Bootsbauer“ von Gerhard Janensch zeigt uns den charakteristischen Typus des alten Seemannes, der an der Wasserkante geboren, aufgewachsen und alt geworden ist. Wie er scharf den Kiel seines Modellbootes visiert, trägt er alle Merkzeichen einer kräftig individualisierten Persönlichkeit an sich. Die lebensvolle Statuette ist ein erfreulicher Beweis dafür, daß die realistische Kleinkunst, die wir an den Bronzen französischer und belgischer Meister so lange bewundert haben, neuerdings auch in Deutschland Vertreter findet, die sich jenen an die Seite stellen können. Mit welchen Augen der Zeichner des Journal amusant, der Pariser Mars, den Stammtisch einer Berliner Weißbierstube gesehen hat, zeigt uns seine Skizze „Eine große Weiße.“ Bewußt oder unbewußt ist das Bild des Pariser Künstlers ein bißchen Karikatur geworden, aber doch liebenswürdige und in den Hauptzügen auch charakteristische Karikatur. Die Einfachheit der Einrichtung, durch die sich noch vor kurzem auch die besseren Berliner Weißbierstuben von den „Bierpaläſten“ unterschieden und die auch Mars noch festgehalten hat, ist freilich jetzt im Verschwinden; auch die Weißbierstuben drapieren sich allmählich mehr oder weniger altdeutsch, rokoko oder in einer anderen Stilart. Aber die Rauchwolke schwebt noch immer über den Tischen, die Unterhaltung ist lebhaft wie früher und das Glas ist auch noch gerade so schwer zu regieren wie sonst. Geht es auch nicht immer ganz so friedlich an den Weißbiertischen zu, wie auf dem Bilde von Mars — man sagt, daß Weißbierdebatten leicht hitziger werden, als das Getränk motiviert — so sind die Gäste doch weniger blutdürstig als diejenigen, die Evert van Muyden an der Tränke gemalt hat, ein Königstigerpaar, das die Dschungel verlassen hat, um seinen Durst zu löschen. Während die Tigerin in der für alle Katzenarten charakteristischen Haltung kauernd gierig Wasser leckt, sitzt der Tiger aufrecht und äugt wachsam in die Ferne. Carl Bökers Bild „Morgenspaziergang der Fürstin“ ist sehr bekannt geworden. Von ihrer Hofdame begleitet, promeniert eine Fürstin der Rokokozeit im Park. Ein schwarzer Diener hält schützend einen Sonnenschirm über die hochfrisierten Häupter der beiden Damen, während ein Kind aus dem Volke sich zutraulich bittend der hohen Frau naht. Es wird die Leser interessieren, die erste Situationsskizze zu dem bekannten Bilde kennen zu lernen. Die sichere Charakteristik Friedrich Hiddemanns finden wir auch in des Meisters Studie, die einen lesenden alten Mann darstellt, der den Zeilen mit dem Finger folgt, um sie nicht zu verlieren. Ganz flüchtig, aber ebenso sicher, ist der kleine Künstler, der das Trottoir als Skizzenbuch benutzt, von H. Oehmichen hingeworfen. Chester Loomis fixierte aus den Festspielen in Rotenburg die stattliche Erscheinung der Bürgermeisterstochter, Ernst Berger ist mit einer Skizze zu seinem farbenreichen Orientbilde „Die Bairamsbraut“ vertreten. Carl Gehrts, der als Zeichner wie als Maler gleich ausgezeichnete Künstler, der weiteren Kreisen lange Zeit hindurch nur durch seine Gnomenbilder bekannt war, hat in den Fresken, mit denen er die Kunsthalle in Düsseldorf schmückte, ebenso monumental wirkende wie farbig reizvolle Bilder geschaffen. Die Malerei, wie er sie uns in seinem Bilde verkörpert, ist offenbar nicht die Kunst, die ihre Aufgabe allein in der Nachschilderung der Wirklichkeit sieht, sondern die, mit der Poesie eng verschwistert, auch der Phantasie ihr starkes Recht läßt. Dahin scheint wenigstens der nach oben gerichtete Blick zu deuten, der Geistesarbeit verrät, während Palette und Pinsel, Stift und Skizzenbuch müßig in den Händen ruhen. Unter dem Studienkopf des Münchners R. Gysis haben wir uns wohl einen oberbayerischen Holzknecht vorzustellen, der mit aller Lungenkraft einen weit entfernten Kollegen anruft. Das edle Profil des Leonardoschen Frauenkopfes erscheint fast statuenhaft und doch voll sprechenden Liebreizes. O. P.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Paulenins in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Bildnis einer Dame. Nach einem Paſtell von Jenny Gronen.

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepański.

X. Jahrgang 1895/96. Heft 8, April 1896.

Die Krönung der russischen Kaiser in Moskau.

Von
Theodor Hermann Pantenius.

Mit einundzwanzig Abbildungen und einem Situationsplan des Kreml.

Das neue Deutsche Reich kennt keine Kaiserkrönung. Die Krönungsinsignien des h. Römischen Reiches deutscher Nation werden in der Schatzkammer der Wiener Hofburg aufbewahrt, und die des neuen Deutschen Reiches werden nur bei der Eröffnung des Reichstages als Dekorationsstücke benutzt. Wir vermissen die Krönung auch nicht, denn uns ist der Kaiser der Gesalbte des Herrn aus innerem Recht und wir tragen kein Verlangen danach, uns das durch eine äußere ceremonielle Handlung noch besonders bestätigen zu lassen. Das deutsche Kaisertum ist eben ein Erzeugnis unserer Tage, und wir verhalten uns zu ihm wie zu einem solchen.

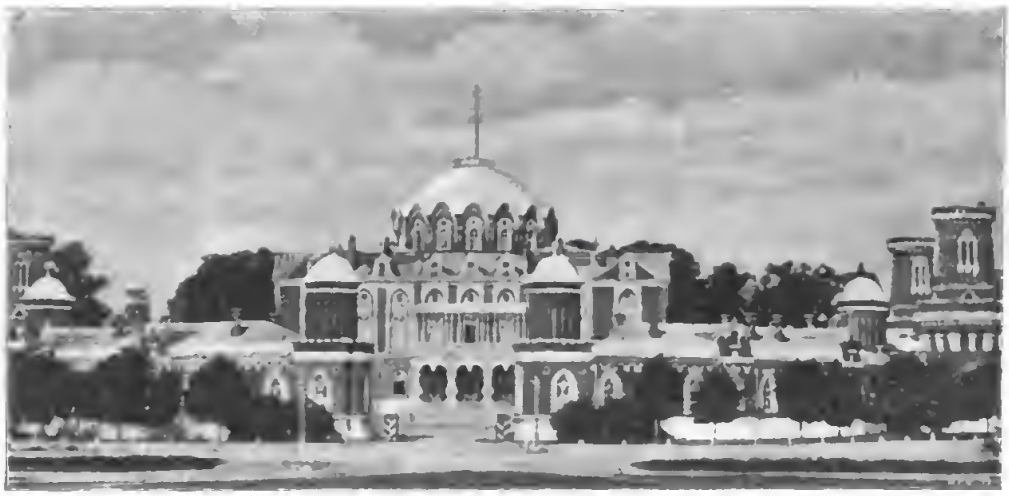
Je weiter wir aber in der Geschichte unseres Volkes zurückgehen, um so größer ist die Bedeutung, die der Ceremonie der Krönung als solcher beigelegt wird.

Während der letzten drei oder vier Jahrhunderte war diese allerdings nur ein bedeutsames Symbol, weiter zurück aber trug sie den Charakter einer mysteriösen Handlung, durch die die kaiserliche beziehungsweise königliche Würde eigentlich erst auf den Fürsten überging. Nur wer am rechten Orte von der dazu berufenen Person mit der rechten Krone gekrönt worden war, galt als unantastbarer, mit der vollen Würde ausgestatteter König; nur in Rom und aus der Hand des Papstes ließ sich die Kaiserkrone und mit ihr die Kaiserwürde erringen. Wer deutscher König werden wollte, der mußte deshalb rechtzeitig daran denken, sich in den Besitz der Reichskleinodien zu setzen.

Wenn der deutsche König im Kaiserornat einherschritt, sah er vermutlich verzweifelt undeutsch aus, denn die langherabwallenden Gewänder paßten schlecht zu den Gewohnheiten unseres Kriegervolkes. Sie stammten ja auch nicht aus der eignen Vergangenheit, sondern waren unseren Königen zugleich mit der Kaiserwürde aus dem Reiche der römischen Kaiser in Byzanz überkommen. Diese hatten die uralten Ceremonien, mit denen die Könige Asiens sich vor den Augen ihrer Unterthanen ein göttliches Ansehen gaben, angenommen, sie mit christlichen Vorstellungen durchsetzt und ihren Bedürfnissen entsprechend weitergebildet.

Das ganze Mittelalter hindurch aber war Byzanz direkt und noch vielmehr indirekt (durch Rom, Sizilien u. s. w.) die Hochschule ceremonieller Hofhaltungen.

Auch die ersten Krönungen der russischen Zaren sind auf Byzanz zurückzuführen. Die Großfürsten von Kiew kannten Krönungen nicht, und auch Wladimir Monomach ist wohl nicht gekrönt worden und hat die Krone, die als die seinige im russischen Kronschatz aufbewahrt wird, nie getragen. Erst jener große Monarch, der ganz Rus-



Der Petrowskipalaſt bei Moskau.

land unter den Fahnen von Moskau ſammelte, der Großfürſt Iwan III (1462 bis 1505) nahm mit anderen Traditionen des byzantiniſchen Reiches auch die Krönung in ſein tiefdurchdachtes, weitreichendes Programm auf. Das Reich von Byzanz war damals von den Türken erobert worden, und die Nichte des letzten Kaiſers, Sophia, war die Gemahlin des Großfürſten geworden. Mit ihr kamen eine Menge flüchtiger Griechen jeden Ranges nach Moskau und überbrachten dorthin die Vorſtellungen und Überlieferungen Konſtantinopels. Der Großfürſt ſelbſt ſah in ſeiner Gemahlin „den Sproß des kaiſerlichen Stammes, welcher einſt die ganze rechtgläubige Chriſtenheit mit ſeinem Schatten bedeckte.“ Er fühlte ſich ganz als Erbe der byzantiniſchen Kaiſer und nahm auch ihren zweiköpfigen Adler als Wappen an.

Aus dieſem Gedankengange heraus ließ er auch ſeinen Enkel Demetrius, den er zu ſeinem Nachfolger ernannte, krönen. Damals entſtand auch die Sage von der angeblichen Krönung Wladimir Monomachs (1113—1125), die den für die Krönung von Demetrius benutzten Inſignien die Weihe einer fernen Vergangenheit verleihen ſollte, während ſie vermutlich aus dem Nachlaß irgend eines viel ſpäter lebenden ruſſiſchen

Kaiſer Nikolaus II von Rußland.

Kaiſerin Alexandra von Rußland.

Teilfürſten ſtammen. Dieſe Inſignien beſtehen aus einer an die Mützen der Tataren erinnernden Krone und einem Schulterkragen aus Goldbrokat mit über die Bruſt herabhängenden Enden. In dieſen von Edelſteinen bedeckten Kragen (Barmy) ſind zahlreiche Heiligenbilder eingelaſſen.

Die Kaiſerin-Witwe Maria von Rußland.

Die Krönung, die am 3. Februar 1498 in der Mariä-Himmelfahrtskathedrale im Kreml ſtattfand — dieſe Kirche iſt ſeitdem Krönungskirche geblieben — trug noch einen rein kirchlichen Charakter. Nachdem der fünfzehnjährige Prinz von dem Metropoliten eingeſegnet worden war, legte ſein Großvater ihm den Schulterkragen um und ſetzte ihm die mützenartige Krone aufs Haupt. Dann beſuchte der Prinz mit großem Gefolge und in feierlicher Prozeſſion die Erzengelkathedrale, in der die Großfürſten von Moskau beſtattet wurden, und die Kirche Mariä-Verkündigung. Beim Austritt aus der letzteren wurde der Neugekrönte mit Gold- und Silbermünzen beworfen. Dieſer Bittgang iſt in das Ceremonial aller folgenden Krönungen aufgenommen worden, und auch die Sitte, den Großfürſten mit Geld zu bewerfen, erhielt ſich lange und wandelte ſich erſt ſpäter dahin um, daß man das Geld unter das Volk warf.

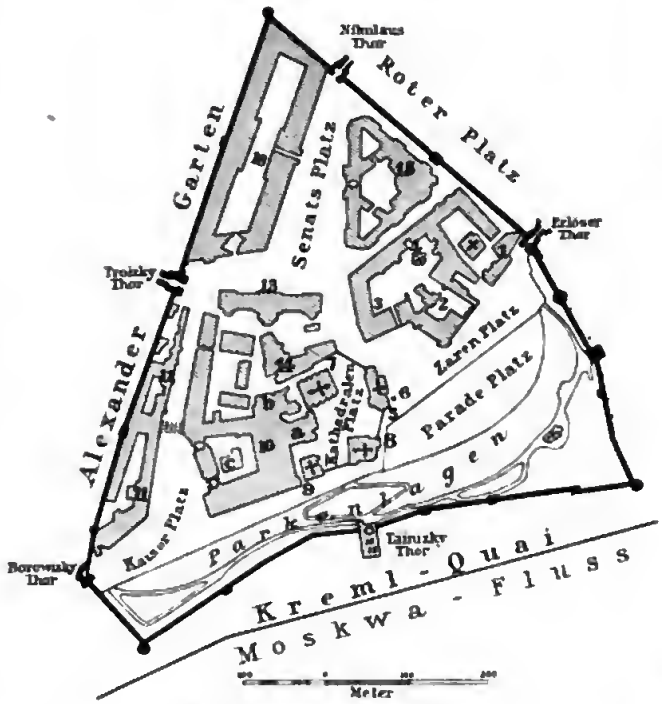
Der Prinz, dem zu Ehren zum erſtenmale eine Krönung in Rußland ſtattfand, wurde übrigens nicht regierender Fürſt. Er fiel infolge von Palaſtintriguen bei ſeinem Großvater in Ungnade und an ſeiner Stelle wurde ſein Oheim Großfürſt. Dieſer hielt es für angemeſſen, die neue Sitte nicht mitzumachen, und erſt ſein Nachfolger Iwan IV (der Schreckliche) ließ ſich wieder krönen (16. Januar 1547). Von ihm, der ſpäter den Zarentitel annahm, ab ſind alle Zaren, Kaiſer und Kaiſerinnen Rußlands in der Himmelfahrtskathedrale mit Zugrundelegung des urſprünglichen zuerſt bei dem Prinzen Demetrius zur Anwendung gelangten Programms gekrönt worden.

Der Krönung des Zaren Feodor, des Sohnes Iwan des Schrecklichen, wurde ein Ceremonial zu Grunde gelegt, das der Patriarch von Konſtantinopel für dieſen

Geſamtanſicht des Kreml in Moskau.

Zweck nach Moskau geschickt hatte. Der Vorgang, der am 31. Mai 1584 stattfand, hatte infolgedessen einen ungleich großartigeren Charakter als die früheren Krönungen und sei deshalb ausführlicher beschrieben.

Schon am frühen Morgen brachte der Beichtvater des Zaren unter ungeheurem Zulauf des Volkes die Krönungsinsignien aus dem Palast in die Kathedrale von Mariä-Himmelfahrt und legte sie auf einen Tisch nieder. Neben diesem befanden sich auf der Estrade, zu der zwölf Stufen emporführten, zwei Throne, einer für den Zaren, der andere für den Metropoliten. Unter dem Vortritt seines Beichtvatees, der den Weg kreuzweise mit Weihwasser besprengte, und unter dem Geläut der Glocken von tausend Kirchen, die Moskau damals besessen haben soll, begab sich hierauf der Zar in großer Prozession in das Gotteshaus. Bei seinem Eintritt sang man Hymnen auf die Mutter Gottes und Petrus, den Wunderthäter. Der Zar richtete nun eine vorher im Staatsrat dem Wortlaut nach festgestellte Rede an den Metropoliten, in der er unter Berufung auf das Testament seines Vaters die Krönung verlangte. Der Metropolit hing ihm „das lebenspendende Kreuz" (ein Kruzifix mit einem Partikel vom Kreuze Christi) um, legte die Hand auf sein Haupt und segnete ihn für seinen fürstlichen Beruf ein. Dann schmückte er ihn mit dem Schulterkragen und der Krone Monomachs und händigte ihm ein Scepter ein. Nach längeren Gebeten hing er ihm dann noch eine Kette um den Hals, die „die Kette aus arabischem Golde" hieß. Darauf betrat der Zar, nachdem er vorher die Krone abgelegt hatte, durch die mittlere, die Zarenthüre des Altars, das Allerheiligste und empfing hier das heilige Abendmahl. Der Metropolit salbte ihn nun an der Stirn. beiden Ohren, der Brust, den Schultern und beiden Seiten der Hände.



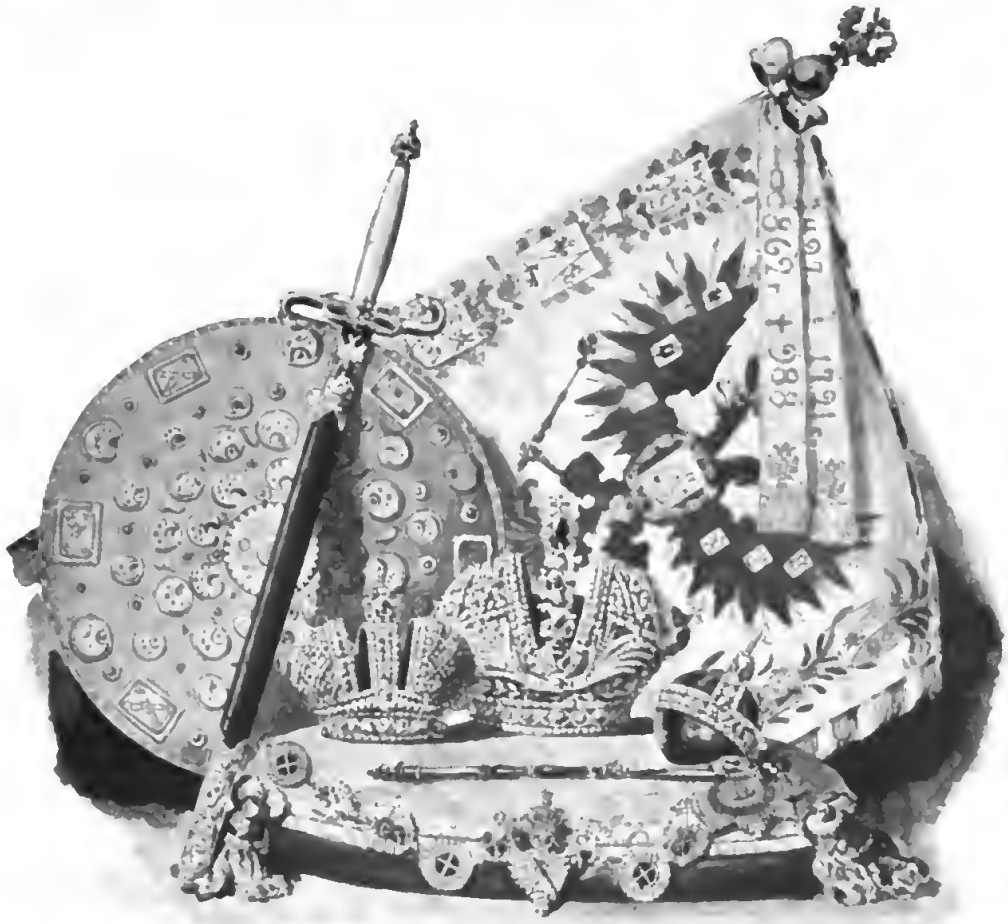
Plan des Kreml in Moskau.

Erläuterungen: 1. Himmelfahrtskloster, 2. Kleines Nikolauspalais, 3. Kloster der Wunder, 4. St. Michaelskathedrale, 5. Glockenturm Iwan des Großen, 6 Zarenglocke, 7. Mariä-Himmelfahrtkathedrale, 8. Erzengelkathedrale, 9. Mariä-Verkündigungskathedrale, 10. Großes Kremlpalais, a. Gronowitaja Palata, b. Belvederepalais, c. Erlöserkirche hinter dem goldenen Gitter, 11. Schatzkammer, 12. Vergnügungspalais, 13. Kremlkaserne, 14. Synodalgebäude, 15. Senatsgebäude, 16. Arsenal.

Das kaiserliche Familienwappen.

Hieran ſchloß ſich die Prozeſſion in die beiden anderen Kirchen an, die über eine mit Tuch beſchlagene Eſtrade führte. Dieſes Tuch wurde ſpäter dem Volke preisgegeben, eine Sitte, die wahrſcheinlich eine Nachahmung der gleichartigen bei deutſchen Kaiſerkrönungen beobachteten war.

An die Krönung ſchloß ſich ein Feſtmahl. Die Armeen wurden reichlich bedacht, die



Die ruſſiſchen Reichsinſignien.

Kriegsgefangenen freigelaſſen. Andererſeits empfing der Zar von allen Seiten Geſchenke.

Ganz neu iſt eine große Parade über 70000 Mann, die auf dem Jungfernfelde ſtattfand.

Die Feier iſt hier keine rein kirchliche mehr, ſondern trägt zum Teil ſchon einen ſtaatlichen Charakter.

Die nächſtfolgenden Krönungen bleiben dieſem Programm getreu, doch geſellt ſich zu den bisherigen Krönungsinſignien noch der Reichsapfel, wohl wieder nach deutſchem Muſter.

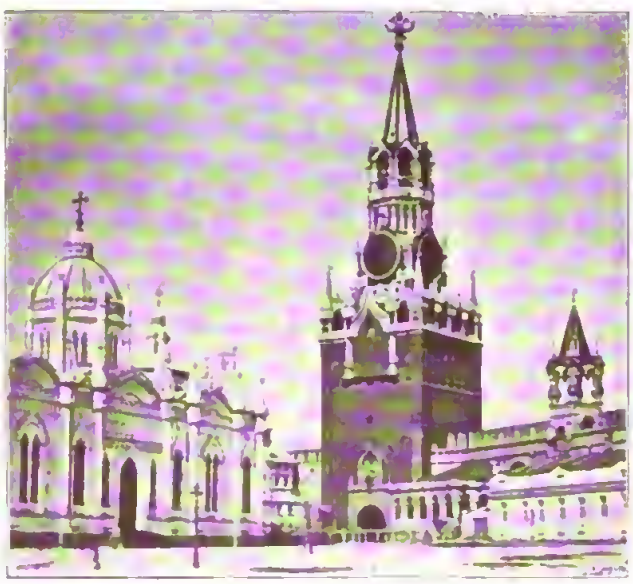
Zu erwähnen iſt noch, daß der neugekrönte Zar aus Rückſicht auf das Salböl, das ſeine Glieder berührt hatte, ſich acht Tage lang weder waſchen noch ſeine Leibwäſche wechſeln durfte. Erſt nach Ablauf dieſer Friſt durfte er das Öl abwaſchen. Das dazu benutzte Waſſer wurde ins Feuer oder in einen Fluß geſchüttet. Die Wäſche aber wurde unter beſonderen Ceremonien gereinigt.

Nach dieſem Programm, das deutlich ſeinen byzantiniſchen Charakter verrät, regelten ſich auch die ſpäteren Krönungen der Zaren. Der letzte von dieſen, Peter der Große, der das Zarenreich in ein nach abendländiſchen Grundſätzen organiſiertes Kaiſerreich verwandelte, iſt ſchon als Knabe auch nach ihm gekrönt worden. Die erſte Kaiſerkrönung ſah die Mariä-Himmelfahrts-

Der Rote Platz in Moskau.

kathedrale aus Anlaß der Krönung der Gemahlin Peters des Großen, der späteren Kaiserin Katharina I. Sie war die erste Frau, die in Rußland gekrönt wurde, und der Kaiser begründete in einem Manifest den ungewöhnlichen Vorgang mit dem Hinweis auf die außerordentlichen Verdienste, die sie sich um Rußland erworben hatte. Das Ganze hatte durch die Gegenwart der vornehmen Damen, die sich früher bekanntlich in Rußland öffentlich nicht zeigten, sowie der fremden Botschafter schon einen wesentlich europäischeren Charakter als die früheren Krönungen, unterschied sich aber sonst nicht wesentlich von ihnen. Neu war die wohl wieder auf Frankfurt hinweisende Einrichtung, daß dem Volke zwei gebratene, mit Vögeln gefüllte Ochsen und je eine Fontäne mit weißem resp. rotem Wein gespendet wurde. Auch trugen die für die Hofgesellschaften bestimmten Vergnügungen, Bälle, Illuminationen u. s. w. einen in Moskau bisher unbekannten Charakter.

Dieser verstärkte sich naturgemäß bei der Krönung der späteren Kaiserinnen und Kaiser. Bemerkt sei, daß die regierenden Kaiserinnen das h. Abendmahl in der für die Geistlichkeit üblichen Form — in beiderlei Gestalt — nahmen, während die Gattinnen der Kaiser es in der für die Laien bestimmten Weise erhielten. Sie begaben sich ferner aus der Erzengelkathedrale in das im Kreml gelegene Himmelfahrts-Frauenkloster, in dem die Gattinnen und Töchter der alten Zaren begraben liegen.



Innere Ansicht des in den Kreml führenden Erlöserthores.

Bei der Krönung der Kaiserin Elisabeth kamen zu den bisherigen Regalien noch die Reichsfahne, das Reichsschwert und das Reichssiegel. Bedeutungsvoller war eine andere Änderung: solange es noch einen russischen Patriarchen gab, hatte dieser den

Ein Herold von der Krönung Kaiſer Alexander III.

Zaren gekrönt. Peter der Große hatte die Würde eines ſolchen abgeſchafft und an ſeine Stelle war bei der Krönung einer der Metropoliten getreten. Seine Tochter Eliſabeth nun gab dem beſtehenden Verhältnis, nach welchem der Kaiſer auch der höchſte geiſtliche Oberhirt ſeiner Unterthanen iſt — als ſolcher genießt er das h. Abendmahl in der für den Klerus beſtimmten Form — auch dadurch Ausdruck, daß ſie ſich die Krone ſelbſt auf das Haupt ſetzte.

Einige beſondere Züge weiſt die Kaiſerkrönung Kaiſer Pauls auf. Er legte bei dieſem Anlaß die von ihm erlaſſene Thronfolgeordnung auf dem Altar der Krönungskirche nieder. Er nahm ferner die Parade über die Truppen im Krönungsornat ab, eine Neuerung, die nicht wiederholt wurde.

Wir haben nun die allmähliche Entwickelung der ruſſiſchen Kaiſerkrönungen bis zu der heute üblichen Form kennen gelernt. Ehe wir uns aber der letzten Krönung zuwenden, werden wir gut thun, uns ihren Schauplatz zu vergegenwärtigen.

Der Moskauer Kreml umfaßt einen ganzen Stadtteil von Paläſten, Kirchen, Klöſtern und öffentlichen Bauten. Eine faſt zwei Kilometer lange, zwanzig Meter hohe Mauer, durch die fünf Thore führen, ſchließt ihn ein und trennt ihn von der Stadt. Da er auf einem Hügel liegt, ſo hat man von ihm aus vielfach einen wundervollen Blick auf das Häuſermeer Moskaus.

Nach Oſten hin trennt der Rote Platz die Stadt von der Burg. „Rot“ iſt in dieſem Zuſammenhange bei den Ruſſen gleichbedeutend mit „ſchön,“ wir müßten den Platz deshalb eigentlich den Schönen nennen. Der Rote Platz aber iſt wohl die geſchichtlich intereſſanteſte Stätte Rußlands, denn auf ihm haben ſich ſeit einem halben Jahrtauſend die bedeutungsvollſten Ereigniſſe, die dieſes erlebte, abgeſpielt. Hier befand ſich die „Schädelſtätte,“ eine Eſtrade, von der aus die Zaren ihren Willen dem Volke verkünden ließen und die oft genug von ſtürmiſch bewegten Volkshaufen umtoſt wurde. Sie, die noch erhalten iſt, ſah die Blutbäder, die Iwan der Schreckliche unter ſeinem Adel anrichtete, und war Zeuge der großen nationalen Erhebung, an deren Spitze Minin und der Fürſt Poſcharski

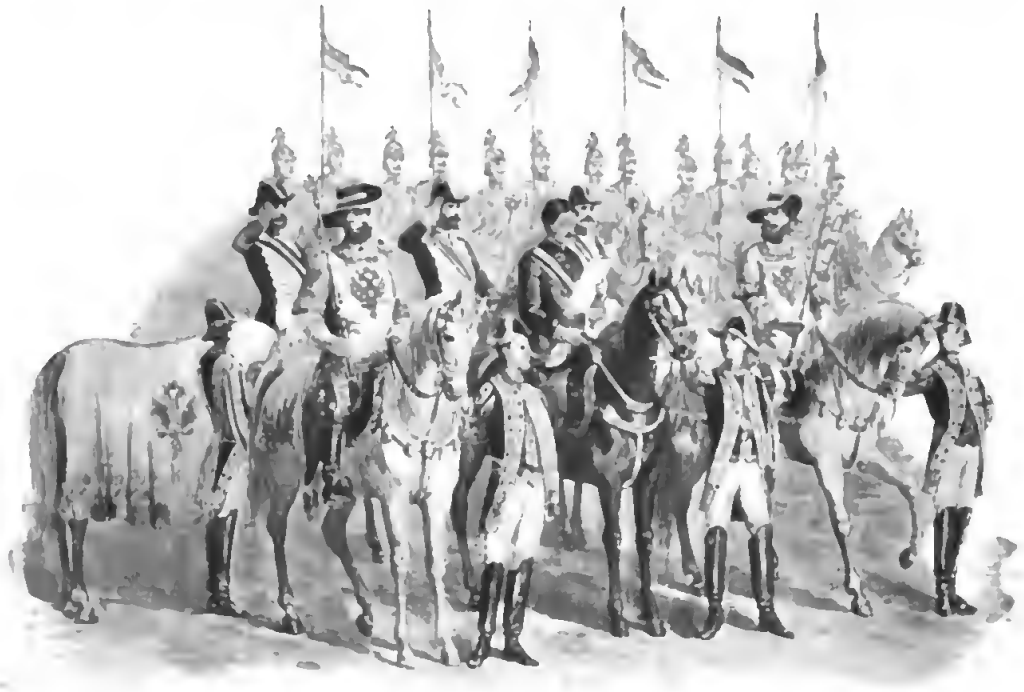
Der Glockenturm Iwan der Große im Kreml.

ſtanden. Auf ihr wurde der erſte Zar aus dem Hauſe Romanow ſeinem Volke vorgeſtellt. Bis zur Beſtrafung des Streliţenaufſtandes war der Rote Platz die große politiſche Schaubühne des Zarenreiches, zugleich aber auch der Ort, an dem die meiſten Hinrichtungen vollzogen wurden.

Von ihm aus führt das maleriſche Erlöſerthor in den Kreml. Das Erlöſerthor iſt wie alles, was wir kennen lernen werden, unter Iwan III — der beſtrebt war, den hölzernen Kreml durch einen ſteinernen zu erſetzen — von italieniſchen Baumeiſtern erbaut, doch rührt der obere Teil, der Glockenturm, in ſeiner jetzigen Geſtalt von dem Engländer Gillowey her (1626). Über dem Thore hängt ein hochgeſchätztes Bild des Erlöſers, das 1647 hier angebracht wurde.

Aus dem Thor tritt man zunächſt auf den Zarenplatz, den rechts das berühmte Himmelfahrts-Frauenkloſter begrenzt, und an dasſelbe reiht ſich der kleine Kremlpalaſt. Gegenüber dem Thore erhebt ſich der zweiundachtzig Meter hohe Glockenturm Iwan der Große, in dem nicht weniger als vierhunddreißig zum Teil rieſengroße Glocken hängen. Links ihm gegenüber liegt die Erzengelkathedrale, während hinter ihm die Mariä-Himmelfahrtskathedrale — die Krönungskirche — gelegen iſt. Die Weſtſeite des zwiſchen dieſen Kathedralen liegenden Platzes bildet das große Kremlpalais, das mit ſeinem berühmten hiſtoriſchen Feſtſaal, der Granowitaja Palata, an ihn ſtößt. In der Fortſetzung von dieſer — das Palais weicht hier etwas zurück — liegt vom Erlöſerthore aus gerechnet hinter der Erzengelkathedrale die Kirche zu Mariä Verkündigung.

Dieſe drei Kirchen und der große Kremlpalaſt bilden den eigentlichen Schauplatz der Kaiſerkrönung.



Herolde verkündigen die bevorſtehende Krönung.

Die Mariä-Himmelfahrtskirche, die Krönungskirche, ſteht in der Mitte des Kreml und bildet ein von einer mächtigen Kuppel überragtes gleichſeitiges Viereck. Nicht nur die Wände, ſondern auch die Pfeiler ſind bis zur Decke mit Vergoldungen und Bildern von Heiligen und Helden der h. Schrift im Geſchmack der ruſſiſchen Kirche bedeckt. In dieſer Kirche liegen faſt alle ruſſiſchen Patriarchen, es waren ihrer zehn, begraben. Ihr größtes Heiligtum aber iſt das aus Konſtantinopel ſtammende Muttergottesbild von

Wladimir, das auf den h. Lucas zurückgeführt wird. Die Umrahmung dieses Bildes sowie der zahlreiche Heiligenbilder tragende Ikonostas, die das Allerheiligste abschließende Bilderwand, sollen ungeheure Werte repräsentieren.

Die Erzengelkathedrale gleicht ihrer Schwesterkirche. Sie ist die Begräbnisstätte der alten Zaren, die von Iwan Kalita (1328—1340) bis auf den Bruder Peters des Großen fast alle hier den letzten Schlaf schlafen. Wenn die Kaiser nach der Krönung diese Kirche besuchen, so geschieht das, um ihren Vorfahren ihre Ehrfurcht zu bezeugen. In besonderen Kapellen ruhen hier Iwan der Schreckliche und der Zar Wassili Schuiski. Boris Godunow und die Seinigen sind im Dreieinigkeitskloster begraben. Als Heiligen aber verehrt man hier den als Knaben ermordeten Sohn Iwans des Schrecklichen, (den echten) Dmitri, der zu den Wunderthätern der griechischen Kirche gehört.

Äußere Ansicht der Krönungskirche: Mariä Himmelfahrtkathedrale (Uspenski-Sobor).

Die Kathedrale der Verkündigung Mariä endlich war die alte Hofkirche der Zaren, die sich in ihr trauen und ihre Kinder in ihr taufen ließen. Als Erinnerung an diese längst dahingegangenen Fürsten dienen die mit Edelsteinen geschmückten Kreuze, die sie einst auf der Brust trugen und die nun hier an den Pfeilern hängen. Auch der Sitz der alten Zaren ist noch unverändert geblieben und neben ihm bleiben die Kaiser für einen Augenblick stehen, wenn sie nach der Krönung aus der Erzengelkathedrale kommend auch in der alten Hofkirche ihrer Ahnen Einkehr halten. Diese zeigt in so fern einen ungewöhnlichen Schmuck, als die Wandbilder zum Teil griechische Philosophen — als Vorläufer Christi — zeigen.

An der vierten Seite des Platzes liegt die Granowitaja-Palata (1491 erbaut), der alte Audienzsaal der Zaren. Es ist das ein großer Saal, dessen niedriges Gewölbe auf einem Pfeiler ruht. Um diesen Pfeiler stellte man früher und stellt man noch heute bei festlichen Gelegenheiten Etageren, auf denen die kostbarsten Schmuckstücke der kaiserlichen Schatzkammer Platz finden. Durch ein verstecktes Fenster über dem Eingang sahen in den Tagen der letzten Zaren die Zarinnen und Prinzessinnen den festlichen Vorgängen zu, die sich in dieser Halle abspielten und denen sie sonst nicht beiwohnen durften. Die Granowitaja-Palata ist der Raum, den man in allen alten auf Rußland bezüglichen Reisewerken bei Gelegenheit von Gesandtenempfängen, Friedensschlüssen u. s. w. abgebildet findet.

Zu erwähnen ist endlich noch die Rote Treppe, die vom Palast auf den Platz zwischen den Kathedralen herabführt. Auch sie hat in der Geschichte Rußlands eine große Rolle gespielt und wetteifert in dieser Beziehung mit dem Roten Platze. Auf ihr stehend empfing Iwan der Schreckliche den

Innere Ansicht der Krönungskirche: Mariä Himmelfahrtkathedrale (Uspenski-Sjobor).

vielbesungenen treuen Diener des nach Lithauen entflohenen Fürsten Kurbski Wassili Schibanow, als dieser ihm seines Herrn Absage überbrachte, stieß die Spitze seines Stabes durch den Fuß des Mannes und vernahm auf den Stab gestützt die Botschaft; über die Rote Treppe schleifte das Volk die Leiche des falschen Demetrius; am Fuße der Roten Treppe ermordeten 1682 die meuternden Strelitzen den Minister Matwejew, den Fürsten Dolgoruki und den Bruder der Mutter Peters des Großen Alexander Naryschkin.

Die Rote Treppe trug eine Zeit lang ein reichvergoldetes Dach, ist aber jetzt wieder unbedeckt. Auf den Treppenabsätzen bilden Löwen den Schmuck.

Von der phantastischen Pracht dieser alten und ganz modernen Paläste, dieser fünf- und neunkuppeligen Kirchen, dieses Gewirres von vergoldeten Gittern, Plätzen, Gäßchen kann das Wort leider nur eine sehr unzureichende Vorstellung geben. Es ist eben eine in dieser Weise nur hier vorhandene Mischung von asiatischen, byzantinischen und westeuropäischen Elementen, die voll bunter Farben ist.

Gehen wir nun zur Schilderung der letzten Kaiserkrönung über, die am 15. Mai 1883 stattfand.

Schon am 24. Januar erschien ein Allerhöchstes Manifest, in welchem den Unterthanen mitgeteilt wurde, daß das Kaiserpaar sich im Mai krönen lassen würde. Gleichzeitig wurde eine besondere Krönungskommission ernannt, die sich mit den umfassenden Vorbereitungen, welche eine Krönung erfordert, zu beschäftigen hatte. Sie arbeitete das umfangreiche Ceremonial für alle ins Auge gefaßten Festlichkeiten aus und ordnete an, wer als Vertreter der verschiedenen Landschaften und ihrer Stände in Moskau zu erscheinen hatte und wer in die Krönungskirche selbst durfte, denn diese bietet verhältnismäßig nur wenig Raum.

Anfang Mai begab sich der Hof in das an der nach Petersburg führenden Chaussee gelegene Schloß Petrowsk, einen aus roten Ziegelsteinen 1840 neu errichteten Bau, von dem aus das Kaiserpaar am 10. Mai seinen feierlichen Einzug in die Krönungsstadt hielt. Der Kaiser und die Großfürsten waren zu Pferde — der erstere auf einem weißen Roß — die Kaiserin und die Groß-

fürſtinnen folgten in vergoldeten Wagen. Beim Eingang in den äußerſten Ring der Stadt, die Erdwallſtadt, ebenſo bei dem in den inneren Ring, die Weiße Stadt und endlich bei dem in die innerſte Stadt, die Chineſenſtadt, wurden die hohen Herrſchaften von den Vertretern der Stände Moskaus feierlich empfangen. Bei der berühmten Kapelle der Iberiſchen Mutter Gottes, einem der größten Heiligtümer Rußlands, das am Ausgang aus der Chineſenſtadt auf den Roten Platz liegt, ſtiegen die hohen Herrſchaften von den Pferden, reſp. aus den Wagen und verrichteten vor dem Muttergottesbilde (das 1648 aus dem Iberiſchen Kloſter auf dem Athos nach Moskau kam) ihre Andacht. Dann ging es über den Roten Platz durch das Erlöſerthor in den Kreml und über deſſen Zarenplatz zur Mariä-Himmelfahrtskirche. Von dieſer aus begab man ſich nun in feierlichem Zuge zu der Erzengelkathedrale und der Kirche der Verkündigung Mariä. Hier ſtellte ſich die Geiſtlichkeit an die Spitze der Prozeſſion und geleitete dieſe über die Rote Treppe in das Palais und durch die lange Reihe der großen Säle, die in dieſem zu Paradezwecken dienen: den Wladimir-Georg-Alexander-, Andreas- und Katharinenſaal.

Von dem Augenblick an, wo das Kaiſerpaar den Boden des Kreml betrat, wurden den ganzen Tag über ſämtliche Glocken geläutet, denn der Glockenton — man läutet in Rußland die Glocken nicht eigentlich, ſondern ſchlägt mit dem Klöpfel wider ſie — iſt dem ruſſiſchen Ohr überaus lieb und das Läuten ſelbſt gilt für religiös ſo verdienſtlich, daß ſich immer mehr Liebhaber für dieſe Beſchäftigung finden, als verwendbar ſind.

Das Kaiſerpaar nahm für die folgenden Tage Wohnung im Alexanderpalaſt, der in dem prachtvollen Neskutſchnipark an der Moskwa gelegen iſt, um ſich hier in der Stille auf die feierliche Handlung vorzubereiten. Am 11. Mai fand im Arſenalſaal des Kremlpalaſtes in Gegenwart des Kaiſers die feierliche Einweihung einer neuen Reichsfahne ſtatt. Sie iſt von ſchwerer Seide couleur vieil or und zeigt den Reichsadler umgeben von den Landeswappen. Am 12., 13. und 14. Mai durchzogen, von Gardekavalleriedetachements begleitete Herolde in phantaſtiſchen Gewändern die Stadt und verkündeten auf den Plätzen und Straßen die bevorſtehende Krönung.

Am Abend des 14. ſiedelte das Kaiſerpaar in den Kreml über und verrichtete ſeine Andacht in der Hauskapelle der alten Zaren, in der „Erlöſerkirche hinter dem Goldenen Gitter.“

Schon in früher Morgenſtunde des Krönungstages verſammelte ſich die geſamte hohe Geiſtlichkeit des Reiches in der Mariä-Himmelfahrtskirche und bereits um ſieben Uhr verkündigten einundzwanzig von dem Geheimnisturm der Kremlmauern abgefeuerte Schüſſe den Beginn der Feierlichkeiten, die zunächſt in Gottesdienſten in allen Kirchen beſtanden.

Um neun Uhr begab ſich unter großem Vortritt der Thronfolger, gefolgt von dem ganzen kaiſerlichen Hauſe, in die Krönungskirche. Die Majeſtäten aber betraten zunächſt den Andreasſaal und nahmen auf den in demſelben ſtändig ſtehenden Thronen

Die Erzengelkathedrale (Archangelski-Sſobor.)

Platz. Dann erhoben sie sich wieder und begaben sich durch die lange Reihe der Säle, in denen die höchsten Staatsbeamten Spalier bildeten, zur Roten Treppe, vor der bereits der von sechzehn Generaladjutanten gehaltene Baldachin ihrer harrte. Der Kaiser und die Kaiserin wurden unter diesem von je zwei Assistenten geleitet. Diese Sitte erklärt sich daraus, daß sich die alten Zaren nie in der Öffentlichkeit zeigten, ohne von zwei Bojaren gestützt zu werden. Daran, daß der falsche Dametrius diese Stützen verschmähte, glaubte man u. A. erkennen zu müssen, daß er kein Nachkomme Ruriks war. Vor ihnen her aber trugen hohe Beamte die Regalien: die große und die kleine Krone, das Scepter, den Reichsapfel, die Krönungsmäntel, das Reichsschwert, das Reichssiegel, die Reichsfahne und die Diamantenkette des Andreasordens. Jeder der Herren hatte auch zwei Assistenten.

Auf der Vortreppe der Kathedrale wurden die Reichskleinodien von einem Erzbischof mit Weihwasser besprengt und dann auf einem Tisch niedergelegt, der sich in der Kirche rechts von den Thronen befand.

Vor der Kirchenthür begrüßte der Metropolit von Moskau das Kaiserpaar mit einer Ansprache, und dieses küßte seinerseits ein Kruzifix und wurde mit Weihwasser besprengt.

Unter der großen Kuppel der Kirche, zwischen den vier Säulen, die sie tragen, war eine hohe Estrade errichtet, zu der zwölf Stufen emporführten. Auf dieser Estrade standen, ein wenig erhöht, unter einem Baldachin der Thron des Zaren Michail Feodorowisch — des ersten Romanow — für den Kaiser und der Thron des Zaren Alexei Michailowisch — des zweiten Romanow — für die Kaiserin. Der erstere war ein Geschenk des persischen Schach Abbas an Iwan den Schrecklichen; der letztere wurde dem Zaren Alexei von der armenischen Handelsgesellschaft dargebracht. Beide sind mit zahllosen Edelsteinen bedeckt. Auf den Stufen standen die Herolde, Offiziere der Gardekavallerie und hohe Hofbeamte.

Nachdem das Kaiserpaar auf den Thronen Platz genommen hatte, stieg der Metropolit von Nowgorod die Stufen hinan und hielt eine Ansprache, in der er den Zaren aufforderte, das Glaubensbekenntnis der griechischen Kirche öffentlich abzulegen. Nachdem das geschehen war, wurden Jes. 49, 13—19, Römer 13, 1—7 und Matth. 21, 15—22 verlesen.

Nun erhob sich der Kaiser, ließ sich von zwei Metropoliten den Krönungsmantel und die diamantene Kette des Andreasordens umhängen und setzte sich selbst die

Mariä Verkündigungskathedrale (Blagoweschtschenski-Sobor).

Die Rote Treppe im Kreml.

Krone auf das Haupt. Dann nahm er das Scepter in die rechte, den Reichsapfel in die linke Hand und setzte sich wieder auf den Thron.

Nach ein paar Augenblicken rief er die Kaiserin herbei, die vor ihm niederkniete. Der Kaiser nahm seine Krone vom Haupt, berührte mit derselben das der Kaiserin und setzte sie wieder auf. Dann krönte er seine Gemahlin mit der für sie bestimmten Krone und man bekleidete auch sie mit dem Krönungsmantel.

Alles dieses geschah unter verschiedenen Gebeten und Gesängen.

Die hohen Herrschaften setzten sich wieder, und ein Geistlicher verlas den vollen Kaisertitel, während draußen 101 Kanonenschüsse und das Glockengeläut dem Volke den Vorgang verkündeten. Alle Anwesenden verneigten sich dreimal glückwünschend gegen die Majestäten. Die Feierlichkeit war aber damit noch nicht beendet. Nachdem das Kaiserpaar die Glückwünsche seiner nächsten Angehörigen empfangen hatte, verrichtete der Kaiser knieend ein lautes Gebet, an das sich ein zweites von einem der Metropoliten vorgesprochenes schloß. Während desselben knieten alle Anwesenden.

Der Kaiser legte nun den Degen ab, stieg, gefolgt von der Kaiserin, die Stufen herab und begab sich vor die Zarenthür (Mittelthür) der Altarwand. Hier salbte ihn der Metropolit von Nowgorod auf die Stirn, die Augen, die Nasenflügel, die Lippen, die Ohren und beide Seiten der Hände, während die Kaiserin nur auf die Stirn gesalbt wurde. Der Kaiser empfing hierauf das heilige Abendmahl in beiderlei Gestalt, die Kaiserin erhielt die Kommunion als Laie. Beide stiegen dann wieder auf die Estrade und nahmen auf den Thronen Platz, während die Geistlichkeit Lobgesänge anstimmte. Alle Anwesenden aber verneigten sich wiederum dreimal glückwünschend gegen die nun Gekrönten und Gesalbten.

Das Kaiserpaar verließ hierauf die Kirche, trat wieder unter den Baldachin und begab sich auf einem eigens für diesen Zweck errichteten, erhöhten Stege in die Erzengelkathedrale und die Kirche zur Verkündigung Mariä. Vor dem Eintritt in diese Gotteshäuser legte der Kaiser jedesmal

Krone, Scepter und Reichsapfel ab, um sie nach dem Austritt wieder zu benutzen.

Von der Kirche zur Verkündigung Mariä ging der Zug wieder zur Roten Treppe, von deren oberstem Absatz aus die Majestäten sich, nach altem Brauch, dreimal vor dem Volk verneigten. Im Andreassaal legten diese die Regalien ab und zogen sich zu kurzer Ruhe in ihre Privatgemächer zurück.

Um drei Uhr fand das Festmahl für die oberste Geistlichkeit und die Beamten erster und zweiter Klasse in der Granowitaja Kreml und der Stadt beendete nach Einbruch der Dunkelheit den Tag.

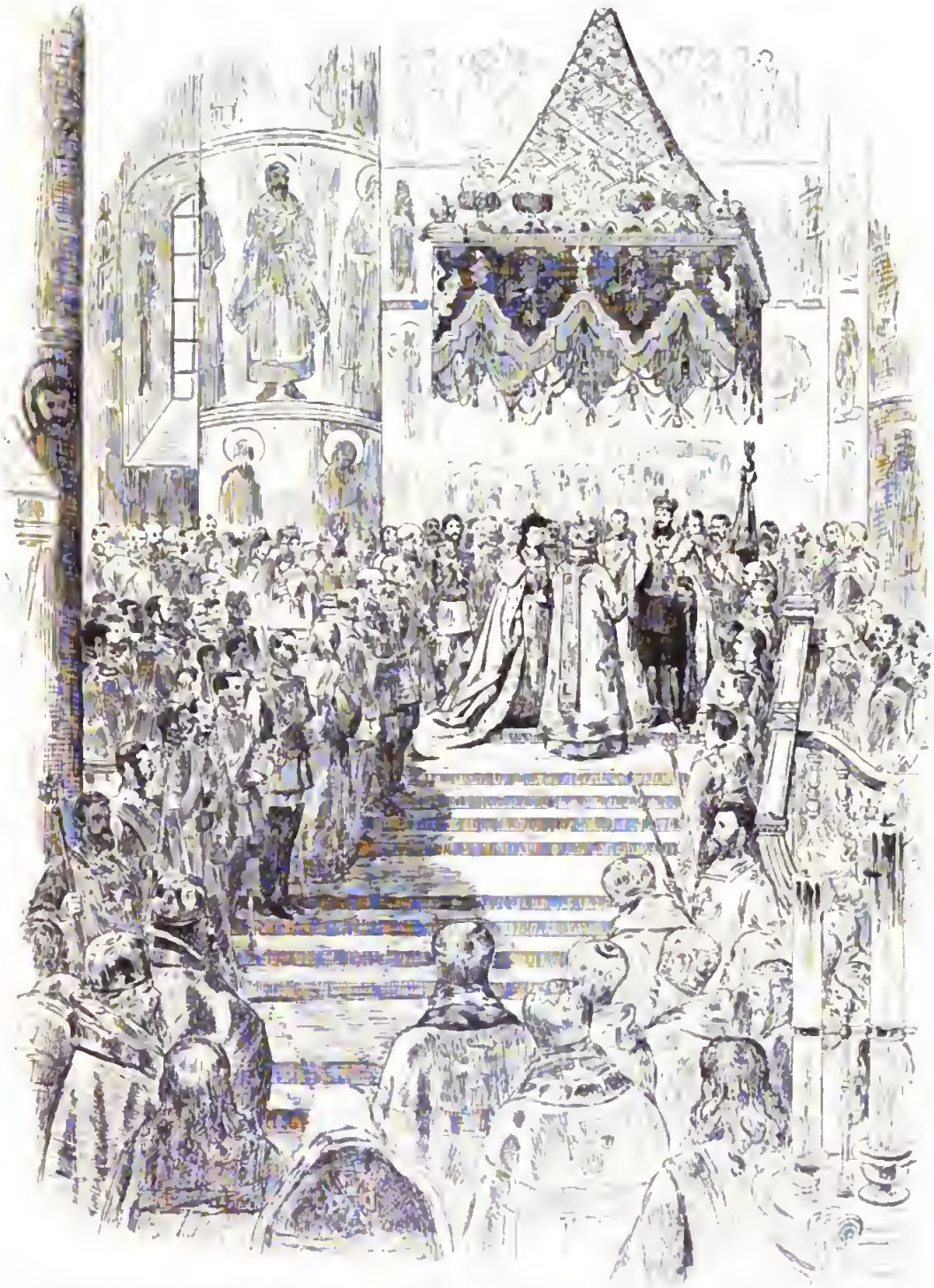
An die Krönung schloß sich eine lange Reihe von Festlichkeiten. Am 16. fand die erste Gratulationscour statt, bei der unzählige Deputationen das bekannte „Salz und Brot" überreichten. Diese Sitte, nach der das Brot auf einer silbernen Schüssel, das Salz in einem dieser dem Stil nach entsprechenden silbernen Kästchen überreicht wird, bewirkt eine gewisse Einförmigkeit der Geschenke, die ja fast ausnahmslos in diesen

Der Andreassaal mit Thron im Kreml.

Palata statt. Das Kaiserpaar speiste an einem besonderen Tisch und wurde von den Hofwürdenträgern, dem Obervorschneider, den Oberschenken ꝛc. bedient. Alle Anwesenden erhielten Krönungsmedaillen, unter das Volk aber wurden draußen Krönungsdenkmünzen verteilt. Bedeutungsvoller aber war ein anderes kaiserliches Geschenk: eine vom 15. Mai datierte Amnestie, die sich auf weite Kreise erstreckte und viele Menschen aus der Gefangenschaft oder schwerer Sorge befreite. Eine großartige Illumination des beiden Gegenständen bestehen. Und das um so mehr, da sie fast alle von einem der beiden großen Silberwarenfabrikanten Sasikow oder Owtschinnikow in Petersburg resp. Moskau hergestellt werden.

Der 16. Mai brachte einen Hofball im Kreml, der 17. und 18. wieder Gratulationscouren, der 18. eine Galavorstellung im Theater, der 19. ein Paradefestmahl in der Granowitaja-Palata und einen Ball des Moskauer Adels ꝛc.

Am 21. fand dann ein Volksfest auf



Die Krönung auf der Estrade mit der zu dieser emporführenden Treppe in der Krönungskirche.

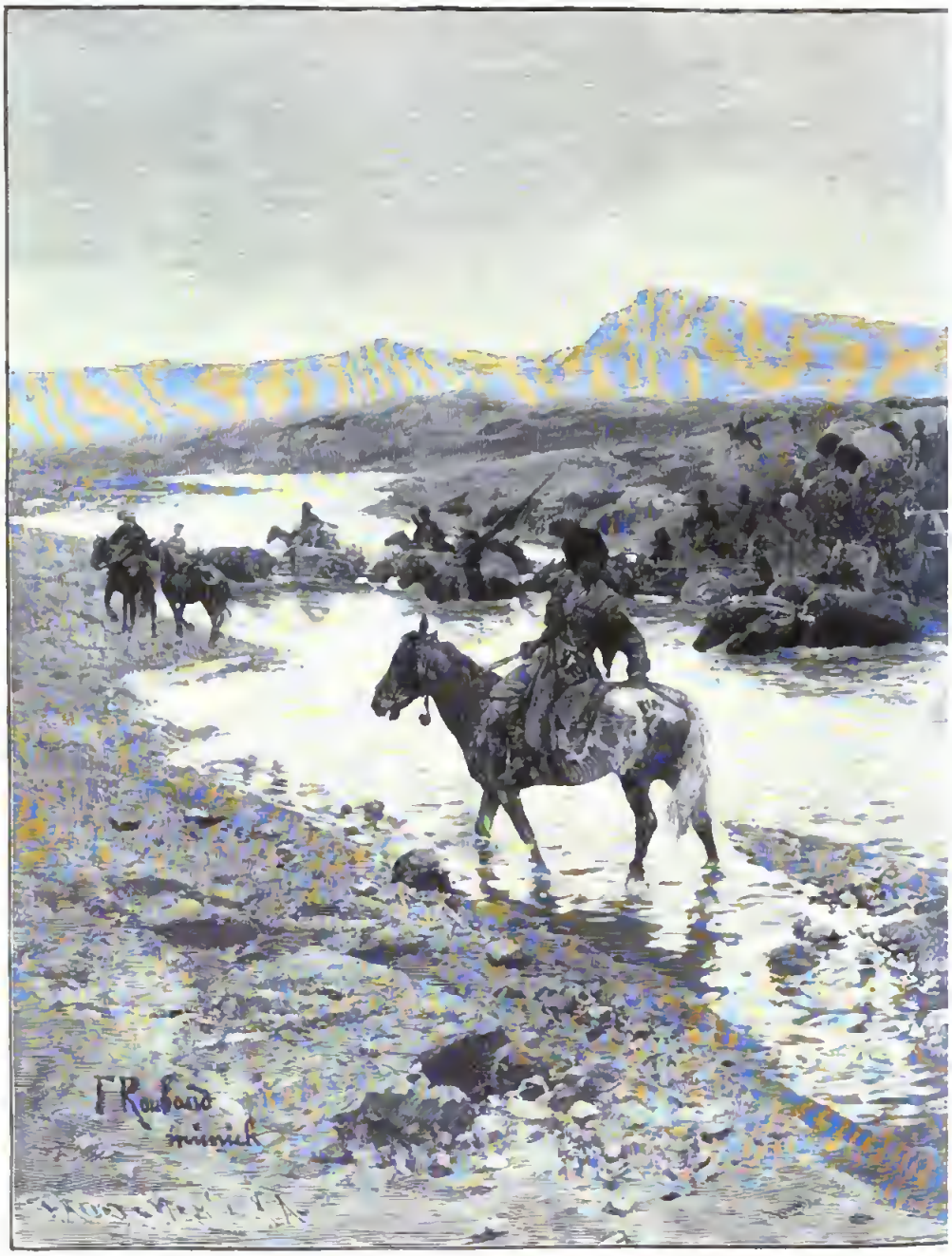
Der alte Audienzſaal im Kreml: Granowitaja-Palata.

dem weit ausgedehnten Chodynſchen Felde ſtatt, bei dem das Volk der Gaſt der Majeſtäten war. Man ſchätzte die Zahl der Verſammelten auf eine halbe Million Menſchen, die alle an kleinen budenartigen Büffetts geſpeiſt wurden. Ein 15 000 Menſchen faſſender Cirkus, vier Theater, eine Eſtrade für Akrobaten, unzählige Schaukeln, Karuſſels, Kletterſtangen ꝛc. — alle dieſe eigens für dieſen Tag errichtet — ſorgten für die Unterhaltung der Maſſen. Das Kaiſerpaar verweilte mehrere Stunden auf dem Volksfeſt. Und ſo ſchloß ſich Feſt an Feſt, bis zum 28. Mai, an dem die Majeſtäten nach Petersburg abreiſten.

Wir haben die letzte Kaiſerkrönung ſo ausführlich beſchrieben, man annehmen muß, daß auch die in dieſem Jahre ſtattfindende ihr in allen weſentlichen Zügen gleichen wird. Unſere Leſer werden ſich deshalb von ihr nach unſerer Schilderung ein deutliches Bild machen können.

Die Krönungen der ruſſiſchen Kaiſer, deren Ceremonial, wie wir ſahen, durchaus hiſtoriſch entſtanden iſt, machen einen ſehr würdigen Eindruck und ſpiegeln in ihrem Verlauf die Geſchichte Rußlands in ſchöner und für den Ruſſen erhebender Weiſe wieder. Die Vergangenheit kommt in den Ceremonien und den Orten, an denen ſie ſich abſpielen, voll zur Geltung, und doch wirkt nichts als veraltet oder unzeitgemäß. Die Erkenntnis hiervon wird auch den ruſſiſchen Majeſtäten und ihrem Hof über die großen Anſtrengungen hinweg helfen, die eine Krönung ihnen auferlegt.

Brotſchüſſel und Salzfaß, wie ſie aus Anlaß der Krönung von Korporationen dem Kaiſerpaar dargebracht werden.



Tscherkessen während des Überganges über e

·u Bergfluß. Nach dem Gemälde von F. Roubaud.

Die Vierte.

Von

Adalbert Meinhardt.

(Abdruck verboten.)

„Ist es erlaubt?“

Auf der Schwelle des Zimmers stehend, zögerte der Eintretende, bis der drinnen ihn bitten würde, näher zu kommen.

Der Kranke richtete sich in seinem Lehnstuhl auf dem Ellenbogen auf: „Ach so, Herr Lingner. Der Kellner brachte mir vorhin Ihre Karte. Ja, kommen Sie nur.“

Das klang nicht sehr einladend. Aber Lingner zog hinter sich die Thür ins Schloß und trat herein. Das Schlafzimmer im dritten Stock des Hotel Trinacria in Palermo war mit dichten Vorhängen gegen die Sonne geschützt und halb dunkel. Dennoch unterschied er die hohe Stirn, die eingefallenen Wangen, den langen, wirren Bart des kaum Genesenen und erschrak vor dem Anblick.

„Sie sind sehr schwer krank gewesen?“

Jener zuckte mit den Schultern, hob die langen, mageren Arme mit einer ungeduldigen Bewegung über seinen geschorenen Kopf, und man sah, wie er gleichzeitig unter der leichten Decke, die über seine Kniee gebreitet lag, mit dem Fuß einen Marschtakt klopfte.

„Es ist wirklich sehr freundlich,“ sagte er, „daß alle Deutschen, die unten im Flur meinen Namen sehen, sich bewogen fühlen, mich zu besuchen. Neulich erst war eine Dame hier oben, eine recht unterhaltende kleine Dame, die mir vorlesen wollte. Und heute Sie, der Sie auch keinen anderen Grund haben können — alles, was ich von Ihnen weiß, ist, daß Sie in Rom in den letzten Tagen, in welchen ich dort war, mir ein paarmal begegnet sind — nein wirklich keinen Grund, als Nächstenliebe.“

„Weshalb spotten Sie?“ fragte Lingner.

„Spotten, ich! Das fällt mir nicht ein. Im Gegenteil, ich freue mich, daß die Natur der Menschen so edel ist, da ich doch nun einmal verurteilt scheine, noch eine Zeitlang unter ihnen herumzulaufen.“

„Sie wären gern gestorben?“

„Ah, mein lieber Herr Lingner! Was ist das für eine Gewissensfrage? Gern gestorben? Ja und nein. Haben Sie schon einmal erlebt, daß alles, aber auch alles, was Sie anfangen, Ihnen gut ausschlägt? Und gemerkt trotzdem, wie Ihre sämtlichen Lebenspläne, Ihre Hoffnungen, Ihr Ehrgeiz — es kommt nicht auf das Wort an —, kurz, wie jedes, was Sie sich lange ausgedacht hatten, Ihnen schal erschien? Und dann tritt zu all dem tollen Glück und Pech noch ein Unbehagen hinzu. Eigentlich gar nichts — so ein körperliches Etwas, Sie wissen nicht, was. Und wenn die Leute von Ihnen erwarten, daß Sie vor Glückseligkeit jubeln sollten, möchten Sie sich beiseite schleichen, sich auszuweinen. Das schleppen Sie so eine Zeitlang mit sich herum, schämen sich, nur zu einem Menschen davon zu reden, und wissen doch, es geht nicht viel länger. Luftveränderung rät schließlich der Arzt. Römisches Fieber, warnen die Freunde. Es kommt zuletzt so weit, daß Sie vor sich selber davonlaufen nach Neapel. Und von Neapel nach Sicilien, Taormina, Syracus, Girgenti, lauter Orte, die ich seit der Schulbank im Herzen trug, die ich einmal sehen mußte, mußte,

ſage ich Ihnen, um zu wiſſen, ich habe gelebt. In Girgenti wurde es dann ernſthaft. Entweder ich werde verrückt, oder ich ſterbe, ſagte ich mir; und beides möchte ich lieber in etwas civiliſierterer Gegend vollführen. So fuhr ich hierher."

„Sie hatten eine richtige Perniciosa?"

„So heißt man's in Rom. Inzwiſchen auf der Reiſe hatte die Geſchichte, wie es ſcheint, mit ihrem Namen den Charakter verändert. Typhöſes Fieber in idealer Konkurrenz mit noch ſo einigen lieblichen Choſen, nannte es der deutſche Arzt hier. Auch bin ich ja leider nicht daran geſtorben. Oder zum Glück. Ganz, wie Sie wollen. Aber daß ich es mir nicht gewünſcht hätte, mehr als einmal . . ."

„Das kann ich mir denken," murmelte Lingner.

„Nein, das können Sie ſich nicht denken," rief Hardenberg mit der Heftigkeit des Rekonvalescenten, dem das Fieber noch in den Gliedern nachſpukt und die Stimme erzittern macht, „das kann ſich ein anderer nie vorſtellen, wie einem zu Mute iſt. Als ich ſo dalag, Arzt und Wärterin ſorgten um mich, ich brauchte den Finger nicht zu heben, hätt's auch kaum können, da hätte ich manchmal fragen mögen: ‚Wie lange noch?' Und dann kamen Stunden, endloſe, ſtille, das Zimmer war halbverdunkelt wie jetzt, jedes einzelne meiner Glieder ſchien ein Leben für ſich zu führen. Mein Ich, das eigentliche Ich, das irgendwo in der Mitte von mir ſeinen Platz hatte, wunderte ſich, wie leicht der Kopf war, wie weit fort der Fuß und wie komiſch, daß die Hand da ſo allein auf der Decke herumlag, ohne daß ‚ich' ſie hin gelegt hatte. Bin ich auch vielleicht ſchon drüben? fragte ich mich. Oder iſt dies das letzte Stadium, das letzte Denken? — Ich horchte auf meine Atemzüge und zählte ſie. Und dann, als ſie immer weitergingen, ſchloß ich die Augen, hinüberzuſchlummern, ſo ſanft, ſo friedlich. Ich fühlte es förmlich, wie das Sterben die Dinge glättet. Die Wirrniſſe, die mich umgetrieben, all dieſe Wochen, wichen von mir. Mir war ſo wohl! Keine Reue und keine Zweifel, kein Vorwurf mehr . . ."

„Sie hatten ſich Vorwürfe zu machen?" fragte Lingner.

Der Geneſende lachte. „Ich mir? Wie ſollte ich! Ich that, was ich mußte. Und darüber nachzudenken, wie ich vielleicht ein bißchen anders hätte ſein können, — nein, dazu fehlten mir die Kräfte. — Aber die anderen . . . Ob ſie ſich wohl grämen würden? Ich lag und dämmerte ſo hin, mit einem ſeligen Gefühl von Freiheit, von Ruhe. Nein, ich würde es nie erfahren, wie ſehr ſie mir nachtrauerten, wie ſie um mich litten. Der erſten war ich davongelaufen, die zweite, um die hatte ich an gehalten, und mit der dritten hatte ich mich heimlich verlobt."

„Ah!"

„Was war das? Was ſollte der Ton? Weshalb ſpringen Sie auf? Was geht es Sie an, was ich da fabuliere?"

Lingner wandte ſich ab ohne Antwort. Er ging raſch zum Fenſter, ſchob den Vorhang zur Seite und ſah hinaus. Das blaue Meer nnd das grau- und roſenfarbene Felsgeſtein des Monte Pellegrino da draußen mochten ihm ſeine Gedanken beſänftigen. Denn mit ebenſo plötzlichem Entſchluſſe kehrte er ſich wieder dem Kranken zu: „Das ſollen Sie erfahren, ſobald ich Ihre Geſchichte hörte. Mein Geſtändnis gegen das Ihre."

Hardenberg lachte. „Sieh' da, alſo habe ich recht geahnt. Sie kamen nicht nur aus Menſchenliebe?"

„Erzählen Sie erſt."

„Ja," ſagte Hardenberg, „nur Geduld. Das geht ſo ſchnell nicht. Schieben Sie mir das Waſſerglas näher. Und da das Kiſſen. Danke. Der Arzt hat mir erlaubt, ſo lange, wie ich wollte, jetzt ſchon aus dem Bett zu bleiben. Wenn ich mich nicht aufregen würde."

„O," ſeufzte Lingner, „falls es Sie aufregt . . ."

„Dann ſoll ich lieber ſchweigen, was?"

„Wenn Sie fürchten, daß . . ."

„Daß ich daran ſterbe? Ehrlich geſtanden, dann thäte ich's nicht. Da ich nun doch einmal durchkam, möchte ich lieber es noch mit anſehen, wie ſich die Geſchichte weiter entwickelt. Ich intereſſiere mich nämlich recht lebhaft, wie Sie vielleicht ſchon bemerkt haben werden, für einen gewiſſen Fritz Hardenberg. Nicht, daß ich ſo beſonders eitel auf ihn wäre. Nicht eitler als Sie oder irgend jemand auf ſein Ich. Aber man hat nun einmal mit dem Ge-

sellen von Kindheit auf sich schleppen müssen, wird ihn bis zum Tode nicht los werden können. Warum sollten nicht seine Erlebnisse, seine Gedanken einem näher sein, als die von Fremden? Sonst kann ich auch manchmal was anderes sprechen. Aber jetzt, hier oben in meiner heißen Stube, nach sieben langen Wochen, in denen weder die barmherzige Schwester noch der Arzt, sooviel sie sich um meinen leiblichen Menschen auch mühten, nach dem geistigen sehr viel fragten, jetzt, wenn Sie von Fritz Hardenberg etwas wissen wollen, — ich bin der Mann, um von ihm zu reden, soviel Sie Geduld zu hören haben. Vielleicht noch mehr. Also, wo fange ich denn an?"

„Sie sagten vorhin von drei Damen ..."

„Ja, bei welcher?"

„O, wo Sie wollen. Von Anfang an."

„Gut, also hübsch der Reihe nach, wie beim Abc. Wir können die erste A benennen und die anderen dann so weiter. Denken Sie jede sich, wie Sie mögen. Ich will sie nicht schildern. Nur daß sie nicht häßlich sind und nicht dumm, das dürfen Sie getrost annehmen, wenn Sie nicht in meinen guten Geschmack beleidigende Zweifel setzen. Also . . ." Er lehnte sich tief in seinen Sessel, die Augen halb schließend. — „Also, wie kam's nur? Richtig, den ersten Abend in Rom gleich. Ich war vor einer Stunde gekommen, lief auf den Pincio, stand da an der Brüstung und sah auf die große Stadt hinunter. Das ist wirklich Rom. Das hohe Ding drüben die Peterskuppel, davor der Tiber. Und dies hier bin ich, meiner Mutter Sohn. Der das alles erleben soll, was sich die arme Tote gewünscht hat. Schön muß es werden. Es kann ja nicht fehlen, daß nun das Glück kommt. Ganz unglaublich, märchenhaft. Denn Sie müssen wissen, ich bin zwar bisher Assessor gewesen, eben erst zum Amtsrichter ernannt und nur auf drei Monate beurlaubt, bevor ich meine Stelle antrete, — aber auch Juristen können gelegentlich solche Wallungen haben. Und mir machte man es immer zum Vorwurf, daß ich neben meinem Beruf noch allerlei Allotria triebe, so zum Beispiel die Welt verbesserungssucht. Und viel schlimmer noch, — das Dichten! —

Wie ich also dastehe und mir gerade zu Mute ist, als müßte nun der allerschönste Roman beginnen, da ruft's auch richtig meinen Namen, dicht hinter mir.

‚Fritz Hardenberg! Sind Sie es wirklich, und hier in Rom?'

‚Ja,' sage ich, ‚das bin ich.'

Und ich drehe mich um und sehe die Frau an, die mich gerufen. Ihr Wagen ist aus der Reihe herausgelenkt bis zu meinem Aussichtspunkt. Der Diener schwingt sich vom Bock, reißt den Schlag auf, daß ich einsteigen solle. Ich aber stehe noch, mich von der Überraschung zu sammeln. Erst hatte ich sie gar nicht erkannt. Denn hat man auch zu Hause, in Lübeck, mit einem lang aufgeschossenen schwarzlockigen Mädel Tanzstunde gehabt, wenn man dann um Jahre später in so einer Staatskalesche eine Dame ruhen sieht, der unter ihrem rosafarbenen Sonnenschirm die dunklen Augen ganz wundersam leuchten, dann darf man sich wohl ein wenig besinnen, bevor man begreift, daß diese zwei eine und dieselbe sind.

Sie lachte über mein Erstaunen. — ‚Als ob die Jahre nicht einen Menschen auswachsen ließen. Sie sind inzwischen Doktor geworden, ein ganzer Mann, wenn Sie auch Gang und Haltung so wenig veränderten, daß ich Sie gleich von weitem kannte. Und ich — nun, ich lebe eben nicht mehr in Lübeck, war Frau und bin Witwe. Das macht einen etwas anders aussehen. Aber im Grunde bin ich dieselbe. Und für Sie besonders. Das glauben Sie nur.'

So plaudert sie, während ihr Wagen wieder zurücklenkt in die Reihe der Korsofahrer, die Runde mitmacht und dann vom Pincio hinunter zur Stadt rollt. Aus den entgegenkommenden Equipagen wird sie häufig gegrüßt. Auch die Königin neigt den schönen Kopf im Vorüberfahren. Sie dankt und errötet.

‚Man wird sich wundern,' sagt sie halblaut, ‚daß ich einen Unbekannten plötzlich neben mir sitzen lasse. Dies Rom, es vereinigt eine Gesellschaft aus aller Welt, aber dabei ist's wie eine Kleinstadt, so ein Klatschnest. Übrigens mögen die Leute sich wundern. Was kümmert das mich! Fritz Hardenberg, ich heiße Sie noch einmal willkommen. Ich kann gar nicht sagen, wie froh mich das macht, so einen alten Jugendgespielen hier wiederzufinden. Sie kommen doch mit mir? Und speisen heut bei mir?

Nicht heute nur, nein jeden Tag, solange Sie in Rom sind, so oft Sie nur wollen.'

Als ich darauf in ihrem Palazzo unten am Korso allein im Salon stand, während sie gegangen war Hut und Sonnenschirm abzulegen, als ich in dem alten historischen Raum die klassischen Bilder an den Wänden, die kostbaren Spielereien auf den Tischen, die Blumen in silbergefaßten Schalen mir staunend betrachtete, da mußte ich es mir noch wiederholen, wer sie und wer ich war. Nämlich sie . . . Richtig, ich wollte den Namen nicht nennen. Sie sollte A. heißen. Also bleiben wir beim A. So viel aber muß ich denn doch zur Erläuterung bemerken, — in Lübeck ist ihr Vater Agent eines russischen Getreidespekulanten oder etwas dergleichen gewesen. Und sie ward ob ihrer gebogenen Nase und ihrer schwarzgekräuselten Haare von meinen sehr blonden, stumpfnäsigen Schwestern, Bäschen, Bekannten über die Achsel angesehen. Jetzt freilich . . . seltsame Welt das. Ein Pastorssohn und Pastorsenkel, allen ersten Familien verschwägert, Amtsrichter mit kaum Siebenundzwanzig, Dichter, angehender Socialschriftsteller und spielt hier, auf gut Deutsch gesagt, den Bettler neben so einer Baronin. Aber ich war nach Italien gekommen, die Welt und das Leben mir anzusehen, nicht um von allerlei engen, alten, kleinbürgerlichen Vorurteilen mich beherrschen zu lassen. Und also machte ich mich daran, in dieser Gesellschaft mich umzuschauen.

Denn es kam zu Tisch Gesellschaft. Und was für eine! Hatten Haus und Equipage und Dienerschaft und das stolze Gebaren meiner Wirtin mich schon gewundert, wieviel mehr staunte ich die Menschen an, die nun an der Tafel sich niederließen. Da war zuerst ein Monsignore, Würdenträger in langem Rock und mit salbungsvollem Lächeln. Dann ein englischer Honourable, aber durchaus kein neugeschaffener, sondern so einer, der auf den Earlstitel nur wartet, den sein Vater als zehnter führt. Und seine Tochter, eine etwas eckige Dame, höchst gelehrt. Und die alte Französin, A.'s Hausgenossin. Ferner noch ein polnischer Maler, zwei Gelehrte, ein Deutscher und ein Italiener, deren Namen ich häufig gelesen, die beide zu treffen und kennen zu lernen, ich als ein Ereignis in meinem Leben betrachten durfte, ihre Frauen, eine davon eine blendende Schönheit, und schließlich meine Wenigkeit. All die anderen kannten sich gut. Die Unterhaltung ging vom Französischen ins Italienische hinüber, schwirrte dort englisch und wieder französisch. Nur selten fiel ein deutsches Wort, wenn unsere Wirtin sich zu mir wandte. Daß ich's gestehe, so ganz behaglich war mir die Geschichte nicht. Etwas eitel bin ich, das läßt sich nicht wegleugnen. Eine Weile saß ich und dachte mir meinen Teil und schwieg. Dann fing ich an, bei meinem Nachbarn, dem Engländer, über Pachtverhältnisse und Arbeitslöhne mich zu erkundigen. Der Mann verstand zum Glück genug Deutsch, meine Fragen beantworten zu können. Denn mein Englisch vom Gymnasium . . . na, Sie werden sich vorstellen können, wie das klingt. Der berühmte deutsche Archäologe hörte zufällig meine Fragen. Die Pachtverträge des alten Rom lagen ihm näher als moderne Verhältnisse. Aber gerade, weil er jene so gut kannte, freute es ihn auch, von diesen zu erfahren, wie weit sie sich seitdem gebessert hatten oder verschlechtert. Ganz bescheiden wagte ich's, ihm eine kleine Schrift zu nennen, die ich selbst kürzlich über den Pauperismus auf dem flachen Lande bei uns veröffentlicht hatte. Das Ding hatte mich viele Arbeit gekostet, und ich hielt was davon, war aber bisher mit meiner eignen guten Meinung noch so ziemlich allein geblieben. Aber nun will es gerade der Zufall, daß der große Mann das Heftchen von seinem Buchhändler geschickt bekommen und — doppeltes Wunder! — gelesen hat.

‚Sie?' sagt er, drückt seine Brille fester und sieht mich scharf an quer über den Tisch, ‚Sie haben die Broschüre geschrieben?'

Nun sind die anderen aufmerksam geworden. Der Monsignore begehrt zu hören, wovon die Rede ist, die Hausfrau soll es ihm in seine Sprache übersetzen. Aber sie streckt abwehrend ihre Hand über den Tisch aus:

‚Nein, nein, erst muß ich selbst ja wissen, um was es sich handelt. Doktor Hardenberg, Sie schrieben etwas, wodurch die Verschiedenheit des Besitzes aus der Welt geschafft werden soll? Und Sie glauben wirklich, durch eine gedruckte Ab-

handlung einen Wandel bewirken zu können, es zu erreichen, daß der Arme uns nicht beneidet, daß der Faule spart und speichert und der Fleißige die Früchte seiner Arbeit nicht für sich allein genießt? Doktor, ich habe Ihr Buch nicht gelesen und verstehe wohl davon wenig. Aber das weiß ich doch, Theorien helfen da nicht. Und auch nicht Gesetze. Und nicht einmal der gute Wille aller Besitzenden, aller Klugen. Denn die werden immer die Minderzahl bilden. Und das Volk ist das Volk. — Es bleibt alles beim alten, wie es war, seit ewigen Zeiten.'

Einige gaben ihr recht, andere unrecht. Wieder schwirrten alle Sprachen, englisch, französisch, italienisch, mir um den Kopf. Aber ich, in meinem ehrlichen Deutsch, hielt ihnen stand und scheute mich nicht, meine Stimme zu erheben, und vertrat meine Meinung, so gut ich es konnte.

‚Sie sind ein Idealist, mein Freund', sagte sie, ‚ein Idealist, wie die meisten Norddeutschen und guten Christen. Glauben Sie mir, ich kenne die Welt und die Menschen besser. Weil ich es nämlich an meiner eignen Haut erfuhr, wie wenig der Fortschritt vorwärts bringt.'

Die Tafel war schon aufgehoben, als sie so mit mir sprach. Sie hatte von dem Brett, das der Diener ihr anbot, den Zucker genommen, that zwei Stück in ein kleines Täßchen und schüttete etwas Rahm dazu, indem sie mir den Kaffee reichte.

‚Nicht wahr, Sie trinken ihn weiß?' fragte sie, ‚das dachte ich mir, als guter Norddeutscher.'

‚Ich verstehe nicht,' sagte ich, ‚weshalb Sie von den Norddeutschen in einem solchen Tone reden. Gehören Sie doch selbst zu uns.'

‚Ich? Ich!' wiederholte sie. ‚Fritz Hardenberg, das sagen Sie doch nicht im Ernst? Freilich bin ich in Lübeck geboren. Aber sonst . . . Und seien Sie nur ehrlich, sehen Sie selbst mich denn als Ihresgleichen an? Würden Ihre Schwestern und Cousinen sich gar nicht besinnen zu Hause, mit mir auf demselben Fuß zu verkehren? Ich nehme jetzt eine Ausnahmestellung hier ein, weil mein guter Mann sehr reich war. Die Leute kommen alle zu mir, weil ich verstehe, ihnen mein Haus behaglich zu machen. Doch im Grunde . . . Ich sagte es schon vorhin, der Fortschritt fördert die Welt bitter wenig. Da macht man Gesetze, uns gleichzustellen. Unsere Männer dürfen Richter, dürfen Abgeordnete werden. Sie studieren wie Ihr und lernen dasselbe oder mehr. Aber daß ein kleines Mädchen von 10—12 Jahren es nicht empfindet, wie ihre Schulgenossinnen gering von ihr denken, weil sie von anderem Blute ist, und weil ihre Vorfahren andere Speiseregeln befolgten, — das erzwingt kein Gesetz.'

‚Und Sie hätte man das empfinden lassen?' fragte ich.

Sie warf mir einen feindseligen Blick zu. Kein Wort sprach sie und ging von mir fort, zu den anderen Gästen. Denn es waren, während von den Tischgenossen einzelne sich schon empfohlen hatten, neue Fremde hinzugekommen. In dem hellen Marmorsaal bewegte sich die bunte Gesellschaft in heiteren Gesprächen. Ich stand und betrachtete mir das Bild.

Nach einer Weile kam sie wieder zu mir. ‚Sie müssen mich doch mit ein paar jungen Leuten und jungen Mädchen bekannt machen, die mich mehr unterhalten würden, als die ernste Gelehrtensippschaft vorhin bei Tisch, und dem Alter nach zu mir besser paßten.

‚Dem Alter nach? Schönste Frau,' sagte ich. ‚Dann paßt in der ganzen großen Gesellschaft keiner so zu mir wie Sie. Denn wir sind Jugendgenossen gewesen und haben zusammen Tanzstunde gehabt.'

‚Ja, wenn das Alter nur nach den Jahren sich richtete,' meinte sie, ‚deren zählen wir etwa gleich viel. Aber an Erfahrung und Schmerzen habe ich wohl das Doppelte getragen.'

Ich bat sie, mir von sich zu reden. Ich wüßte nichts von ihrem Leben. Und daß sie mich als Freund bewillkommnet, das gäbe mir ein Recht, von ihr mehr zu erfahren.

Da legte sie mir die Hand auf den Arm. ‚Hier?' sagte sie und zeigte mir den Saal mit den Lichtern und mit der reichen, geputzten Gesellschaft. ‚In solcher Umgebung macht man keine Konfidenzen. Und überhaupt sind sie überflüssig. Was wollen Sie denn mehr von mir wissen, als die paar Thatsachen, die man in den Standesamtsregistern nachlesen könnte? Also ein Mädchen mosaischen Blutes, geboren zu Lübeck,

mit ihren Eltern nach Rußland verzogen, dort vermählt mit einem älteren Verwandten, ausgewandert so wie andere Glaubensgenossen, Witwe geworden, jetzt ohne bestimmten Wohnsitz. Das ist alles. Ohne Wohnsitz, ohne Heimat. Und reich und allein. Zu bedauern bin ich gewiß nicht. Zu beneiden? Vielleicht eher. Ich weiß es selbst nicht. Es ist, wie es ist. Und man muß sich drein finden, weil sich's doch eben nicht ändern läßt. Und nun kommen Sie. Da drüben die beiden wunderhübschen Mädchen sind schon beleidigt, daß ich einen jungen Herrn, der nach Tanzen und Hofmachen aussieht, ihnen zu entziehen wage.'

Und sie führt mich durch den Saal hin und stellt mich den jungen Schönheiten vor, empfiehlt ihnen, meiner Unkenntnis der italienischen Sprache und der römischen Gesellschaft nachzuhelfen, entschuldigt sogar meine wenig festliche Kleidung, da sie mich als alten Bekannten, der erst eben angekommen, vom Pincio gleich mit nach Hause genommen. Ich muß gestehen, mein frackloser Zustand war mir bis dahin noch selbst nicht zum Bewußtsein gelangt. — Und dann läßt sie mich bei den zweien und kehrt, wie's ihre Hausfrauenpflicht ist, zu den alten Herren Gelehrten, den „Löwen" ihres Empfangsabends, zurück. Ich sah ihr nach und wäre lieber noch an ihrer Seite geblieben, als bei dieser wildfremden Jugend.

Die zwei Mädchen aber sind es wohl wert gewesen, daß man neben ihnen nicht nach einer anderen Ausschau hielt. Die Blonde war Italienerin, eine Contessina aus Venedig. Sie machte mir eine tiefe Verbeugung, so feierlich, als wäre die Königin von Cypern, Caterina Cornaro selbst, zum Kontretanz aufgefordert worden. Sie sagte nicht viel, verstand ich doch ihre Worte fast noch so wenig, wie sie die meinen. Aber ihre Augen hatten mir desto mehr zu erzählen. Eine mir ganz neue Sprache, bei der mir abwechselnd heiß und kalt ward, daß ich mich fragte: Ja, bin ich ein Narr, mir das einzubilden, oder kann sie's wirklich meinen, wenn sie mich so ansieht?

Um desto verständlicher plauderte die kleine Wienerin, mit der ich darauf den Walzer tanzte. Sie erklärte mir gleich, daß ich ihr gefiele. Es hätte gar nicht erst der Empfehlung der Hausfrau bedurft, sie wäre auch ohne das mir mit guter Vormeinung entgegengekommen, weil ich so ohne Gêne in der grauen Reisejoppe auf dem Ball geblieben sei. Sie hätte alles gern, alle Männer besonders, die nicht so ganz nach der Regel wären, und thäte selbst am liebsten jede Minute gerade, was ihr einfiele. Freilich wüßte sie Leute zu Hause, die fänden das entsetzlich unrecht. Sie hätte sich aber vorgenommen, diese Tadler zu vergessen, nicht immer solch artiges Kind zu sein, sondern hier in Italien ihre Freiheit zu genießen und etwas zu erleben, irgend etwas, was sie bisher sich nie vorgestellt hätte.

Ich gestand ihr, wie ich gleichfalls für diese Reise mir etwas geträumt, etwas noch nie Dagewesenes, Herrliches, Großes, ich wüßte nicht was.

Da lachte die Kleine und schlug die zierlich behandschuhten Hände vor Vergnügen zusammen: ‚Sie auch? Ach, das ist zu hübsch. Kommen Sie. Studenten trinken Brüderschaft, wir beide wollen noch einmal tanzen, auf gute Kameradschaft in Rom, und daß alles so wird, wie wir es uns wünschen.'

Auch diese Art von jungen Mädchen mit ihrer unbefangenen, so ganz natürlichen Offenheit erschien mir neu. Ihr lustiger Übermut stieg mir zu Kopf, daß ich selber mich freier fühlte und gleich in der ersten Stunde, in der ich sie kannte, mich mit ihr neckte, als wären wir wirklich ein Paar guter Kameraden gewesen.

So, nun wissen Sie schon, wie es anfing und auch, wie es fortging. Denn, wenn Sie nur ein wenig Phantasie besitzen, so können Sie sich alles denken, was noch geschah."

„Nein," rief Lingner ungeduldig, „ich habe keine Phantasie, erzählen Sie weiter."

„Nun, wie Sie wollen, meinetwegen. Ja, wie ging es denn eigentlich weiter? . . . Ich hatte ihr ein paar Verse gebracht. ‚Freund Hardenberg,' sagte Frau A. und faltete das Blatt in so kleine Streifen zusammen, als wenn sie es gleich zum Fidibus verwenden wollte, ‚junger Freund, Sie sollten doch wissen, daß dergleichen nichts für mich ist. Was verstehe denn ich von Gedichten! Glauben Sie vielleicht, ich war je so sterbensverliebt? Oder können Sie sich vorstellen, daß mein Empfinden mich über-

mannt hätte, wie Sie, als ich zum erstenmal im Leben in die Peterskirche eintrat? — In Parenthese: Zufällig erinnere ich mich jenes ersten Besuchs sehr genau. Ich hatte nämlich mein Armband verloren, dies hier mit dem Kapdiamanten. Mein Mann, der damals noch lebte, hatte es mir den Tag vorher erst geschenkt. Und ich wollte den Verlust vor ihm verbergen. Und ich suchte, suchte hinter jedem Pfeiler, neben jedem Beichtstuhl, zog ihn weiter, mußte mich stellen, als ob ich die Kunstwerke bewundern wollte, und suchte doch nur. Das ist mein erster Eindruck gewesen.'

‚Ich kann's nicht leiden, daß Sie sich gar so prosaisch stellen,' sagte ich.

Sie lachte. ‚Weshalb nicht? Erstens bin ich's gewiß mehr als Sie, denn was Ihr Deutschen so das Gemüt nennt, das besitze ich nicht. Zweitens hat man die Sprache dazu, um sich zu verstellen, zu verkleiden, wie's einem just Spaß macht. Und drittens und letztlich, wenn Sie so weise sind, mich zu kennen, wie ich tief drinnen beschaffen bin, wie können dann meine Worte Sie stören?'

‚Weil ich eben nicht weise genug bin! Ich ahne wohl, wo die Worte lügen, aber ganz und gar sie durchdringen, die Wahrheit erkennen, das kann ich doch nicht. Und deshalb noch einmal, weshalb sich verschleiern, wenn man eine Seele hat, die so schön, so edel ist, wie . . .'

‚Lassen Sie das,' sagte sie kurz. ‚Sie sollten wissen, Komplimente mag ich nicht. Nein, still, ich mag nicht! Stellen Sie sich einmal vor, wie Ihnen das wäre, wenn Sie jeden Tag fünfundzwanzigmal hören müßten: Herr Doktor, Sie sind gerade gewachsen und Ihr Schnurrbart ist braun. Ob Sie das freuen würde? Mich freut es sehr entschieden nicht. Weil ich mich immer fragen muß: wenn mein Mann nicht bei einer türkischen Anleihe gerade im richtigen Moment sich beteiligt hätte, — zu deutsch — wenn er nicht ein paar runde Millionen mir zurückgelassen hätte, ob man dann auch meine Seele so edel und meine Augen so schwarz finden würde? — Das gefällt Ihnen wieder nicht, daß ich das sage,' fuhr sie spottend fort, ‚ich soll dankbar jedes Lob hinnehmen, das mir die Herren der Schöpfung spenden, aber nie darüber grübeln, aus welchen Regungen bei ihnen solche Worte entspringen. Ich sollte überhaupt ganz passiv mich behandeln lassen, wie's den Leuten gefällt, nicht mich wehren, noch mokieren und am mindesten denken? Nicht wahr, das sollte ich? Mit einem Wort, wenn ich nicht ich wäre, sondern eine ganz, ganz andere, ein norddeutsches, blondes Mädchen, dann wäre ich Ihnen viel bequemer. Lieber Freund, nehmen Sie es doch nicht so tragisch, daß ich einige Fehler habe. Die haben Sie auch, glauben Sie mir. Und deshalb gerade ist's Ihnen gesund, Ihre kleinen Ecken und Eigenheiten an meinen schrofferen Facetten sich abzustoßen.'

So sprach sie oft. Zu meiner Bildung sei es notwendig, mit einer Dame von Welt zu verkehren. ‚Machen Sie den beiden Mädchen B. und C. nur den Hof, dabei können Sie auch etwas lernen. Der Contessina gute Tante wird zwar vielleicht nach Ihnen angeln, weil sie bei jedem forestiere mehr Geld vermutet, als sie besitzt; aber das Fräulein hat auch noch Eltern, die zum Glück sie eher dem Teufel, als so einem Protestanten geben würden. Und falls Sie sich in die kleine C. verlieben sollten, da warne ich Sie: das Kind ist längst mit einem Jugendfreund versprochen. Sie thun am klügsten, Ihre Zeit in Rom mir zu widmen. Dabei läuft keins von beiden Gefahr. Sie verlernen ein paar von Ihren engen Philisterideen, und ich . . . Nun, mich wird es nicht weiter beeinflussen, aber es wird mich unterhalten, Ihnen Stadt und Gesellschaft zu zeigen. Und wenn Sie dann später eines Tages Erneste heiraten, so soll die es mir noch danken, daß ich ihr den Gatten zu einem ganz brauchbaren Menschen erzog.'

Erneste! Sie müssen wissen, Erneste Lackmann, — ich brauche ihren Namen so wenig zu verheimlichen, wie meinen eignen, — gehört zu dem Kreis von Schwestern, Freundinnen, Cousinen, in dem ich aufgewachsen bin.

‚So finden Sie wohl,' rief ich Frau A. zu, ‚ich sei ein so eingefleischter, pedantischer Kleinstädter, daß auch nur ein Mädchen genau aus denselben Verhältnissen mich nehmen könnte?'

Sie schüttelte den Kopf. ‚Das beleidigt Sie? O, wie kurzsichtig Sie sind! Als ob nicht das Glück am heimischsten wäre unter

Menschen, die ähnliche Interessen haben, als ob nicht ein Leben in Pflichten und Arbeit mehr befriedigte, als so ein Nichtsthun in Kleidern von Worth. Und dann Erneste! Sie ist sehr einfach und etwas geradeaus in ihrem Wesen. Aber philisterhaft war die nie. Ich habe sie zwar nicht wiedergesehen seit unserer Schulzeit. Doch denke ich, sie sollte auch hübsch geworden sein mit ihren grauen, ernsthaften Augen, dem prachtvollen Haar. Sie haben sie wohl so sehr als Schwester betrachtet, daß Sie ihr Äußeres gar nicht bemerkten? Das sieht Ihnen ähnlich. So ein Dichter geht ja mit verbundenen Augen an lebendigen Menschen vorüber, weil er immer von Göttinnen träumt. Nun, ich will Ihnen etwas verraten. Nämlich — Rivalinnen kennen einander —, also in der Tanzstunde damals, als ich, wie Sie vielleicht auch nicht wissen, ein leises Faible für Sie hegte, da hat diese ruhige, kühle Erneste Sie geliebt. Jawohl, mein Herr, geliebt mit ihren vierzehn Jahren, so wahr und so tief, wie es auch von erwachsenen Mädchen nicht jede vermöchte.'

‚Und Sie,' fragte ich, — denn ich hatte von all ihren Reden nur das eine erfaßt, — ‚Sie spürten damals ein Faible für mich? Ist das jetzt ganz vorbei? Kann ich's nie wieder wecken?'

‚Eitler Mensch, der Sie sind. Ist es Ihnen nicht schon genug, daß ich's Ihnen eingestehe? Und sehen Sie denn nicht, daß die alte Lübecker Empfindsamkeit nach dreizehn Jahren noch bei mir nachwirkt? Sie merken wohl gar nicht, wie unerhört ich Sie verziehe?'

‚Nein,' sagte ich, ‚ich mag nicht verzogen werden aus alter Erinnerung, wie ein zeitweilig vergessenes Spielzeug. Ich will heute und jetzt etwas bei Ihnen gelten, ich will —'

Da schneidet sie mir das Wort ab. ‚Es thut mir wirklich leid, bester Fritz. Ich muß ein halb Dutzend Briefe schreiben, an meinen Verwalter, an den Bankier, der mir meine Papiere verwahrt, — ich sehe, die Kurse sind wieder gefallen, — an meine Schneiderin. Alles noch heute. Morgen sehe ich Sie doch? Oder wenn Sie was anderes vorhaben, übermorgen. Wir plaudern dann wieder von alten Zeiten. Für jetzt adieu.'

So war sie immer. Ein Wort mehr, ein Blick, der tiefer dringen wollte, und sie schloß zu, wie mit einer Fallthür, die plötzlich jäh den Ausweg absperrt. Bis hierher und nicht weiter, hieß es dann. Und wer ihre Gunst sich erhalten wollte, durfte niemals dieser Gunst sich recht erfreuen.

Sie hatte aber dafür gesorgt, daß ich auch an den Tagen, an denen ich also aus ihrer Nähe mich verbannt sah, mich in Rom doch nicht langweilen konnte. Der Zufall hatte es gewollt, daß von den jungen Damen, die ich durch sie kennen gelernt, die blonde Venetianerin B. mit ihrer Tante Principessa die gleiche Pension mit mir bewohnte. Eine dritte Etage in der Via Sistina, ganz nah am Pincio, echt italienisch und ausnehmend billig. Dorthin kam auch häufig das Wiener Fräulein C. zum Besuch, das mit jener schon seit mehreren Wochen durch eine rechte Mädchenfreundschaft verbunden war.

A. hatte mir empfohlen, ich sollte versuchen, mir etwas mehr den Gesellschaftston anzugewöhnen. Dazu gehört vor allen Dingen, daß man hübschen Frauen den Hof macht. Nun, ich bin wohl da oben, in dem kleinen Pensionsempfangssalon mit den vielen gestickten Lehnstühlen, gehäkelten Deckchen, Wachsblumen und farbigen Marmorsrüchten auf dem Kaminsims, zwischen B. mit den sehnsüchtigen Augen und der übermütigen kleinen C., in einer ganz guten Schule gewesen. Jedenfalls fiel mir das Lernen nicht schwer. So oft ich die zwei beisammen wußte, stellte ich mich ein. Die gute, dicke Principessa machte über ihren Patiencekarten ein Nachmittagsschläfchen, wir aber plauderten. Wovon? Von gar nichts und von allem, was es in Rom gab und in der Welt. C. fragte mich aus, was ich erlebt, seit wir uns nicht gesehen hatten. Ich erfand, von ihrem Mutwillen angestachelt, die unmöglichsten Abenteuer, und B. hörte zu. Sie sprach nie viel, auch nicht als wir einander schon vortrefflich verstanden, — denn ich hatte rasch genügend Italienisch gelernt, — aber schon allein das Bewußtsein, daß sie da war, daß sie mich hörte, beflügelte meine Worte, ließ mich immer neue Wendungen finden, um ihr zu sagen, halb verblümt, wie sehr ich sie bewunderte.

Und so scheint es, daß ich mich ganz leidlich aus der Affaire gezogen habe.

An ihrem Empfangsabend hält mich Frau A., da ich kaum eingetreten war, an: ‚Doktor Fritz! Bleiben Sie hübsch hier in der Nähe. Die schmachtende Venetianerin kann noch etwas länger warten. Und die kleine C. findet gleich sechs Tänzer für mir: ‚Fritz, was soll das heißen, daß Sie alle meine Ermahnungen in den Wind schlagen? Habe ich dazu es auf mich genommen, Ihre Erziehung zu vollenden, daß Sie, anstatt den jungen Damen höfliche Redensarten zu sagen, wie es sich gehört und schickt, nun dieser armen, schönen B. den Kopf ernstlich verdrehen? Sie läßt

Aus unserer Studienmappe:

Porträtstudie. Nach einer Aufnahme von A. Freiherr von Rathschild aus „Photographische Kunstblätter." Camera-Club, Wien.

einen. Ich habe ein Wörtlein mit Ihnen zu reden.'

Und als sie den letzten der gleichzeitig eingetretenen Gäste begrüßt, einen japanischen Gesandten mit deutschen Gelehrten bekannt gemacht und ihrer Verwandten, einer unmenschlich reichen Französin aus irgend einem Weltbankierhaus, den Monsignore vorgestellt hat, kommt sie wieder zu ja die Augen nicht mehr von Ihnen. Habe ich Sie nicht vorher gewarnt? Sie möchten sie doch nicht etwa heiraten? Nämlich, das würde ich nicht gestatten. So wenig die, wie die kleine C. Ich beanspruche Mutterrechte, solange Sie in Rom sind. Nachher, zu Hause, dürfen Sie sich eine wählen, die Ihnen gefällt; da passen alle Mädchen zu Ihnen. Jetzt aber, hier, haben Sie

um Erlaubnis zu fragen, bevor Sie sich verlieben. Verstehen Sie wohl?'

Als sie so sprach, das muß schon im März gewesen sein. Es war mehr als sechs Wochen, nachdem ich sie zum erstenmale wiedergesehen, nach dem Karneval, auch nach jenem Picknick in der Campagna, draußen bei den Cervaragrotten, das sie gegeben. Sie hörten vielleicht noch davon erzählen. Von den Gliedern ihres Kreises waren viele schon abgereist. Ich selbst hätte mich nach meinem ursprünglichen Plan ja längst in Neapel befinden sollen. Daß ich nicht dort war, — nicht B. noch C. trugen daran die Schuld. Und nachdem ich von Frau A. geraume Zeit in sehr gemessener Entfernung gehalten worden, klang diese Strafpredigt heute abend mir förmlich wie Begnadigung.

.Nein,' sagte ich ihr, .von Verlieben ist keine Rede. Die Contessina denkt sich, glaube ich, gar nichts dabei. Es sind nur ihre Junoaugen, die einen verwirren. Und das Fräulein C. zeichnet mich aus, um, wie ich hörte, einen unbekannten Anderen dadurch zu ärgern. Sie selbst erzählten mir, sie sei längst versprochen. Ich aber, das dürfen Sie mir glauben, wenn ich mir auch die Sache gnädig gefallen lasse, fände es nicht gerade störend, falls eine andere, — Sie wissen wohl, wer? — es unliebsam bemerkte.'

Sie sah mich an mit gerunzelten Brauen: .Lassen Sie das. Was sollen diese Redensarten mir gegenüber? Neulich schon, in den Cervaragrotten, fingen Sie an, solche Andeutungen zu machen. Da dachte ich mir einfach: er kann den Orvieto nicht vertragen, den die jungen Maler zum Pick nick lieferten. Denn, wie Sie nachher eigensinnig, weil ich Ihre wirren Reden nicht hören wollte, draußen blieben, und daß Sie, wie ich erfahren habe, die halbe Nacht in den Grotten zubrachten, das war ja ganz kindisch. Sie hätten sich die allerschönste Perniciosa holen können. Seien Sie doch vernünftig. Sie sind in Italien, von dem Kummer um den Tod Ihrer Mutter sich zu erholen, mehr noch, sich zu bilden, zu bereichern, Schöneres zu sehen, als man es bei Euch kann im grauen Norden. Sie sollen von der Schulweisheit sich auslüften und lustige Lebensweisheit lernen. Aber gewiß nicht, sich und andere unglücklich zu machen. Schließlich ist doch dort Ihre Heimat, in der Sie festwurzeln mit Denken und Wollen. Es hat keinen Sinn, wenn Sie hier in dem Getriebe verschiedenster Menschen Ihr Herz verzetteln.'

.Und wenn ich's nun verloren hätte, ohne mein Wollen, doch unwiederbringlich?' sagte ich.

.Ein Mann thut, was er will. Sie sind kein Knabe. Fritz, ich bitte Sie, lassen Sie uns Freunde bleiben. Still, kein Wort, man sieht zu uns her. Und es kann Ihnen so wenig behagen, wie mir selber, wenn die Leute denken würden . . .'

.Weshalb mir nicht?' rief ich dazwischen. .Sollte ich mich vielleicht dessen schämen? Weshalb soll gerade ich nicht begehren, was alle Welt begehrt? Sie haben mich früher ausgelacht, weil ich die Augen nicht offen hatte, um in meiner nächsten Nähe zu bemerken, wer liebenswert war. Jetzt sind sie offen, weit. Und sie sehen alle Welt, und sie sehen alle Frauen und können vergleichen, müssen erkennen, daß keine, keine so schön ist, so vollkommen, wie . . .'

.Doktor, entschieden, das römische Klima bekommt Ihnen gar nicht. Soll ich Ihnen ein Brausepulver zubereiten?' fragte Frau A., .es ist immer kalmierend.' Und sie winkt richtig dem Bedienten, der eben vorübergeht, ihr rasch ein Glas Wasser und Zucker zu bringen.

Daß ich zum Trotz nach solcher Behandlung desto eifriger mit meinen zwei guten Freundinnen tanzte, das ist wohl begreiflich. B. hatte mich etwas hoheitsvoller und kühler als sonst empfangen. Das that mir leid. War ihr Profil mir abgewendet, erschien sie mir nicht halb so reizend. Also rückte ich im Kotillon meinen Stuhl so ein bißchen hinter den ihren, daß meine Stimme just ihr Ohr traf, und redete, was mir in den Sinn kam, und erzählte ihr, wie schön ich sie fände. Wie gern sie das hörte, wußte ich schon. Und es war auch noch der halbe Tanz nicht herum, da hatte sich das stolze Fräulein zu mir gekehrt, lauschte mir mit einem unbeschreiblich holden Erröten und hob von Zeit zu Zeit die Wimpern, um mir einen ihrer langen, wortlosen Blicke zuzusenden, bei denen ich immer an mich halten mußte, wenn ich nicht hier, mitten im Ballsaal, vor allen Leuten, augenblicks ihr zu Füßen stürzen wollte.

Digitized by Google

‚Ach, Doktor Hardenberg,‘ sagte C., die mich vermittelst eines vergoldeten Kotillonordens von der Seite ihrer Freundin fortzuholen kam, ‚ach, Doktor, tanzen Sie mit mir. Aber recht gut, wenn ich bitten darf, daß man uns bemerkt. Ja, so ist's schon recht. B. wird es mir nicht übel nehmen, ich erkläre ihr alles gleich morgen. Und Sie thun es doch gern, was? Nämlich, ich finde, Sie tanzen jetzt schon beinahe wie ein Wiener. Nein, nicht beinahe. Sondern ebenso gut, ja besser, als so mancher, der meint, ihm müßten alle Mädchen nachlaufen. Überhaupt . . . überhaupt, ich tanze mit Ihnen, so lange wie Sie wollen, den ganzen Abend, wenn's Ihnen Spaß macht. Und wenn die Leute, die da alle stehen und gaffen, sich darüber wundern, nun, so ist's mir gerade recht!‘

Und dann saß ich wieder neben B., und wieder hatte sie das Gesicht von mir abgewendet. Und abermals mußte ich reden und bitten, bis allmählich, allmählich die schweren, breiten, weißen Lider sich hoben, bis in den Tiefen der dunklen Sterne das Licht aufflammte, das mich bezauberte und verwirrte.

Ich habe kein Tagebuch geführt, wie Fräuleins thun auf ihren Reisen. Ich kann nicht genau sagen, wann das alles sich begab. In welcher Reihenfolge ich die Denkmäler der ewigen Stadt sah, wann es war, daß ich mit C. am Palatin umherkletterte, mit B. und ihrer würdigen Tante nach Ostia fuhr, oder draußen an der Via Appia, wo in der klassischen, sonnigen Landschaft ein ganz modernes Pferderennen mit Wetten und Jockeys und Sportsleuten stattfand, mit allen beiden zusammentraf, das weiß ich heute nicht mehr. Nicht einmal dessen entsinne ich mich recht, wie es zum erstenmal geschehen konnte, daß, als ich abends von einer Gesellschaft nach Hause kam, oben im Vorzimmer unserer Pension B. und ich uns begegneten. Wie oft wir dann noch dort ohne viel Worte einander eine gute Nacht gewünscht haben — es blieb mir nur traumhaft unklar im Gedächtnis. — C.'s Eltern seien abgereist, erzählte sie mir einmal, ihr Töchterchen von mir zu entfernen. Dieses letztere glaubte ich ihr kaum. Denn wie gern ich das eigenwillige, trotzige Kind auch gehabt, wie wohl ich mich neben ihr gefühlt, von dem Moment an, da sie mir aus den Augen gekommen, war sie auch aus meinem Sinn mir verschwunden, ganz und gar.

Aber wenn ich das alles vergaß und vergessen konnte, eins nicht — sie nicht. Ihre kaltherzigen, spitzigen Reden sind mir bis ins Blut gedrungen, die wurde ich nicht los mehr. Ich weiß so genau die Stelle vor dem Vestatempel, an der Fontäne mit den drei Tritonen, wo wir standen, als sie mir sagte: ‚Ein paar Schritte von hier ist das Ghetto. Da hätte ich eigentlich wohnen müssen, wären noch die alten romantischen Zeiten. Im Grunde war das doch viel bequemer, finden Sie nicht? Daß jeder wußte und auch zeigte in Tracht und Gesittung, wohin er gehörte. Jetzt vergißt man zu leicht jede Schranke. Sie sollten sie aber nie übersehen, so ein Pfarrerssohn und Tugendjüngling aus der guten Stadt Lübeck, wie Sie.‘

Und ein andermal unter dem Titusbogen; wir kamen vom Forum und fuhren hinüber zum Colosseum, da beugt sie sich vor im Wagen: ‚Doktor, haben Sie die beiden Reliefs je genau angesehen? Das eine besonders, auf dem sich die Juden mit den Tempelschätzen schleppen und mit dem siebenarmigen Leuchter? Wir haben ja noch heute den Namen, daß wir sehr ‚am Golde hängen‘? Wissen Sie, ich für meine Person, ich muß gestehen, 's ist daran was Wahres. Sie mit Ihrer idealen Gesinnung, ein Mitbürger Geibels, Dichter und Sozialpolitiker, Sie werden es nie begreifen können, daß Reichtum uns schön scheint, weil er uns Macht gibt, die Fähigkeit, über unsere Sphäre emporzusteigen. Ein Amtsrichter begehrt es gar nicht, mehr zu verzehren als seinesgleichen, er verachtet das Geld, was?‘

O, ich konnte sie hassen, wenn sie so sprach. Ich wußte ganz genau, weshalb sie immer wieder den Abstand hervorhob zwischen ihrer fürstlichen Lebensgewöhnung und meiner simplen. Ich wußte, weshalb sie immer wieder sich ihrer Herkunft vor mir förmlich rühmte, die sie doch sonst vergaß und alle, die sie kannten, vergessen machte. Was ging es die Leute auch an, was sie glaubte, ob sie überhaupt etwas glaubte? Sie war eine Dame der großen Welt, mit weiterem Blick, mit tieferer Bildung, als die meisten. Nur mir gegen-

über nannte sie sich mit Vorliebe Jüdin. Was sie als solche gelitten hatte, was sie ihre Glaubensgenossen leiden sah in verschiedenen Staaten, das schien sie mir zur Last zu legen. Wäre ich der ärgste Antisemit und ihr Feind gewesen, sie hätte mich nicht mit größerer Verachtung behandeln können.

Ach, aber was half das! Je mehr sie mich abzuschrecken suchte, desto tiefer faßte das Gefühl für sie in mir Wurzel, und je schroffer sie mich zurückstieß, um so mehr verlangte ich danach, einmal, einmal nur hinter ihrer gleichgültigen Maske das Gesicht zu entdecken, das sie mir zu Anfang gezeigt. Weiter wollte ich nichts, weiter dachte ich gar nicht.

Ich hätte gerade in diesen Wochen so gut ein klein bißchen teilnehmendes Mitgefühl brauchen können. Es ging mir wunderlich genug. Das Glück verfolgte mich, wo ich's nicht wünschte. Ich hatte früher nichts sehnlicher gehofft, als vermittelst meiner Schriften mir einen Lebensberuf gründen zu können. Da hatte man mich zum Amtsrichter gemacht. Nun ich das war, mich gebunden hatte, in zwei Monaten meine Stelle anzutreten, begann jene Broschüre mehr als ein Jahr nach ihrem Erscheinen Einfluß zu erlangen. Verschiedene Zeitungsredaktionen hatten mich um meine Mitarbeit gebeten, andere mir Widerlegungen zugeschickt, die ich nicht gut unbeantwortet lassen konnte. Und jetzt schrieb mir noch gar mein früherer Verleger, daß er von den alten Studentenliedern eine zweite Auflage machen wolle, weil die erste vergriffen sei. — Einen Aufenthalt in Rom hatte ich von jeher mir als die Krönung meines Daseins vorgestellt, hatte seit Jahren dafür gespart, endlich all meine Energie zusammengenommen, noch Opfer gefordert von Schwestern und Freunden, um die Reise möglich zu machen. Und nun der Wunsch erfüllt, nun ich da war — wie fühlte ich mich elend! Eine Liebe im

Aus unserer Studienmappe:

Im Hochsommer. Nach einer Aufnahme von R. Freiherr von Rothschild aus „Photographische Kunstblätter." Camera-Club, Wien.

Herzen tragen, wissen, daß man wieder geliebt wird, — das beides einmal zu erleben, wie hatte ich's ersehnt. Nun liebte ich also. Stark genug, denn es schüttelte mich wie im Fieber. Aber es machte mich nicht glücklich, sondern todtraurig. Denn sie, deren kleine Fingerspitze nur zu berühren mich traumhafte Wonne dünkte, sie stieß mich zurück.

So lief ich in Rom herum, um so verzweifelter, als ich zu Hause von meiner guten Mutter und den Menschen bisher verwöhnt war, daß man mir gewährte, was ich erbat. Manchmal schien es mir ganz unglaublich, daß sie, die doch selbst gestand, sie hätte als Kind ein Faible für mich empfunden, nun so verändert und kalt sein sollte. Dann forschte ich und horchte auf jedes Wort, auf jeden Ton ihrer tiefen Stimme. Und dann redete ich mir ein, trotz allem, so etwas wie ein Nachgeben zu spüren, nur ganz von fern zwar, eine Weichheit, ein kaum erfaßbares Sich neigen. Sollte sie doch . . .? Ich wußte es mir nicht auszudenken. Und als es dann kam und mich überfiel, plötzlich die blendende Möglichkeit . . . da . . . Doch ich habe einmal so etwas wie eine Beichte angefangen. So will ich's auch ehrlich Punkt für Punkt zu Ende führen.

Es war also im März. Ich hatte die Tage in Qual und Unruhe hingebracht. Daß ich fort mußte, das war sicher. Der Arzt verlangte es, sie riet dazu, ich hatte überall Abschied genommen, meine Sachen gepackt, um abzureisen. Nun schob ich's auf, von Stunde zu Stunde. Den letzten Abend gab sie mir allerlei Regeln, was ich sehen, wo ich wohnen sollte in Neapel und in jedem Ort in Sicilien. Daß ich sehr aufmerksam zugehört hätte, das kann ich nicht sagen. Der Kopf war mir so voll, zum Zerspringen, von Sehnsucht und noch vielen Schmerzen.

Da steht sie plötzlich vom Tisch auf, wirft den Bädecker fort, in dem sie mir meine Route bestimmt hat, und geht zum Klavier.

‚Sie thun sehr vernünftig, morgen zu reisen,' bemerkt sie mit ihrer kältesten Stimme, ‚in Neapel ist ja auch C. jetzt, das wissen Sie wohl.'

‚Nein,' sage ich.

Sie sieht mich an mit einem Blick, als zweifele sie an der Wahrheit meiner Worte. Und darauf spielt sie den Königsmarsch, dieses lärmende Lieblingsstück aller italienischen Orchester, das immer, wenn man hofft, daß es aus sei, von vorn wieder anfängt. Ich habe das Ding nie leiden können. Es dröhnt so im Kopf nach. Und heute, in dieser Abschiedsstimmung, klingt es mir wie Hohn. Ich beschwöre sie, aufzuhören. Sie aber spielt eine Zeitlang weiter. Dann geht sie aus dem Marsch, ohne Grund, wie sie ihn vorher begonnen, in eine sehr andere Weise über, in ein altmodisches, deutsches Volkslied: ‚Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß, als wie heimliche Liebe, von der niemand nichts weiß.' Und das singt sie, nur halblaut, mit ihrer weichen Altstimme. Ich kann gar nicht sagen, wie mir das nahe geht. Es ist ja, als sänge sie's mir aus dem Herzen.

‚Wenn man Sie so hört,' sage ich, ‚wie Sie die einfache Melodie mit rührender Empfindung erfüllen, man möchte beinahe meinen, daß Sie so etwas fühlen könnten.'

‚Wer sagt Ihnen denn, daß ich es nicht kann.'

‚Sie, Sie selbst. Ja, sonst . . . Ihren Augen, Ihrer Stimme traute man schon Empfindung zu, aber Ihre kaltherzigen Worte . . .'

‚Und denen glauben Sie?'

Das wirft sie mir hin, mit einem Blick . . . Ich meine, der Blitz schlägt mir ins Hirn, so plötzlich steht in mir alles in Flammen. Glückseligkeit, Zweifel, Überraschung, tödlichster Schrecken . . . Daß man auf einen Schlag so vieles und so Verschiedenes empfindet! Ich springe auf, nehme die Hände ihr von den Tasten und halte sie fest.

‚Ob Sie nun etwas dabei fühlen oder nicht, daß ich etwas fühle und was, das sollen Sie einmal von mir hören,' sage ich.

‚Wozu?' fragt sie und zuckt mit den Schultern.

Wozu! Ich war in Wut geraten. Wozu man am Ende seine Liebesschmerzen sich durch Reden von der Brust schaffen möchte, schrie ich ihr zu, nun, um nicht daran zu ersticken. — Und ob sie mein Leid so wenig rührte, wie da die weißen Elfenbeintasten; hören, einmal von mir hören, sollte sie's doch. So legte ich denn los.

Was ich ihr gesagt habe? Im Himmel steht's wahrscheinlich irgendwo verzeichnet. Junge Liebhaber wie ich, so denke ich mir, steigen im Traum hinauf und holen sich den Text und reden ihn nach, als wäre es ihre eigenste, augenblickliche Erfindung. Ich wenigstens weiß nicht, daß ich mir nur ein Wort überlegte, es kam mir so, es floß mir zu, daß die Lippen nicht schnell genug waren, zu sagen, was ich sagen mußte.

Sie aber sitzt dabei an dem Flügel, den Kopf auf die Linke gestützt, mit der Rechten gleitet sie ab und zu über die Tasten und greift einen Accord, wie zur Begleitung meiner Worte. Und da ich endlich aufhören muß, — aus purer Erschöpfung, denn zu sagen wußte ich ihr mehr noch als genug, — da schweigt sie auch eine ganze Weile. Dann spielt sie ein paar abschließende Takte und endigt mit einem Paukenschlage.

Und dann steht sie auf.

‚So, nun sind Sie fertig. Nun leben Sie wohl.'

Sie sagt es so ruhig und so kalt wie alles vorher. Aber es ist im Salon nebenan gerade Licht angezündet worden. Und ein Strahl dringt durch die Glasthür in das Musikzimmer herein. Und der Strahl glänzt auf ihren Wangen. Und die sind feucht!

‚Mein Freund, liebster Freund,' sagt sie und wehrt mir, der ich sie an mich reißen möchte, ‚was wollen Sie denn noch von mir? Ja, es ist wahr, ich habe geweint bei Ihren Worten. Wahr ist es auch, ich habe Sie gern gesehen als Mädchen und freute mich hier, Sie wiederzutreffen. Aber weiter? Es gibt ja nichts weiter. Sie reisen, und dann ist es aus.'

Sie schüttelt den Kopf zu allem, was ich ihr noch sage. ‚Sie sind im Fieber, Sie müssen von Rom fort, je eher, je besser,' wiederholt Sie. ‚Wozu erregen Sie sich, wozu? Sie wissen es selbst, es ist, wie es ist, und läßt sich nicht ändern. Und wenn Sie es auch ändern könnten, möchten Sie es? Das fragen Sie sich erst. Möchten Sie's, Fritz?' — Und dann spricht sie mir von meiner Mutter, was die sagen würde, wenn sie noch lebte. Und dann mahnt sie, ich sei ein Pfarrerssohn aus Lübeck. — ‚Und ich bin auch einmal, was ich bin,' sagt sie. ‚Ich kann aus meiner Haut nicht heraus, genau so wenig, wie Sie aus der Ihren. Oder glauben Sie, daß Sie es könnten? Hier sehen Sie mich an, und seien Sie ehrlich. Würden Sie, wenn Sie nicht im Fieber wären, wie heute, würden Sie mich zur Frau nehmen mögen, als Jüdin, die ich bleiben würde — ich bin zu stolz, um mich taufen zu lassen — hier oder anderswo mit mir leben und glauben, glücklich sein zu können? Nein, jetzt kein Wort. Später, überlegen Sie es noch. Und wenn Sie wirklich wiederkommen, wie ich Ihnen dann antworten werde, das findet sich. Sollten Sie aber doch morgen reisen, — Fritz, ich weiß, daß Sie reisen werden, — so wünsche ich Ihnen Glück auf den Weg.' —

So etwa sprach sie. Ihr letztes Wort war: ‚Viel Glück. Und grüßen Sie mir Erneste, sobald Sie sie sehen.'

Und dann stehe ich unten am Corso, im Finstern. Ich drücke den Kopf an die feuchtkalte Hauswand ihres Palastes. Was ist mir eigentlich denn geschehen, weshalb will ich verzweifeln? Sie hat mir gesagt, daß sie mich liebt. Hat sie das nicht? Und wenn ich nur wollte, ich könnte sie zur Frau Amtsrichterin machen. Frau Amtsrichterin! Es klingt zu toll. Sie, in ihrem Marmorpalast, mit den Bildern an den Wänden, in dem schleppenden Samtkleid mit den großen Diamanten im schwarzen Haar ... Und der Monsignore und die Principessa und die Königin von Italien und der Papst aus dem Vatikan, sie sind alle da und alle lachen: ‚Frau Amtsrichterin.' Aber meine tote Mutter lacht nicht, sie weint. Ich hatte sie ja fragen sollen. Nun höre ich ihre leise Stimme. Und andere Stimmen, wohlbekannte, von Schwestern, Basen, Tanten, Freunden: ‚Fritz, Pastor Hardenbergs einziger Sohn, nimmt eine Jüdin zur Frau, weil sie reich ist.'

Und die Wagen rasseln über den Korso, und ihre Räder gehen rollend mir durch meinen Kopf, quer hindurch, daß ich meine, er muß mir gleich in Stücke springen. Und ich tappe mich so durch die lärmenden Straßen, unter den blendenden Gaskandelabern nach Hause, meinen Kopf zur Ruhe zu bringen. Der Weg schien mir endlos. Ich weiß noch, wie mühsam ich die steile, steinerne Treppe mich hinaufschleppte zu unserer Pension. Im Flur steht B.

Digitized by Google

‚Soll ich reisen, Contessina,‘ frage ich sie, ‚soll ich es schon morgen?‘

Da blickt das schöne Geschöpf mich an, mit einem Ausdruck von Schmerz, von Flehen in ihren unergründlichen Augen, daß es mir vollends den Sinn verwirrt. Ich will etwas sagen. Sie aber hebt ihre beiden Arme, schlingt sie wortlos mir um den Nacken und neigt den stolzen Kopf zu mir nieder. Und ich, wie behext, ich ziehe sie an mich und führe allerlei tolle Reden, von Liebe, von Treue, deutsch, italienisch, — ich weiß längst nicht mehr was.

Es geht eine Thür. Die Principessa tritt mit der Lampe in der Hand hinaus auf den Flur. Und dann kommen aus anderen Zimmern andere Pensionsbewohner. B. ist verschwunden.

O, ich bin sehr nüchtern gewesen und vollkommen klar im Kopf, als ich darauf vor versammelter Gesellschaft um die Hand der Contessina B. in aller Form angehalten habe. Schließlich, wenn man auch schon halb toll ist, erinnert man sich doch, daß man zu einem anständigen Menschen erzogen wurde. Die Principessa dankt für die große Ehre, welche ich ihrer Nichte erweise, und versichert mich ihrer Zustimmung. Nur müsse sie freilich erst den Eltern des Mädchens schreiben; ehe deren Einwilligung erfolgt sei, könne sie mir nicht mehr gestatten, die Contessina zu sehen. Darauf gab ich als meine Adresse Neapel an und reiste ab mit dem Mitternachtszuge.

Daß ich auch A. damit verlor, — wußte ich das überhaupt in jener Nacht? War es mir vielleicht recht sogar? Hatte die Liebe sich abgekühlt im Augenblick, da mir Gegenliebe zu winken schien? War das ganze wahnsinnige Spiel, von dem ich selber schon kaum mehr begriff, wie ich es begehen konnte, nur ein Mittel gewesen, mich zu befreien von möglichen Fesseln? Sind Menschen so schlecht und belügen sich selbst so? Ich nahm mir vor, ihr zu schreiben, gleich am Morgen, daß ich sie liebe nach wie vor. Ich war das ihr schuldig und war's auch mir selber. Sollte sie den Vorfall erfahren, mit B. in der Pension .... nun, so würde sie dann doch wissen, daß mir das nicht ernst sein konnte. So sagte ich mir.

Schließlich habe ich die Nacht im Bahnzug gar nicht mehr gedacht vor zu vielen Gedanken. Ich komme früh morgens nach Neapel und ins Hotel. — ‚Sie müssen warten,‘ sagt man mir, ‚kein Zimmer ist frei.‘ — Da in der Halle ist eine Bank, halb in der Ecke, gut zum Ausruhen. Ich werfe mich hin und lege die Arme auf den Tisch, und der Kopf fällt mir darauf nieder. Ich meine: Endlich bin ich am Ziel und kann mich still zu Tode schlafen. Da klingen auf dem Marmorfußboden rasche Schritte und halten plötzlich an neben mir. Ich blicke auf. Vor mir steht C.

‚Doktor, Sie! Und wie sehen Sie aus! Also ist es doch wahr, was die Eltern meinten, obgleich ich mir immer gern einreden wollte, Sie dächten nicht einmal an mich. Sie reisen mir nach. Sie meinen es ehrlich, während er .... O, Sie brauchen nicht so verzweifelt dreinzuschauen. Nein, sagen Sie gar nichts, ich weiß ja schon alles. Und ich will Sie glücklich machen, gewiß, das will ich.‘

Auf der Bank hinter dem Pfeiler der Hotelhalle sitzen wir beide und trocknen einander die Thränen ab. Wahrhaftig, ich glaube, ich habe geweint, so gut wie das Mädchen. Ihr Mitleid löste all' die Qualen, die mir Kopf und Herz bedrängten, in ein einziges Gefühl von dankbarer Hingebung auf. In meinem halb wahnwitzigen Zustand meinte ich jetzt sie zu lieben und durch sie alles Frühere vergessen zu können.

‚Glauben Sie es mir,‘ wiederholt das liebe Kind, ‚glauben Sie es mir nur, ich denke gar nicht mehr an den anderen. Und nun mag er nur kommen, nun ist es zu spät. So lange hatte ich mir vorgenommen, etwas zu thun, was ihn recht erschrecken würde. Jetzt ist's also geschehen. — Denn wir sind doch verlobt, Sie und ich, nicht wahr, ganz fest? O, das ist recht. Nun reisen Sie weiter. Eine heimliche Verlobung ist so etwas Schönes. Es soll auch nicht ein Mensch davon wissen, nicht Mama noch Papa. Ich schreibe Ihnen nach Sicilien, ganz bestimmt. Nur, bitte, bitte, reisen Sie gleich!‘ —

Nicht einen Kuß, kaum einen Händedruck wollte sie mir gönnen und trieb mich fort, in derselben Stunde, in der ich angekommen war.

Daß ich nun auch noch verlobt war zu allem anderen, es kam mir gar nicht

seltsam vor. Mich wunderte nichts mehr, als das eine, daß mein Kopf mir noch fest auf dem Hals saß. Die Nacht war ich auf der Bahn gefahren, ich fuhr auch die nächste. Denn das Schiff nach Messina war schon früh morgens fortgegangen, blieb also nur der Zug über Reggio, da ich doch einmal desselben Tages weiter wollte. Vielleicht, wäre ich mit dem Schiff gefahren, wäre die Krankheit nicht so arg geworden. Vielleicht doch, wer weiß das! Es ging mir eben zu viel durch den Kopf. Und der Kopf war mir so wüst. In Messina lief ich aufs Postamt. Natürlich konnte noch kein Brief da sein, nicht die Antwort auf meine Werbung, nicht Nachricht von meiner heimlichen Braut, noch auch von der, um die sich all' mein Denken drehte. Warum ich dies letztere erwartet habe, es für möglich hielt, das kann ich nicht sagen. Es war mir so, als ob ein Wort von A. alles ordnen und schlichten könnte, meine Skrupel zum Schweigen bringen, mich ihr für immer fest verbinden. Aber es kam keins. Ich hinterließ auf der Post in Messina, wie ich's schon zu Neapel gethan, meine weitere Adresse und fuhr wieder davon. Taormina, Aci Reale, Catania, Syrakus, Girgenti, — ich besuchte einen dieser berühmten klassischen Orte nach dem anderen. Daß ich auf dem Postamt war, in jedem, das weiß ich. Was ich sonst sah — ob Tempelruinen, Latomien, Meer, Papyrus und wo ich sie sah — ich weiß es nicht, es verschwimmt alles mir im Gedächtnis. Meine Reise unterbrechen und liegen bleiben, mir Ruhe gönnen, konnte ich nicht. Erstens weil ich zum bestimmten Termin am ersten Mai in Lübeck sein mußte, meine Stelle anzutreten, und vorher die italienische Pilgerfahrt, wie sie einmal geplant gewesen, ausführen, alles sehen wollte, als Erinnerung für mein Leben. Und dann — ich fand ja doch keine Ruhe. Wenn ich abends mich niederlegte, sah ich die drei. Jede fragte: ‚Bin ich's, die du liebst, mit der du's ehrlich gemeint hast, — bin ich es?' Und dann konnte ich nicht schlafen. Und am Morgen reiste ich weiter. Und im nächsten Ort fand ich auch nicht die Lösung, die ich immer suchte. Bis nach Girgenti bin ich so gekommen. Da ward es zu arg. Ich war einmal wieder auf der Post, nach Briefen zu fragen. Und als keine da sind, werd' ich wie rasend, daß sie mich zu binden drohen. Im Gasthaus weichen alle mir aus und sehen mich furchtsam an von der Seite. Mir ward vor mir selber unbehaglich. Also ließ ich Selinunt und Segeste seitwärts liegen, fuhr, wie ich Ihnen schon erzählte, geradewegs hierher, kam ins Hotel, in dieses Zimmer .... Und da bin ich heute noch, wie Sie sehen. So, nun kennen Sie meine Geschichte, hiermit ist sie aus."

Da Hardenberg mit müder Bewegung in den Lehnstuhl zurücksank, wäre es an seinem Zuhörer gewesen, etwas zu sagen. Der räusperte sich, rückte mit seinem Stuhl, stand halb auf und setzte sich wieder.

„Nun?" fragte der Kranke.

„Sie sehen, ich bin noch ganz ergriffen," sagte Lingner, „Sie thun mir so leid."

„Schön' Dank für den Trost," brummte jener. „Aber das hatte ich nicht hören wollen. Sondern jetzt viel mehr Ihr Geständnis. Also: was wissen Sie von den dreien? Oder vielmehr, welche ist es, um deretwillen oder in deren Auftrag Sie eben mich ausgehorcht haben. Nun, können Sie nicht heraus mit der Sprache?"

„Doktor," sagte der junge Mensch mit einem tieferen Atemzuge, „als ich nach Sicilien fuhr, Sie aufzusuchen, da war ich in einer sehr anderen Stimmung. Hätte ich Sie nicht krank hier gefunden, nicht so bereit, Ihre Ansprüche aufzugeben, dann ... Nämlich sie hat es Ihnen geglaubt, daß Sie aus Liebe zu ihr so unglücklich wären, und das hat sie gerührt, und da war sie bereit. Erst seit sie erfahren, durch einen Brief Ihrer Freundin, Sie hätten den Abend vorher um die andere angehalten ..."

„Also Cilli?"

„Ja, das Fräulein Cäcilie von Forstnau. Sie wußten es doch, daß sie einem Jugendgespielen schon lange bestimmt war."

„Und der sind Sie? Sie, der sich nicht entschließen konnte?"

„Entschließen, ich! Ich liebe sie, seit sie so groß war. Ich wartete nur, weil die Eltern begehrten, sie müsse sich erst ganz von dem Husten erholen, den sie gehabt hatte, im Herbst. — Ich hielt's nicht aus in Wien all die Zeit. Aber als ich endlich nach Rom kam, da fand ich sie so — wie sage ich's nur gleich — so Weltdame geworden, umringt von Menschen und

Berenike. Nach der Statue von Otto Rieſch.

Digitized by Google

so kühl . . . Ich vermochte nie, sie für mich zu haben. Auch in Neapel, wohin ich ihr nachfuhr, empfing sie mich mit gleichgültiger Miene. Aber dann, eines Tages in der Halle unten, als wir ins Plaudern gerieten, da . . ."

„Da haben Sie sich mit ihr verlobt, gerade auf derselben gelbgestrichenen, eisernen Bank, halb hinter dem Pfeiler, auf der ich mich auch mit ihr verlobte? Kann's mir denken. So sind die Frauen."

„Nein, so sind sie nicht!" rief Lingner. „Sie, Sie können das sagen, Sie! — Begreifen Sie's denn nicht, daß die Cilli mich gerade ebenso lieb gehabt hat und ebenso lang? Und daß sie nur von jenem Verbot ihrer Eltern nichts wußte und deshalb glaubte, ich könne zögern?"

„Na," sagte Hardenberg, „seien Sie nur ruhig. Ich begreife. Und nun ist ja auch alles in schönster Ordnung. Ich habe Ihnen in meiner Unschuld die ganze Geschichte so haarklein berichtet, daß Ihnen jede Eifersucht und ihr jeder Zweifel an meiner gänzlichen Liebloſigkeit verschwinden mußten. — Also grüßen Sie mir Ihre Cilli. Und leben Sie wohl. Ich bin todmüde."

„Ja, das heißt . . ."

„Was wollen Sie noch?"

„Doktor," bat Lingner, „nicht wahr, Sie schreiben ihr ein paar Worte? Schwarz auf weiß, ja, das macht sich ganz anders. Und dann —, sie könnte sonst doch glauben, ich sagte ihr nicht alles. Und wenn sie's von Ihnen selber hörte . . ."

„Daß ich ein Taugenichts bin und sie wohl thut, mich laufen zu lassen, das wär' Ihnen lieber? Gut, ich schreibe Ihnen das Briefchen, morgen gleich, daß Sie's mitnehmen können."

„Morgen?"

„Ja. Konveniert Ihnen das vielleicht nicht?"

„Das Schiff geht leider morgen früh, um sechs Uhr schon."

„Sie glücklicher Mensch! Fortreisen, zu Schiff, in die Kühle! Ja, wissen Sie auch," sagte Hardenberg, indem er sich aufrichtete und mühsam zu dem Schreibtisch am Fenster hinschleppte, „wissen Sie, wie ich Sie beneide? Wenn ich jetzt mich irgendwohin in milde Bergluft versetzen könnte, ich glaube, ich wär' in acht Tagen gesund. Aber was hilft es, sich das zu wünschen? Ich bin eben zu schwach noch, allein zu reisen."

„Doktor!" rief Lingner, „lassen Sie das Schreiben. Der Brief ist überflüssig, vollständig. Ich begleite Sie nach Genua. Und nach Pallanza, wo die Forstnaus jetzt sind. Und von dort in die Schweiz, an einen kühlen Ort, wie Sie sagten. Warum machen Sie ein Gesicht, als ob das so etwas Besonderes wäre? Sehen Sie's denn nicht ein, daß Sie mir eine Wohlthat thun, wenn Sie mir erlauben, Sie vor die Cilli hinzuführen, daß Sie selbst ihr alles sagen und sie dadurch wirklich sich wieder frei fühlt?"

„Ja so," murmelte Hardenberg, „von der Seite hatte ich mir wahrhaftig die Geschichte noch nicht betrachtet. — Ich erweise also Ihnen einen Gefallen? — Mein lieber Lingner, das nehme ich an. Ich will es Ihnen gnädig gestatten, als Reisemarschall sich mit diesem meinen, etwas klapperigen Knochengerüst zu beladen und es auf Ihr Risiko gen Norden zu schaffen."

Es stehen dem Halbgenesenen aber, da er spottenden Tones so spricht und dem jungen Mann beide Hände schüttelt, die Thränen in den geröteten Augen.

* * *

Und zwei Wochen später, an einem sonnigen Junimorgen, stand er an der Brüstung der Hotelveranda von Glion und sah auf den Genfersee hinunter. Es war bis hierher alles programmäßig glatt verlaufen, die Reise mit Lingner, seine eigne Genesung, das Wiedersehen mit der hübschen Cilli. Daß es ihm etwas leid gethan hatte, wie ihre übermütigen Neckereien jetzt nur einzig jenem galten und nie mehr ihm — nun, das gehörte eben auch mit zu dem Ganzen. Von ihrer Freundin, der Conteſſina Barbazon, wußte die Cilli ihm zu erzählen, daß sie gleichfalls seitdem schon verlobt war. Die frommen Eltern hatten von der Bewerbung eines Protestanten so wenig wissen wollen, daß sie ihn nicht einmal einer Antwort gewürdigt hatten. Und sie selbst, da sie leider Ungünstiges über ihn hören gemußt, hatte gern den neuen Bewerber angenommen, einen älteren, wohlsituierten Witwer, katholisch, adelig, ganz einwandfrei. Die Hochzeit sollte schon bald stattfinden.

Eigentlich hätte ihm das alles eine Beruhigung sein sollen. Von der dreifachen Verwickelung, in die er sich so hoffnungslos verstrickt gesehen, waren somit zwei Fäden gelöst, ganz leicht, von selbst und ohne daß er sich irgend etwas dabei vorzuwerfen brauchte. Freilich der dritte Faden, vielmehr die Kette, lag desto schwerer, wie eine Last ihm auf der Brust. Er hatte eben den Brief geschrieben. Jenen Brief, den er im Coupé, auf der Fahrt nach Neapel, sich vorgesagt, den er in jedem sicilischen Wirtshaus begonnen und wieder zerrissen hatte, in welchem er Esther, Baronin Abramowitsch erklärte, wie damals das Fieber ihn von ihr getrieben, wie er jetzt, nach reiflicher Überlegung, die sie ja von ihm gefordert, wiederkomme, abermals sie um ihre Hand zu bitten. Damit genügte er einer Art von Ehrenschuld gegen sich selbst. Die Feigheit, die Kleinlichkeit seiner Scheu vor der reichen, klugen Jüdin war äußerlich mindestens getilgt. Aber freilich — äußerlich nur. Was sie auch darauf antworten würde, ob ja, ob nein, das blieb sich gleich. Er wußte doch — er war geflohen. Er wußte, das Fieber trug nicht viel Schuld. Und je mehr er die Motive seiner damaligen Handlungsweise überdachte, je geringer ward seine Zufriedenheit mit dem Menschen, mit dem er nun einmal für Lebenszeit, wie er es schon zu Lingner gesagt, sich wohl oder übel vertragen mußte, mit dem Amtsrichter Doktor Fritz Hardenberg. So die rechte, echte Verzweiflung hatte ihn erst überfallen, seit er den Brief geschlossen, frankiert und da in den gelben Kasten geworfen hatte. Nicht einmal in seiner schlimmsten Zeit in Palermo hatte er sich so todtraurig gefühlt. Damals freute es ihn doch noch zu leben. Jetzt schien ihm auch das eine Last.

Und da kam richtig der waadtländische Postbote die Stufen vom Garten herauf, ging zu dem Briefkasten, schloß ihn auf, um den Inhalt in seine rote Ledertasche zu entleeren. Hardenberg that einen Schritt auf den Mann zu. Eben hatte er das Schreiben eingesteckt. Nun wollte er rufen: „Geben Sie mir meinen Brief zurück, er soll nicht abgehen!“

Er wollte es nur sagen. Denn im selben Moment rief ein Herr den Mann an, und durch die Glasthür des Salons winkte eine Dame heraus. Er schämte sich und machte rasch kehrt. Schließlich, ob dies Schriftstück nun abging oder nicht abging, auch das war gleichgültig. Daran, was er für ein Mensch war, änderte es nichts. Und da sah er auch schon den Postmann wieder um die Ecke des Hauses biegen. Es war zu spät, der Brief war fort. Gut so, was man gethan hat, soll man tragen und nicht gleich wieder es umstoßen wollen.

Es war also geschehen und aus. Aus mit Hoffen, Freiheit und Jungsein. Wie er so an dem Verandageländer lehnen blieb und dem Briefträger nachstarrte, kam ihm ein anderes Mal in den Sinn, da er ähnlich dagestanden, an der Brüstung des Pincio, an jenem ersten Abend in Rom, als alles angefangen hatte. Und wie ihn damals eine Stimme angerufen, so hörte er's heute.

„Fritz Hardenberg, Sie hier!“

Er fuhr herum. Aber nicht die fremdartig schöne, stolze Erscheinung der Baronin war es, sondern eine Lübecker gute Bekannte, eine freundliche alte Dame, Frau Lackmann. Und den kleinen Herrn, der ihn vorher gehindert, mit dem Briefträger zu sprechen, stellte sie ihm vor als Professor Deckens, einen sehr berühmten Mann, den er zu kennen auch glücklich sein werde. Mit überaus höflichen Worten reichte der Gelehrte ihm zwei Finger der Rechten herablassend würdevoll zur Begrüßung. Hardenberg ließ sich nicht gern protegieren. Er verbeugte sich nur. In demselben Moment trat durch die Glasthür des Lesesalons, durch welche soeben die alte Dame gekommen war, Erneste heraus, ihre Tochter, seiner Schwestern und seine Freundin. Er ging rasch auf sie zu.

Sie, die mit neugieriger Bewegung ihren Kopf vorgestreckt, zu sehen, wen ihre Mutter da begrüße, schien, da sie ihn erkannte, zu stocken.

„Fritz,“ sagte sie. Und sie nahm seine Hand und schüttelte sie ihm. „Das ist aber nett. Mama sprach erst gestern von unserem Freund, der in Italien sich das Fieber geholt. Sie erinnern sich doch, Herr Professor? Und Du bist also ganz genesen?“

„So ziemlich,“ sagte er, etwas betroffen von ihrer Kühle.

„Nun, ich denke, wir werden uns noch öfter hier sehen.“

Damit nickte sie und ging hinab in den Garten mit ihrer Mutter und dem Professor.

Von der hatte also Esther behauptet, sie hätte ihn geliebt. Unwillkürlich betrachtete er sie sich doch genauer, als er's früher gethan haben würde. Sie hielt sich gut. Ihre Kopfform war tadellos. Und der Fuß, den sie jetzt zeigte, als sie auf dem Gartenkies ihr dunkles Kleid zusammenraffte, war klein, mit hochgewölbtem Spann. Auf dergleichen zu achten, hatte er auch in Rom erst gelernt. Schön wie Esther war sie ja nicht, lange nicht so schön. Aber es war dafür in ihr etwas Frisches, etwas mädchenhaft Herbes, was jener, obwohl sie beide fast gleich alt waren, mangelte, und was ihn heimatlich wohlthuend berührte.

Er war zu müde, noch im Freien zu bleiben, und ging auf sein Zimmer. Dort streckte er sich auf dem Bett aus, schlief augenblicklich ein und so fest, daß ihn der Kellner zu dem späten Diner wecken mußte. Mit einem richtigen Rekonvalescentenhunger kam er zu Tisch. Er war aber doch empört über sich. Das Briefschreiben und das zufällige Zusammentreffen mit alten Bekannten griffen ihn also noch derart an, daß er danach einer Erholung förmlich bedurfte. Es war ihm ganz recht, daß er jetzt an der Table d'hôte zwischen Engländern saß, mit denen er nicht zu reden brauchte, ganz recht auch, daß die Damen Lackmann ihre Plätze weiter oben am Tische hatten, wo sie ihn nicht beobachten konnten. Nur ein paarmal entdeckte er Ernestes schmalen Kopf mit dem Nest von braunen Flechten, wie sie zu ihrem vis-à-vis Professor Deckens sich verbeugte. Es sah ihr gar nicht ähnlich, daß sie dem Redestrom desselben so aufmerksam zuhörte. Sehr geduldig war sie sonst gerade nicht. So wenig, wie er's war.

Abends, als man bei Mondschein auf der Veranda den Kaffee nahm, konnte er nicht anders, als sich zu seinen Bekannten zu setzen. Aber nach ein paar Minuten wäre er schon gern wieder gegangen.

Die Unterhaltung gab ihm einen Vorgeschmack von der Geselligkeit zu Hause. Man war so intim, man fragte so viel. Der Professor erkundigte sich, welchen Eindruck ihm dieses und jenes in Rom gemacht. Da er nichts gründlich gesehen hatte, ärgerte ihn das Verhör. Und Frau Lackmann inquirierte, was für Leute er dort kennen gelernt, ob er viel in Gesellschaft gegangen, und bei welchem Anlaß er sich seine Krankheit geholt hätte. Nur Ernste war still. Sie hatte ihren Stuhl ein wenig zurückgeschoben, daß er sich umdrehen mußte, wenn er mit ihr sprechen wollte. Ihre Miene war nicht so höflich aufhorchend wie vorhin. Er hätte sie beinah auch fragen mögen, woran sie denke, so anziehend schien ihm ihr verschlossenes, ernsthaftes Gesicht.

Auch in den nächsten Tagen hielt sie sich mehr zu dem Professor. Ihm fiel dann die Aufgabe zu, die Mama zu unterhalten. Er konnte nicht einmal davonlaufen. Denn sie hatten ihn aufgefordert, an ihren Spazierfahrten teilzunehmen, der vierte Platz im Wagen sei ja frei für ihn. Da gab's kein Entrinnen. Die schönste Landschaft sah er, in befreundeter Gesellschaft, ohne Anstrengung, bequem in den guten Landauer zurückgelehnt, und war wenig dankbar für das Vergnügen.

Einmal besuchten sie in Clarens jene Villa, deren Garten das bosquet de Julie genannt wird. Natürlich fing der gelehrte Herr sofort eine wohlgesetzte Rede an über Rousseau und seine „Nouvelle Heloise" und schloß mit der Frage, ob die Herrschaften denn das Buch gelesen hätten? Hardenberg mußte wieder einmal seine Unwissenheit eingestehen. Ernste sagte: ja, sie habe es gelesen vor sehr langer Zeit, noch in der Schule. Es sei ihr zu sentimental gewesen.

„Und wie bist du zu dem Buch gekommen, du, als Schulkind?" fragte die sittenstrenge Mutter. „Ich habe es dir damals gewiß nicht gegeben."

„Nein, du nicht. Ich erhielt es von Esther Goldstein."

„Ach so, von der."

„Sie hat sich, wie du dich vielleicht erinnerst, Mühe gegeben, meinem sehr mäßigen Französisch aufzuhelfen. Ich bin ihr noch heute dankbar dafür," sagte Ernste.

„Ihr seid damals Freundinnen gewesen, du und Esther?" fragte Hardenberg, als er auf dem Rückweg durch den Villengarten ein paar Schritte neben ihr herging.

„Wie? O nein, Feindinnen viel eher."

„Aber — —"

„Weil ich es nicht leiden kann, meinst du, wenn Mama in solchem halb verächt-

lichen Tone von ihr redet? Nun, du wirst es begreifen, wenn ich dir sage, der einzige Grund ihrer Abneigung besteht darin, daß Esther eine Jüdin ist. Und das scheint mir kein Grund. Wenn sie sonst in allem uns gleich war, nur etwas klüger als wir anderen, so sehe ich nicht ein, weshalb der Glaube ihrer Vorfahren, — den sie ererbt hat, wie wir den der unseren, — sie ausschließen sollte."

„Du also," fragte er weiter, „hast einen Unterschied nie empfunden?"

„Würdest du ihn fühlen?"

„Ich . . ."

Er wurde der Mühe überhoben, ihr eine ehrliche Antwort zu geben. Denn der Professor, der ein wenig zurückgeblieben war, kam ihnen eilig nach und überreichte beiden Damen Epheublätter, die er noch rasch im bosquet de Julie für sie gepflückt. Und Erneste, die vorhin doch das Buch nicht nach ihrem Geschmack gefunden, steckte das Grünzeug, zum Andenken an Rousseau und Julie, sich an die Brust.

Hardenberg hatte eine Sekunde so etwas wie ein Gelüsten gespürt, sie zu seiner Vertrauten zu machen. Er hatte sie schon fragen wollen: wie nun, wenn man eine Jüdin geliebt hat und doch sie so richtig, von ganzem Herzen nicht lieben kann? Aber die Frage war so müßig, wie seine Regung unberechtigt. Auf der ganzen langsamen Heimfahrt, die langen Kehren der Straße von Montreux hinauf bis nach Glion, verwendete sie kein Auge von dem Professor, gönnte ihm nicht ein Wort. Die Unterhaltung ihrer Mutter war gewiß gut gemeint, dennoch langweilte er sich dabei von ganzem Herzen. Langeweile soll zwar, so sagt man, gesund sein. Ihn, im Gegenteil, regte sie auf, reizte ihn, irgend etwas Ungezogenes, Unerlaubtes zu thun oder zu sagen, er wußte nicht was, nur um der lieben Abwechslung willen.

Der Professor war inzwischen immer noch bei demselben Thema, das der Landschaft entsprach, bei Rousseau geblieben. „Die Gedankenwelt, aus welcher die ‚Nouvelle Heloise' erwachsen ist, hat der Autor selbst geschildert in einem Buche, das Sie, Herr Doktor, wahrscheinlich ebensowenig kennen," sagte er mit verbindlichem Lächeln sich zu Hardenberg wendend, „in den ‚Confessions'."

„Doch," entgegnete der, „die kenne ich. Und ich muß sagen, den Rousseau selber, wie sehr er auch in diesen Bekenntnissen sich als einen eingebildeten, unausstehlichen Menschen zu schildern beliebt, — den hätte ich doch noch viel besser vertragen können, als heute — so manchen. Sie entschuldigen wohl, meine Damen, wenn ich hier aussteige; ich fürchte, das Fahren bekommt mir nicht länger. Auch möchte ich mir eine Cigarre anzünden."

Sprach's, drückte den Knopf am Wagenschlag und sprang auf die Straße mitten im Fahren. Frau Lackmann schrie laut auf vor Schrecken. Er grüßte, zog die Zündhölzer aus der Tasche, machte Feuer und schlenderte dann, gemächlich rauchend, den Weg nach Hause.

Daß ihm dieser Streich von Erneste eine Strafpredigt eintragen würde, daran zweifelte er nicht. Sie hatte ihm derartige Gefühlsausbrüche in alten Zeiten nie ungeahndet hingehen lassen. Aber nichts dergleichen geschah. Ihre Mutter machte ihm, da er nach Hause kam, freundschaftliche Vorwürfe über seinen tollkühnen Sprung. Der Professor hatte weder diesen bemerkt, noch sonst irgend etwas, was ihn angehen konnte. Und sie that auch, als wäre nicht das Geringste geschehen.

Desto mehr überraschte es ihn, als sie nächsten Tages im Flur des Hotels, da er grüßend vorübergehen wollte, ihn plötzlich anrief:

„Fritz, du weißt doch, daß während du fort warst, deine Arbeit Eindruck gemacht hat, verbreitet und viel gelesen wurde? Wenn du jetzt die Fortsetzung, von der du damals sprachst, schreiben könntest, — die Not in der Welt ist inzwischen nicht kleiner geworden, — wenn du deine Stimme noch einmal erhebst, ich glaube, man würde auf dich hören. Und dir wäre es selbst gut. Du — verzeih, daß ich es sage — du scheinst nicht sehr heiter. Deine Krankheit hat dich verstimmt. Aber ich glaube, nein, ich weiß, wenn du nur erst arbeitest, wirst du dich viel glücklicher fühlen."

„Ich dachte nicht, daß mein Glück oder Unglück dich so besonders interessierte."

„Verzeih," unterbrach sie ihn, „Mama und der Professor rufen mich." Und sie nickte ihm zu und folgte jenen.

Er sah ihr nach. Er sah ihr jetzt

immer nach, wenn sie fortging. Denn sie ging immer fort. Es war schon früher ihre Art gewesen, mit der er sie manches Mal geneckt, daß sie vor einem ernsten oder einem gefühlvollen Gespräch davonzulaufen pflegte. Damals hatte ihn das nicht weiter beunruhigt. Sie war eben eine von den vielen „Schwestern", die mit seinen eigenen Schwestern und ihm aufgewachsen waren. Er hatte sie zu gut gekannt, um über ihr Wesen sich besondere Gedanken zu machen. Und im Grunde, was war denn jetzt anders?

Nur weil er gehört hatte, daß sie einmal als Kind in ihn verschossen gewesen, — ob das nun richtig oder nicht, man hatte es gesagt, — und weil er zufällig sie hier traf, sie ihm von seinen Arbeiten sprach, und er sich gerade in so einer sentimentalen Rekonvalescentenstimmung befand, darum war er nun drauf und dran, auch sofort in das Mädchen sich zu verlieben? Ja wohl, das könnte ihm ähnlich sehen, es war ganz in dem Stil, in dem er alle seine Fiebertollheiten vorher begangen. Nur noch ein wenig verrückter als jene. Denn die drei schönen Damen in Rom hatten ihm mindestens gezeigt, daß sie ihn zu schätzen wußten, zwei davon sich ihm quasi angeboten. Aber sie machte sich so wenig aus ihm, daß sie sich nicht einmal scheute, vor seinen Augen von so einem alten, pedantischen Herrn sich den Hof machen zu lassen. Und das ärgerte ihn.

Der Lebenserhaltungstrieb sei der stärkste, pflegen die Philosophen zu lehren, Hunger und Liebe regierten die Welt? Er wußte eine causa movens, die ihn mehr noch beeinflußte als jene beiden: die Eitelkeit. — Bah, er schüttelte sich. Nicht wieder in solche Kindereien zurückverfallen, seine Pflicht thun und ein Mann sein. Falls ihm Esther „Ja" schreiben würde, sie heiraten, weil es sein mußte. Und dann ein vergnügtes Gesicht dazu machen und suchen, sein liebes Ich zu vergessen. Sonst .... sonst wäre solch ein Kerl es eben nicht wert, daß man ihn länger am Leben ließe.

Wenn die Leute anfangen, sich in so deutlichen und unhöflichen Worten, wie es Hardenberg that, die Wahrheit über sich selbst zu sagen, pflegt es zum Bessern selten die rechte Zeit mehr zu sein. Die Grobheit hilft dann nicht und das Sichaushungernwollen erst recht nicht. Man kann sich höchstens unglücklich machen, doch den Gedanken, der einmal durch das Hirn schoß, ungedacht machen, das kann man nicht.

Fritz Hardenberg wollte Erneste vermeiden. Er that es auch. Den nächsten Morgen gleich in der Frühe fuhr er mit der Drahtseilbahn hinunter nach Teritet, ging von dort zu Fuß nach Montreux, kaufte sich Rosseaus Heloise bei Benda im Laden, setzte sich vor das Kurhaus und fing an zu lesen. Zu anderer Zeit und an anderem Orte hätte er das Buch mit seinen langen Briefen und schwülstigen Reden vielleicht auch sentimental gefunden, wie Erneste. Nun erregte es ihm das Blut. Daß zwei Leute, die sich lieben, Entsagung üben können, das erschien ihm so schön wie unwahrscheinlich. Und er selber kam sich unendlich jämmerlich vor in seinem unbefriedigten Zustand und mit seinen schwachen Körperkräften. Er mußte zurück den steilen Weg fahren, so sehr hatte ihn der kurze Spaziergang von der Drahtbahnstation bis Montreux schon angegriffen. So traf er denn pünktlich droben ein, als der Briefträger die Post austeilte. Von Esther noch nichts. Aber auch Erneste kam zu der wichtigen Handlung aus dem Hause auf die Veranda. Er hatte sie gerade so lange vermieden, wie sie nicht dagewesen war.

Wieder wechselte sie freundschaftlich ein paar Worte mit ihm. Er ging auch auf ihren Ton ein. Das ganze Lexikon von verblümten Redensarten, das er mit Cilli und der Venetianerin so gut eingeübt und darin er mit Esther auch gelegentlich geblättert, ließ er jetzt unaufgeschlagen. Er biß die Zähne fest aufeinander. — Nicht ein Wort und nicht einen Blick! Sonst, mein Junge, sind wir von heut' an geschiedene Leute, sprach er zu sich.

Wie sie mit ihrer stillen Stimme so ruhig und so harmlos sprach, das hätte ihn beruhigen sollen. Stille Stimme! Im Grunde war auch das ein Unsinn. Wer spricht, ist nicht still, und eine Stimme klingt, wenn sie redet. Gleichviel, ihm war's so. Und wenn er ein Narr war, es so zu fühlen .... Nun, so war er eben ein Narr. Das wußte er lange schon. Ein jedes ihrer kühl freundlichen Worte bestätigte ihm diese Meinung.

Esther muß es erfunden haben, sagte

er sich. Das ist nicht möglich. Sie denkt an mich, so wie ich an sie dachte, bis ich hierherkam: schwesterlich. Überhaupt, was soll das alles? Wo steht's denn geschrieben, daß ich eine Seele mir zur Seite haben werde, die ganz und gar von mir erfüllt ist? Man nennt das Glück. Schön. Aber glücklich sind doch immer nur einzelne Leute, die sogenannten Glückspilze, gewesen. Warum sollte ich just so einer sein? Und gerade jetzt! Ich habe kein Anrecht an irgend etwas. Ich darf mir nichts wünschen. Ich habe an Esther Abramowitsch geschrieben und warte ab, was sie antworten wird. So, mein Freund, das merke dir. Und nun sieh um dich und denke an etwas anderes, nicht immer an dich.

Nach solcher Moralpredigt, die sich Hardenberg gehalten, saß er am Terrassengeländer. Unten lag, blau im Sonnenscheine glitzernd, die Wasserfläche. Die weißen Felsen von Meillerie, zu denen die neue Heloise im Kahn hinübergerudert war, ragten aus der schimmernden Flut auf, darüber noch weißer, strahlender die Schneespitzen des Dent du Midi. Und um den Wasserspiegel reihte sich Ort an Ort, und Schloß Chillon streckte trotzig seine altersgrauen Mauern in den See hinein. Hier oben grünte und sproßte der Frühling. Er aber spähte zwischen den wild sich rankenden Rosen und den Lindenblüten hinüber nach einem Tischchen, an dem eine Dame im schlichten blauen Reisekleid ihren schlanken Kopf mit den braunen Flechten andächtig vorbog, einem Herren zuzuhören.

Irgend ein Table d'hôte-Nachbar hatte sich neben ihm niedergelassen, ohne daß Hardenberg darauf geachtet. „Sie betrachten sich auch die Gruppe da drüben?" sagte der Fremde — „ich bin wirklich gespannt, wie das endigen wird. Der gelehrte Herr scheint ja so weit ein ganz passabler Mann zu sein. Aber er redet so ununterbrochen. Das hält auf die Dauer kein Menschenkind aus. Die Mutter freilich wünscht es wohl. Und das Fräulein gibt sich alle Mühe. Sie verbeißt selbst das Gähnen, so sah ich neulich, als es sie ankam. Dabei hat sie in ihrer Haltung doch so etwas, wie soll ich's nur sagen, etwas Freies und trotzdem Gehaltenes. So, als ob sie allerlei schon durchgekämpft hätte und doch ihr eigenstes Naturell sich nicht für immer verleugnen ließe. Aber, Pardon, Sie kennen am Ende die Damen näher?"

„Ja," sagte Hardenberg, grüßte und ging davon, daß der Mann, von solcher Unhöflichkeit ganz betroffen, ihm nachsah.

Durchgekämpft! — Was sollte wohl Erneste Lackmann durchgekämpft haben, wovon er nicht wußte? Wenn sie wirklich als Backfisch einmal — bah, so verrückt war er denn doch nicht, sich daraus eine ihr ganzes Leben beeinflussende Leidenschaft aufzubauen. Sie war auf den Bällen eine gesuchte Tänzerin gewesen. Einmal, als er von der Universität nach Hause gekommen war, hatte seine Schwester Liesbeth zu ihm gesagt: „Weißt du auch, daß Erneste sehr gefällt, und daß schon jemand ernsthafte Absichten hat? Bist du gar nicht eifersüchtig?"

„Ich?" hatte er lachend zur Antwort gegeben. „Wie käme ich dazu?"

Das war so lange her. Aber er sah das Zimmer noch und das Gesicht seiner Mutter am Fenster, wie sie aufblickte bei seinen Worten. Seine Schwester hatte noch etwas sagen wollen. Da hob die Mutter den Finger und strich sich leise über ihre Lippen. Liesbethlein zuckte mit den Schultern und ging aus dem Zimmer. — Daß einem solche Beobachtungen, die man im Moment gedankenlos macht, um Jahre später einfallen und dann noch das Herz bedrücken können! Seine Mutter war tot. Er würde es nie von ihr erfahren, was sie Liesbeth damals zu sagen verboten. Und wenn es nun gesagt worden wäre und er hätte es gehört, — wäre dann etwas anders geworden in seinem Leben oder in ihrem? Sinnlose Frage. Wenn! Ewig wenn! Wie es jetzt ist, das wird nicht anders durch solches Grübeln.

Aber er konnte es doch nicht lassen, das nächste Mal, wo er dann Erneste allein traf, sie zu fragen: „Sag' einmal, zu Hause haben dich früher schon Verschiedene gern gehabt. Warum hast du nie einen genommen?"

„Weil ich keine Lust dazu hatte," sagte sie kurz.

„Und jetzt? Es war doch unter jenen wohl der eine oder der andere etwas — etwas jugendlicher als dieser Professor?"

„Du vergißt, daß ich auch nicht mehr

jung bin, faſt ſo alt wie du. Das iſt für ein Mädchen ſchon Greiſenalter."

„Sei einmal ernſthaft, ſo wie dein Name. Sag' ehrlich, Erneſte, weshalb willſt du's thun?"

Sie blickte auf den See hinaus und auf den dunkelnden Abendhimmel. „Gute Nacht," ſagte ſie plötzlich, „ich muß ins Haus."

Er hielt ſie an ihrem Kleide feſt. „Du darfſt noch nicht gehen. Ich muß dich noch fragen. Etwas ganz anderes. Wenn nun einer käme von der Sippſchaft jener Eſther, die dir ſo ſympathiſch ſind, wie du ſagteſt, wenn ſo einer jetzt käme, reich, ſchön, geiſtreich, und es wäre ſonſt nichts im Wege und du wärſt frei — würdeſt du, Erneſte Lackmann, auch den heiraten?"

Sie ſah ihm ſekundenlang in die Augen, als ob ſie erſt Sinn und Grund ſeiner Frage erfaſſen wollte. „Wenn ich ihn lieb hätte," ſagte ſie dann langſam, „ja!" —

Und ſo ging ſie fort, und er verſuchte es auch nicht mehr, ſie zurückzuhalten. Ihre Worte waren deutlich genug und hatten ihm auf zwei Fragen zugleich die Antwort erteilt. Sie, Erneſte, verſtand zu lieben. So gut, daß ſie begriff, wie man dadurch Hinderniſſe überſieht und Mängel nicht mehr mangelhaft findet. Und ſie, Erneſte, würde einen Mann verachten, der von äußeren Hinderniſſen ſich zurückhalten ließe, verachten aber ebenſo den, der ohne Liebe eine äußerlich vorteilhafte Ehe einginge. Das Wunderlichſte bei der Sache war, daß er ebenſo dachte, genau, genau! Daß er ihre zögernden Worte ſo gut verſtand und in ihren Augen ſo deutlich las, nur weil es ſeine Anſichten waren, die ſie ausſprach, ſeine Empfindungen, die ſie blickte.

So, nun wußte er's alſo klar: ſie hätte ihn, wenn er gewollt, wohl lieb haben können. Und er wäre dann mit ihr ein ganz brauchbarer Menſch geworden. Freilich, ein Niemand in den Augen der großen Welt, aber von dem Material, das Deutſchland deutſch macht. Damit war es nun nichts. Mit Eſther würde er ſehr reich ſein. Da ſie nicht zur Frau Amtsrichterin paßte, würde er lieber Lübeck verlaſſen. Er hatte es dann ja auch nicht mehr nötig. Und ſeine Arbeiten? Auch die würde er kaum weiterführen. Es macht ſich nicht gut, über das Elend der Armen zu ſpekulieren, während man ſelber im Luxus lebt. Ihn wenigſtens würden die Kontraſte peinlich berühren. Dann ließe er wohl das Schreiben ganz. Überhaupt, wenn Eſther „Ja" ſagte, könnte er ſein „Ich" nur getroſt zu Grabe tragen. Und wenn ſie ihm abſchrieb ... Da war er wieder bei dem „Wenn", auf das es ſchließlich immer hinausläuft, hat ſich ein Menſch ſeines eignen Willens begeben und hängt von Entſcheidungen anderer ab.

Zu allem mußte er nun noch erfahren, wie undiplomatiſch ſeine Fragen geweſen waren. Denn ohne jeden Anlaß begann Erneſte an einem der nächſten Tage:

„Sage, du erwähnteſt ſchon zweimal meiner einſtigen Schulgenoſſin? Was weißt du ſeitdem von Eſther Goldſtein?"

„Ich habe ſie in Rom getroffen," mußte er geſtehen, „ſie heißt Baronin Abramowitſch jetzt."

„Und ihr Mann, wie iſt der?"

„Sie iſt Witwe."

„So? Witwe? Ach ſo. Und ſchön, wie ſie verſprach zu werden. Und geiſtreich, — das iſt ſie ſchon damals geweſen. Und reich alſo auch ... Ja, ich kann es mir denken."

„Was denkſt du, Erneſte?"

„Daß ... doch es kommt nicht darauf an. Sie war damals ſehr ſtolz. Und trotzdem leicht verletzlich. Die geringſten kleinen geſellſchaftlichen Verſtöße, von denen wir anderen Schulmädchen nichts wußten, hat ſie uns bitterlich übel genommen. Und wenn man gar, da man ihre Empfindlichkeit kannte, verſuchen wollte, ſie zu ſchonen, das ſah ſie als Mitleid an, als Kränkung, die ſie nie verzieh, noch vergeſſen konnte. Als ſchöne Frau, in der großen Stadt lebend, im Umgang mit anderen, vorurteilsloſeren Leuten, als ſie's damals bei uns zu Hauſe waren, hat ſie hoffentlich die Schwäche verloren. Oder was meinſt du?"

„Ich glaube, daß ſie noch ebenſo iſt, ganz genau ſo," murmelte er.

„Alſo wirklich? Und, Fritz, konnteſt du nichts thun, ſie zu heilen? Haſt du ihr nicht zu beweiſen vermocht, daß wir Chriſten nicht ſo herzlos ſind, wie ſie es meint? Ich weiß ja gar nicht, wieviel du ſie kennſt, noch wie ihr in Rom zuſammen ſtandet. — Aber, wenn du machen könnteſt, daß ſie nicht ſo verächtlich von uns denkt ..."

„Gib dir keine Mühe," sagte er rauh, „ich danke für die guten Lehren. Sie kommen zu spät."

Und diesmal war er es, der von ihr fortging.

Nun also auch das noch. Erst rät ihm Esther, Erneste zu freien; nun bittet ihn Erneste, hübsch sich dem Glücke jener zu widmen. Es ist wirklich äußerst nett. Das nennt sich ein Mann und fliegt hin und her, ein Spielball in diesen Weiberhänden. Und dabei gibt's in der Welt noch Arbeit, andere, bessere, als das Lieben. Heute früh erst schickte ihm sein Verleger Dokumente und Briefe, die er für eine zweite Broschüre benutzen sollte. Und er fühlt sich arbeitslustig, und er sieht es schon vor sich, mit Händen zu greifen, wie die Sache sich anpacken ließe, daß man nicht nur theoretisieren, sondern ernstlich wirken könnte. Nur — man muß den Kopf frei dazu haben von diesem Gehange und Gebange. Dann — die paar Amtsstunden täglich werden kein Hindernis bilden, die thut man bald ab und kehrt heim und setzt sich an den Schreibtisch zu Hause. Und abends liest man das Geschriebene seiner Frau vor, die nachdenklich zuhört, die ernsthaften Augen geradeaus gerichtet, hier und da tadelt, wenig lobt, so wenig, wie man selbst sich lobpreist, aber am Ende nickt und spricht: Ja, es ist recht so.

Nota bene, wenn man ein Haus hat und eine Frau hat. Und welche Frau in welchem Hause, und wo das steht, auch darauf kommt es so einem armen Menschenkinde an, einigermaßen!

Die Tage gehen hin. Am ersten Juli könne er nun endlich sein Amt bestimmt übernehmen, hat er dem geduldigen Freunde Stellvertreter geschrieben. Um den ersten Juli in Lübeck zu sein, muß man von hier am dreißigsten Juni in aller Frühe abreisen, da ja leider der Juni nicht einunddreißig Tage zählt, wie es Sommermonaten sonst von Rechts wegen zukommt. Was gäbe er um den einen Tag um Aufschub, den Tag länger bleiben zu dürfen! Aber es ist einmal nicht zu ändern, der neunundzwanzigste bricht an und geht vorüber. Und von Esther keine Antwort.

Der Briefträger ist dagewesen am Morgen und am Nachmittage. Eine dritte Post gibt es nicht hier oben. Also muß er ohne Brief abreisen. Das heißt ohne Entscheidung. Und muß daheim an die Arbeit gehen, noch immer at large, wie der Engländer die trostlose Weite der Ungewißheit kurz benennt, — und weiter warten. O, und er ist des Wartens so müde!

Sein Geschick in die eignen Hände nehmen, es biegen, es brechen, wenn es nicht will, wie er will, danach wäre ihm zu Mute, danach zuckte es ihm in den Fingern. Aber was hilft es! Er hat sich des eignen Willens begeben, als er jenen Brief schrieb. Da läßt sich nichts thun. Still halten heißt es und weiter harren.

Einstweilen wartet er auf Erneste. Von ihrer Mutter und dem Professor nahm er schon Abschied. Sie hatte nochmals herauskommen wollen, ihm ein paar kleine Geschenke für seine Schwestern mitzugeben. In der Veranda ist es leer, die wenigen Fremden, die bei dieser Hitze noch hier im Hause wohnen, haben alle schon Nacht gemacht. Er sitzt ganz allein. Sitzt nicht, springt auf, geht hin und her, tritt zur Thür in den Hausflur, zu sehen, ob sie die Treppe herabkommt, läuft an die Brüstung und späht in den Schatten des Gartens, wo er eben ihre Stimme zu hören meinte. Nichts. Sie kommt nicht. Dante vergaß in seiner Hölle das Warten, unter allen Qualen der bittersten eine. Er könnte es schildern, er weiß, wie es ist.

Und da er meint, er erträgt es nicht länger und es sei doch vergebens und es geschähe ihm recht, wenn sie ihn im Stich lassen würde, da kommt Erneste.

Langsam, mit zögernden Schritten, die ihren sonst raschen ganz unähnlich sind, tritt sie aus der Hausthür auf die Veranda. Sie hält etwas in der Hand, das er im Halbdunkel nicht gleich unterscheidet.

„Da, Fritz. Ich hatte dir noch so Verschiedenes zu sagen. Grüße für zu Hause und anderes. Aber das ist nun überflüssig. Du wirst ihn lesen wollen, da. Der Brief hat zwischen denen für Mama eben auf unserem Tisch gelegen."

Er hält das Couvert unter die runde Gaslaterne, sieht Esthers Handschrift und reißt es auf.

„Ich will dich nicht stören," sagte Erneste.

Er aber lacht. Denn ein Blick war

Aus unſerer Studentenmappe:

Bildnis eines jungen Mannes. Nach einer Zeichnung von Philipp de Champaigne im Louvre zu Paris. Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Darnach i. E., Paris und New York.

genug. Es iſt die Antwort, die er gehofft hat und erwartet. Und er iſt frei.

„Geh nicht, lies ſelbſt.“

Sie zögert. „Der Brief iſt von Eſther Goldſtein, ich kenne ihre Schrift noch von früher. Fritz, ich habe in deine Geheimniſſe mich wahrhaftig nicht eindrängen wollen.“

„Lies!“ wiederholt er. Er ſpricht in einem anderen Ton, als dieſe Tage. Luſtig und befehlshaberiſch, wie er als junger Burſche den „Schweſtern“ einſt zu kommandieren pflegte. Und ſie gehorcht, wie ſie's früher gethan hat, und nimmt den Brief.

„Lieber Freund! Sie wiſſen im voraus meine Antwort. Habe ich Ihnen nicht in Rom ſchon deutlich geſagt, daraus könne nichts werden, Ihnen den guten Rat gegeben, abzureiſen? Und nachdem Sie allerpünktlichſt den Rat befolgten, ſoll ich Ihnen glauben, wenn Sie jetzt, kaum vom Fieber geneſen, reuevoll noch einmal kommen?

Für so kurzsichtig halten Sie mich, daß ich nicht hinter Ihren Zeilen Ihr wahres Gesicht so gut wie damals, ja noch viel besser erkennen sollte? Noch einmal also: daraus kann nichts werden. Und die es Ihnen erklärt, wird bleiben, so wie sie es war,

Ihre getreue alte Freundin
Esther Abramowitsch."

„Fritz, sie liebt dich," flüstert Erneste, „sie liebt dich dennoch, siehst du es nicht?"

„Ach was," versetzt er übermütig, „sie hat mich zweimal abgewiesen, das ist genug. Denn ich liebe sie nicht. Verstehst du? Gar nicht. Überhaupt, was soll's mit dem Lieben! Arbeiten will ich, arbeiten, was Rechtes leisten und dann . . . Da unten gelang mir alles zu leicht und war mir zu weich und fiel mir unbegehrt in den Schoß. Das ist nichts für uns Lübecker Kinder. Wenn nicht ein bißchen Trotz dabei ist und Widerstand, und wenn ich nicht meine Kräfte ordentlich brauchen muß, zu erringen, was ich mir in den Kopf gesetzt habe, dann reizt es mich nicht. Denn ich habe meine Kräfte, um sie zu brauchen, und ich werde sie auch brauchen und werde es erreichen, verlaß dich darauf. Nämlich, du mußt wissen, in Rom habe ich nacheinander dreien meine Hand und mein Herz angetragen. Jawohl, dreien, die mich allesamt merken ließen, daß sie sich gar nichts Besseres wünschten. Kannst du dir so etwas denken, Erneste? Es kommt aber noch schlimmer. Höre nur: Nachdem ich sie alle drei im Stich ließ, oder sie mich, — das Resultat ist schließlich das gleiche — habe ich sofort sie sämtlich vergessen. Und zwar um einer Vierten willen. Die aber will nichts von mir wissen. Und die wird trotzdem meine Frau."

„Fritz, ich muß jetzt gehen," sagt Erneste.

„Mußt du? Langweilen dich wohl meine Geständnisse? Du hast doch nicht Angst, daß ich von der Vierten dir gar zu viel erzählen würde? Sei ruhig. Davon wird nicht geredet, bis es so weit ist. Bis ich nämlich was Ordentliches geschrieben habe, vor dem sie Respekt kriegt und woran auch andere merken, daß ich doch noch nicht ganz da unten zum Krüppel geworden bin. Man könnte sonst denken, das Fieber und südlich heiße Luftspiegelungen hätten mich abermals verführt, und was ich jetzt fühle, würde so vergehen wie jenes. Ich selbst, ich weiß freilich heute schon sicher, daß es das nicht wird. Denn jene Vierte . . ."

„Gute Nacht, Fritz," sagt leise das Mädchen.

„Halt! Warum eilst du? Ich habe dir noch etwas zu sagen. Da ist nämlich auf der anderen Seite von Esthers Brief noch ein Postskriptum, das sahst du wohl nicht? Willst du's nicht noch hören?

‚Wenn Sie wieder nach Hause kommen, vergessen Sie nicht, den Gruß zu bestellen, den ich schon in Rom Ihnen auftrug, an eine einstige Schulgenossin. Falls sie nicht vielleicht inzwischen einen anderen Ihnen vorzog, könnten Sie sehr glücklich werden, unendlich glücklich, und etwas leisten mit dieser Vierten an Ihrer Seite.'

Du glaubst mir wohl nicht, daß das so dasteht oder fast ganz so? Lies es selbst nach."

„Gute Nacht," wiederholt Erneste. „Gute Nacht, Fritz."

„Auf Wiedersehen also in Lübeck?"

„Vielleicht . . .!"

Du Wind, der die Veilchen weckt!

(Abdruck verboten.)

Du Wind, der die Veilchen weckt,
Da, vor dem Hause,
Wo die beiden ihr Glück versteckt,
Da laß dein Gebrause.

Da klafft ein Nimmermehr,
Da zerbrach ein Hoffen,
Da steht eine Kammer leer,
Ein Fenster weit offen — — —

Nicht alles, was Erde deckt,
Läßt dein Ruf erstehen!
Du Wind, der die Veilchen weckt,
Da laß dein Wehen!

Frida Schanz.

Am Jordan

Von

Julius Stinde.

Mit vierzehn Originalzeichnungen von

Raffaele Mainella.

(Abdruck verboten.)

Aus den Gassen Jerusalems treibt es den Besucher der heiligen Stadt gar bald, es drängt ihn hinaus, sich vom Herzweh der Enttäuschung zu befreien, das ihn überkommt, wenn die Bilder seiner Phantasie in Widerspruch mit der Wirklichkeit geraten und er sieht, wie kleinlicher Menschensinn auf die Erhabenheit geweihter Stätten seine Abgeschmacktheiten heftet, in Bau- und Bildwerken, Thun und Treiben. Die Natur jedoch ist in ihren großen Zügen geblieben, wie sie vor einigen Jahrtausenden war. Hinaus zu ihr, daß sie zu uns rede: sie erhellt allgemach auch den Blick für das Zerstörte und spricht versöhnend ein, daß man milder denkt und erträgt.

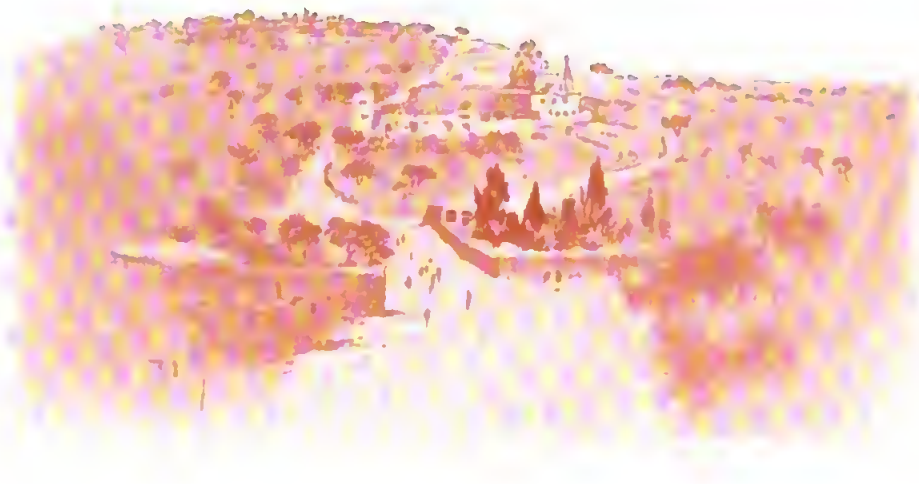
Dieser Berg ist der Ölberg. Die Goldkuppeln der russischen Kirche auf halbem Wege und oben die Moschee des arabischen Dörfleins ändern nichts an seiner Lage und seiner Gestalt, sie sind nur Zeugen vom Laufe der Zeiten und Merksteine der Völkergeschichte. Die spärlichen Ölbäume deuten den Ursprung des Namens an. Vielleicht war diese Gegend fruchtbarer, als die Israeliten die in Ägypten erlernte Bewässerung anwandten und Jerusalem inmitten blühender Gärten lag, denen die jetzt zerfallenen Salomonsteiche Wasser zuführten.

Die Wege zur Höhe sind steinige Pfade, hin und wieder ist ein wenig Acker bestellt; arm an Leben ist der Berg, um so reicher an Erinnerungen.

Von seiner Höhe sieht man am Morgen Jerusalem im Sonnenlicht, den Tempelplatz, die Mauern, Zion und das Gewirr der Häuser. Da begreift man die Schönheit der zerstörten Stadt und die Thränen, die über sie vergossen.

Nach der anderen Seite blickt das Auge über schwärzliches Gebirge ins Land hinab. Am Horizont die duftigen Höhen sind die Gebirge Moabs, und der blaue See ist das Tote Meer. Und die Aue mit waldigem Grün, das ist die Jordanebene. Wie schön, wie schön! Dort möchte ich sein, weit, weit weg von der Stadt, die der Seele Schmerz bereitet.

Digitized by Google



Der Ölberg im Morgengrauen.

Die Sehnsucht nach dem Jordan, das zunehmende Verlangen, seine Wellen rauschen zu hören, seine Ufer zu betreten, die Hand in sein heiliges Naß zu tauchen, Lippen und Stirn zu netzen, mag eine Abart des Heimwehs gewesen sein, denn wie Heimweh blieb der Anblick des fernen Jordanthales vom Ölberge aus im Gemüte haften. Das war ein Grün, wie das Wiesengrün deutscher Gefilde, das vom azurblauen Spiegel des Toten Meeres sich nach Norden zu erstreckte, bis es mit dem Grün der Ferne und der Berge in eins verlief. Dort labte Wasser die Erde: wie Frühlingsjubel grüßte sprießendes Pflanzenleben aus der Weite her, und um so kümmerlicher erschien das mühselige Wurzelfassen der Bäume, Sträucher und Kräuter in dem Geröll und Gefelse des Ölbergs. Wohl sah man das Tote Meer nicht, aber das glitzernde Band des Jordans, wie man sonst oft Flüsse von Bergeshöhen erblickt. Dennoch ließ sich sein Lauf erkennen, und zwar an den üppigen Büschen und Bäumen, die das Grün der Fläche wie ein Schattenweg durchziehen. Aehnlich werden bisweilen kleine Seitenläufe des Rheins und andere unserer Flüsse von Uferweiden und Pappeln verdeckt, nur weil der Anblick so heimatlich berührte, erwuchs das Sehnen zum Jordan heimwehartig.

Es wurde allerdings viel geredet von den Beschwerden, die ein Ausflug nach dem Jordan macht, und gesagt, die Ausbeute

Ansicht von Jerusalem.

ſtehe in keinem Verhältnis zu den Koſten und Enttäuſchungen, allein gewaltiger als vernunftkühler Rat iſt heißer Wunſch des Herzens. — „Jordan — Johannes," ſprach das Herz und blätterte rückſchauend in der alten Bilderbibel des elterlichen Hauſes, worin der Jordan abgebildet war und Johannes, den Heiland taufend. Und ſeit Monaten hatte ich keine richtige Wieſe geſehen, ſelbſt die am unteren Nil gelegenen mußten von braunen Fellachen täglich begoſſen werden. Und dann war auch der Ort beachtenswert, wo Frau Lot ihre

Straßenleben in Jeruſalem.

Neugier, meiner unmaßgeblichen Meinung nach, etwas zu ſtrenge büßen mußte. Die Araber nennen das tote Meer Bahr Lût, den See Lots, und ſie, als Eingeborene, werden's wohl am beſten wiſſen.

Am richtigſten handelt, wer nach dem Jordan reiſen will, ſich Staugen anzuſchließen; iſt man jedoch ohne dieſen trefflichen Reiſeführer in Jeruſalem, ſo findet ſich durch die Mitwirkung des Hoteldragomans unſchwer eine Anzahl von Leuten zum gemeinſchaftlichen Ausflug. In neueſter Zeit ſoll ſogar Fuhrwerk von Jeruſalem nach Jericho zu haben ſein, ſo daß ſelbſt Frauen beſchaulich den Weg machen können, der bisher ausſchließlich auf Reittiers Rücken zurückgelegt werden mußte. Es gibt allerdings auch Palankine, ſänftenartige Geſtelle, die an Querbalken befeſtigt von zwei Maultieren zwiſchen ſich getragen werden. Dazu gehören zwei Führer der Tiere und ein Mann, der hinter dem Käfig drein geht, um den Fahrgaſt aufzufangen, falls er in einer Anwandlung von Schwäche das Gleichgewicht verlöre. Ich kann mir kein ſchlauſinnigeres Mittel zur Erzielung künſtlicher Seekrankheit denken, als ſolchen Palaukin auf den holperigen Gebirgswegen. Er ſchwankt nicht nur bei jedem Schritt der Tiere, ſondern gerät in die bedenklichſten Abweichungen von der Lotlinie, wenn das eine Maultier den ſchmalen Pfad inne hat und das andere inzwiſchen mit größter Gelaſſenheit die ſeitlichen Erhebungen des Weges nimmt. Eine Engländerin, die ſich in ſolchem Beförderungsmittel den Ölberg hinaufſchaffen ließ, glich in der That einer ſchwer Seekranken; ihre Locken hingen aufgelöſt herab, ihre Wangen waren farblos wie weißes Wachs, und die Augen geſchloſſen. Angſtvoll umklammerten ihre

Hände die Dachstützen des Palankins. Wer ihr diesen angeraten, hatte entschieden nicht gut geraten.

Zum Jordanausflug sind notwendig: Pferde für Reiter und Gepäck, der Dragoman und ein bis zwei bewaffnete Beduinen. Der Schech des unweit Bethaniens gelegenen Abu Dis hat von der Regierung das Recht gepachtet, mit seinen Leuten die Schutzbegleitung gegen die Ueberfälle anderer Beduinen zu stellen, und da meistens Vertreter des Pachtinhabers in Jerusalem zum Abschließen des Vertrages weilen, ist die Angelegenheit rasch erledigt. Der Schutzbeduine bekommt fünf Franken für den Tag, Tabak, den Rest des Frühstücks und nach Beendigung der Reise das unvermeidliche Geschenk, Bakschisch oder Trinkgeld. Betrachtet man dies Verhältnis mit abendländischen Begriffen von Staat und Recht, so hebt sich unwillkürlich der Gedanke an eine Eingabe an den Reichstag zur Abhilfe schreiender Mißstände, jedoch dem einigermaßen Orientgewohnten entlockt er höchstens den Ausruf: maschallah, wie Gott will! In der That gibt es kein wohlgeordneteres Räuberwesen und kaum ein billigeres. Von dem Lösegeld beziehen ihren Anteil: der als Quittung mitreitende Beduine, dessen Brotherr, der Schech, die Räuberbeduinen und die den Raub monopolisierende Regierung. Allah kerim, Gott ist groß!

Eine Straße in Jerusalem.

Wir brachen früh am Morgen auf. Die Sonne hatte sich eben erhoben, und schon war es lebendig in der Stadt. Landleute zogen mit ihren Erzeugnissen daher. Denn um die Osterzeit herbergt Jerusalem Tausende von Pilgern, und viel gehört dazu, die Hungrigen zu speisen. Ein Maler hat nur nötig, sich einen Platz auszusuchen, von dem er ein Stück Straße gewahrt, das er als Umgebung benutzt, die ununterbrochen von wechselnden Figurenbildern belebt wird. Mit Gemüsen kommen Männer, Körbe tragen einige, worin Tauben und Geflügel; goldige Citronen und glutgelbe Apfelsinen bringen andere. Auf Kamelen reiten braune Syrier herein, und in den engen Gassen weichen die Fußwanderer den breittretenden Ungetümen sorglich aus. Das Kamel macht den Eindruck der verkörperten Rücksichtslosigkeit, während das Pferd arabischen Stammes ein fußkluges Geschöpf ist, das besonnen schreitet und seinen Weg mit bewunderungswürdiger Achtsamkeit wählt. Wir waren vier Deutsche, ein Dragoman und ein Beduine, der mit seiner langen Flinte über dem Rücken und seinen blankbeschlagenen Pistolen in der Leibbinde, wie ein ins Syrische übersetzter Räuberhauptmann aussah. Wir nannten ihn Hies'l, und er hörte auch darauf, dieweil dieser Anruf für ihn so viel wie eine Gabe tütün, das ist Tabak, bedeutete. Er ritt meistens voraus und blickte umher, als kundschafte er den Feind aus. Es zeigte sich aber keiner.

Der Weg nach Jericho und dem Jordan führt zunächst durch die Senkung zwischen dem Ölberge und dem Berge des Ärgernisses, der rechts bleibt. Hier soll einst Salomo den fremden Göttern Altäre gebaut haben, seinen ausländischen Weibern zur Liebe. Wahrscheinlich wollte er Frieden im Hause haben.

Langsam steigt die steinige Straße an. Nach nicht gar langem Ritt erreichen wir ein Kirchlein, das von einigen Häusern und lebendigem Grün umgeben ist. Bethphage heißt die Stätte. Weiterhin wird der Baum gezeigt, woran sich Judas Ischarioth erhängt haben soll. Da aber im Thal Hinnom auch ein Baum steht, von dem das Gleiche gilt, betrachteten wir ihn mit etlichem Mißtrauen. Man wird überhaupt in keinem Lande reliquienungläubiger als in dem heiligen. Wo aber unverwischbare Spuren auf die seligmachende Vergangenheit hinweisen, da durchschauert ein unsagbares Gefühl die Seele.

Fertig zum Aufbruch.

Eine solche Spur ist der Weg, den wir reiten. Dies ist die alte Straße gen Jericho, denn sie führt durch die Senkung der Hügel, und nie wählten Menschen einen anderen Weg als den gangbarsten. Der Ort, an dem wir nun vorbeikommen, ist Bethanien oder El Asarihje, die Lazarusstatt, wie die Araber sie nennen. Jetzt im Frühjahre umweben Feigen, Mandeln und knorrige Johannisbrotbäume den Ort mit heiterem Grün, das die silbergrauen Kronen der Ölbäume anmutig unterbrechen. Still und versteckt liegt Bethanien, wie abgeschieden von der großen Welt mit ihren Kämpfen. Hier ist allzeit Ruhe gewesen bis auf die Sorgen, die der Mensch sich selber schafft: Marias Frieden und Marthas Walten.

Wir haben keine Zeit zur Einkehr, weder zum Besuche der Moschee, die sich über Lazarus' Grab wölbt, noch zum Besichtigen der turmartigen Ruine, die noch von dem Hause des vom Tode Erweckten übrig sein soll; wir müssen weiter, vorläufig noch bergan.

Der Weg senkt sich, Bethanien ist unseren Blicken entschwunden und mit ihm das Grün; vor uns, rechts und links, steht öder Fels an welliges Gerippe der Erde, das zerklüftet, zertrümmert, vom Regen zerarbeitet und geschliffen in der wärmer und wärmer werdenden Sonne den Eindruck ewiger Unfruchtbarkeit macht, das Bild des Steinichten, darauf kein Saatkorn keimt. Von der Höhe sieht man stellenweise nichts als die schwärzlichen Ketten des abfallenden Gebirges mit kegelförmigen abgerundeten Kuppen, die sich finster von dem hellen Blau des leuchtenden Himmels abheben: ein Labyrinth von Gipfeln und Abhängen, Erhebungen, Thälern und Schluchten ohne Wasser und ohne Gewächse. Nur an dem Gestein fängt sich der Wind, nur mit dem Staube spielt er; kein Baum, keine Blume, kein Gras neigt sich ihm, kein trockenes Blatt ist da für seinen Wirbeltanz. Wo das Pflanzenleben erstirbt, schwindet auch die Tierwelt,

Das Jordanthal.

nicht einmal der Flug eines Insektes unterbricht die Stille. Nur das Licht, das von den Wänden der Straße zurückgeworfen wird, wo sie steil aufragen, füllt blendend die Pässe: nicht das Licht, dem das Lebende sich lebenheischend zuwendet, sondern die dörrende Sonnenglut der Wüste.

Unser Reitertrupp war das einzige sich Regende in der Felsenwüstenei, wenn man auch das schrittweise Hinabklettern auf Pferdesrücken wohl nicht gut reiten nennen konnte. Und doch ist der Weg sichtlich eine Kunststraße aus alter Zeit, aus jenen Tagen, als der Verkehr zwischen Jerusalem und den fruchtbaren Ebenen des Jordans, vielleicht auch mit den jenseits des Flusses gelegenen Ländern, ein lebhafter war, als Salomo herrschte und Handel und Wandel blühten.

Das Schweigen der Umgebung ertötete auch unsere Redelust, und die Eintönigkeit des Felseneinerleis gab keine Anregung zum Gedankenaustausch. Wir kamen zum Apostelbrunnen, zu der einzigen Trinkwasser bietenden Quelle zwischen Jerusalem und Jericho. Es wurde gerastet und ein Trunk aus dem Born genommen, und dann ging es weiter in das Wadi el Chodh hinein. Hier sprossen an geeigneten Stellen nach der Regenzeit Gräser und Blumen, aber sie werden von den Ziegen emsig gesucht, die der Hirte auf die vergänglichen Weideplätze treibt. Wir fanden nur schwache Reste der bereits verdorrten Vegetation.

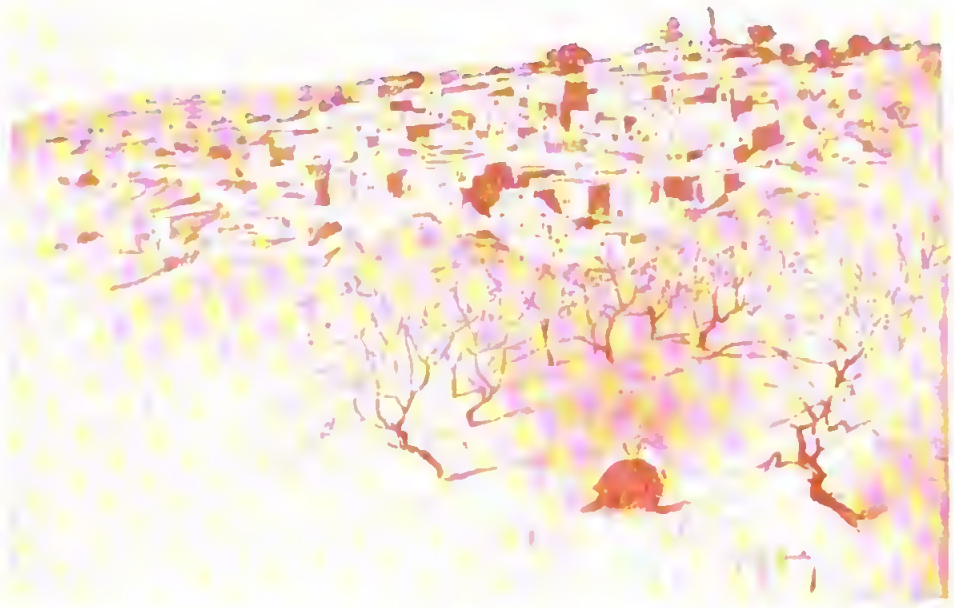
Auf einer Erhebung des Weges machte „Hies'l" halt, und wir folgten seinem Beispiele, froh, aus dem Sattel zu kommen. Hier ist der übliche Frühstücksplatz in den Trümmern des Chan el Chadrur, einer alten Herberge für Handelskarawanen, die in ihrer Verlassenheit allmählich zerfiel. Dicht neben den Chan öffnet sich eine tiefe Engschlucht, wüst, aber malerisch, und rötliches Eisengestein färbt die Gegend fleckenweise wie mit Blut. Diese Stelle wird die Bluthöhe genannt, von ihr heißt es, daß alldort bei häufigen Raubanfällen viel Blut geflossen sei. Es ist aber wohl anzunehmen, daß die Farbe des eisenschüssigen Kalksteines zur Namengebung ebensoviel Veranlassung gegeben hat, wie das Räuberwesen, das von jeher auf der Jerichostraße im Schwange war; bot doch die Handelsstraße stetige Beute. Wir können uns zum Zeugnis auf eine Stelle des Josephus berufen, der von den Essäern, die in den Jordanstädten verteilt wohnten, berichtet, daß sie, die Friedfertigen, auf ihren Reisen, weil sie bei ihren Genossen alles fanden, wie bei nächsten Verwandten, keine Bedürfnisse irgend einer Art mitnahmen, bis auf Waffen, der Räuber wegen. In diese Gegend verlegt die Überlieferung den Schauplatz der Erzählung von dem Menschen, der auf dem Wege von Jerusalem nach Jericho unter die Räuber gefallen, von einem barmherzigen Samariter aufgehoben und in die nahe Herberge gebracht wurde. Die Überreste des Chan el Chadrur wäre demnach die Herberge, und mit dem Wasser aus der noch einigermaßen erhaltenen Cisterne hätten die Pfleger den Fieberdurst des Verwundeten gelöscht. Wir versagten uns den Genuß des Wassers, da es sehr bazillenverdächtig erschien. —

Wir saßen wieder auf, und bald des Einerleis überdrüssig — selbst hin und wieder eine Aussicht vermochte nicht zu erfreuen — wünschten wir uns an das Ziel. Man hatte das sichere Gefühl, daß längerer Aufenthalt in dieser Einförmigkeit zu jenem orientalischen Stumpfsinn führen müsse, der als Gelassenheit für eine Zierde des Morgenländers gehalten wird. Uns war schließlich alles recht, mit Gleichgültigkeit richteten wir die Blicke auf die Merkwürdigkeiten, ohne ihnen Interesse abzugewinnen.

Endlich öffnen sich die Berge, vor uns in einiger Ferne breitet sich die Jerichoebene aus. Steil geht der Weg hinab, so steil, daß wir vorziehen, zu Fuß zu klettern, und nach mühsamem Abstieg und nicht allzu langem Ritt sind wir am Eliseusbrunnen, der reichlich Wasser sprudelt. In seiner Nähe sprießt es und grünt es. Es ist aber viel Dornengewächs und Stachelgesträuch, das einem das Pflanzensuchen arg verleidet, darunter der Zizyphus spina Christi, woraus die Dornenkronen geflochten werden, die man in Jerusalem kaufen kann. Dieser Strauch kommt nur im Jordanthal und am Toten Meere vor.

Eine gute halbe Stunde von der Quelle ist die Höhle der vierzigtägigen Fasten in der senkrecht abstürzenden Felswand des Berges. Man soll bequemer hinaufgelangen, als es nach der Lage den Anschein hat, aber um sich dort in das Fremdenbuch einzuschreiben und bei den Mönchen eine Schale Kaffee und ein Gläschen Raki gegen Erlegung eines Bakschisch zu trinken, das reizte mich nicht, trotz der als außerordentlich gerühmten Aussicht, die es gratis gibt. Allein schon der Gedanke, an einem Orte, an dem Christus in tiefster Gedankenversunkenheit geweilt haben könnte, Mastixbranntwein zu trinken, war mir abscheulich. Wer jedoch das Treiben in der Grabeskirche erlebte und den Türken Dank weiß, daß sie durch ihren Wachtposten das Raufen der Christen um die Herrschaft in dem Heiligtum im Zaume halten, wundert sich

Unsere Führer, der Beduine und der Dragoman.



Bethanien.

über dieſe Unwürdigkeit kaum. Aber es iſt ja nicht nötig, ſie mitzumachen.

Trümmer von Gebäuden, der Reſt einer Waſſerleitung, deuten darauf, daß in nächſter Nähe des Eliſeusquells ein größerer Ort geweſen iſt, und zwar das Jericho der Bibel. Am Fuße des hohen Berges der Verſuchung lag die Stadt herrlich: von den Dächern der Häuſer die köſtliche Ausſicht auf die grünende, baumbeſtandene Ebene und die Höhenzüge von Moab, die ſich gelb vom Oſthimmel abheben, während die Schluchten ſich je nach der Tageszeit mit bläulichem und violettem Duft füllen, der gemach das ganze Gebirge überſpinnt, bis die Nacht hereinbricht und die Sternbilder aufziehen und dem Wiſſenden die Zeiten künden als Zeiger der großen Weltenuhr. Jericho wurde von den Alten als die Palmenſtadt geprieſen — vergebens ſucht das Auge auch nur einen einzigen Palmenbaum, keine Dattel reift mehr, wo einſt die ſüße Frucht in ſolcher Güte gedieh, daß ſie der von Babylon und Theben vorgezogen wurde. Die Balſamſtaude iſt verſchwunden, Dornen erſetzen ſie. Herodes der Große wohnte hier im Winter, denn die Witterung iſt milde. In den Gärten ſeiner königlichen Wohnungen blühte und duftete es, Rennbahn und Theater erbaute er, wie Joſephus aufzeichnet, der hinzufügt, es ſei zweifelhaft, ob noch ein zweites Gefilde in der Welt ſich fände, dieſem vergleichbar. Und das alles iſt hin; nur der Quell blieb.

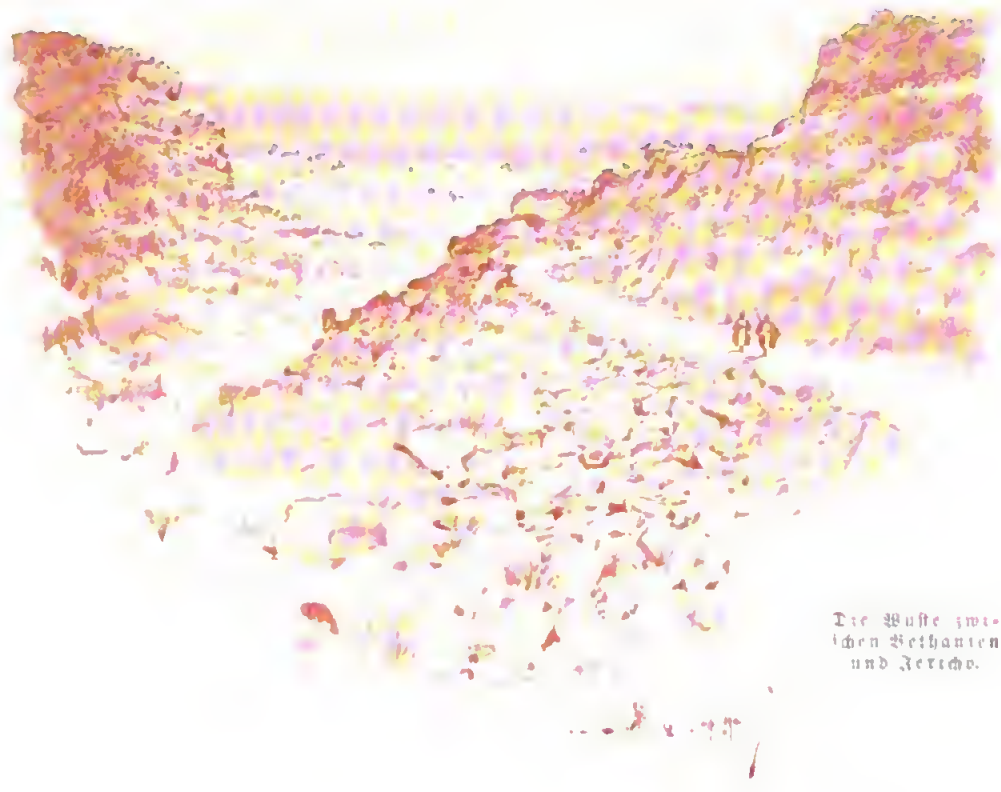
Wir ſprachen, wie unter tüchtiger deutſcher Regierung mit Hilfe deutſcher Siedler hier ein Paradies wiedererſtehen könnte, und wie ſo manches ehrliche Blut ausgewandert ſei in das amerikaniſche Elend, und beklagten den Fleiß, der verloren gegangen, während an dieſer Stelle Faulheit die reichen Anlagen der Natur verkommen ließe. Dies und mehreres redeten wir, und unſer Sicherheitsräuber hielt ſeinen Reef dabei: er rauchte und fand im träumeriſchen Nichtsthun höchſten Genuß und Zweck des Daſeins.

Mit Reiten, Raſten, Umwegen und Beſichtigungen hatten wir den Tag ſo weit verbraucht, daß es Zeit wurde, an das Nachtquartier zu denken, das keine Um-

ſtände wie früher macht, ſeitdem in Er Riha im Jordanhotel, ſowie im Hotel Bellevue Unterkommen zu finden iſt. Ein halbſtündiger Ritt durch vernachläſſigtes Gelände brachte uns ins Jordanhotel, wo ein Wiener Kellner vernünftig mit ſich reden ließ. Wir beſahen den ärmlichen Ort, der ein ſtattliches ruſſiſches Hoſpiz aufweiſt, ein griechiſches Kloſter und etliche Gebäude neuerer Zeit. Als wir zurückkehrten, war das Mahl bereitet, und wenn wir nicht die abſpannende Strecke gemacht und beſtimmt gewußt hätten, daß wir in der Nähe des Jordans waren, wir hätten vermeinen können, in Europa zu ſein, wo der gleichmachende Hobel des Hotelweſens die kennzeichnenden Eigentümlichkeiten der Länder und Ländchen mehr und mehr zum Verſchwinden bringt. Hies'l hielt uns unter der Obhut des Wiener Jeans für ſicher aufgehoben, denn er entzog uns ſeine holde Gegenwart. Wir nahmen an, daß er einer befreundeten Räuberfamilie guten Abend ſagte.

Wir aber waren dankbar, denn ein erträgliches Bett unter Dach und Fach iſt einer Nächtigung im Zelt vorzuziehen, allein ſchon wegen der Munterkeit am nächſten Morgen. Und das lange Bergabreiten ſpüren die Muskeln hinterher, zumal wenn man ſonſt gewohnt iſt, den Schreibtiſchſeſſel zu reiten. Jeruſalem liegt im Mittel 760 Meter über dem Meere, das Tote Meer aber 394 Meter unter dem Spiegel des Mittelmeeres. Dieſe Hauptneigung wird durch Hebungen und Senkungen mannigfach unterbrochen, ſo daß die Freude groß iſt, wenn man die Ebene erreicht hat.

Wir ſaßen am anderen Morgen zeitig auf den Roſſen; Hies'l übernahm wieder die Führung. Das Ergötzen an bebautem Lande hatte bald ein Ende: vor uns breitete ſich eine wüſte Fläche aus, auf der Dornengeſtrüpp und allerlei Steppenpflanzen ihr Daſein friſteten. Die berühmte Jerichoroſe, von der einſt viel gefabelt wurde, wuchert nicht allhier, ſondern in Ägypten, Arabien und Syrien und wird in Jeruſalem feil-



Die Wüſte zwiſchen Bethanien und Jericho.

geboten. Man kann sie in Berlin bei Stangen zuweilen haben und ihre Eigenschaft, in Wasser gestellt, sich vollzusaugen und ihre Äste auszubreiten, daheim mit Muße beobachten. Sie ist ein unschönes, kleines dorniges Gewächs aus der Sippe der Kreuzblütler, das als echte Wüstenpflanze sich zum Tau- und Regentrinker ausbildete.

Wir kommen zum Hügel Dscheldschul — zum alten Gilgal, wo Israel nach dem Jordanübergange das Lager aufschlug und Josua aus zwölf Jordansteinen ein Denkzeichen errichtet — und nach stundenlangem Ritt, zum Johanneskloster, das über einer Grotte errichtet ist, in der Johannes der Täufer gelebt haben soll. Das Kloster mit seiner griechischen Kirche liegt hoch auf seltsam geformten Hügeln. Von hier sehen wir das grüne Buschwerk des Jordans nahe vor uns. Und doch müssen wir uns gedulden und einen Umweg machen, denn sumpfiger Boden erschwert den Zugang. Etwa zwanzig Minuten südlich aber ist die Furt, nahe der Mündung des Keltbaches; wir steigen ab und treten an den Fluß.

Die Straße nach Jericho.

Es sprach keiner: schweigend blickten wir auf das raschströmende trübe Wasser. Dies ist der Jordan; diese Stätte wird die Taufstelle genannt.

An den Windungen des Jordans zieht sich Wald und Gebüsch hin, die sein Gewässer dem Auge verdecken, hier aber ist eine Lichtung und flacher Zugang. Ihrer Beschaffenheit nach kann dies in der That die Stelle der Taufe gewesen sein.

Grün sind die Ufer eingefaßt, stark bewachsen mit Pappeln und Weiden, mit feinblättrigen Tamarisken und Mimosen und dicht am Wasser mit Rohr. Am Bachbette des Kelt schießt Oleander in dichten Büschen auf, die Wiesenstreifen sind mit Sternblumen durchsetzt. Es ist eine Lust zu schauen. In den Büschen und Bäumen nisten unzählige Vögel. Ihr Gesang erfüllt die Morgenluft; am schönsten singt die Palästinanachtigall.

Durch Felsenwüstenei kamen wir her, drüben an der anderen Seite des Flusses zieht sich ein kahler nackter Höhenzug hin, so daß das lebende Stück Erde zwischen der Öde liegt, die überwunden werden muß, will man zu den Blumenauen und den singenden Vögeln gelangen und zu dem erquickenden Wasser. So führt auch nur Sehnsucht über rauhe Pfade aus der Wüste des Lebens zur Quelle des Heiles.

Wir füllten Flaschen mit Jordanwasser, es mit in die Heimat zu nehmen als Gabe aus dem heiligen Lande. Wohl macht es nicht das Wasser, aber die Liebe und das Gedenken geben ihm Wert, wenn es in das Taufbecken gegossen wird.

Es ging dermalen die Rede von einer amerikanischen Gesellschaft, die ein Exportgeschäft mit beglaubigtem Jordanwasser in versiegelten Patentflaschen zu gründen beabsichtigte; ich habe bis jetzt nicht in Erfahrung gebracht, ob dies abgeschmackte Unternehmen thatsächlich geworden ist.

Schwer trennten wir uns vom Jordan, aber wir wollten noch nach dem Toten Meere. Nach kurzer Strecke waren wir aus dem

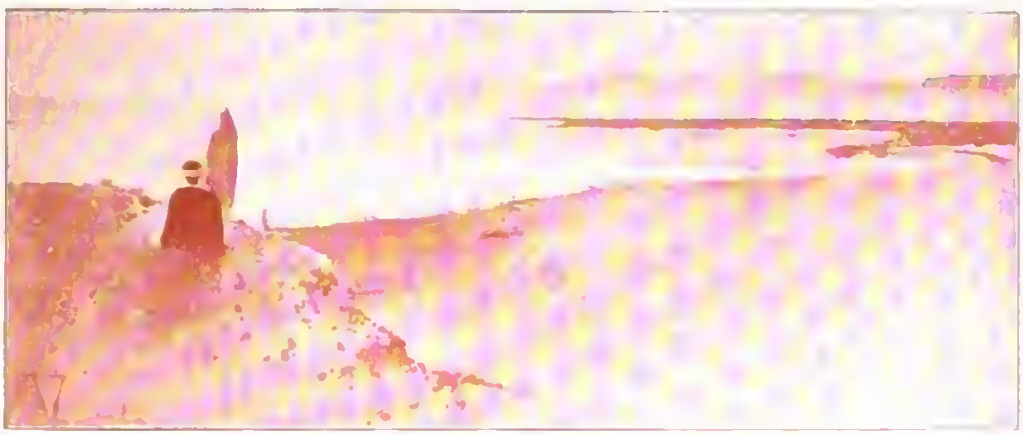
Der Jordan.

grünenden Uferbereich des Flusses und schlugen den Weg in eine Ebene ein, die mehr und mehr den Charakter einer Salzsteppe annimmt. Stellenweise ist der Boden mit dünnen Gipsschichten und Salzkrusten bereift, zwischendurch wachsen Salzkräuter, graugrüne Salzmelde und die Salsola. Erst in unmittelbarer Nähe des Meeres hört alles Wachstum auf, und wird der Grund strandartig kahl.

Der erste Anblick des Toten Meeres, dessen Ufer hier an der Nordseite flach sind, ist bei klarer Luft ein entzückender. Tiefblau liegt sein Spiegel ausgebreitet da und verliert sich in weite Ferne, wo die ihn einhegenden Höhen in blauem Nebel verschwimmen. Die schroffen gelblichen und braunen Felsenterrassen am östlichen Ufer brennen förmlich in der Sonnenglut und leuchten. Darüber der glanzerfüllte Himmel. Und ringsum Stille und Verlassenheit.

Es ist wohl kein Ort der Erde, der je schlechter gemacht worden ist als das Tote Meer mit seiner Ungebung. Erstickende Dünste sind ihm nachgesagt, von solcher Giftigkeit, daß die Vögel tot aus der Luft stürzten, wenn sie versuchten darüber hinwegzufliegen; viele Reisende haben Rauch und Schwefelgeruch bemerkt, als wenn Sodom und Gomorrha noch immer schwehlten, andere behaupteten, das Wasser werfe keine Wellen, so tot sei es. Von all diesem bemerkte ich nichts. Leichte Wellen schlugen ans Ufer, und Vögel — es schienen Schwalben zu sein — flogen über das Meer. Die Luft war heiter, wenn auch dem Gefühle nach feuchtwarm.

Das Wasser des Jordans staut sich in dem Becken des Binnenmeeres, dessen Ausdehnung nach Süden etwa zehn Meilen betragen soll, und verdunstet in der Sonnenhitze, so daß die mineralischen Stoffe sich



Das Tote Meer.

allmählich anhäufen. Man kann das Tote Meer deshalb die größte Salzſiedepfanne der Erde nennen, die noch in Naturbetrieb iſt. Dort wo wir bei uns Steinſalzlager finden, verdunſteten vor der geſchichtlichen Zeit ebenfalls Binnenmeere. Der Geſchmack des Waſſers gleicht dem des Meerwaſſers, es iſt ebenſo ſalzigbitter, und in erhöhtem Maße, denn es iſt ſo reich an Salzen, daß es ein Ei trägt. Aus dieſem Grunde ſchwimmt der Badende leicht, doch iſt ein Bad im Toten Meere nicht jedem rätlich, da die auf der Haut verbleibenden Salze beim Weiterritt in der Hitze oft unangenehm reizen.

Hies'l hatte Aſphaltſteine für uns; von dem Aſphalt, der zuweilen aus dem Grunde des Meeres aufſteigt, ſahen wir hier nichts, auch nichts von dem Schwefel und dem Steinſalz, das am Südufer vorkommt. Ein flüchtiger Aufenthalt reicht nicht aus, auch nur die Naturmerkwürdigkeiten zu ſtreifen, die dieſe ſeltſame Erdeinfurchung faßt.

Wir waren gefangen von der ſtarren Schönheit der Landſchaft und ihrem Farbenzauber, von der Majeſtät des Todes im Prangen des Tages. In dieſem Meere ſtirbt der heilige Fluß und mit ihm das Leben der Pflanzenwelt ringsum. Er ſtirbt in der Umwallung der Berge unter den glühenden Strahlen der Sonne, und nie vergißt die Erinnerung das Geſchaute.

Frühling.

(Abdruck verboten.)

Sonnenglanz auf nackten Zweigen,
Himmelbläue überm Feld,
Und das Herz, das liederloſe,
Plötzlich ſang- und glückgeſchwellt!
Steigt denn nicht der Himmel nieder,
Hebſt du dich, o Erde, nicht?
Aufwärts dringen warme Düfte,
Nieder ſinkt's in goldnem Licht.

Ob nun all das Leuchten ſchwindet,
Ob verſiegt der Lieder Quell',
Ob der Nebel ſinkt zu Thale, —
Dennoch bleibt mein Auge hell.
Weiß ich doch ein ſüß Geheimnis,
Und ich trag es ſtillbeglückt,
Denn es hat der Lenz der Erde
Seinen Kuß heut' aufgedrückt!

Bertha Semmig.

Maria da Caza.

Roman von

Georg Freiherr von Ompteda.

(Fortsetzung.)

(Abdruck verboten.)

XI.

Im Morgen noch des Tages, an dem die lebenden Bilder stattfinden sollten, mußte Regierungsrat von Lindstedt absagen. Die Frau seines Hauswirtes, seines direkten Vorgesetzten, war hoffnungslos erkrankt, und man konnte aus Rücksicht für die Sterbende nicht im Stockwerk darüber ein geräuschvolles Fest abhalten. Verschoben durfte der Abend jedoch nicht werden wegen der vorgerückten Jahreszeit. Da nun aber alle Mitwirkenden sich kostspielige Kostüme angeschafft, die sie nicht verlieren wollten, so kam der Regierungsrat auf den Gedanken, Herrn da Caza vorzuschlagen, die Bilder bei sich stellen zu lassen. Er wußte, daß kein Haus dazu so geeignet war wie die Villa da Caza, wo mehr Raum zur Verfügung stand wie bei ihm selbst, wo das Geld nicht die geringste Rolle spielte, und dank dem vorzüglichen Haushofmeister abends ein paar hundert Personen empfangen und bewirtet werden konnten, wenn man es erst mittags erfuhr.

Dazu kannten Cazas fast alle, die bei Lindstedts verkehrten, so daß auch daraus keine Schwierigkeiten erwuchsen. Eine der wenigen, die nie einen Fuß in die Villa gesetzt, war die Prinzessin Löwengaard, der ein Engel in der Mitte der „E-“ Gruppe zugefallen war. Herr da Caza empfand es als eine stille Genugthuung, daß auf diese Weise eine Prinzessin sein Haus betrat, denn als nächsten Schritt träumte er

davon, der Herzog und die Herzogin von Ortenburg würden auf den Besuchsfuß mit ihnen kommen.

„Wenn sie einmal heute dagewesen ist, dann wird sie dir doch hinterher einen Besuch machen müssen!“ sagte er zu seiner Frau. Maria da Caza erschien es trotz alledem nicht sicher:

„Und wenn sie nicht kommt? Sie könnte vielleicht bis heute abend ‚unwohl werden!‘“

„Staffingk muß zu ihren Eltern gehen und sich vergewissern. Der kennt sie doch gut.“

„Nein, das wird er nicht!“ antwortete sie scharf in erster Regung. Doch als Herr da Caza vorschlug, sie sollte der alten Fürstin Löwengaard sofort noch einen Besuch machen, da sagte sie bestimmt:

„Nein, nein, das auf keinen Fall, das sähe anschmierig aus, höchstens könnte Graf Staffingk gehen. Mir ist es recht!“

Herr da Caza machte ein finsteres Gesicht, als sie von „anschmierig“ sprach, dann zuckte er die Achseln. Der Punkt wurde zwischen ihnen nicht mehr berührt. Ihr wäre es gleichgültig gewesen, ob Staffingk zur Prinzessin gegangen, denn sie fürchtete diese nicht mehr.

Mit Aufbietung aller Kräfte wurde nun den ganzen Tag in der Villa gearbeitet, um für den Abend alles in Stand zu setzen. Tapeziere und Dekorateure, Gärtner und Maler waren an der Arbeit; Peter Stöckl und Staffingk leiteten die Vorbereitungen.

„Bitte, lieber Graf, thun Sie, was Sie für nötig halten in meinem Haus. Es steht Ihnen alles zur Verfügung, was Sie nur irgendwie wünschen! Ich möchte, daß unser Fest etwas ganz Besonderes wird. Meine Kasse steht ganz zu Ihrer Verfügung. Die Kosten spielen absolut keine, aber auch nicht die mindeste Rolle, lieber Graf!“ sagte Herr da Caza zu Staffingk in nachlässig gleichgültigem Tone, als wollte er schon dadurch andeuten, daß ihn das Geld nicht berührte. Im großen Salon ward an der Rückwand eine Art von Bühne aufgeschlagen, zu der man von hinten durch zwei Thüren gelangen konnte. Um alles wie ein Bild im Rahmen erscheinen zu lassen, war die Öffnung der Bühne zu den Zuschauern, wenn der Vorhang nach den Seiten zurückgefallen, mit lebenden Blumen kranzartig umflochten. Die Möbel wurden in die übrigen Räume verteilt, nur Stühle und Sessel, Fauteuils und Sofas blieben stehen, zu denen aus anderen Räumen noch eine Anzahl gethan ward. Überall war elektrisches Licht angebracht, rechts und links in den Kulissen wurden Reflektoren aufgestellt.

Das ganze Haus war mit Blumen, Palmen, Ziergewächsen ausgeschmückt. Ein Läufer lag bis ans Gartenthor, und Graf Staffingk war es gelungen, einen Zeltgang bauen zu lassen bis an die Tiergartenstraße, so daß die Wagen nicht in den zum Umwenden so vieler Gefährte etwas engen Hof zu fahren brauchten.

Maria da Caza beobachtete Staffingk den ganzen Tag hindurch, wie er seine Anordnungen traf, freundlich, aber doch kurz und entschieden, wie er mit den Handwerkern sprach, liebenswürdig und scherzend, vertraulich, als verhandelte er mit seinesgleichen. Sie bewunderte seinen Geschmack, seine Umsicht und Geschicklichkeit, und sie ward nicht müde, dorthin zu gehen, wo er gerade zu thun hatte, und irgendwo in einer Ecke sitzend zuzuhören, wie er mit den Leuten sich besprach, wie er sie beim Arm nahm, auf die Schulter klopfte, ihnen Artigkeiten sagte, Lob spendete, sie umschmeichelte, um sie zur Eile und zu höchster Leistungsfähigkeit anzuspornen.

Dazwischen, wenn sie allein waren, ergriff er schnell ihre Hand, sie zu küssen, nur eine Sekunde, dann ging er wieder an die Arbeit. Sie bewunderte ihn, sie fand Neues an ihm, denn sie hatte eigentlich geglaubt, er würde sich nicht ernstlich um solche Dinge kümmern. Die Urteile hielt sie zusammen, die sie hier und dort über ihn gehört, daß er oberflächlich sei und leicht, abschweifend und nicht fähig, bei einer Sache zu bleiben. Und sie lachte darüber. Nie hatte sie es geglaubt, schon damals, als sie Peter Stöckls Bild „Müde“ nicht verstanden und er es ihr erklärt, so daß es ihr sofort klar ward — schon damals wußte sie, daß er nicht so war, wie die Menschen glaubten. Es war ihr ein beseligendes Gefühl, ihn besser zu kennen als die anderen, die einzige zu sein, die tiefer schaute.

Eine Stunde, ehe die Gäste kamen, ging Maria da Caza noch einmal mit

Neidhammel. Nach dem Gemälde von Otto Gebler.

Digitized by Google

Staffingk durch das ganze Haus. Peter Stöckl blieb im großen Salon. Er sprach schon seit dem Nachmittag kein Wort mehr, sondern war, ohne aufzusehen, bei der Arbeit. Zum Drapieren hatte er Teppiche und Shawls ausgesucht, Gobelins und Vorhänge jeder Art, Stickereien und Gewänder, mit denen er Wände, Bühne, Hintergrund bekleidete. Und immer wieder wechselte er noch einzelnes um, stimmte die Farben anders, ersann neuen Faltenfall und probte die elektrische Beleuchtung.

„Mit Peter Stöckl ist nicht zu reden, sobald er einmal arbeitet!" sagte leise Staffingk zu Maria, während sie das ernste, versonnene Gesicht des jungen Malers betrachteten, für den es nichts mehr gab als seine Arbeit. Staffingk dagegen lachte fröhlich, und seine blauen Augen schienen mitleidsvoll halb, halb von Lebensfreude zu sagen: Wie kann man nur blind und taub sein gegen alles andere und diesen Scherz, dieses kleine Vergnügen wie eine schwere Pflicht auffassen.

Maria da Caza zog ihn fort, durch das Springbrunnenzimmer, das Rennzimmer, die Bibliothek in ihr weißes Boudoir. Sie blickte sich um:

„Gott sei Dank — nichts verändert! Und ich fürchtete schon, auch hier hätte alles anders werden sollen!"

„Das wäre eine Sünde! Ich würde es nicht gewagt haben, hier etwas zu ändern, wo das Allerheiligste Marias ist," antwortete er, indem er wie sie vermied, die zweite Person in der Anrede zu benutzen. Sie mochten sich nicht „Sie" nennen und scheuten sich vor dem „Du."

Nebeneinander durchschritten sie alle Räume, fast ohne ein Wort zu sprechen. Er hielt ihre Hand und drückte von Zeit zu Zeit einen Kuß darauf. So meinte er doch noch nie in seinem Leben für eine Frau empfunden zu haben, fast zum erstenmal raubte ihm das Gefühl die Worte, und er, der sonst immer tausend Redewendungen bei der Hand hatte, die ihm so natürlich geworden waren, daß es keine Verstellung oder Absicht war, wenn er sie anwandte, er schwieg.

Als sie in der Glasgalerie standen, die, weil der Eßsaal nicht ausreichte, mit Tischen für das Souper bestellt war, meldete ein Diener die ersten Gäste: Mitwirkende, die früher erschienen, um sich anzukleiden. Maria da Caza empfing sie und brachte die Damen zu den als Ankleideräume eingerichteten Hinterzimmern. Die Herren bewillkommnete Herr da Caza schon tadellos in Frack und weißer Weste, sowie dem kleinen Ordensbändchen im Knopfloch.

Der Regierungsrat war einer der ersten, die gekommen, weil er den Napoleon stellte im ersten Bilde. Er pustete und schnaubte, so war er die Treppe hinaufgestürmt, denn die Aufregung über das ins Wasser gefallene Fest bei ihm, dessen Ehren nun die Cazas einheimsten, sowie seine Rolle als Schlachtenkaiser beschäftigten ihn derart, daß er sogar vergaß, Maria da Caza die Hand zu küssen. Er wandte sich sofort zu seinem Wirt:

„Denken Sie nur, Caza, was mir alles an diesem Unglückstage passieren muß. Meine Stiefel — die hohen — kamen erst heute an, und — die Schäfte sind zu eng, ich kann es höchstens zehn Minuten drin aushalten."

„Das genügt ja!" antwortete trocken Herr da Caza, doch der Regierungsrat nahm ihn, während sie nach hinten gingen, vertraulich unter den Arm:

„Na, hören Sie mal, wenn man sich für die Zuschauer opfert, dann will man doch auch was davon haben. Ich wollte eigentlich den Abend ruhig im Kostüm bleiben, auch zum Souper . . ."

„So . . . ist Ihnen denn das nicht unbequem?"

„Nein . . . bewahre . . . im Gegenteil . . . wenn man sich erst wieder ausziehen soll — das ist unbequem."

Allmählich erschienen immer mehr Mitwirkende, dann ward es still. Auch Maria da Caza hatte sich zurückgezogen, um Toilette zu machen. Staffingk warf sich schnell in den Frack, dann lief er noch einmal überall herum, um nachzusehen, daß auch alles fertig wäre, während Herr da Caza ruhig in seinem Zimmer saß und den „Rennkalender" studierte. Bis zum letzten Augenblick hämmerte, drapierte, stellte und beleuchtete Peter Stöckl, und erst als schon die Wagen vorfuhren, war er fertig.

Maria da Caza brauchte immer nur kurze Zeit, um sich anzukleiden, und erschien nach wenigen Minuten sorgsamer frisiert und besser angezogen, als alle an-

deren. Sie trug ein ausgeschnittenes weißes Seidenkleid mit weiten gelben Sammetärmeln, ihr großes Diamantdiadem im schwarzen Haar, und alle Herren, die erschienen, sagten sich, wie es ihr gewöhnlich zu gehen pflegte:

„So schön hat Maria da Caza noch nie ausgesehen.“

Eine der ersten, die eintrat, war Prinzessin Löwengaard. Baronin Lennen begleitete sie. Maria ging ihr entgegen und sagte herzlich, denn jedes Gefühl der Eifersucht war ihr entschwunden:

„Es freut mich sehr, Durchlaucht, Sie bei mir zu sehen. Wirklich von ganzem Herzen.“

„Ich hatte keine Zeit mehr, Sie zu besuchen!“ entgegnete die Prinzessin und fügte, während Maria da Caza mit ihr ging, um sie schnell in ein Zimmer zum Ankleiden zu bringen, weil immer mehr Gäste kamen, warm hinzu:

„Aber ich werde es so bald als möglich nachholen.“

„Schreiben Sie mir dann eine Zeile, damit ich da bin.“

„Sehr gern, denn natürlich wird mich meine Mutter zu Ihnen bringen!“

Sie schieden mit einem Händedruck.

Der große Salon war nun ganz mit Menschen gefüllt. Die Damen in glänzenden, ausgeschnittenen Kleidern mit Schmuck an Haar und Brust, die Herren im Gesellschaftsanzug, die Ordenskette im Knopfloch oder eine Chrysantemum dort, wo sich keine Auszeichnung hatte einfinden wollen. Man hatte sich noch nicht gesetzt, und die Menge wogte durcheinander. Jedermann wußte schon im voraus, daß die Lösung der Bilder „Carmen“ bedeuten sollte, denn die vielen Mitwirkenden hatten das Geheimnis nicht bewahren können, aber alle thaten so, als ob sie sich überraschen lassen wollten.

Der Bankier Horn war von Cazas noch schnell am Nachmittage eingeladen worden. Er verkehrte nicht bei Lindstedts und traute deshalb, weil er ein bißchen gekränkt war, den lebenden Bildern nicht viel Interessantes zu. Mr. Easby, der zum demnächstigen Beginn der Arbeit zwischen den Flaggen von England zurückgekehrt war, zog sich mit ihm in eine Ecke zurück und unterhielt ihn von den letzten Ereignissen auf dem grünen Rasen, jenseits des Kanals. Frau Horn dagegen befand sich in fieberhafter Aufregung und fragte Maria da Caza nun schon zum zweitenmale:

„Also Sie kommen als Maria Stuart und als Carmen?“

Graf Staffingk hatte hinter Maria gestanden und that ganz erstaunt:

„Ach, gnädige Frau, woher wissen Sie denn das?“

Sofort wandte sie sich ihm zu und bestürmte ihn mit Fragen. Sie wollte ihm alle Geheimnisse entlocken:

„Herr Graf, wer ist denn der Partner von unserer Freundin Maria da Caza? Ist es wahr, daß Herr von Lindstedt ganz allein in einem Bilde steht? Oder sind Sie es? Wie lange wird's denn dauern? Nein, es zu amüsant so was! Haben Sie denn ein schönes Kostüm?“

Er wußte ihren Wünschen nicht zu entgehen und scherzte, sich förmlich verneigend, indem er sie mit großen Augen eine Weile ansah:

„Gnädige Frau, Sie sollten sich einmal in dem Spiegel sehen, Sie schauen wieder einmal aus heute abend! Nein, es ist nicht zu glauben. Sie werden die ganze Vorführung stören, denn alle Herren müssen nach Ihnen sehen!“

Frau Horn zeigte lachend die schönen Zähne und hob kokett den Fächer vor das Gesicht. Sie wußte nicht recht, wofür sie die Schmeichelei nehmen sollte, doch da sie Staffingks Art zu sprechen kannte, so glaubte sie doch einen Teil davon und antwortete neckisch:

„Herr Graf, das sollte mal mein Mann gehört haben! Nehmen Sie sich ja in acht!“

Dann drohte sie mit dem Fächer. Maria da Cazas Gesicht nahm einen ernsten Ausdruck an, und als sie mit Staffingk sofort darauf den Saal verließ und sich draußen von ihm trennte, ehe sie zum Ankleiden ging, sagte sie kurz:

„Warum das der Frau Horn?“

„Es war ja nur Scherz!“ entgegnete Staffingk ein wenig erstaunt, mit einem Lächeln auf den Lippen, das jedoch erstarb, als er ihr Antlitz sah, wie sie ihn bittend anblickte. Sie nahm schnell seine Hand:

„Auch nicht im Scherz so etwas.“

„Aber Maria!“

„Es thut mir weh!“

Er küßte eilig ihre schlanke Rechte und sprach innig, wie ein Kind, das gar nicht weiß, was es gethan hat, das sich aber bemühen will, sein Wort zu halten:

„Ich will es nicht wieder sagen!“

Herr da Caza bat seine Gäste, sich zu setzen, indem er der alten Baronin Aspern den Arm bot und sie zu einem Fauteuil auf der Mitte der ersten Stuhlreihe vor der Bühne führte. Die anderen Damen folgten und nahmen Platz. Einzelne ältere Herren setzten sich dazwischen, die jüngeren blieben im Hintergrund stehen oder schoben sich seitwärts längs der Wände vor, die Peter Stöckl mit Teppichen und Stickereien, Seidentüchern, Priestergewändern, chinesischen Kleidungsstücken, Altardecken, Gobelins und Vorhängen verkleidet hatte, zwischen denen sich Blumengewinde herabrankten und elektrische Rosen blühten.

Man blickte sich um, machte einige Bemerkungen über die Ausstattung des Salons und bewunderte den prachtvollen duftigen Blumenrahmen, den Peter Stöckl um die Bühne gezogen. Dann tönte die Glocke, und das Surren und Summen schwieg. Andächtig rückte man sich auf den Stühlen zurecht. Ein paar Damen borgten sich Operngläser von Herren neben ihnen, und irgend eine Frauenstimme, die ihre Kenntnis verraten wollte, jedoch vergaß, daß man mit dem letzten Buchstaben begann, sagte halblaut, aber man hörte es überall in der plötzlichen Stille:

„Jetzt kommt das ‚C.‘“

Leises Kichern belohnte die Kluge. Herr da Caza, der ganz vorn an der Bühne lehnte, halb das Gesicht den Zuschauern zugewendet, um denen hinter dem Vorhang Winke geben zu können, machte eine böse Miene wegen der Störung. Er klingelte zum zweitenmale, und nun wuchs die allgemeine Spannung. Einige hoben sich ein wenig auf den Sitzen, um den Vorhang aufgehen zu sehen. Ein Marsch ward von einem unsichtbaren Orchester gespielt: die Schumannsche Komposition der beiden Grenadiere von Heine erklang, und wie die Musik an die Stelle kam: „Dann reitet mein Kaiser wohl über mein Grab,“ verlöschten die Lichter, und der Vorhang fiel — statt sich zu teilen oder zu steigen — mit einem Schlage zu Boden, so daß plötzlich das Bild sichtbar ward.

In der Mitte der Bühne stand finster sinnend, den Blick vor sich hin gerichtet, in der historischen Uniform mit hohen Stiefeln, grünem Rock und Dreimaster, in der rechten Hand das kurze Fernglas: Napoleon I.

Die Erscheinung war so gut getroffen, und die Überraschung, durch das plötzliche Fallen des Vorhangs und Dastehen des Bildes, so groß, daß ein Beifallssturm erscholl, der den Regierungsrat beinahe dazu verleitete, sich als Napoleon zu verneigen. Rechtzeitig besann er sich noch und blieb stehen. Und nun, wo sich die Augen an den jähen Lichtwechsel gewöhnt hatten, erkannte man erst, daß der Hintergrund, nur matt beleuchtet, ein Schlachtfeld darstellte, mit brennenden Ortschaften und ein paar Gefallenen. Ein Verwundeter, auf den einen Arm in liegender Haltung gestützt, erhob drohend den anderen gegen Napoleon.

Das Bild blieb eine Weile sichtbar, dann rauschte von den Seiten her ein Vorhang in Falten darüber zusammen. Schüchterner Beifall klang, der jedoch bald wuchs, so daß sich die Gruppe ein zweites Mal zeigte. Ein paar leise Bemerkungen fielen unter den Zuschauern. Jemand deutete auf den Gefallenen mit dem drohend gereckten Arm:

„Das ist ja der Ritter Boljèn von Boljena!“

Und Rittmeister Hendrich neigte sich zu Frau Charrier:

„Wissen Sie, gnädige Frau, weshalb Regierungsrat Napoleon so finster vor sich hinblickt?“

„Nun?“

„Weil er noch immer keinen Witz gefunden hat, den er heute abend kolportieren könnte.“

Der Vorhang hatte sich wieder geschlossen, und zum zweitenmal verlangte der Beifall der Zuschauer das Bild zu sehen. Dann begann das Raten des ersten Buchstabens. Ein paar Damen sagten sehr stolz „N.“ die Herren jedoch thaten, als hätten sie keine Ahnung. Die kleine Gräfin Selbotten, die in keinem der Bilder mit stand, lachte laut auf über die verschiedenen Buchstaben, die ihr Rittmeister Hendrich mit ernster Miene vorschlug:

„Was meinen Sie zu ‚B' = Bonaparte, gnädigste Gräfin, oder zu ‚S' = Schlachtfeld = Schlachtenkaiser, oder zu ‚D' = Drohung wegen des Ritters Boljen von Boljena?"

Sie erwiderte ebenso ernst:

„‚N' kann es wohl nicht sein. Napaleon wäre zu gesucht. Man muß immer das Nächstliegende wählen."

Dann lachten sie beide so sehr, daß sich eine Gruppe um sie bildete, und die Herren sich alle den Kopf zu zerbrechen schienen mit Raten, bis ein neues Glockenzeichen sie auseinander trieb. Wieder verlöschte das Licht im Saal, süße Geigenmusik tönte, eine Harfe klang, und der Vorhang sank zu Boden. Eine rosige Himmelslandschaft erschien in blendender Helle. Im Vordergrunde rechts kniete ein Engel mit gefalteten Händen: die Prinzessin, und ringsum, nach hinten und den Seiten zu terrassenförmig erhoben, lagerten Engel in weißen Gewändern mit großen Flügeln und langen Locken in süßem Schlaf.

Ein allgemeines „Ah" ging durch die Zuschauer, und langanhaltender Beifall ließ den Vorhang sich nochmals öffnen. Das Bild war so schön, daß man es immer wieder sehen wollte. Prinzessin Löwengaard sah hübsch aus in ihrer langgelösten blonden Haarflut, mit dem Blick nach oben. Da sie kniete und ein weites Gewand trug, fiel es nicht auf, daß sie etwas stark war, und Rittmeister Heudrich konnte die Bemerkung nicht unterdrücken:

„Ein molliger Engel!" wofür ihn Frau Horn halb verschämt anblickte.

Herr da Caza stand noch immer vorn am Vorhang. Er klatschte mit besonderer Absicht Beifall und sagte ein paarmal laut, so daß es die Engel hören mußten:

„Prinzessin Löwengaard, bravo! Großartig, Durchlaucht! Wunderschön! Wunderschön!"

Während draußen das Publikum wieder den Buchstaben zu raten vorgab, erhob sich Prinzessin Löwengaard aus ihrer knieenden Stellung und ging seitwärts in die Kulisse. Mit den Blicken suchte sie Staffingk, um ein Wort des Beifalls von ihm zu erhaschen. Doch er war noch in seinem Garderobenzimmer, und sie schritt traurig davon. Herr da Caza kam nun auf die Bühne: das Bild, in dem seine Frau stand, versetzte ihn in einige Aufregung, denn er wollte, daß es das schönste von allen würde und Maria den größten Beifall des Abends fände. Unruhig lief er auf der Bühne auf und ab, die eben vom Engelaufbau gesäubert ward.

„Nun, waren meine Engel nicht schön?" fragte schmunzelnd die Hände reibend Professor Charrier, und Herr da Caza bedankte sich bei ihm für den Genuß, den er gehabt hätte. Der alte Maler strich seinen Patriarchenbart, und er, der als kluger Mann der Mode zuliebe, doch nicht aus Muß oder Überzeugung „modern" malte, gestand halblaut:

„Sehen Sie, Herr da Caza, so weit geht mein neues Programm nun doch nicht, die Engel zu modernisieren. Mein Freund Stöckl hat mich zwar eben gefragt, ob ich glaubte, daß die Engel alle so schön frisiert wären wie die jungen Damen, aber das mache ich nun doch nicht mit. Ungekämte, ungewaschene, ungeplättete Engel sind mir unangenehm."

„Ihre beiden Fräulein Töchter und Prinzessin Löwengaard sahen jedenfalls sehr gut aus, Herr Professor."

Der Professor, der gern Schmeichelhaftes über seine Töchter hörte, lächelte erfreut, aber die weitere Unterhaltung ward durch Peter Stöckl abgeschnitten. Er beanspruchte die Bühne für sich und ging sofort an die Arbeit, die Scenerie für die „Maria Stuart" herzurichten. Ein Teppich ward gelegt, und der Hintergrund nur durch einen einzigen großen prachtvollen Gobelin gebildet. Kein Möbel kam auf die Bühne. Durch die Einfachheit sollte der halb allegorische Vorgang wirken.

Längst war alles hergerichtet, nur „Maria Stuart" und „Leicester" erschienen noch immer nicht, und schon begann Herr da Caza in seinem Lampenfieber etwas ungeduldig zu werden, als endlich Staffingk kam. Das helle Seidengewand der Zeit, mit den Tricots und Puffen an Wams und Ärmeln, stand ihm vorzüglich, doch niemand achtete mehr auf ihn, denn kurz nach seinem Eintritt stand „Maria Stuart" auf der Bühne, ganz in Schwarz mit der Stuartskrause, nur ein goldenes Kruzifix in der Hand und im Haar eine Perlenschnur, von der eine einzige große ovale schwarze Perle herabhing.

Alles blickte nur sie an: ein paar junge Mädchen, die Engel von vorhin, blieben stehen und schauten nach der wundervollen Erscheinung. Die ältere Charrier sagte nur ein paarmal kurz hintereinander:

„Aber, aber, aber . . ."

Peter Stöckl sah Maria da Caza wie erstarrt an, schlug die Hände zusammen und rief einmal über das andere, indem er in seinen heimatlichen Dialekt einfiel:

„Jesses noch amol! Is dös an Schönheit! Papier her und an Blei! Wo sind meine Farben!"

Herr da Caza nickte schmunzelnd und verließ schnell die Bühne, um beim Beginn vorn zu sein und die Zuschauer beobachten zu können.

Maria da Caza bemerkte nichts von dem Eindruck, den sie machte, sie betrachtete nur Staffingk und er nur sie . . .

Im Salon, vor dem Vorhang, war große Aufregung: der Regierungsrat hatte es nicht über sich gewinnen können, sich nicht doch in der Nähe zu zeigen, und war, obwohl er wegen der zu engen Schäfte seiner Stiefeln kaum einen Schritt thun konnte, in den Zuschauerraum gegangen. Er wurde sofort von allen Seiten umringt, denn jede Dame wollte die Uniform Napoleons besehen nnd untersuchen, wie Herr von Lindstedt den Schnurrbart weggeschminkt hätte, um sich gern dadurch enttäuschen lassen, daß alles genau so ausschaute wie in der nüchternen Wirklichkeit.

Als die alte Baronin Aspern eben den Regierungsrat gefragt hatte, ob es nicht schwierig sei, so lang stillzustehen, weil sie beständig mit dem Kinn zitterte, und er geantwortet mit stolzem Blick rundum und tiefem entschiedenem Ton:

„Wenn man will, kann man alles!"

ertönte die Glocke und eiligst nahmen die Damen Platz, denn es war allgemeines Geheimnis, daß die beiden Bilder, in denen Maria da Caza erschien, das „Ereignis" des Abends bilden würden. Die Musik spielte einen ernsten Marsch, der Vorhang fiel und ließ die diesmal nur matt erleuchtete Bühne sehen. In der Mitte hoch aufgerichtet stand in königlicher Haltung Maria Stuart und blickte auf Leicester, der ein Stück von ihr sich in verlegener halber Verbeugung hielt, mit der einen Hand den Degengriff umklammernd, die andere geöffnet und gestrafften Armes zur Seite gestreckt, als wolle er sagen: „Nein — ich kann nicht anders — nein." Die Königin aber hatte einen hoheitsvollen, mitleidigen Zug und streifte den schönen Schwächling an ihrer Seite mit einem Blick unendlicher Trauer.

„Maria Stuart!"

„Maria da Caza!"

„Staffingk!"

„Bravo, bravo! Das ist ja großartig!" klang es von allen Seiten, und alles klatschte, ehe sich der Vorhang noch geschlossen. Und als er nun zusammengefallen war und sich nicht sofort wieder öffnete, brach ein Sturm des Beifalls los, ein „da capo", Händeklatschen, und immer unter Bravo vermischt, riefen die Zuschauer, Damen wie Herren:

„Maria da Caza!"

„Maria Stuart!"

„Staffingk!"

Die beiden oben auf der Bühne standen unbeweglich, nicht ein Nerv ihres Gesichts zuckte, — sie zitterten nicht, nur etwas ließen sie sich gehen, solange der Vorhang geschlossen war. Peter Stöckl, der ihn selbst bediente, rief nur ein kurzes „Achtung," ehe er an der Schnur zog, ihn zu öffnen, und sie nahmen wieder ganz genau ihre Haltung ein.

Der Gobelin wirkte, so daß das Ganze den Eindruck machte, wie ein altes Gemälde, und so hatte es der junge Maler auch beabsichtigt. Rittmeister Hendrich rief seinen Namen, nachdem sich das Bild ein dutzendmal gezeigt, aber er erschien nicht, bis ihn Herr da Caza, hinter die Kulissen geeilt, zwischen Maria Stuart und Leicester schob, die nun, da der Eindruck doch einmal gestört war, sich aus ihren Stellungen bewegten und sich verneigten wie Schauspieler am Aktschluß. Und nun rief man sie erst recht, indem man zu ihrem Namen noch den Peter Stöckls fügte.

Als sich der Sturm endlich gelegt hatte, rieth man den Buchstaben und alle sagten nichts von „Maria Stuart," nahmen nicht im Scherz andere Namen, sondern entschieden, als verstünde es sich ganz von selbst:

„M'. = Maria da Caza!"

Die beiden Darsteller stiegen von der Bühne herab, die von dem auf den Erfolg

eifersüchtig gewordenen Professor Charrier sofort in Besitz genommen wurde.

Maria da Caza fühlte sich wie berauscht. Es war ihr, als sähe sie nichts um sich herum, und ganz mechanisch, fast gleichgültig nahm sie, ein Lächeln um die Lippen, die Hände derer, die Glück wünschten, indem sie allen mit den Worten dankte:

„Herrn Stöckls Verdienst ist es ganz allein, wenn das Bild gefiel!"

Dann eilte sie, um sich den Leuten zu entziehen, in ihr Schlafzimmer, und dort warf sie sich heftig atmend in einen Stuhl. Träumend blieb sie in süßen Gedanken sitzen. Sie sah Stassingk immer noch vor sich in seiner spanischen Tracht, die ihm so gut stand, und sie freute sich, wie die Augen der Zuschauer auf ihnen beiden geruht, die nun einmal zusammengehörten, wie sie zusammen, ganz allein, auf der Bühne gestanden. Und ihre Phantasie ging weiter: sie sah sich mit ihm eins, für das Leben verbunden, und es schien ihr nur wie eine unmögliche Vergangenheit, daß sie einmal Frau da Caza gewesen.

Das Mädchen riß sie aus ihren Träumen.

„Gnädige Frau müssen aber nun ans Umkleiden denken! Es ist längst Zeit. Das nächste Bild steht schon!"

Sie fuhr auf, nun mochte sie sich von ihrem Kleide nicht trennen, das zum Leicester paßte. Lässig ging sie daran, das schwarze Gewand abzulegen, immer noch verträumt schmückte sie sich als Carmen.

Die beiden nächsten Bilder hatten nach der „Maria Stuart" schweren Stand. Beim R — Rennen hatte Professor Charrier im Gegensatz zum Engelbilde mit Absicht seine „Modernität" zeigen wollen, immer in der Befürchtung etwa doch einmal in den Ruf eines „Veralteten" zu geraten. Ein Renn-hintergrund, etwas dekorationsmäßig gemalt, und davor eine Gruppe Rennleute: Jokeys, Herrenreiter, Besitzer, wirkte nicht überzeugend, und jede Stimmung wurde genommen, weil die ins Bild gestellten Rennleute, wie Herr da Caza, im cover coat und runden Hut den mächtigen Krimmstecher im gelben Futteral am aufgerollten Riemen in der Hand, dann Graf Selbotten, Leutnant von Remer, Mr. Easby im Dreß, Rittmeister Hendrich die Aufmerksamkeit des Publikums nur aus Neugierde auf sich zogen, indem man sich freute, sie „erkennen" zu können.

Peter Stöckl meinte spöttisch:

„Der gute Professor verwechselt wieder einmal Reporterinteresse mit Kunst."

Das „A" brachte eine Sennhütte mit Gebirgshintergrund, vorn ein Alpenfex und eine Sennerin. Die Musik spielte mit Zitherbegleitung: „Auf der Alm da gibt's ka Sünd!" und Peter Stöckl brummte:

„Jesses hat sich der Fex schön die Knie' g'waschen! Holdrio! Alles wie lackiert! Holdrio!"

Aber bei den Zuschauern fand das Bild großen Beifall und mußte sich mehrmals zeigen. Eigentlich hatte der Regierungsrat den Bergfex übernehmen sollen, doch er hatte sich nach seiner ernsten Rolle als Napoleon nicht komisch zeigen wollen. Nun bereute er es und erzählte den Leuten, daß der Beifall gewiß noch viel stärker gewesen wäre, wenn er den Fex dargestellt hätte. Er war immer von einer Anzahl von Damen umgeben, denen er von Zeit zu Zeit in irgend einer Ecke oder auch in einem der Nebenräume auf besonderen Wunsch noch einmal seinen Napoleon stellte. Nun machte er Propaganda für das letzte Bild, indem er überall herumlief und, wenn Herr da Caza sich nicht gerade in der Nähe befand, fragte:

„Wer steht im letzten Bild?"

„Maria da Caza!" entgegnete man, und er fragte weiter mit verschmitztem Zwinkern:

„Und wer mit ihr? Wer kann überhaupt nur mit Maria da Caza zusammen stehen?"

Einige lächelten verständnisinnig. Nur der alte Baron Aspern richtete sich straff auf und antwortete, so daß er nicht mißzuverstehen war:

„Herr Regierungsrat, ein für allemal: ich liebe solche Scherze nicht!"

Und dann sprach sich der alte Herr sehr scharf gegen diesen und jenen über Herrn von Lindstedt aus, und Geheimrat Ploetz, ein großer hagerer Mann mit stark vornüber gebeugter Haltung, als suche er fortwährend etwas mit seinen kurzsichtigen Äuglein, der den Regierungsrat aus amtlicher Thätigkeit kannte, sagte mit seinem versöhnenden Wesen:

„Es hat wohl jeder seine Schwäche, und die ist bei unserem braven Lindstedt die

Zunge, aber Fähigkeiten hat der Mann: er ist ein ganz vorzüglicher Arbeiter und leistet hervorragende Dienste. Allerdings mag ihm seine Sucht, scharf zu sein und Witze zu machen, später noch einmal hinderlich werden oder das Genick brechen."

Das „Carmenlied" erklang, dann das „Lied der Micaela" und endlich „Auf in den Kampf, Torero." Als dann die Musik wiederum in das Carmenlied überging, hatten die Zuschauer bereits Platz genommen, und das elektrische Licht flammte von allen Seiten auf die schimmernden Nacken und Steine im Haar, auf die hellen festlichen Kleider, auf die ganzen Reihen von jungen Mädchen und Frauen. Alle wußten, daß das letzte Bild wieder Maria da Caza bringen würde in ihrer Schönheit, die alle überstrahlte. Aber sie hatten kein Gefühl des Neides und der Mißgunst, als ob die schöne Frau außerhalb des Wettbewerbes stünde.

Nun fiel der Vorhang: eine andere Scene zeigte sich, als sie geprobt war. Peter Stöckl war nicht befriedigt gewesen und hatte es gewagt, noch im letzten Augenblick etwas Neues zu versuchen. Ein mächtiger türkischer Teppich, an dem Tambourine und spanische Spitzentücher hingen, bildete den Hintergrund. Carmen, im gelben Seidenkleid mit schwarzem Netzüberwurf und spanischer Jacke, saß auf einem Stuhl, die Füße vorgestreckt und übereinander gelegt, die Hände gebunden hinter der Lehne verborgen. Den schönen Kopf mit dem hochfrisierten schwarzen Haar, in dem der Kamm steckte, hielt sie, wie sie es im Leben oft that, leicht hintenüber geneigt. Im Mundwinkel hing ihr lässig eine Cigarette, und den Blick wandte sie gegen José, als trällere sie ihr Liedchen. Unschlüssig stand er daneben, wie es den Anschein hatte, mit sich kämpfend, ob er sie losschneiden sollte.

„Das ist ja ganz großartig!" sagte in der allgemeinen Stille laut der alte Baron Aspern, und ein allgemeiner Beifallssturm brach los. Was an Herren saß, stand auf, um zu klatschen und Bravo zu rufen, und schließlich erhoben sich auch die Damen.

„Bravo! Bravo! Bravo! Bravo! Bravo!" rief unausgesetzt Rittmeister Hendrich. Der Bankier Horn sagte einmal über das andere:

„Donnerwetter, das lasse ich mir gefallen!"

Frau Charrier äußerte:

„Das ist die Krone des Abends!" zum großen Ärger und Schrecken des Professors, der sich möglichst laut vernehmen ließ:

„Ja, das ist keine Kunst, wenn man so ein Modell hat."

Alles geriet ganz außer sich vor Entzücken: die Fräuleins Charrier I und II, die kleine Gräfin und ihr Mann, Leutnant von Remer, Ritter Boljèn von Boljena, Rittmeister von Vandelow, Frau Horn, Baronin Lennen, Regierungsrat von Lindstedt, Geheimrat Ploetz, Frau von Lindstedt, Prinzessin Löwengaard, Herr von Nyvenström riefen immer wieder „Dacapo," so daß das Bild von neuem erschien. Sogar Mr. Easby, sonst für alles vollkommen unempfänglich, was nicht zum Rennen gehörte, äußerte stürmisch seinen Beifall.

Zum Schluß ward wiederum Peter Stöckl gerufen, und dann trat der Regierungsrat zu Herrn da Caza:

„Sagen Sie mal, meinen Sie nicht, es wäre nun das Richtige, wenn dem Publikum offiziell von der Bühne herab die Lösung verkündigt würde? Die Herrschaften haben sich nun die ganze Zeit die Köpfe zerbrochen . . ."

Herr da Caza fragte Rittmeister Hendrich. Jener lachte:

„Aber wozu? Es weiß ja jeder ganz genau, was kommen soll, wenn es auch als öffentliches Geheimnis betrachtet wurde!"

„Das Geheimnis muß aber eben gewahrt werden. Nun muß man die Rolle auch durchführen, daß das Publikum von nichts weiß. Und nun muß irgend jemand die Erklärung machen. So hatte ich mir's wenigstens ausgedacht!" entgegnete der Regierungsrat erregt. Er hatte diese Botschaft an die Eingeladenen eigens für sich ersonnen und fürchtete nun, man wolle ihn um sein Recht bringen. Herr da Caza merkte etwas dergleichen:

„Ich halte es zwar nicht für nötig, aber am Ende macht es sich ganz gut, wenn jemand ein paar Worte spricht. Nur von mir darf es nicht verlangt werden. Meine Frau hat sowieso . . . Beifall gefunden . . . da muß ich nun nicht auch noch . . ."

Und sein eines Auge leuchtete, indem

Waldinneres. Nach dem Gemälde von E. von Bernuth.

Digitized by Google

er nach der Bühne sah, wo eben zum zwölftenmale die Gruppe erschien. Der Regierungsrat that, als übernähme er aus reiner Gefälligkeit ein schweres Amt, und fand sich bereit, die Erklärung zu machen. Während er hinter die Kulissen ging, wurden die Darsteller wiederum gerufen. Sie standen nicht mehr, sondern traten vor.

Maria da Caza hatte dankerfüllt eben hinter der Kulisse Peter Stöckl die Hand gegeben und wollte sie nun auch Staffingk reichen. Sie that es, als sich der Vorhang schon geöffnet, indem sie ihn, ohne sich zu verstellen, mit einem glühenden Blick in die Augen sah, und die Zuschauer wurden Zeugen, wie er ihr die Hand küßte.

Keinem war Marias Blick entgangen.

Graf Selbotten nahm seine Frau beim Arm und flüsterte ihr zu:

„Was soll denn das? . . . Was ist denn das?"

„Ich habe es ihr gesagt!" erwiderte die kleine Gräfin erschrocken. Da erschien der Regierungsrat auf der Bühne, immer noch im Kostüm Napoleons I, und hielt seine Rede:

„Meine Damen und Herren, falls dieser oder jener Buchstabe nicht klar geworden und somit die Lösung des Ganzen etwa erschwert haben sollte, so erlaube ich mir ein wenig nachzuhelfen. Mit dem letzten Buchstaben haben wir begonnen: das erste Bild bedeutete . . ."

„Napoleon," rief jemand, und der Redner fuhr lächelnd fort:

„Allerdings, Napoleon, den ich zu verkörpern die Ehre gehabt hatte . . ."

Rittmeister Hendrich sprach halblaut etwas boshaft:

„Und noch habe . . ."

„Sehr richtig — noch habe. Also N. Das zweite Bild, wer könnte daran zweifeln, der die rührenden, süßen Gestalten mit den holden Flügeln, den Lockenköpfen gesehen und den unschuldsweißen Gewändern? Was alle unsere Damen sind, verkörperten sie: Engel . . ."

Die Damen blickten verlegen, doch geschmeichelt zu Boden, und der Regierungsrat erklärte weiter:

„Also E. Dann folgte die schönste Frau ihrer Zeit und die unglücklichste zugleich, Schottlands Königin, Maria Stuart — M. Ein Gemälde realistischer Art schloß sich daran, in dem man Professor Charriers Meisterhand wiedererkannte — er ist es uns noch schuldig zu malen — Rennen — R. Die Musik des nächsten wird Ihnen die Deutung leicht gemacht haben: ‚Auf der Alm . . .' A. Und endlich zeigte sich uns, zugleich das Ganze gebend, die Frau, die selbst ein ‚Carmen' ist, als ‚Carmen' die Frau des Hauses . . ."

Er verneigte sich lächelnd, während einzelne mehr scherzhafte Bravorufe der Herren laut wurden. Am Schlusse hatte er eigentlich irgend eine Pointe anbringen wollen, eine seiner Redensarten und Witze, die er in eine bestimmte Formel gefaßt, zum besten gab, aber zu seinem großen Ärger war ihm nichts eingefallen, was Hand und Fuß hatte. Eine Sekunde hatte er, während er die letzten Worte sprach, ein gemeinsames Hoch auf Maria da Caza und Staffingk ausbringen wollen, doch Herr da Caza stand gerade vor ihm an der Bühne, und vielleicht zum erstenmale bemeisterte er sich und schwieg.

Maria da Caza war zum Umziehen in ihr Zimmer geeilt. In einer Viertelstunde sollte es zum Souper gehen, und sie mußte bis dahin ihr Gesellschaftskleid anhaben. Das Entkleiden ging ihr langsam von der Hand — sie that es allein — das Mädchen hätte sie in diesem Augenblick nicht im selben Zimmer haben können. Sie mußte für sich sein. Ihr war so heiß, daß sie zu ersticken meinte, und sie stieß ein Fenster auf. Die kühle Nachtluft strömte herein. Gierig sog sie den Strom kalter Luft ein. Sie fühlte sich an die Stirn, ihre Schläfen pochten, die Schlagader fieberte ihr am Hals, ihr Herz klopfte.

Zufällig blieb sie vor dem großen Spiegel stehen, der ihre ganze Figur zeigte, und blickte hinein: sie war blaß trotz der Erregung. Und sie dachte daran, daß sie schön war: wenn es ihr fast gleichgültig geworden, jetzt empfand sie es als Genugthuung, als Notwendigkeit. Sie mußte schön sein für ihn. Sie wollte so schön sein, daß sie alle anderen überstrahlte. Sie freute sich ihrer Schönheit. Sie wendete sich und drehte sich vor dem Glase, stemmte die Hände in die Taille, ließ einen Blick über ihre Schultern gleiten, über ihre schlanken, schöngeformten, vollen Arme und legte den Kopf zurück, daß sie ihr Antlitz

sähe, wie sie als Carmen den Zuschauern und Stassingk erschienen.

Dann warf sie sich einen Augenblick auf das Diwan und streckte sich aus, schloß die Augen und dachte immer wieder an Stassingk. Es klopfte. Sie hörte es nicht. Noch einmal klopfte es, dann trat die kleine Gräfin ein.

„Wer ist da?"

„Ich bin's, Maria!"

„Wer . . . ach, du . . ."

Nun sah sie erst der Freundin sonst so fröhliches, jetzt ernstes Gesicht, und sie fragte besorgt:

„Ist dir etwas geschehen? Was hast du denn?"

Die kleine Gräfin begann sofort ohne Einleitung:

„Maria, das geht nicht so! So darfst du dich nicht benehmen. Was hast du mir versprochen?"

„Nichts, was ich nicht gehalten hätte."

„Aber alles redet drüber, alle haben es bemerkt."

„Was, bemerkt?"

„Du und Graf Stassingk."

„Daß ich mit ihm in zwei Bildern gestanden habe auf Wunsch Peter Stöckls und des Regierungsrats und meines Mannes?"

„Nein, das nicht allein."

„Was denn? Daß ich ihm die Hand gab, wie ich sie Peter Stöckl auch gab? Oder daß er sie, da ich sie ihm nun mal zufällig in dem Augenblicke gab, wo der Vorhang aufging . . . daß er sie da küßte?"

„Nein, nein, das auch nicht allein, Maria!"

„Nun, ich kann doch nichts dafür, daß er sie küßte, wie es gut erzogene Leute thun?"

„Wie du ihn angesehen hast dabei, Maria! Maria, ich glaube, das weißt du alles gar nicht mehr . . . Wirklich, so kann ich es mir nur erklären, du weißt es nicht mehr!"

„Darf ich ihn nicht mehr ansehen?" fragte Maria da Caza, und ihre Lippe zuckte dabei erregt, aber sie schlug doch die Augen zu Boden vor Gräfin Selbottens geradem Blick. Mit der einen Hand stützte sie sich auf eine Stuhllehne, und ihr Arm bebte. Die kleine Freundin sah ihr ruhig ins Gesicht, trat nahe an sie heran, legte ihr dann leise und leicht den Arm um den Nacken und sprach sanft:

„Du bist so erregt heute abend, Maria!"

„Kann ich anders . . . Ich kann nicht anders . . . Ihr macht mich ja alle so . . . Ihr alle . . . . . ."

Gräfin Selbotten fuhr leise, ernst und bestimmt fort:

„Maria, das kann nicht so fortgehen. So oder so mußt du eine Lösung herbeiführen. Sieh mal, Maria, wenn du mir gleichgültig wärest, so würde ich dir das gewiß nicht sagen. Aber ich kann nicht anders, ich muß dich darauf aufmerksam machen — — Lasse dich scheiden, dann heiratest du ihn, oder bleibe Frau da Caza, dann entferne Graf Stassingk von dir . . ."

Maria da Caza ließ sie nicht weitersprechen, sondern antwortete triumphierend:

„Ich weiß genau, was ich zu thun habe, und was ich thun werde . . . Er hat mir gesagt, daß wir zusammenkommen wollen, er hat mir versprochen, alles zu thun, was ich verlangen würde . . ."

Die kleine Gräfin schöpfte Atem:

„Gott sei Dank!"

Und Maria da Caza fragte sie lächelnd:

„Bist du nun zufrieden?"

Die Freundin nickte glückselig und sagte nun ihrerseits:

„Bist du mir böse, Maria?"

Sie küßten sich herzlich, dann zog sich Maria da Caza so schnell als möglich um, denn Herr da Caza hatte schon geschickt und fragen lassen, ob die gnädige Frau noch nicht bald fertig wäre, es warte schon alles auf das Souper.

Als Maria da Caza in den großen Salon zurückkehrte, war sie scheinbar ganz gleichgültig und gefaßt. Sofort ward sie von allen Seiten mit Fragen und Glückwünschen bestürmt, und man bedauerte, daß sie nicht im Kostüm der Carmen geblieben wäre, das ihr fast noch besser gestanden hätte, als das schwarze Gewand der Maria Stuart, wenn nämlich überhaupt von einem „noch besser" gesprochen werden könnte.

Sie blickte, während sie umlagert ward, nach Stassingk, und sie begann unruhig zu werden, denn er war nicht zu sehen. Er mußte sich irgendwo in einem der Nebenräume befinden. Die Herren gaben den Damen den Arm, um sie zum Souper zu führen, sie als Hausfrau wartete mit dem

alten Baron Aspern bis zuletzt, und sie sah nun, wie Staffingk mit Frau Horn vorüberschritt. Beide lachten, und man konnte vernehmen, wie sie etwas geziert sprach:

„Herr Graf, Sie wissen doch jedem etwas Angenehmes zu sagen . . .“

Maria da Caza konnte das Weitere nicht verstehen, aber es dämpfte ihre gute Stimmung, daß er wieder einer Dame Artigkeiten gesagt hatte. Und beim Souper im Eßsaal war sie unruhig die ganze Zeit, denn er befand sich nicht da, sondern saß in der Galerie an einem der kleinen Tische.

Dort waren fast nur junge Mädchen außer Frau Horn und der Baronin Lennen, von den Herren waren alle Junggesellen, nur der Regierungsrat hatte sich mit an Staffingks Tisch eingefunden. Er trug noch immer sein Napoleonskostüm, angeblich weil er noch nicht einen Augenblick Zeit gefunden, um sich umzuziehen, in Wirklichkeit jedoch, weil ihm die Beine in den zu engen Schäften seiner Kanonenstiefel derartig geschwollen waren, daß er sich vor dem Ausziehen fürchtete, obwohl er es vor Schmerzen kaum mehr aushalten konnte. Deshalb war er stiller als sonst und überließ Staffingk ganz die Unterhaltung, nachdem er ihn nur einmal blinzelnd wie im Einverständnis gefragt, wo Maria da Caza säße?

Am Nebentisch hatte die Prinzessin Löwengaard Platz genommen mit Leutnant von Remer, der sie fast gar nicht unterhielt, sondern von seinen Reitaussichten bei den ersten Rennen träumte, die nun bald wieder beginnen sollten. Sie achtete auch nicht auf die Gespräche der übrigen, sondern horchte nur nach dem Tisch hinüber, wo Staffingk eben eine Geschichte erzählte. Und als ihr Tischnachbar nun wirklich ein paar Worte über die lebenden Bilder sprach, hörte sie gar nicht auf ihn, so daß er nach ein paar Sekunden seine unnützen Bemühungen einstellte.

Staffingk fühlte sich diesen Abend so glücklich und gehoben, so gut gelaunt, wie es ihm nicht geschehen war, seit er Maria da Caza seine Liebe gestanden. Denn er wollte nicht ihre Schönheit allein in der Stille genießen und ihr huldigen, nur wenn die Herren drüben spielten und er allein mit ihr beim plätschernden Wasserspiele saß. Er liebte rauschende Feste, er liebte Treiben und Gehen, Menschen um sich herum, zwischen denen, wie er fand, ihre Schönheit ihm stolzer das Herz schlagen machte, ihm die Sinne stärker im Taumel bestrickte, als allein, wenn er ihr in die Augen sah. Er erblickte die jungen Mädchen um sich herum, und es machte ihm mehr Spaß denn je, ihnen etwas vorzuerzählen und sie mit seinen allgemeinen Huldigungen zu unterhalten, die allen galten, und die jede auf sich allein bezog.

Wenn er ihnen Artigkeiten sagte, so fühlte er kein Unrecht gegen Maria da Caza, sondern seine Gedanken kehrten dazwischen immer wieder zu ihr zurück. Sie überragte sie doch alle, sie war doch die Schönste. Es belustigte ihn, daß die jungen Mädchen nun denken sollten, ihnen gälte alles, während sie ernstlich doch nicht in Frage kamen. Bedürfnis war es ihm, von dem er nicht lassen konnte, die da rundum saßen, in sich verliebt zu machen oder doch wenigstens leise ihr Interesse zu erregen, während er doch nichts Ernstliches von ihnen wollte, sondern sie nur als Folie dienen ließ für Maria da Caza.

Die Damen lauschten ihm, wie er eben von Palästina erzählte, das er von Konstantinopel aus besucht.

„Wie ist es denn da? Waren Sie auf dem Ölberge?“ fragte Frau Horn und ließ den Mund offen stehen vor Begierde, etwas Sicheres zu hören von einem Augenzeugen über Jerusalem und die heiligen Stätten. Und sofort erhob auch die Baronin Lennen die Stimme, und Fräulein Charrier I rief:

„O! Mein Vater hat Skizzen von dort überall.“

Die jungen Mädchen am Tisch achteten nicht mehr auf ihre Herren, sondern hingen an Staffingks Lippen, der lächelnd auswich:

„Das ist alles zu ernst für heute abend, denn heute gilt nur die Fröhlichkeit, und ich würde es mir nie verzeihen können, wenn ich auch nur einen Augenblick ein heiteres Gesicht in ein trauriges verkehren müßte. Reden wir doch lieber vom . . . vom . . .“

Er sah sich um und gewahrte drüben die Prinzessin, die ihn anblickte, und statt ihrem Auge auszuweichen, konnte er nicht anders, als sie wieder anzuschauen, so daß

sich ihre Blicke ein zweites Mal fanden und sie erröteie. Dann fuhr er fort:

„Reden wir vom Tanzen. Lebende Bilder sind ja ganz schön, meine Damen, aber ich denke, ein bißchen Tanzen wäre noch viel besser . . .“

„Ja, ja, tanzen!“ antworteten ein paar junge Mädchen freudestrahlend.

Herr da Caza hatte auf Stassingks Wunsch als Überraschung ein Orchester bestellt, das während des Soupers auf der Bühne hinter dem geschlossenen Vorhang Aufstellung nehmen sollte, und als nun vom Saal drüben, wo die älteren Herrschaften saßen, Stuhlrücken klang, öffneten sich die Thüren, und ganz von weitem, aus dem großen Salon, tönte der Walzer „Sweet, sweet heart,“ der nun einmal die Saison bis zum Schluß beherrschte. Stassingk bot schnell Frau Horn den Arm und schwebte mit ihr über die spiegelnde Fläche.

Der Salon begann sich zu füllen, und es klang von allen Seiten in das Gleiten und Schurren der Schuhe und Singen der Geigen:

„Hurra, man tanzt!“

„Das ist aber eine reizende Überraschung!“

„Und gar: ‚Sweet, sweet heart‘ . . .“

Der Bankier Horn holte sofort seine Frau, ihre Unterhaltung und nun ihr Tanz mit Stassingk dauerten ihm zu lange. Um seine Eifersucht zu verbergen, sagte er zu ihr, so daß es ihr Tänzer hören sollte:

„Du mußt Graf Stassingk jetzt freigeben. Er soll ja als Vortänzer den Ball mit der Frau des Hauses eröffnen. Ich möchte nicht, daß sie Grund hätte, dir böse zu sein!“

Nun stand Stassingk allein. Er blickte sich um und gewahrte nicht sofort Maria da Caza, die mit dem alten Baron Aspern noch im kleinen Salon am Wasserspiele geblieben war, wo er ihr eine endlose Geschichte aus seiner Studentenzeit erzählte, ohne zum Schluß kommen zu können, weil er immer Geringfügigkeiten nachholte, die seines Erachtens für das Verständnis des Ganzen von allergrößter Wichtigkeit waren. Stassingk wollte mit Maria den Walzer tanzen. Er wollte sich zeigen mit ihr, der besten Tänzerin, der schönsten Frau, die heute zu ihm gehört hätte, da sie beide den Erfolg des Abends gemacht, auch wenn sie nicht die gewesen wäre, die er liebte.

Aber als er sie nicht fand, bemerkte er die Prinzessin, die ein paar Schritte von

Aus unserer Studentenmappe:

Siesta. Nach einer Bleistiftzeichnung von Otto von Babitz.

ihm ſtand. Und es kam ihm plötzlich der Gedanke, ſchnell noch zu einem Rundtanz den Augenblick zu benutzen, bis Maria da Caza eintrat. Eigentlich war ihm die dickliche Prinzeſſin jetzt ganz gleichgültig, doch er empfand etwas wie eine Verpflichtung gegen ſie, eine Regung des Mitleids und ein Schmeicheln ſeiner Eitelkeit, weil er wußte, daß ſie ihn liebte.

Als er eben den Arm um ſie legte, die, ohne ihre Freude zu verbergen, ihm ſtrahlend dankte, trat Maria da Caza ein. Sie biß die Lippen aufeinander, und als er dann ſie um den nächſten Tanz bat, fragte ſie in zitternder Erregung:

„Und ich bekomme erſt den zweiten?“

„Sie waren nicht da!“

„Ich war nicht ſchwer zu finden!“

Er ſchwieg beſchämt, und es dauerte eine Minute, bis er die Entgegnung fand:

„Es war nicht bös gemeint!“

Sie atmete heftig. An nichts anderes dachte ſie als nur an ihn, und die anderen Menſchen rundum waren ihr ganz gleichgültig. Unſäglich gleichgültig. Sie blickte ihn an, ohne Rückſicht auf die Zuſchauer, als wolle ſie ihn verzehren mit ihren Blicken, und dann ſchmiegte ſie ſich in ſeinen Arm und flog mit ihm über das Parkett. Während ſie tanzten, ſchaute er ſie an und er ſie, und beide lächelten.

Staſſingk drückte ſie näher und näher an ſich. Beim Souper hatte er ein paar Glas Champagner getrunken, die ihm ins Blut gegangen waren und ſeine Stimmung erhöht hatten. Er fühlte die ſchöne Frau dicht an ſeiner Seite, und es reizte ihn, ſie zu küſſen, als er bei einem Ausweichen leicht ihr Haar berührte. Er mußte ſich überwinden, es nicht zu thun. Und während er die lange Seite des Salons mit ihr hinuntertanzte, ſah er, wie die Augen der Leute ihnen folgten, ſah er, wie man ſie beide betrachtete, wie die Köpfe ſich zu einander neigten, und man irgend eine Bemerkung über ſie machte. Da dachte er mit leiſer Genugthuung, mit eitlem Gefühl des Wohlgefallens daran, wie die Prinzeſſin, die ihn liebte, die Charriers, die ihn bewunderten, Frau Horn, deren Mann eiferſüchtig auf ihn war, Baronin Lennen, die bald mit dem Regierungsrat, bald mit ihm kokettierte, die jungen Frauen und Mädchen alle, alle, in dieſem Augenblick der Neid beſchlich, daß er nicht mit ihnen tanze. Das hob ſein Gefühl, da ſchwoll ſein Herz. Das waren die Augenblicke, wo er glücklich war und ſich über ſich ſelbſt erhoben fühlte. Er ſah ſich an Maria da Cazas Seite nun zum drittenmale dieſen Abend als Mittelpunkt, für den man nur Augen hatte, von dem man nur ſprach.

Und als die Muſik abſetzen wollte, winkte er ihr weiterzuſpielen und tanzte fort. Minutenlang ging es weiter. Die übrigen hörten allmählich auf, nur hier und dort begann ein Paar von neuem, aber es zog ſich bald zurück, als wollte man, wie auf gegenſeitiges Übereinkommen, das Parkett ganz allein dem ſchönſten Paare überlaſſen. Und das Gefühl, daß man ihnen die Bahn öffnete, ſpornte Staſſingk von neuem an. Er ließ noch immer die Muſik nicht aufhören. Nun, wo einmal alles auf ſie aufmerkſam geworden war, mußte das Spiel auch durchgeführt werden, daß der Tanz der beiden wie ein Bravourſtück fortging.

„Können Sie es noch?“ flüſterte er Maria da Caza zu. Sie nickte:

„Solange Sie wollen!“

Herr da Caza ſtand in der Thür zu ſeinem Zimmer, neben der kleinen Gräfin. Er ſah lächelnd zu, wie ſeine Frau tanzte, und als er bemerkte, daß Gräfin Selbotten, die ängſtlich das Thun der Freundin verfolgt, ihr ein Zeichen machen wollte aufzuhören, ſagte er:

„Aber warum denn? Gönnen wir ihr doch das Vergnügen! Es iſt ohnehin das letzte Mal in dieſem Jahr, daß ſie Gelegenheit hat, zu tanzen!“

„Sie könnte ſich aber Schaden thun, Herr da Caza!“

„Sie wird ſchon aufhören, wenn ſie nicht mehr kann!“

Immer noch tanzte das Paar weiter, und der Regierungsrat, der es in ſeinen Stiefeln nur noch dadurch auszuhalten vermochte, daß er beſtändig hin und herlief, holte ſeine Uhr heraus, um die Dauer des Galopps feſtzuſtellen.

Maria da Caza legte ſich ſtärker hinein in Staſſingks Arm und ließ ſich führen und tragen durch ihn. Sie ſah, daß alles ihnen zuſchaute und ſie die einzigen waren, die ſich auf der ſpiegelnden Fläche bewegten. Einmal war es ihr, als gewahrte

ſie der kleinen Selbotten ſonſt fröhliches Geſicht ernſt und mißbilligend ihr nachſtarren. Aber es war ihr jetzt alles gleich, und als ſie beim nächſten Mal vorüberkommend, ihren Mann entdeckte, hatte ſie ein Gefühl, als müſſe ſie ihn förmlich herausfordern, daß er nur ſchneller einſähe, wie zwiſchen ihnen ein Ende gemacht werden mußte, da ſie ſich fremd geworden waren im Laufe der Jahre.

Endlich hörte mit einem Geigenſtrich die Muſik auf, und Staſſingk blieb mit Maria mitten im Salon ſtehen, indem er erſchöpft that, als müſſe er nach Luft ſchnappen. Da klang ein halblautes „Bravo“ von allen Seiten, und er verbeugte ſich ironiſch. Maria da Caza nahm ſeinen Arm, und er führte ſie zu dem einzig ſtehen gebliebenen Sofa an der Stirnſeite, der Bühne gegenüber.

Dort ſetzte ſie ſich in ihrer königlichen Haltung, nicht ein bißchen warm geworden vom Tanz, ſcheinbar gleichmütig, aufrecht, kalt, nur ihre Bruſt hob und ſenkte ſich ſchneller als ſonſt. Und als ihr Staſſingk eine leichte Verbeugung machte zum Zeichen, daß er ſeine Dame abgegeben und der Tanz beendigt ſei, da legte ſie, nach ihrer Gewohnheit, den ſchönen Kopf ein wenig zurück und dankte ihm mit einem langen Blick.

Der Regierungsrat aber hatte mit einem Male ſein Schlagwort für den Abend gefunden und lief von einem zum anderen, ſo ſchnell es die ſchmerzenden Glieder erlaubten, mit der leiſen Frage:

„Wiſſen Sie das Neueſte?“

„Nun?“

„Staſſingk muß wieder verſetzt werden!“

XII.

„Das geht nicht ſo weiter! Das gibt einfach einen Skandal! Der Staſſingk kompromittiert deine Freundin!“ ſagte Graf Selbotten auf dem Nachhauſewege zu ſeiner Frau, denn des Regierungsrates Scherzfrage klang ihnen noch in den Ohren, zu der jener gegen Ende des Caza ſchen Feſtes, nachdem er ſich glücklich ſeiner Stiefel entledigt, noch die Anſpielung auf das Gebrechen des Hausherren gefügt:

„Und was thut der Herr Gemahl? — Er drückt immer ein Auge zu!“

Die kleine Gräfin war ſo traurig, daß ihr die ganze Freude am Abend verdorben ſchien. Sie fürchtete nur, ihr Mann möchte ſchlecht von Maria denken, und erklärte ihm einmal über das andere, ſie trüge keine Schuld, denn Staſſingk habe ihr eine Erklärung gemacht, die einem Eheverſprechen gleich käme.

„Dann ſoll er ſein Wort auch halten! Und er wird's ſchon thun, dafür will ich ſorgen!“ ſagte er beſtimmt, und am folgenden Tage lud er Staſſingk zu Tiſch ein, ganz allein, um unter vier Augen ſeinem alten Freunde die Wahrheit zu ſagen. Aber der junge Diplomat konnte nicht kommen, und es verging eine Woche, ohne daß er etwas von ſich hören ließ.

Schon fing Graf Selbotten, der ſich leicht für die Dinge erwärmte und ſchnell Entſchlüſſe faßte, ſie aber ebenſo ſchnell wieder fallen ließ, an, die Sache zu vergeſſen, und der Oſterurlaub der Kriegsakademie ſtand vor der Thür. Zu den Feiertagen aber gingen Selbottens auf das Gut ſeines Vaters in Weſtfalen. Da begegneten die beiden Freunde einander auf einem Spazierritt im Tiergarten, ein paar hundert Schritt von der Villa da Caza. Staſſingk war beim warmen ſonnigen Wetter des Tages mit Maria da Caza in den Grunewald geritten und hatte ſie eben nach Haus gebracht.

„Kommſt du noch ein Stück mit?“ fragte Graf Selbotten, doch Staſſingk ſchüttelte den Kopf:

„Ich habe genug für heute. Ich rücke ein. Wenn deine Frau mit wäre, der ich vielleicht meine Dienſte anbieten könnte . . .“

„Die reitet nicht.“

„Warum eigentlich?“

„Das kommt uns zu teuer . . .“

„So . . . ja, allerdings . . .“ erwiderte Staſſingk, und er war mit ſeinen Gedanken noch ſo bei Maria da Caza, daß er, ohne daran zu denken, daß er gegen einen dritten ſprach, mit leuchtenden Augen ſagte:

„Maria reitet famos!“

„Maria?“ fragte Graf Selbotten erſtaunt. Staſſingk verbeſſerte ſofort die familiäre Anrede:

„Nun ja, Selbotten: Maria da Caza, meine ich. Alle Welt ſagt ‚Maria.‘“

„Und du ſagſt auch einfach ‚Maria!‘“

Staſſingk war einen Augenblick befangen, dann gewann er jedoch ſchnell ſeinen Gleichmut und ſeine Sicherheit zurück. Er

lächelte mit seinen blauen, klaren Augen und strich sich das blonde Bärtchen:

„Nun ja, ‚Maria.' Das ist einfacher und klingt so hübsch, ich weiß noch genau, wie ich den Namen zum erstenmale hörte..."

Graf Selbotten musterte ihn, während sie unwillkürlich seine Richtung eingeschlagen hatten und nun gegen Stassingks eigentliche Absicht, die Tiergartenstraße nach der Friedrich-Wilhelmstraße hinauf zu ritten. Von selbst kam der junge Diplomat ins Schwatzen, um über die kurze Verlegenheit hinwegzukommen und zu beweisen, daß er einem Gespräche gerade über Maria da Caza nicht aus dem Wege ging:

„Erinnerst du dich noch des Balles bei Lindstedts? Ihr waret, dächte ich, nicht eingeladen, weil ihr damals noch keinen Besuch dort gemacht hattet. Ich war eben aus Stambul angebraust gekommen — übrigens bin ich gleich den nächsten Tag zu euch gestiefelt, das mußt du doch anerkennen, nicht? — Also da auf dem Balle hatte ich Maria da Caza zum erstenmale gesehen, und ich ging ein bißchen vor Schluß mit Hendrich zu Fuß nach Haus. Da hörte ich zum erstenmal von den Cazas durch Hendrich Genaues, und da sagte er auch nur immer ‚Maria da Caza.' Und ich weiß noch, wie ich mich über den Namen freute und vor mich hin sagte ‚Maria da Caza.'"

Graf Selbotten drückte seinen Wallach mit den Schenkeln vor, weil er neben Stassingks einen stärkeren Schritt gehenden Vollblüter nicht mitkam, und sprach scharf:

„Und jetzt sagst du nur noch ‚Maria.'"

Ganz plötzlich wurde Stassingk unangenehm:

„Hast du was dagegen?"

„Allerdings."

„Und das wäre?"

„Du kompromittierst Frau da Caza!"

„Wer sagt das?"

„Ich!"

„Das ist doch zu albern!"

„Danke sehr."

„Bitte."

Die Antworten waren Schlag auf Schlag erfolgt. Nun hielten sie inne, blickten sich an, sahen, daß sie sich beide geärgert hatten, und fingen gleichzeitig an zu lachen. Doch Graf Selbotten ließ sein Ziel nicht aus den Augen und bat Stassingk, ihn noch ein Stück zu begleiten, weil er etwas Wichtiges mit ihm zu besprechen hätte:

„Ich mische mich in etwas, was mich vielleicht gar nichts angeht. Aber etwas geht's mich doch an, dachte ich, denn ich bin so etwa dein ältester Freund, und du weißt, meine Frau kannte keine Katze, als sie nach Berlin kam, und die einzige, die sie kennen lernte in unserer ersten Zeit, war ‚Maria da Caza,' wie ihr sagt. Ich brachte meine Frau zu ihr, weil ich als Junggeselle bei Cazas verkehrt und öfters für ihn geritten hatte. Meine besten Silbertöppe sind auf seinen Pferden geholt. Siehst du, und Frau da Caza nahm sich meiner Frau so reizend an und war so lieb und nett gegen sie, daß sie die besten Freundinnen geworden sind. Also nun, Stassingk, nach dieser langen Erklärung: Wie wir beiden mit euch beiden stehen, wirst du einsehen, daß ich . . . Gott . . . oder wie ich dazu komme, mich für euch alle beide zu interessieren. Und wir haben ein Recht, euch darauf aufmerksam zu machen, wenn ihr Dummheiten macht . . ."

Stassingk hörte ganz ruhig zu, nahm die Zügel in eine Hand, hing sich die Trense über das Handgelenk, zog Streichhölzer und ein silbernes Etui hervor und begann sich, gemächlich immer Schritt weiterreitend, eine Cigarette anzustecken. Dann sagte er mit seinem fröhlichen, naiven Lächeln, das immer etwas so ganz Liebenswürdiges und Unschuldiges hatte:

„Ihr findet also mit anderen Worten, ich mache Maria da Caza zu sehr den Hof!"

„Ja, allerdings: du stellst sie bloß, und man redet über euch. Allen fällt es auf, Lindstedt reißt Witze . . ."

„Das hat er immer gethan, das ist nicht zu ändern. Wer den als Barometer nimmt, der müßte überhaupt sich immerfort gekränkt fühlen und mit der geladenen Pistole herumlaufen!"

„Man muß ihm dann eben keine Gelegenheit geben!"

„Er findet sie doch! Er erfindet sie, wenn's nötig ist! Frisch auf zum fröhlichen Lügen!" scherzte Stassingk, und Graf Selbotten, der sich ärgerte, daß sie vom Thema abkamen und der Freund die Unterredung schon anfing ins Lächerliche zu ziehen, sagte plötzlich, um dem Gespräch eine ernste Wendung zu geben:

„Hast du ernste Absichten auf Frau da Caza?“

Er war darauf gefaßt, daß Stassingk ihm die Antwort verweigern würde, doch jener ward nicht im mindesten böse, sondern zeigte sich nur grenzenlos erstaunt über diese Frage, an die er ernstlich noch nicht gedacht hatte. Über das, was daraus werden sollte, hatte er sich keinen Gedanken gemacht, und nun trat ihm ganz plötzlich dieser entgegen, und er erinnerte sich, wie ihm Herr da Caza einmal selbst davon gesprochen:

„Caza hat selbst mit mir drüber geredet. Er meinte, so'n bißchen Flirten schadete nichts. Er finde es sehr begreiflich.“

„Aber die anderen Menschen finden das gar nicht begreiflich, sondern halten sich drüber auf, das kann ich dir nur sagen. Und ich muß dir energisch sagen, daß es einfach deine Pflicht ist, irgend eine Entscheidung zu treffen. So oder so.“

„Was für eine Entscheidung!“

„Heiraten oder aufhören.“

„Heiraten?“ fragte Stassingk erstaunt, fast erschrocken, und wiederholte das Wort noch ein paarmal. Graf Selbotten antwortete nicht. Sie ritten eine Weile stumm nebeneinander her, während das Wort in des jungen Diplomaten Kopf summte. Selbotten fuhr fort:

„Ich glaube, du bist dir der Konsequenzen deines ‚Flirtens,‘ wie du sagst, gar nicht bewußt, Stassingk. Wenn du sonst irgend eine Verbindung hast, so bin ich nicht gerade geeicht, den Sittenrichter zu spielen. Da magst du thun oder lassen, was du willst. Anders wird die Sache jedoch, wenn es eine Dame aus der Gesellschaft ist. Entweder ist's dann eine Frau oder ein junges Mädchen. Ist es ein Mädchen, nun, so ist's nicht recht, wenn du ihr was weismachst und dem armen Ding was in den Kopf setzest. Vielleicht hat sie's auch bloß so aufgefaßt, denn du hast eine Manier, daß sie immer alle glauben, du willst sie heiraten. Folgen für das Mädchen hat es nicht. Sie leidet nicht an ihrem Ruf. Man bedauert sie nur.“

Stassingk wurde ärgerlich:

„Weil man in Deutschland nicht drei Worte mit einer unverheirateten Dame reden kann, ohne daß sie glaubt, man hätte Absichten. Das ist doch zu blödsinnig. In andern Ländern, z. B. Amerika oder so . . .“

„Wir sind aber in Berlin.“

„Leider . . .“

„Aber es ist so. Genug, höre mich mal an. Ist diese Dame nun aber verheiratet, so liegt die Sache anders. Dann bedauert man sie gar nicht, sondern die Schadenfreude ist immer da. Man hält sich über sie auf, man redet ihr Böses nach, während der betreffende ‚Flirter,‘ um deinen Ausdruck zu gebrauchen, höchstens lächelnd betrachtet wird als Schwerenöter, der Mann als Rindvieh, die Frau . . . — nun, die leidet einfach an ihrem Ruf. Und ich kann dir in allem Ernste sagen, mit Frau da Caza fängt es schon an . . .“

Heftig unterbrach ihn Stassingk, indem er nervös geworden seine Stute im Maul riß:

„Himmeldonnerwetter noch einmal, da hört doch einfach alles auf. Ich kann dir mein Ehrenwort geben, daß . . .“

„Ich glaube es . . . aber die Welt ist nicht so, die glaubt immer das Schlechteste, und wenn es noch so vierzehn Tage fortgeht, dann heißt es Berlin als fest stehende Thatsache: ‚Maria da Caza hat ein Verhältnis mit Graf Stassingk, und der Herr Gemahl ‚drückt,‘ wie Lindstedt mit dem ihm eigenen zartfühlenden Geschmack von euch bereits gesagt hat, ‚ein Auge zu!‘“

„Lindstedt hat das gesagt?“ fragte Stassingk mit gerunzelter Stirn, und Graf Selbotten fuhr fort:

„Ja, und es geht natürlich bereits als fliegendes Wort von Mund zu Mund. Auf der Kriegsakademie wußten sie's auch schon, und mein russischer Lehrer hat mir's ebenfalls erzählt. Dabei kennen die alle Cazas gar nicht. Mein Russe erzählte es als Anekdote von Puschkin oder so jemand. So ein Witz hat eine verhängnisvolle Kraft, sage ich dir.“

Immer noch wollte es Stassingk als etwas Unangenehmes von sich abwehren, und er sprach mit wegwerfender Handbewegung:

„Das ist ja alles Unsinn!“

Sie waren immer weiter hinausgeritten und strebten schon am Zoologischen Garten vorüber dem Hippodrom zu. Stassingk zog die Uhr und behauptete, er müßte nun umkehren. Auf dem Heimritt sprachen sie kein Wort miteinander, und Graf Selbotten meinte, sein Freund zürne ihm. Doch

Digitized by Google

Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl, München. Copyright 1883 by Franz Hanfstaengl, Munich.

Die beiden Freundinnen. Nach dem Gemälde von W. Menzler.

er dachte bloß nach über das, was er gehört. Er fühlte unerwartet den Ernst des Lebens an sich herantreten, als ob ihm bisher alles nur immer wie ein Spiel erschienen wäre.

Als sie schon fast an der Viktoriastraße in der Nähe von Selbottens Wohnung waren, fragte Stassingk plötzlich wie erschrocken, umgestimmt und weich:

„Du meinst wirklich, ich . . . ich kompromittiere sie?"

„Ja, bestimmt."

„Und was soll ich thun? Was könnte ich dagegen thun?"

„Entweder du beschränkst deinen Verkehr aufs äußerste, oder sie läßt sich scheiden und wird deine Frau."

Sie schüttelten sich die Hand, um sich zu trennen, und Stassingk fragte noch einmal — ganz leise, denn eben ritt ein Stallmeister aus einem Tattersall vorüber, der die Ohren immer überall hatte:

„Ist das wirklich dein Ernst?"

„Ich finde, ein Gentleman muß so handeln!"

Dann ritten sie nach verschiedenen Richtungen davon.

Stassingks erster Gedanke war, daß sein Freund Selbotten doch ein wenig streng denkend geworden sei. Er sagte sich, früher wäre er doch gar nicht so gewesen, und meinte, während schon ein vergnügtes Lächeln auf seine Lippen wiederzukehren begann, der brave Selbotten müsse in der Ehe ein bißchen versimpelt sein. Er faßte die Sache ja doch viel zu tragisch auf! Aber als er sein Pferd in den Stall gebracht hatte und nun gemütlich in seinem Zimmer saß, da wollte ihm die Unterredung doch nicht recht aus dem Kopf. „Ein Gentleman" muß so handeln, hatte Selbotten gesagt, und vielleicht hatte er recht, falls nämlich Maria da Caza durch ihn kompromittiert wurde. Nur hatte er bis jetzt nicht daran gedacht, nichts davon gewußt und nicht daran geglaubt.

Sein Allheilmittel wendete er an, das ihm bisher noch immer die Grillen verscheucht: er nahm eine Cigarette. Doch die half nicht. Er wurde ernster und ernster. Aber er vermochte keinen Entschluß zu fassen. Er fühlte sich so wohl, wie es jetzt war, daß er keine Änderung begehrte. Von Maria da Caza konnte er nicht lassen, das wußte er genau. Sie war zu schön, zu überwältigend schön. Aber der Gedanke, daß sie seine Frau werden sollte, erschreckte ihn. Schon die ganze Scheidungsgeschichte, die vorhergehen mußte, machte ihm Beängstigungen.

Da raffte er sich auf und ging zu ihr. Was er mit ihr sprechen wollte, wußte er noch nicht. Er vertraute darauf, daß es sich schon finden würde. Und wie er auf die Straße trat und die Sonne ihn warm beschien, schwanden ihm allmählich die dunklen Wolken. An der Ecke der Lenné- und Tiergartenstraße traf er die Damen Charrier, die er seit den lebenden Bildern nicht wiedergesehen hatte. Sie hielten ihn an und begannen vom verflossenen Feste zu schwärmen. Frau Charrier reckte die kleine Figur.

„Wenn mein Mann ein paar Darsteller gehabt hätte, wie Sie beide, dann können Sie gewiß sein, daß seine Bilder hundert mal schöner gewesen wären, als die Herrn Stöckls! Das nächste Mal, vielleicht nächsten Winter, muß er ein paar Bilder mit Ihnen stellen. Sie sollten sehen, daß vielleicht der Hof sich dafür interessiert. Am Ende ginge es zu einem wohlthätigen Zweck im Opernhaus oder so. Sie haben doch Verbindungen. Es wäre außerdem meinem Manne sehr lieb, schon weil er doch an der Akademie ist . . ."

Stassingk versprach sofort, nächstes Jahr seine Minen für ein solches Unternehmen springen zu lassen. Einer Dame konnte er nichts abschlagen, und nun sagte er den beiden jungen Mädchen noch einmal Artigkeiten über ihr Aussehen bei den lebenden Bildern:

„Gnädiges Fräulein, Sie waren wirklich reizend. Alle sagten es. Ganz reizend. Mit Ihnen lebende Bilder zu stellen, das muß wirklich eine Freude sein!"

Die jungen Damen nickten dankend ein wenig geziert, und Fräulein Charrier II, die manchmal etwas vorlaut war, antwortete:

„Stehen Sie nicht lieber mit Frau da Caza?"

Er blickte sie erstaunt an und gewahrte, wie Mutter und Töchter lächelten, nachdem die Jüngste ein kurzer verweisender Blick der Frau Charrier gestreift. Er verabschiedete sich schnell, nachdem er gesagt:

„Ich würde im lebenden Bilde mit jeder schönen Frau gern stehen.“

Als er an die Villa da Caza kam, dachte er daran, sich noch einmal nach den drei Damen umzuwenden, und er bemerkte, daß sie stehen geblieben waren und ihm nachschauten, offenbar, um zu sehen, ob er hineingehen würde. Er schritt vorbei, ging noch ein Stück weiter, und erst als er beobachten konnte, daß die Charriers ihren Weg fortgesetzt hatten, kehrte er um und ging in die Villa. Und auf den paar Schritten fand er die Entschlossenheit, mit Maria da Caza über die Zukunft zu sprechen. Charriers hatten ihn dazu gebracht.

Sie war zu Haus und nahm ihn sofort an.

„Ist Herr da Caza zu Hause?“ fragte Staffingk den Diener, um zu wissen, ob er ungestört reden könnte, als ob er eigentlich den Herrn des Hauses hätte sprechen wollen, und als er die Antwort erhielt:

„Der gnädige Herr ist in Karlshorst!“ schüttelte er scheinbar mißvergnügt den Kopf, trat aber dennoch ein. Das Herz pochte ihm, in die Wangen war ihm das Blut getreten, denn er hatte sich entschlossen, ihr zu sagen, daß sie sich trennen müßten. Als er sich noch einmal die Worte der Frau Charrier ins Gedächtnis gerufen, er solle doch nächstes Jahr lebende Bilder ins Werk setzen, für die der Hof sich interessiere, war ihm jäh der Zweifel gekommen, ob davon die Rede sein könnte, wenn er die Scheidung Maria da Cazas betrieb, ob gerade in der Zeit Feste für ihn vorhanden sein dürften? Und mit einem Male enthüllten sich ihm alle die kleinen und großen Unannehmlichkeiten, die er durchzumachen haben würde, und daß es für ihn ein Ende hätte oder möglicherweise haben könnte mit allem, was ihm sonst im Leben lieb und teuer war, mit seiner Zukunft als Diplomat, wenn er eine geschiedene Frau heiratete, deren Ehe durch seine Bewerbung, solange sie noch die Gattin eines anderen war, getrennt worden. Und nun überfiel ihn die Angst vor der Ehe, daß es dann aus wäre mit dem Dasein, das er führte, als loser Schmetterling von Blume zu Blume naschend zu schwärmen. Seine Freiheit wollte er behalten, sagte er sich, zu thun und zu lassen, was er wünschte, er benutzte sie ja doch nur für die eine, die er liebte, für Maria da Caza!

Aber als sie ihm entgegentrat in ihrer strahlenden Schönheit, glückselig lächelnd, daß er gekommen, und ihn in das weiße Boudoir zog, ganz hinten vom Eingang und von Bedientenauge und -ohr durch mehrere Räume getrennt, da fand er nicht mehr den Mut, zu sprechen.

„Ich habe es geahnt, daß du kommen würdest, Ernst!“ sagte sie und betrachtete ihn, der frisch und lustig aussah wie immer, nur ein wenig zurückhaltend, weil er nicht wußte, wie er es ihr sagen sollte. Sie fügte hinzu:

„Und ich bin meiner Ahnung wegen nicht ausgegangen. Aber ich glaubte schon, du kämest nicht!“

„Ich komme ja fast jeden Tag, Maria!“

„Du bist zwei Tage nicht hier gewesen.“

„Ich darf nicht so oft kommen!“

„Warum nicht?“

„Man würde sich darüber aufhalten!“

Maria da Caza zuckte verächtlich die Achseln. Sie dachte nicht mehr an das, was sie der kleinen Selbotten versprochen. Die ganze übrige Welt erschien ihr gleichgültig und versunken vor ihrer Liebe. Mochten die Leute doch denken und reden, was sie wollten.

„Was geht mich das an! Ich liebe dich nur, alles andere ist mir gleich.“

Sie streckte ihm die Hand entgegen, und er zog sie an seine Lippen. Er kämpfte mit sich, er durfte diese Worte jetzt nicht annehmen und nicht erwidern, denn er mußte ihr ja sagen, daß sie auseinander wollten. Doch wieder fühlte er es, jetzt wäre es ihm unmöglich gewesen, zu sprechen. Einer Frau etwas Hartes zu sagen, hätte er nie über das Herz gebracht und gar nun, wo er sie vor sich sah, die er doch liebte, soweit seine Seele konnte, die erste Frau, die er wirklich liebte . . . Es war ihm ein Gefühl, als müsse er zu Grunde gehen, wenn er sich von ihr trennte, als könnte er das nie überleben. Eine unendliche Traurigkeit, ein wie körperlicher Schmerz beschlich ihn, und im Gedanken daran, daß es zu Ende sein sollte, fragte er:

„Liebst du mich denn, Maria?“

Maria da Caza blieb in ihrer Haltung, vielleicht entfernte sie sich sogar noch eine Spur von ihm, indem sie sich zurück-

legte. Sie sah ihn mit großen, langen Blicken an, mit weichem Ausdruck, mit ihren dunklen, tiefen, nun wie mit einem Schleier umflorten Augen. Es lag keine Sinnlichkeit in ihrem Anschauen, sondern ein tiefes Gefühl, das aus ihrer Seele sprach, das ihre Stimme schauern und zittern machte in leisen Schwingungen:

„Ob ich dich liebe, Ernst? Weißt du das nicht? Ich muß dich doch lieben! Ich kann doch gar nicht anders! Und wenn ich dir sage, mir ist alles gleich sonst, so . . . so kann ich eben auch nicht anders. Wenn du sagen würdest, ich sollte sterben, so thäte ich das für dich, denn für dich kann ich thun, was du nur willst."

Staffingk trafen ihre Worte einzeln und rüttelten an seinem Herzen und bezwangen ihn, daß seine Gedanken und Entschlüsse, die er gefaßt, als er gekommen, sich mehr und mehr verwischten, ihm aus dem Gedächtnis schwanden und schließlich sich in das Gegenteil zu verkehren begannen. Wie er sie so vor sich sah in ihrer Schönheit, an der alles so war, wie er kaum meinte, je eine Frau gesehen zu haben, wie er ihre Stimme hörte und ihre Worte vernahm und die Möglichkeit erwog, sich von ihr trennen zu sollen und sie nie wiederzusehen, da kam ihm plötzlich der Gedanke wie ein grenzenloses Unrecht vor, als eine Feigheit, die er hatte begehen wollen. Der Kavalier, der Gentleman, das Ritterliche an ihm siegte, und er sagte mit kurzem Entschluß:

„Maria, wenn du alles thun willst, was ich will, so bitte ich dich um eins!"

„Was soll ich thun?"

„Mache dich frei von deinem Mann..."

Sie zögerte, ehe sie antworten konnte. Sie war von ihrem Gefühl so überwältigt, daß ihr die Stimme versagte. Sie nickte langsam. Und Staffingk erhob sich sehr glücklich und kauerte sich an ihrer Seite hin, halb auf die Lehne ihres Stuhles gestützt, nahm ihre Hand in seine beiden Hände und blickte sie an mit liebem, treuem Ausdruck, wie er ihn in seinen besten Augenblicken hatte. Es war ihm ganz feierlich zu Sinn. Ein leises Gefühl von Stolz, daß er sich überwunden, mischte sich hinein, aber auch glühende Leidenschaft und tiefes, heißes Glück. Und er legte seinen Kopf auf ihren Schoß und küßte ihre Hände.

Maria da Caza aber senkte die Lippen zu seinem Scheitel herab und strich ihm mit der Linken das gelockte, blonde Haar. Dann richtete sie sich auf und blickte ihn noch einmal an:

„Ich danke dir, Ernst, ich danke dir tausendmal!"

„Hast du es denn gewollt?" fragte er.

„Deine Frau werden?"

„Ja."

„Solange ich dich kenne."

Ihre Lippen fanden sich in einem langen Kuß.

Maria da Caza war noch niemals, seit sie denken konnte, so glücklich gewesen!

XIII.

Gräfin Selbotten sagte, als ihr Maria da Caza mitteilte, daß Staffingk sie gebeten, sich von ihrem Gatten zu trennen, um seine Frau zu werden, nichts davon, daß ihr Mann den jungen Diplomaten auf seine Pflicht aufmerksam gemacht. Sie wollte ihr Glück nicht stören. Und sie übernahm es auch, für die Freundin mit einem Rechtsanwalt zu sprechen, um sich über die Schritte zu unterrichten, die zur Einleitung einer Scheidung erforderlich wurden.

Maria da Caza wollte von ihrem Manne einfach ihre Freiheit verlangen, aber da sie seit Jahren nur äußerlich miteinander lebten, so erschien es wahrscheinlich, daß Herr da Caza nicht darauf eingehen würde. Er verlangte von seiner Frau nichts anderes mehr, als daß sie gut repräsentierte, ein Haus machte, die Gäste empfing, sich überall zeigte, wo man in Berlin dabei sein mußte, bei Rennen, Eröffnungen, Korso, Wohlthätigkeitsfesten, Bazaren, Ausstellungen und Gesellschaften. Sie sollte in der Loge im Cirkus, im Theater, im Konzert die Schönste sein, und immer und überall sollte es heißen: wer war da? — Maria da Caza! Und das konnte sie thun und hatte sie gethan, fast ohne sich um ihren Mann zu kümmern.

Wenn sie nun geschieden worden wären, so hätte das alles ein Ende gefunden, sein Verkehr, der sich immer mehr verbesserte, wäre zum Stillstand gekommen, ja hätte vielleicht einen Rückschlag gehabt, indem die Damen dann fehlten und die große Geselligkeit aufgehört hätte, die das Cazasche

Haus pflegen konnte, allein dank Maria da Caza.

Die größte Angst aber hatte Herr da Caza immer vor einem öffentlichen Skandal, weswegen er auch für seinen Stall beim Rennen grundsätzlich nie Protest einlegte. Bei ihm sollte immer alles reinlich und ordentlich zugehen. Er würde also wahrscheinlich zu einer gutwilligen Trennung nicht zu bewegen gewesen sein und immer geglaubt haben, mit der Zeit würde schon Vergessen eintreten, und alles wieder ins rechte Geleise geraten.

Er selbst ließ sich aber nichts zu schulden kommen und hätte vor dem Richter nur bekundet, daß von unüberwindlicher Abneigung nicht die Rede sei.

Das machte Graf Selbotten Maria da Caza noch einmal klar, als sie darauf bestand, eine Aussprache mit Herrn da Caza herbeizuführen.

„Was bleibt mir denn aber übrig?“ fragte sie erregt, und Graf Selbotten, der seine Frau zum Rechtsanwalt begleitet hatte, antwortete:

„Das, was das Gesetz ‚böswillige Verlassung‘ nennt, meint unser Rechtsbeistand Justizrat Zenker.“

Maria da Caza verstand nicht, was das bedeuten sollte, und er setzte es ihr auseinander. Sie sollte ohne Wissen und Willen ihres Gatten die gemeinsame Wohnung — die Villa — verlassen. Falls er ihr dann schreiben würde und sie auffordern, in sein Haus zurückzukehren, so würde sie sich dessen weigern und damit zwar die Schuld auf sich nehmen, aber ihre Ehe geschieden sehen.

Als Graf Selbotten geendet, schwiegen sie und überließen sich alle ihren Gedanken.

Maria da Caza dachte an ihre Zukunft: so plötzlich hatte sich alles gewendet. Gestern noch wußte sie nicht, wie es werden sollte, gestern noch ahnte sie nicht, was Staffingk ihr sagen würde, und heute war alles schon entschieden. Nur eins wußte sie noch nicht, wohin sie gehen sollte, denn fort mußte sie aus Berlin. Sie überlegte sich, aber sie fand nichts. Ihre Eltern lebten nicht mehr, und Verwandte ihrerseits besaß sie nicht. Zu ein paar wenigen Verwandten von Cazascher Seite, die in Österreich lebten, konnte sie natürlich nicht gehen. So dachte sie daran, zu reisen. Aber wohin? Und vor allem, mit wem? Doch sie entschlug sich diesen Gedanken: das würde sich schon alles noch finden, wenn es sich auch bald entscheiden mußte, denn sie wollte Berlin verlassen so bald als möglich.

„Ich packe morgen, was ich brauche, das andere lasse ich mir nachschicken und dann fort!“ sagte sie mit strahlenden Augen zur kleinen Gräfin, die erschrocken fragte:

„Morgen, Maria? Morgen willst du fort?“

„So schnell als möglich! Nur daß ich dich verlassen soll, thut mir weh.“

Und sie nahm die Hand der Freundin. Aber Graf Selbotten runzelte die Stirn und schüttelte den Kopf:

„Gnädige Frau, vielleicht mischen wir uns in Dinge, die uns nichts angehen, aber das sollten Sie nicht thun!“

„Was?“

„Sie sollten nicht gleich fort. Sie müssen ruhig warten, bis sich irgend eine günstige Gelegenheit bietet, so daß es unauffällig geschehen kann. Herr von Lindstedt braucht nicht sofort die Geschichte zu merken, um sie überall herumzutragen.“

Doch Maria da Caza sah es nicht ein. Sie hatte nur den einen Gedanken: fort, so schnell als möglich fort. Die kleine Gräfin aber meinte besorgt:

„Maria, du mußt alles thun, damit man nichts Böses denken und reden kann. Je ruhiger und stiller du alles machst, so daß es gar nicht auffällig ist, desto besser ist es für eure Zukunft. Daran mußt du nun vor allen Dingen denken. Du verdirbst dir deine Stellung für später.“

Maria da Caza hörte ruhig zu und sann noch darüber. Die Freundin hatte recht. Sie wollte irgend eine günstige Gelegenheit abwarten, die sich böte. Und sie versprach der kleinen Gräfin, keinen voreiligen Schritt zu unternehmen. Als sie von Selbottens schied, sagte er noch im Flur, bis wohin das Ehepaar ihr das Geleite gegeben:

„Gnädige Frau, und nun zum Schluß noch etwas: zählen Sie immer auf uns beide. Den Leuten pflegt die Dankbarkeit eine Last zu sein, aber denken Sie, bitte, immer dran, wir sind nicht so. Und meine Frau wird Ihnen nie vergessen, wie Sie sich, die sie tausend andere Menschen hatten, amüsantere und — reichere, denn die Sepia-

Kruzifix. Von Ludwig Gamp.

Lappen, auch schon die einfachen blauen, spielen tüchtig ihre Rolle in der Welt, und gleich und gleich gesellt sich gern ... Also ich meine, wie Sie sich ihrer angenommen haben, und ich vergesse Ihnen nie, daß Sie die Freundin meiner Frau sind. Also wenn Sie etwas wollen, irgend was, Hilfe, Rat ..., wir sind immer da. Wir wohnen Viktoriastraße. Die Nummer wissen Sie. Und nun vorderhand Ruhe und Aushalten. Ihr Glück ist Ihnen ja gewiß, es fragt sich nur, wann es kommt. Und es soll nie getrübt werden, darum müssen Sie eben vorsichtig sein ..."

Er küßte ihr innig die Hand, länger, als man es zu thun pflegt, und die beiden Freundinnen umarmten sich.

Selbottens blickten ihr vom Fenster aus nach, wie sie der Tiergartenstraße zuschritt. Sie dachten nach über Maria da Cazas Zukunft, beide waren ganz ernst geworden, wie sie sonst nie waren, und die kleine Frau fragte mit einem Male:

„Glaubst du wirklich, daß die beiden glücklich werden?"

„Das wollte ich dich eben fragen. Es ging mir gerade im Kopf herum!"

Sie hing sich an seinen Arm:

„Ich habe Maria so lieb. Was hat sie eigentlich bis jetzt für ein Leben gehabt? Sie muß nun endlich doch einmal glücklich werden! Und Stassingk ist doch ein guter Kerl, sagst du immer?"

„Ist er auch! Ist er! Sieh mal, mein Zureden hat doch auch bei ihm wirklich geholfen. Das hat mich sehr gefreut."

„Hast du's denn nicht geglaubt?"

„Nein."

„Du meintest, er würde nicht auf dich hören?"

Graf Selbotten überlegte einen Augenblick, bis er die Antwort fand:

„O ja! Daß er auf mich hören würde, dachte ich schon, denn er ist wirklich besser als sein Ruf. Du hast's ja oft genug mit angesehen und angehört, so was von Courmachen habe ich in meinem Leben noch nicht erlebt. Aber es ist gar keine böse Absicht dahinter, sondern ist ihm einfach so in Fleisch und Blut übergegangen, derartig zur zweiten Natur geworden, daß er nicht anders kann. So'n bißchen rumschwärmen muß er immer, nur so, wie mit Maria, hab ich's noch nie gesehen. Und doch dachte ich, nachdem ich ihm die Hölle heiß gemacht hatte: jetzt ist's aus, jetzt läßt er's bleiben und schnappt ab. Da er's nun nicht gethan hat, muß es wohl tiefer gegangen sein, und das scheint mir was so Außergewöhnliches, daß ich denke, es wird gut gehen!"

XIV.

Stassingk war es ganz eigen zu Sinn, daß er nun wirklich den entscheidenden Schritt gethan hatte, aber er bereute ihn nicht. Maria da Caza war doch die schönste Frau, die es gab. Es kam ihr keine gleich. Nur wollte er nicht sofort die Folgerungen seines Handelns ziehen, denn wenn sie ihren Mann verließ, was er auch als einziges Mittel erkannte, so durfte er sie nicht sehen die ganze Zeit, bis sie frei war, und auch dann nicht, bis sie sich heiraten konnten. Und das brachte er nicht übers Herz. Das Leichte, Tändelnde in seiner Natur sträubte sich immer dagegen, eine Entscheidung zu treffen. Er fürchtete nur eines, sie möchte verlangen, das Nötige sollte sofort geihan werden. Als sie ihm nun selbst erzählte, was sie mit Selbottens besprochen, die ihr geraten hätten, irgend eine günstige Gelegenheit abzuwarten, griff er sofort zu und fand das sehr richtig.

Und nun begann dasselbe Leben von neuem, wie in den letzten Wochen, nur mit etwas mehr Vorsicht. Stassingk ritt mit Maria da Caza, und sie nahmen jetzt, um den Schein zu meiden, Rittmeister Hendrich mit oder Leutnant von Remer und Graf Selbotten, soweit diese keinen Dienst hatten. Dann kam er zum Diner in die Villa, aber auf Betreiben der kleinen Gräfin waren immer Damen anwesend, so daß Stassingk nie mit ihr allein blieb.

Maria da Caza hatte Geduld. Sie empfand dieses Dasein nicht schmerzlich, denn sie sah ihn jeden Tag. Herr da Caza forderte selbst dazu auf, weil er es ein wenig als Verlegenheit empfand, in dieser Zeit fast gar nicht zu Hause zu sein. Die Eröffnung der Rennsaison stand vor der Thür und damit eine Fülle von Arbeit und Beschäftigung für ihn. Er hatte seinen Hindernisstall durch verschiedene Ankäufe noch vermehrt und plante die weitere Erwerbung einiger französischer Steepler. Jeden

Tag fuhr er zur Morgenarbeit der Pferde nach Karlshorst hinaus, und auch nachmittags hatte er öfters dort zu thun. Dann kam er vor abends nicht nach Hause, und wenn er erschien, ging er sofort in sein Zimmer, um Neuerungen für die nächste Zeit auszubrüten oder mit ein paar Stunden Schlummer auf dem Diwan die versäumte Nachtruhe nachzuholen, die durch die Gesellschaft oder Vergnügungen abends und durch zeitiges Fortfahren morgens arg beschnitten ward.

Staffingk aber wäre es jetzt am liebsten gewesen, die Entscheidung hätte sich ganz verzögert. Er bangte vor der langen Zeit der Trennung, die ihnen bevorstand, und dann begann er sich wieder leise und unbestimmt, aber immer mehr vor der Fessel zu grauen, die ihm anferlegt werden würde.

Einmal, als er eben zur Villa da Caza gehen wollte, ward er in der Bellevuestraße von einem Viererzuge überholt. Er sah sich flüchtig die Pferde an in Gedanken, ohne auf den Lenker des Gespannes zu achten. Da rief ihn eine Stimme, während das Gefährt den Gang verlangsamte und endlich hielt:

„Graf Staffingk! Kommen Sie mit?"

Es war der Herzog von Ortenburg. Staffingk trat an den Wagen heran:

„Verzeihung, Durchlaucht, ich war zerstreut!"

Die Herzogin, die neben Prinzessin Löwengaard saß, sprach lächelnd:

„Allerdings! Sie schienen uns gar nicht zu sehen. Begleiten Sie uns ein bißchen. Sie haben doch gewiß nichts zu versäumen!"

Einen Augenblick zögerte der junge Diplomat, aber als der Herzog eine scherzhafte Bemerkung machte über die Arbeitsüberhäufung, die seit Wochen ihn von ihrem Hause ferngehalten, und Ritter Boljèn von Boljena, der bei den Damen saß, erklärte, die europäische Lage sei ohne jedes Bedenken, wie er aus seiner Kanzlei wisse, und das Auswärtige Amt bedürfe gewiß in diesem Augenblick nicht seiner Dienste, da stieg er ein. Die Damen hatten so bittende Gesichter gemacht, daß er gefürchtet hätte, sie zu erzürnen, wenn er nicht mitgekommen wäre.

Er hatte ganz vergessen, daß ihn Maria da Caza erwartete. Der beginnende Frühling fächelte so mild, die Luft war so würzig und duftig, daß er sich freute, draußen zu sein, das Wetter war wie geschaffen, um in den Tiergarten zu fahren, der sich eben mit den ersten Knospen zu schmücken begann. Und dann reizte es ihn, mit der Prinzessin zu sprechen. Das arme Ding war doch zu verliebt. Es machte ihm immer Spaß, wie sie rot wurde und die Augen niederschlug, um ihn doch wieder, wenn es ging, verstohlen von der Seite zu betrachten.

Wie sie in die Tiergartenstraße einbogen und sich der Villa da Caza näherten, fiel ihm erst ein, daß Maria ihn ja erwarte. Und nun schlug ihm plötzlich das Gewissen. Aber er beruhigte sich wieder, denn er that ja nichts Böses. Er liebte doch die Prinzessin nicht. Nichts empfand er für sie. Maria konnte nicht eifersüchtig auf das gute dickliche Mädchen sein, die ihm wirklich gänzlich gleichgültig war, ihm nur Spaß bereitete mit ihrer unverhüllten, schwärmerischen, fast kindlichen Neigung.

Aber als sie nun ganz nahe waren, beschlich ihn doch ein unangenehmes Gefühl, und er unterhielt sich so eifrig als möglich mit den Damen. Er warf einen flüchtigen Blick zum Hause hinauf und erblickte Maria da Caza auf dem Balkon. Sie war aus dem Zimmer getreten, um nach ihm zu spähen. Noch einmal sah er hinüber, während sie sich immer schneller näherten. Er fürchtete, sie möchte seiner gewahr werden, doch es schien noch glücklich vorüberzugehen, denn sie verschwand in der Thür.

Staffingk war errötet. Er verdammte die unglückselige Eigenschaft, bei jeder Gelegenheit das Blut unter die Haut zu bekommen. Ein Zufall half ihm darüber hinweg: der Herzogin entglitt ihr Schirm und rutschte auf den Boden des Wagens. Staffingk bückte sich sofort, ihn aufzuheben, und konnte nun die Anstrengung des Herunterbiegens vorschützen.

Maria da Caza hatte ihn gesehen.

Als sie auf den Balkon trat, um zu spähen, ob er noch nicht käme, entdeckte sie ihn sofort im Wagen des Herzogs. Sie verstand zuerst gar nicht, was das sollte, was da vor sich ging. Im ersten Augenblick dachte sie daran, Ortenburgs kämen etwa zu ihr, um ihr einen Besuch zu machen oder die Prinzessin Löwengaard zu bringen, die trotz ihres Versprechens, sich von ihrer Mutter zu Maria da Caza begleiten zu

lassen, noch nicht erschienen war. Aber das wies sie sofort wieder von sich. Der Herzog und die Herzogin von Ortenburg hatten keine Veranlassung, sie aufzusuchen, denn wenn sie es wollten, hätten Cazas dem herzoglichen Paar ihre Aufwartung machen müssen. Da bemerkte sie noch den österreichischen Attaché im Wagen und fühlte aus Stassingks Wesen, Sitz, Haltung, seine Verlegenheit heraus, und daß er so thun wollte, als hätte er sie nicht gesehen.

Sofort eilte sie in das Zimmer zurück. Er verleugnete sie? Immer noch begriff sie nicht, wie das möglich sein konnte, und was es bedeutete. Aber ein bitteres, hartes Gefühl blieb in ihr, und es wollte ihr nicht aus dem Sinn, daß er gerade mit Ortenburgs gefahren.

Sie sah dem davonrollenden Viererzuge nach. Es schien ihr, als spräche Stassingk hauptsächlich mit der Prinzessin. Da krampfte ihr Herz zusammen, und sie riß am Store, den sie, um hinauszuschauen, zur Seite gebogen, daß die Maschen des Gewebes krachten. Dann lief sie unruhig auf und ab, und all ihre Zuversicht, ihre sonnige Stimmung waren hin. Wann würde er nun kommen? Er hatte es doch versprochen oder wenigstens in sichere Aussicht gestellt, und nun hatte er keine Zeit für sie, die ihn in heißer Liebe erwartete, seit Tagen zum erstenmal ohne Anwesenheit eines Dritten, die ihn vielleicht nicht mehr lange würde sehen können, da sie sich auf lange, lange Zeit trennen mußten.

Und sie wartete, wartete stundenlang. Er kam nicht.

Auch zum Diner fehlte er.

„Wo ist denn Stassingk?" fragte erstaunt Herr da Caza. Sie mußte alle Kraft aufbieten, um ruhig zu antworten:

„Er kann wahrscheinlich nicht!"

Und während des Diners quälte sie unausgesetzt die Frage, wo er sein könnte. Sie dachte daran, zu ihm zu schicken, ob er krank wäre, oder ihm zu schreiben, doch sie verwarf diesen Gedanken wieder.

Endlich am anderen Morgen erschien er zu Pferde, um mit ihr auszureiten. Herr da Caza, der ausnahmsweise nicht nach Karlshorst gefahren war, schloß sich an mit Mr. Easby. Sie hatten Rennangelegenheiten miteinander zu besprechen und blieben ein Stück hinter dem Paare zurück. Wie immer in der Öffentlichkeit nannten sie sich Sie.

Maria da Caza fragte nur:

„Warum sind Sie nicht gekommen gestern?"

„Ich hatte es nicht bestimmt zugesagt!" entgegnete Stassingk. Sie wiederholte ihre Frage:

„Warum sind Sie nicht gekommen?"

„Ich konnte unmöglich."

„Warum nicht?"

Ihr Ton ärgerte ihn. Er war sich nichts Böses bewußt, denn er hatte sich von Ortenburgs mehr überreden lassen aus Gedankenlosigkeit und Bummelei, und weil er glaubte, wie nun einmal seine Anlage war, den Bitten der Damen nicht widerstehen zu können und zu dürfen. Da entgegnete er ein wenig brummig, so daß man ihn, dem das sonst nie geschah, kaum wiedererkannte:

„Weil ich eben nicht konnte!"

Die Antwort schmerzte Maria da Caza. Sie blickte ihn ganz traurig an:

„Hast du kein Vertrauen mehr zu mir?"

Diesen Blick konnte er nicht ertragen. Er nahm ihn wieder ganz gefangen. Sein Trotz zerrann, er sah nur noch ihre Schönheit, doppelt bezwingend durch die Trauer in ihrem Ausdruck, und sein Gesicht ward wieder weich, seine blauen Augen lachten und leuchteten und er sagte glühend:

„Maria, ich liebe dich ja! Ist das nicht genug?"

Da hatte sie alles wieder vergessen. Und sie bewunderte wieder seine geschmeidige Gestalt zu Pferde, seine Augen, seine Stimme. Er erzählte ihr von seinen Reisen und Erlebnissen in fremden Ländern, in fremden Städten, an fremden Höfen.

Abends zum Diner hatte Herr da Caza Selbottens, Lindstedts, Charriers, Horns und ein paar Herren eingeladen, und das Hauptgespräch bildete die Eröffnung der Hindernissaison in Karlshorst, die am folgenden Tage stattfinden sollte. Dabei war in fast jeder Nummer des Programms der Cazasche Stall mit mehreren Nennungen vertreten.

Rittmeister Hendrich stand nach Tisch mit Maria da Caza in einer Ecke des Salons und erzählte ihr vom Rennen, nach dem sie ihn gefragt, obwohl es ihr gänzlich gleichgültig war, um nur nicht

Beethoven und die Blinde. R

ch dem Gemälde von Fr. Armin.

wieder die ganze Zeit mit Staſſingk zu ſprechen:

„Ihr Herr Gemahl wird wohl wieder, wie er die vorige Saiſon mit lauter Siegen ſchloß, die diesjährige mit lauter Siegen eröffnen!“

„Glauben Sie?“ entgegnete ſie zerſtreut.

„Ganz gewiß, denn ſeine Pferde ſind viel beſſer in Kondition als die anderen, wenigſtens die meiſten . . .“

„So, wirklich?“

„Sicher!“

Und da Herr da Caza gerade mit den Cigarren vorüberging, rief er ihn an:

„Wollen wir auf fünf erſte Plätze wetten für morgen, Caza? Nun?“

Der Herr des Hauſes blieb ſtehen:

„Fünf? Glaube ich kaum.“

Rittmeiſter Hendrich, der ſchon ein paar Wetten auf den Cazaſchen Stall abgeſchloſſen hatte, erwiderte ſeiner Sache ſicher:

„Na, drei beſtimmt. Wenn's nicht drei ſind, lade ich Sie ein, nach dem Rennen bei Hiller zu einem Diner erſter Klaſſe.“

Herr da Caza zuckte die Achſeln:

„Das thut mir leid, aber da bin ich nicht mehr da. Ich fahre nach dem zweiten Rennen ſchon fort. Aber im übrigen für ein andermal gern. Aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben.“

Und er wandte ſich erklärend zu ſeiner Frau:

„Ich habe dir noch nichts davon geſagt. Ich will morgen nachmittag nach Paris fahren. Es hat ſich erſt heute entſchieden. Einer der größten Rennſtallbeſitzer von Frankreich, Monſieur Guérignard, iſt geſtorben, und die Erben löſen ſofort den Stall auf. Da will ich verſuchen, vor der Verſteigerung freihändig etwas zu erwerben. Easby geht mit. Wir haben's heute beim Reiten ausgemacht. Wir bleiben je nachdem acht bis zehn Tage fort . . .“

Er blickte Maria da Caza fragend an, als erwarte er ihre Zuſtimmung, und ſie ſagte einſilbig nur:

„So . . . gut.“

Aber ſie mußte ſich beherrſchen, um ihre Erregung nicht zu zeigen: hier war die Gelegenheit, es ſtand bei ihr ſofort feſt, daß ſie dieſe Abweſenheit ihres Mannes benutzen mußte, um das Haus auf immer zu verlaſſen. Sobald es irgendwie möglich war, wollte ſie es Staſſingk und Selbottens mitteilen. Sie ſuchte den Geliebten im Salon, aber ſie konnte ihn nicht ſofort entdecken, ſo daß ſie erſt noch eine Weile zerſtreut Rittmeiſter Hendrichs Unterhaltung mit anhören mußte, ehe ſie ſich losmachen konnte.

Staſſingk ſaß im kleinen Salon mit den übrigen Damen. Er lachte und ſcherzte. Maria da Cazas Eintritt bemerkte er nicht, ſondern fuhr fort mit Fräulein Charrier I zu ſprechen, deren Hand er in der ſeinen hielt, um ihr aus den Linien zu weisſagen:

„Dieſer kurze Strich, gnädiges Fräulein, iſt die Herzenslinie. Sie haben leider nicht viel Herz.“

Sie widerſprach, doch er lächelte verſchmitzt und fuhr fort:

„Übrigens findet man bei den Damen die Herzenslinie ſelten ſehr ausgebildet. Die meiſten Damen haben eben nicht viel Herz — leider . . .“

Ein Sturm der Entrüſtung überfiel ihn von allen Seiten, und lauter Hände ſtreckten ſich ihm entgegen, die beweiſen wollten, daß ſie eine lange Herzenslinie beſäßen. Frau Horn rief überlaut:

„Meine geht über die ganze Hand!“

„Und meine läuft von oben bis unten!“ behauptete Fräulein Charrier II. Sie ſtand Staſſingk zunächſt, und er prüfte ihre „Herzenslinie“ zuerſt, runzelte die Stirn, that ſehr weiſe und traurig und ſagte ganz unſchuldig:

„Aber ſie iſt fortwährend unterbrochen und fängt dann von neuem an. Soll ich Ihnen ſagen, was das bedeutet?“

„Nein! Nein! Sie dürfen nichts ſagen! Ich will's gar nicht wiſſen!“ jammerte ganz verzweifelt das junge Mädchen unter allgemeinem Gelächter.

Die Aufmerkſamkeit der Damen hatte ſich ſo gänzlich Staſſingk zugewendet, daß niemand bemerkte, wie Maria da Caza eingetreten war. Ihr that die laute Fröhlichkeit weh. Sie war ernſt geſtimmt und ganz mit ihrer Zukunft beſchäftigt. Unwillkürlich meinte ſie, Staſſingk müſſe es ebenſo gehen, ohne daran zu denken, daß er nichts ahnte von der baldigen Entſcheidung ihres Schickſals. Nun fühlte ſie ſich verſtimmt, daß er lachte und die Damen mit allerlei kindiſchen Scherzen unterhielt. Sie verließ den Salon und eilte durch das Rennzimmer und die Bibliothek in ihr

kleines, weißes Boudoir, wo sich niemand befand. Dort blieb sie mit klopfendem Herzen stehen und rang nach Atem. Ihre Brust hob sich stürmisch, und sie fühlte es erst jetzt, wie die kurze Scene ihr das Blut in Wallung gebracht.

Ihre Schläfen hämmerten. Sie blickte in einen Spiegel und sah, daß sie röter war als sonst. Vergeblich zwang sie sich, ruhig zu sein, sie konnte es nicht überwinden, daß er jetzt nicht hier allein im Zimmer mit ihr stand, um die Entscheidnng ihres Schicksales zu besprechen.

Es schien ihr zum Ersticken heiß zu sein, und sie riß das Fenster auf. Sie dachte nicht daran, daß man sie vermissen könnte. Alles war ihr vollständig gleichgültig. Sie dachte nur an Stassingk, an Stassingk, immer wieder an Stassingk. Und sie wurde gerechter: es war wohl nur ein Mißverständnis, er hatte nicht gewußt, daß sie kam, er hatte sie nicht gesehen und gehört, denn wenn er sie gesehen hätte, wäre er aufgestanden und zu ihr gekommen. Es konnte ja gar nicht anders sein, denn er liebte sie ja.

Aber in diesem Augenblick hatte sie das Bewußtsein, als liebe sie ihn doch mehr, als er sie.

Sie verstand nicht, wie sie darauf kam, doch sie ward das Gefühl nicht los: sie liebte ihn heißer, als er sie. So wie sie liebte, meinte sie, konnte ein Mann vielleicht überhaupt nicht lieben. Das blieb doch immer der Unterschied zwischen Mann und Frau.

Und während sie noch ihren Gedanken nachhing, vernahm sie das Rascheln eines Kleides. Sie wandte sich nm. Es war Gräfin Selbotten, die sie gesucht hatte.

„Du hier?" fragte sie erstaunt, und als sie nicht gleich eine Antwort bekam:

„Was machst du denn hier?"

Maria da Caza wollte nichts über Stassingk sagen. Sie entgegnete:

„Unser Schicksal hat sich entschieden."

Und sie erzählte, wie ihr Mann acht bis zehn Tage verreisen werde und sie diese Gelegenheit benutzen wolle, um das Haus zu verlassen.

„Weiß er es schon?" fragte die kleine Gräfin.

„Nein."

„Du mußt es ihm aber doch gleich sagen! Soll ich ihn dir schicken?"

Ohne eine Antwort abzuwarten, war sie davon, und eine Minute darauf trat Stassingk ein. Er war ein wenig ärgerlich, weil ihn Gräfin Selbotten eben mitten aus seinem Wahrsagen gerissen, das den Damen so viel Vergnügen machte und seiner Eitelkeit schmeichelte.

„Was soll ich?" fragte er verstört. Sie bemerkte seinen Ton und erwiderte mit einem Anfluge leiser Trauer:

„Du sollst gar nichts!"

„Bist du nicht wohl, Maria?" sagte er da, etwas weicher, teilnehmender, denn er fand, daß sie blaß aussehe. Maria da Caza freute sich über den Klang in seiner Stimme und entgegnete, auch weicher und etwas freudiger:

„Du bist besorgt um mich?"

Er nahm ihre Hand, und seine blauen Augen hatten den seelenvollen, zärtlichen, warmen Ausdruck, den sie liebte. Sofort war seine leise Verstimmung gewichen, und er blickte sie feurig an:

„Verzeih, Maria, daß ich noch nicht zu dir nach Tisch gekommen war, aber es ist so schwer das richtige Maß innezuhalten, denn ich darf doch nicht zu viel mit dir sein! Wenn die anderen da sind, habe ich immer das Gefühl, daß jedes Wort, das wir miteinander wechseln, auf die Goldwage gelegt und von allen Seiten protokolliert wird. Es ist wirklich ein Unglück, wenn ich die gleichgültigsten Dinge rede, denken die Leute immer, ich machte den Hof."

„Du hast ihn eben zu viel gemacht!" sprach sie mit ganz leiser Wehmut. Er ward nicht böse, denn er war gewohnt, diesen Vorwurf, wenn er ihm entgegengehalten wurde, wie eine Schmeichelei zu empfinden, sondern fragte lächelnd:

„Bist du eifersüchtig, Maria?"

Maria da Caza zögerte doch ein wenig, bis sie antwortete:

„Nein, eifersüchtig nicht, denn du liebst mich doch nur!"

„Das ist schön, daß du das sagst!"

„Liebst du mich denn? Sage mir's doch noch einmal! Ich kann es immer hören!"

Sie sah blendend schön aus in ihrem weißen, ausgeschnittenen Dinerkleide, in

dem hellen Raum, in dem einzig ihr Körper, Hals, Arme und Nacken, das schöne Antlitz und das schwarze Haar sich in anderer Färbung abhoben, und er fühlte sich wieder überwältigt von ihrem Anblick und gestand ihr von neuem in glühenden Worten seine Liebe.

„Wirst du mich denn immer lieben, Ernst?"

„Immer!"

„Wirklich, immer? Bis wir sterben! Beide?"

„Bis wir sterben. Aber wir wollen nicht sterben. Wir wollen leben zusammen und glücklich sein! Ich will mit dir glücklich sein, Maria! Habe ich dich nicht deshalb auch gefragt, ob du meine Frau werden willst, wenn du frei bist?"

Nun war alles an Verstimmung und Zweifel, das in ihr geruht, weggelöscht mit diesem einen Worte, und sie sprach glücklich über alle Maßen, hastig die Nachricht verkündend, die sie ihrem Ziele näher brachte:

„Morgen thue ich den ersten Schritt dazu. Ich bin morgen vom Rennen ab allein, und da werde ich das Haus verlassen!"

„Morgen?" fragte Stassingk gedehnt. Die Nachricht kam ihm so unerwartet, aber in diesem Augenblick begehrte er nur eines, mit Maria da Caza dereinst vereinigt zu sein, und er sprach ehrlich, als er sagte, indem er sie glühend an sich preßte:

„Gut — also morgen, und dann gehörst du schon in Gedanken mir. Und die lange Prüfungszeit, die wir getrennt sein müssen, wird auch vorübergehen. Alles geht vorbei. Und dann wollen wir glücklich sein, Maria."

Maria da Caza lehnte sich mit zitterndem Herzen an ihn und stammelte nur vom Gefühl überwältigt:

„Ich bin so glücklich . . . so glücklich!"

XV.

Das Wetter ließ sich zum ersten Renntage des Jahres prachtvoll an. Es war dieses Mal niemand zum Frühstück eingeladen worden, denn Herr da Caza hatte seine Abreise so eingerichtet, daß er, nachdem er morgens nach Karlshorst gefahren, nicht wieder zur Villa zurückkehrte, sondern vom Rennplatze aus geradenwegs auf den Bahnhof fuhr.

Als Maria da Caza zum ersten Frühstück erschien, meldete ihr der Haushofmeister, „der gnädige Herr ließe ihr sagen, er habe nicht Abschied genommen, um sie nicht wecken zu müssen, da er zeitig fort sei; er hoffe ihr auf dem Rennen noch Lebewohl sagen zu können." Sie trank ihren Thee allein in dem großen Eßsaal und dachte immer nur an die Zukunft. Mit stiller Wemut ließ sie die Blicke umherschweifen, über die Einrichtung, von der sie jedes Stück einzeln seiner Zeit bestimmt und ausgesucht. Dann ging sie hinüber und schritt durch das Zimmer. Im Salon blickte sie sich um, wo die Bühne aufgebaut gewesen, auf der sie mit Stassingk gestanden, daneben im kleinen Salon setzte sie sich einen Augenblick an den Wasserfall und ließ ihn spielen.

Sie lauschte dem leisen Plätschern mit verzückten Sinnen, als ob er neben ihr gesessen, dessen Unterhaltung das rauschende Wasser immer jedem fremden Ohre verhüllt. Und ihr war zu Sinn, als wäre das alles, was sie hier in diesen Räumen erlebt, die Jahre, die sie hier zugebracht, nur ein kurzer, wirrer, irrer Traum gewesen.

Dann ging sie in ihr weißes Boudoir und blickte sich noch einmal lange um. Sie setzte sich in eine Ecke und überließ sich ihren Gedanken.

Maria da Caza dachte an den Tag, an dem sie als junge Frau nach Berlin gekommen, ganz fremd, ohne eine Seele zu kennen, und wie sie Ersatz gefunden für die Menschen, die ihr fehlten, in ihrem Mann. Sie sah ihre Anfänge wieder vor sich, wie sie gestrebt, Bekanntschaften zu machen. Wie sie sich die Villa gekauft, und dann aus Umbauen gegangen waren. Wie die ersten Herren: Rittmeister Hendrich und ein paar andere Rennleute ein paarmal zum Frühstück gekommen waren und dann regelmäßig zu erscheinen begannen. Wie endlich einzelne Damen sich dazugefunden, und der Bekanntenkreis sich gemehrt hatte.

Und wie sie mit den wachsenden Verbindungen, durch gesellschaftliche Verpflichtungen und durch die jährlich steigenden Anforderungen des sich vergrößernden Rennstalles, ihren Mann verloren.

Immer fremder waren sie einander ge-

worden, immer weiter hatten sie sich voneinander entfernt. Bis sie eines Tages bemerkt, was er allein von ihr wollte, daß sie sein Haus schmücken sollte. Und da war es plötzlich aus. Mit einem Schlage war er ihr gleichgültig geworden wie ein Fremder.

Sie verstand nicht, wie das gekommen. Ein Verdacht stieg in ihr auf, er möchte mit fremden Frauen verkehren. Aber sie gewann die Sicherheit, daß sie sich irrte. Er war eben kalt und gleichgültig, egoistisch und nur um seinen Ehrgeiz, sein Emporkommen besorgt.

Wenn sie jetzt ging, so wußte sie, daß sie ihn schwer traf, denn es störte all seine Pläne, die er mit Hilfe der schönen Frau aufbauen wollte. Sie wußte, daß er darauf sann, die Ortenburgs in sein Haus zu bringen, daß er davon träumte, immer höhere Kreise in seinen Verkehr zu ziehen. Und sie wußte, daß ihm nichts schlimmer sein konnte als ein Skandal in seinem Hause, eine Trennung von seiner Frau, deretwegen die Leute doch nur kamen, während er selbst als korrekter Hausherr sich damit begnügte, nichts zu verderben.

Aber Maria da Caza fühlte kein Mitleid, sie hatte nicht das Bewußtsein, etwas Unrechtes zu thun, wenn sie ihn verließ, der sie nicht liebte, und sich ohne zu zucken an dem Tage von ihr getrennt hätte, an dem sie ihm etwa hinderlich geworden wäre.

Sie stand auf und ging an den Schreibtisch. Das Abschiedswort wollte sie ihm schreiben. Ein paar Bogen Papier nahm sie vor und bedeckte sie, ohne zu zögern, in wenigen Minuten mit ihrer großen, englischen Handschrift, die sie sich erst als Frau angewöhnt, weil Herr da Caza ihre mädchenhaft kalligraphischen Schriftzüge „nicht chic“ gefunden.

Ohne eine Anrede begann sie:

„Du wirst Dich wundern, einen Brief von mir zu bekommen, aber ich muß Dir mitteilen, daß, wenn Du diese Zeilen erhalten haben wirst, ich Berlin und damit Dein Haus verlassen habe. Versuche nicht mich zurückzurufen, es würde umsonst sein, denn ich werde nie wieder zu Dir zurückkehren. In den letzten Jahren hast Du Dich so wenig um mich gekümmert, daß ich annehmen muß, meine Trennung von Dir werde Dir gleichgültig sein. Aber da ich noch Deinen Namen trage, muß ich Dir erklären, wie ich dazu komme, diesen Schritt zu thun. Ich bin außer stande, weiter an Deiner Seite zu leben, dieses Scheinleben einer Ehe fortzuführen. Seit Jahren sind wir einander entfremdet, aber ich bemerkte es zuerst kaum, und endlich, als ich es bemerkte, war mein Herz so leer und gleichgültig geworden, daß ich Genüge fand an den Dingen, die unser Leben mir bot. Ich begnügte mich, gefeiert zu werden, in der Gesellschaft eine Rolle zu spielen, bei den Premieren und Rennen, bei Bällen und Festen, in den Bädern, die wir besuchten, zu glänzen. Ich täuschte mir selber vor, daß dieses Dasein ein Leben ausfüllen könnte. Heute weiß ich es besser, und eine große Umwandlung, die mit mir vorgegangen, hat mich zur Erkenntnis geführt, daß es nur ein Mittel für mich gibt, um mein Glück wieder zu gewinnen: es ist Trennung von Dir. Diese Umwandlung, von der ich spreche, will ich Dir nicht verbergen, sondern sie offen und ehrlich bekennen: es ist die Liebe zu einem anderen Manne, die mir verbietet, länger Deine Frau zu bleiben.

Ich habe nur noch eine Bitte an Dich, nicht nachzuforschen, wo ich mich befinde. Es würde vergeblich sein. Wenn Du mir etwas zu sagen hast, so thue dies, bitte, unter der Adresse meines Rechtsbeistandes Justizrat Zenker, Lützowplatz 109.

Für die Zeit des Glücks in unserer Ehe sage ich Dir Dank, und wenn ich Dir etwas gewesen bin, so vergilt es mir dadurch, daß Du uns in Frieden voneinander gehen lässest.

Möge Dein ferneres Leben glücklich sein.
Das wünscht Maria.“

Sie nahm den Brief noch einmal vor, las ihn wieder durch und steckte ihn, ohne ein Wort zu ändern, in einen Umschlag, auf den sie die Pariser Adresse ihres Mannes schrieb. Dann blieb sie noch eine Weile am Schreibtisch sitzen und blickte in Gedanken zum Fenster hinaus auf die Bäume des Tiergartens, die man in ihrem ersten Grün leise, windbewegt, sich wiegen sah. Und trotz ihres Glückes stieg langsam, ganz langsam, in ihrem Herzen die Trauer auf, daß sie die Stätten verlassen mußte, die

ihr lieb waren und an denen sie doch auch trotz allem glücklich gewesen. Und ihre Augen füllten sich mit Thränen, die ihr bald über die Wangen perlten. Sie hielt sie nicht auf, wischte sie nicht mit dem Taschentuche ab, sondern ließ ihnen ruhig ihren Lauf.

Dann rückte sie den Stuhl etwas von der Tischplatte ab und legte ihre Stirn auf die gefalteten Hände. Sie fühlte sich müde. Nur einen Augenblick wollte sie ruhen, doch die Erregung und äußerste Anspannung der Nerven überwältigten sie, und sie schlief ein. Es war ein bleierner Schlaf, in den sie verfiel, ohne Träume. Nur in der letzten Sekunde, schon im Erwachen, meinte sie, Staffingk vor sich zu erblicken. Und als sie seine Hand nehmen wollte, sah sie, daß es nicht der Geliebte war, der neben ihr stand, sondern Gräfin Selbotten, die fragte:

„Maria, bist du so müde?"

„Ich habe wohl geschlafen?"

„Ja, und es ist schon spät! Ich wollte dich zum Rennen abholen!"

„So, ist's schon so spät?"

Maria da Caza raffte sich auf. So hatte sie noch nie der Schlummer überrascht. Sie hatte einen ganz steifen Rücken bekommen von dem langen Sitzen in der unbequemen Stellung, aber sie fühlte sich nun ganz frisch.

In aller Eile kleidete sie sich zum Rennen an, während die kleine Freundin ihr Gesellschaft leistete. Beim Anziehen gab sie dem Mädchen Befehl, zu packen:

„Halten Sie sich bereit, für heute abend mitzufahren. Ich verreise auf längere Zeit. Alles Nötige muß mitgenommen werden. Ich will nicht, daß es erforderlich wird, Sachen nachzuschicken!"

Als sie im Wagen saßen und dem Rennplatze zurollten, fragte Gräfin Selbotten:

„Wann willst du denn abreisen, Maria?"

„Heute abend."

„Und wohin?"

„Nach . . . nach . . . ich weiß wirklich nicht . . . es ist ja ganz gleich."

Ihr ward erst jetzt klar, daß sie darüber noch gar nicht nachgedacht hatte, wo sie jetzt bleiben wollte. Doch nach kurzem Schwanken entschied sie sich für München. Das liebte sie von ihrer Kindheit her, da sie mit ihren Eltern manchmal dort gewesen, und sie wußte, daß es Herr da Caza nicht leiden mochte. Er hatte immer behauptet, mit einer Art von Verachtung:

„Diese Bier- und Kunststadt taugt nicht für den Sport."

„Und willst du dort bleiben?" fragte die Gräfin.

Aus unserer Studentenmappe:

Studie. Nach einer Zeichnung von Robert Haug.

„Warum nicht?“

„Ganz allein?“

„Mit meinem Mädchen! Ja! Wer sollte denn mit mir gehen?“ erwiderte traurig Maria da Caza, denn ihr ward es klar, wie einsam sie sich fühlen würde, ganz allein, die lange Zeit. Da sah sie, wie die kleine Freundin schelmisch lachte und sprach:

„Und wenn ich nun mitkäme?“

Maria wollte es zuerst nicht glauben, dann dankte sie tausendmal. Das hatte sie nicht erwartet, nicht für möglich gehalten. Sie war sehr beglückt, denn so blieb sie doch wenigstens nicht allein. Nun erklärte Gräfin Selbotten, sie wolle die Freundin nicht gleich begleiten, damit es nicht aussähe wie ein Komplott Selbottens gegen Herrn da Caza. Ihr Mann hätte ihr selbst vorgeschlagen, Maria diesen Freundschaftsdienst zu leisten, und er hätte bereits einen Plan entworfen. Seine Frau sollte mit der kleinen Tochter, während er seine mehrmonatliche, von der Kriegsakademie vorgeschriebene Dienstleistung bei einer fremden Waffe — dieses Jahr Infanterie — machte, zu ihrer Stärkung und Erholung auf Wunsch des Arztes in die Berge gehen. Da kam es ihr sehr gelegen, wenn Maria sich ihnen anschloß.

„Und wo soll es hingehen?“ meinte Maria da Caza glückstrahlend.

„Vielleicht nach Berchtesgaden, das bleibt doch das Schönste!“

Maria konnte kein Ort gelegener kommen. In die Berge ging Herr da Caza nicht gern. Er zog Homburg, Baden-Baden, Ostende vor. Wenn er ja in diese Gegend gelangt wäre, so hätte es sich höchstens um Reichenhall oder Salzburg handeln können. So sagte sie freudig zu und fragte:

„Und wann kommst du?“

„Vielleicht in einem Monat! Oder am 1. Juni,“ antwortete die kleine Gräfin, und die beiden Freundinnen besprachen alle Einzelheiten der Reise und ihres Zusammentreffens, eifrig und unter Scherzen und Lachen. Was Maria da Caza an der Reise schwer angekommen, die Einsamkeit, vor der sie sich gefürchtet, war nun gehoben. Jetzt sah sie in allem nur eine kurze Prüfungszeit zu ihrem Glück, das sie mit dem Geliebten finden sollte.

Stassingk war der erste, den sie am Eingang, als der Wagen hielt, in der drängenden Menschenmenge erblickten. Er schloß sich sofort den beiden Damen an und begleitete sie zur Cazaschen Loge. Es war eine Überfülle auf der Tribüne, denn zur Eröffnung der Saison wollte niemand fehlen, und der Regierungsrat, der sich nach ein paar Minuten mit seiner Frau gleichfalls einfand, sagte, als er pustend und stöhnend vom Gehen seinen dicken Körper auf einem Stuhle niederließ:

„Es ist doch angenehm, eine Loge zu haben! Meine gnädigste Frau, wir sind Ihnen äußerst dankbar!“

Maria da Caza wehrte lächelnd den Dank ab, sie fühlte sich schon fast fremd auf diesen Plätzen ihres Mannes, deren Anrecht sie sich in wenigen Stunden begeben wollte, und sie fragte leise die kleine Gräfin, ob sie nach dem dritten oder besser noch während des dritten Rennens mit ihr nach der Stadt zurückfahren wollte.

„Gern, mein Mann kommt heute gar nicht heraus, er hat in der Akademie bis drei Uhr Dienst und kann nicht abkommen,“ erwiderte die Freundin.

Die Glocke klang zum Aufsitzen zum ersten Rennen, und nun füllten sich die Tribünen immer mehr, und der Raum vor ihnen bis zum Geläuf konnte kaum mehr die Menge fassen: Damen in bunten Frühjahrstoiletten, in helleren oder in dunkleren englischen Kleidern, dazwischen Halbwelt mit absonderlich großen, auffallenden Hüten in übertriebener Eleganz, für die Zeit schon viel zu sommerlich gehalten, Offiziere aller Waffengattungen und Regimenter, die „Kommandierten“ Berlins, fast die gesamte Gardekavallerie, Rennleute mit ihren Riesenrenngläsern, Zuschauer, die bloß der Merkwürdigkeit halber einmal ein Rennen mit ansehen wollten, Trainers und Jockeys mit ihren glattrasierten Gesichtern und ihrem Mindermaß an Wuchs, dann verlotterte zweifelhafte Existenzen, in schäbigem Staat die chiken Leute nachäffend, als trügen sie deren abgelegte Garderobe. Und diese Menge schob sich durcheinander, quirlte hin und her, zog auf und ab, drängte an die Barriere, als die Pferde kamen, schwatzte, lachte, summte, rauchte, flüsterte sich geheimnisvolle Dinge zu, kritisierte Reiter und Pferde, schloß noch im letzten Augenblick Wetten ab, besah die

Damen, machte ihnen den Hof oder begrüßte sie durch Zweideutigkeiten.

Auf der Tribüne wogte es hin und her, die Logeninhaber, die sich vielfach untereinander kannten, winkten sich zu, beobachteten und betrachteten einander, teilten sich mit, wer hier oder dort säße. Einige bekannte Schauspielerinnen wurden gezeigt, einige bekannte Herrenreiter bei Namen genannt, ein paar bekannte Damen der Halbwelt verstohlen begrüßt und von den anderen Damen lorgnettiert halb mit Interesse, halb mit Verachtung. Man nannte ein paar schöne Frauen aus der Gesellschaft, erklärte, wo Ortenburgs säßen und andere, und achtete schließlich auch auf den Aufgalopp der Pferde.

Maria da Caza wußte, daß man auch von ihr sprach, daß man auch sie betrachtete, beobachtete, zeigte und nannte: heute war es ihr ganz gleich. Was ihr früher Genugthuung verschafft und ihr genügt, um dieses Leben immer weiter zu führen, war ihr heute vollständig gleichgültig. Wie mit toten Augen sah sie über diese drängende sich bewegende bunte Menge rundum hinweg, ohne Interesse. Das Rennen war ihr noch gleichgültiger als sonst, obwohl die erste Steeplechase des Jahres unter anderen auch von einem Cazaschen Pferde bestritten wurde, das Mister Easby steuerte.

Der erste Start mißlang, und während nun, da des englischen Herrenreiters Fuchshengst jedesmal durch Fortbrechen den ruhigen Ablauf störte, alles mit gespannter Aufmerksamkeit hinüber zur Bahn blickte, beugte sich Maria da Caza etwas vor, so daß sie Staffings Ohr, der vor der Loge stand, nahe kam:

„Ich reise heute ab!"

„Wirklich heute?" entgegnete er, als wolle er es nicht glauben. Sie fügte hinzu:

„Nach dem zweiten Rennen gehe ich, und wir wollen uns Lebewohl sagen. Einen Augenblick möchte ich dich noch sprechen."

„Ich komme zu dir!" flüsterte er.

„Nein, auf keinen Fall, Ernst!" sagte sie bestimmt, doch sie fürchtete, es könne jemand ihr Gespräch belauschen, brach hastig ab und sprach nur noch leise:

„Nach dem Rennen!"

Die Glocke klang: der Ablauf war gelungen. Das Publikum verfolgte mit gespannter Aufmerksamkeit die Pferde. Staffing hob sein Glas vors Auge, aber er sah nicht hinüber. Maria da Cazas Worte gingen ihm im Kopf herum. Er konnte noch immer nicht recht daran glauben, daß es nun wirklich aus sein sollte, daß das Verhängnis seinen Lauf ging. Es erschien ihm noch immer wie ein Rätsel, daß alles jetzt entschieden war, und die Sache nun ihrer Entscheidung entgegeneilte.

Auch Maria da Caza sah nichts von den Pferden. Auch sie that, als spähe sie nach der Rennbahn hinüber, doch ihr Auge ruhte nur auf dem Geliebten, der gerade vor ihr stand. Sie mußte Abschied von ihm nehmen, hier draußen. Er mußte auf dem Rennen bleiben, während sie fortfuhr. Er durfte sich nicht mehr um sie kümmern, nicht mit nach Berlin kommen, die Villa nicht betreten, solange Herr da Caza nicht anwesend war, ja, sie nicht einmal auf den Bahnhof begleiten, wenn sie abreiste. Es mußte so scheinen, als wisse, als ahne er nicht einmal etwas davon, daß und wann sie Berlin verließ. Der Schein mußte bis auf das äußerste gewahrt werden. Nicht das geringste durfte man ihnen nachreden können. Alle Welt mußte ihn bis zum letzten Hufschlag auf dem Rennplatze gesehen haben, während sie heimlich davonfuhr.

Ehe sie gewußt hatte, wie ihr Schicksal sich entscheiden würde, war sie leichtsinnig gewesen, hatte keine Vorsicht gebraucht, denn alles erschien ihr gleichgültig, sogar was man von ihr als Frau da Caza gesagt hätte. Aber nun, wo sie seine Frau werden sollte, durfte kein Makel an ihr kleben, kein Gerücht oder Zweifel ihr folgen.

Wenn sie entbehrte, wenn sie sich selbst bekämpfte und überwand, so wußte sie, wozu: um ihr Glück für die Zukunft zu erhalten, um dereinst einmal des Geliebten Frau zu werden, ohne daß eine Lästerzunge sich erheben durfte gegen sie.

Ein: „Oh! O weh! Aber!" ging plötzlich durch die Menge.

Eine Staubwolke, die sich hinter dem reiterlos galoppierenden Cazaschen Fuchshengst erhob, verbarg, was mit Mister Easby geschehen war.

„Easby scheint heruntergefallen zu sein!" flüsterte der Regierungsrat Maria da Caza zu, als müsse er ihr schonend die Mitteilung machen. Und er war im höchsten Grade erstaunt, als sie lächelnd nickte.

„Er hat die Stange umritten, dabei hat's ihn heruntergestreift!“ erklärte eine Stimme hinter ihnen.

Dann sah Maria da Caza ihren Mann von der Klubtribüne herüberkommen, die Menge durchteilen und mit Rittmeister Hendrich eiligst über das Geläuf gehen, um nach dem Gestürzten zu fragen. Sie kehrten nach einer Weile, als das Rennen schon durch einen interesselosen Sieg des Favorits beendigt war, mit dem Engländer zurück, der bald von einer dichten Menge Neugieriger umgeben und nach der Tribüne zurückgeleitet ward. Er sah blaß aus und hielt sich mit der rechten Hand am Ellenbogen den linken Arm. Die drei Herren steuerten sofort dem Krankenzimmer zu.

Staffingk wandte sich zur Loge um und erklärte den Damen, woran kaum ein Rennkundiger, nachdem man Mr. Easby gesehen, zweifeln konnte:

„Er hat das linke Schlüsselbein gebrochen!“

Dabei streifte sein fragender Blick Maria da Caza, als wollte er wissen, was sie dazu meinte, und ob sie wohl glaubte, daß es Herrn da Caza an der Abreise hindern könnte. Er bemerkte nur ihr angsterfülltes Auge, doch als sie die Loge verlassen hatten und in der drängenden Menge auf- und niederschritten, kam der Rittmeister Hendrich, den Herr da Caza abgeschickt, um Nachrichten zu bringen:

„Gnädige Frau, Ihr Gatte läßt Ihnen sagen, es wäre ihm nicht möglich, noch einmal in die Loge zu kommen, denn er würde nun nicht mehr auf dem Platze bleiben, sondern sobald der Verband angelegt ist, mit Easby nach Berlin zurückfahren, um ihn in seine Wohnung zu bringen und dann sofort auf die Bahn zu fahren. Er will allein reisen.“

Maria da Caza atmete auf. Eine Last war ihr von der Seele gefallen, und sie fragte nun teilnehmend:

„Was ist Mr. Easby geschehen?“

„Schlüsselbeinbruch links. Sonst geht's ihm ausgezeichnet. Er raucht schon wieder ganz lustig seine Cigarette.“

Darauf empfahl sich Rittmeister Hendrich, weil er, wie alle Rennleute, keine Zeit mehr hatte, sondern sich um die Wetten für das nächste Rennen kümmern mußte. Maria reichte ihm die Hand, und es lag ihr auf den Lippen, ein Lebewohl ihm zu sagen, der immer liebenswürdig gegen sie gewesen war, und den sie voraussichtlich nicht wieder erblicken würde. Doch sie unterdrückte das Abschiedswort. Er hätte sich wundern können und müssen, und er war wohl der beste Freund ihres Mannes.

Nun wollte sie mit Staffingk reden, doch sie kam nicht dazu, denn unausgesetzt erschienen Bekannte, um sich bei ihr als der vermeintlich sichersten Quelle nach dem Befinden Mister Easbys zu erkundigen.

Herr von Nyvenström verließ ein paar große blonde Schweden, die zu Besuch in Berlin waren, um zu fragen:

„Wie geht es Mr. Easby, gnädige Frau?“

„Er raucht schon wieder eine Cigarette!“ wiederholte sie nach Hendrichs Scherz, und die gleichen Worte bekam auch der Ritter Boljèn von Boljena zu hören, der es sich nicht versagen konnte, mit einem süßlichen Lächeln hinzuzufügen:

„Sie schaun a mal wieder aus heit', gnädige Frau!“

Dann erschienen noch die Baronin Lennen mit derselben Frage, ein paar Leutnants und junge Diplomaten, die Maria da Caza irgendwo einmal flüchtig vorgestellt worden waren und nun die günstige Gelegenheit benutzten, um der schönen Frau von neuem zu begegnen, und endlich der Bankier Horn mit seiner Frau. Allen antwortete Maria etwa dasselbe, und bei allen war es ihr ein wehmütig eignes Gefühl, ihnen, als sie sich trennten, die Hand zu reichen, da dieser Händedruck der letzte war als Frau da Caza, der letzte für lange Zeit, bei vielen sogar der letzte für immer.

Endlich fand sie die Möglichkeit, einen Augenblick seitab von dem Hauptgedränge mit Staffingk zu sprechen. Sie standen hinter der Tribüne, und die Musik der Dragonerkapelle tönte in ihren lustigen Märschen und Weisen so laut herüber, daß sie von anderen nicht gehört werden konnten.

„Ich muß dir hier Lebewohl sagen, Ernst. Du darfst nicht mitkommen, darfst nicht zu mir und nicht auf den Bahnhof. Wir müssen vorsichtig sein, denn du sollst dich später nicht meiner schämen. Also lebe wohl . . .“

Er wußte nicht, was er sagen sollte,

Florentinerinnen. Nach einer Zeichnung von E. H. Blashfield.

immer noch vermochte er sich nicht hineinzufinden, und er trotzte:

„Auf den Bahnhof komme ich auf jeden Fall."

„Nein!"

„Wer soll mich denn sehen?"

„Man kann's nie wissen!"

„Ich muß dir aber doch adieu sagen, Maria!"

„Das hast du gestern gethan, und heute mußt du's hier thun!"

Stassingk blickte sie verzehrend an, wie ihm immer das Herz schwoll, wenn er nur ein paar Augenblicke neben ihr gestanden. Er dachte an die Redensart des österreichischen Attachés. Ja, sie sah wieder einmal aus! Er flüsterte:

„Und zum Abschied darf ich dich nicht küssen?"

Sie schüttelte traurig den Kopf:

„Mein Liebling, es geht nicht! Es geht nicht! Wir müssen warten!"

„Und wann werde ich dich wiedersehen?"

Sie zögerte. Sie wußte selbst keine Antwort. Er fragte wieder dringender:

„Aber wann sehe ich dich wieder?"

„Wenn ich deine Frau werden kann!" entgegnete sie endlich. Er blickte sie starr an:

„Da können also Monate vergehen!"

Ihr blutete selbst das Herz. Sie wußte nicht, wie sie diese Prüfungszeit überstehen sollte, und wäre ihm am liebsten um den Hals gefallen, ihn an sich zu pressen und nie wieder los zu lassen, aber sie überwand sich, sie wenigstens mußte stark sein. Mit gepreßter Stimme, aus der die Bewegung zitterte, sprach sie:

„Wir können uns schreiben!"

„Schreiben! Was ist das!" rief er verächtlich die Luft von sich blasend. Aber als er sah, wie traurig sie war, und als sie sagte:

„Es ist das einzige, was uns bleibt!" da wiederholte er:

„Gut, wir schreiben uns."

Und sie machten miteinander aus, daß er ihr direkt schreiben sollte, während ihre Briefe postlagernd geschickt würden. Sie fragte:

„Wirst du mir denn immer schreiben?"

„Jeden Tag, Maria!"

Dann mußten sie abbrechen, denn der Regierungsrat rief:

„Gnädigste Frau, gnädigste Frau, es ist aber höchste Zeit! Das Rennen geht los!"

Und zur kleinen Gräfin, die zwischen dem Ehepaar schritt, sagte er mit dem heftigsten Zwinkern, das ihm zu Gebote stand:

„Der Stassingk ist heute aber wieder einmal auf dem Posten. Was der Süßholz zusammen raspelt, das ist wirklich nicht zu glauben. Ich glaube gar, er hat unsere einzige liebe schöne Frau Maria da Caza ganz traurig gemacht. Denn es gibt nämlich auch eine Art zu flirten — man kann ja ruhig darüber reden, ich bin der erste, der Frau da Caza verteidigt — eine Art zu flirten meine ich, wo Flirter wie Angeflirtete sich gegenseitig immer trauriger machen. Auch die Traurigkeit ist 'ne Art Huldigung. Und ich werde wohl nächstens als Ausdruck des höchsten Triumphes über Männerherzen, wie ich früher die Parole ausgegeben habe: ‚Maria da Caza tanzt,' nun sagen müssen: ‚Maria da Caza weint.'"

Er lachte, meckerte, hustete und freute sich königlich über den eignen Witz, während die kleine Gräfin vor Wut über seine Art zu schwatzen ganz dunkelrot geworden war und ihm am liebsten irgend ein Schimpfwort an den Kopf geworfen hätte.

Das ewige Spiel des Rennens wiederholte sich: die Menge flutete vom Buffett, vom Totalisator, Sattelplatz und von der Wage nach vorn. Da kam der kleine Reiter an im Reitanzug, die Reitpeitsche in der Hand. Er strahlte über das ganze Gesicht, bewillkommnete sofort gegen seine sonstige stille zurückgezogene Art Maria da Caza und sagte gegen seine Gewohnheit in schnellstem Redefluß:

„Gnädige Frau, Ihr Herr Gemahl hat mir eben für seine Abwesenheit sämtliche Ritte in den Herrenreiten, die der Stall genannt hat, angeboten, und ich reite nun fast jedes Rennen. Sowie dieses Jockeyrennen vorbei ist, geht's los! Daß der Easby gefallen ist, das ist doch zu famos. Ich kann's ja sagen, denn er hat sich ja nichts gethan, nur daß er eben eine Zeitlang nicht reiten kann. Er ist auch schon fort. Sie sind eben abgefahren!"

„Dann müssen wir gleich folgen!" sagte Maria mit plötzlichem Entschluß zur Gräfin Selbotten, so daß es klingen konnte, als hätte sie mit ihrem Manne ausgemacht, daß sie sich noch vor der Abreise Herrn

da Cazas treffen wollten. Und so verstanden es auch die anderen, die sofort von den beiden Damen Abschied nahmen, da ihnen daran lag, nur das Rennen nicht zu versäumen. Frau von Lindstedt sprach fast zum erstenmal heute, indem sie sagte:

„Ich werde für Ihre Pferde, während Sie fort sind, den Daumen halten!"

Flüchtig gaben sie Maria da Caza die Hand, denn sie meinten, sie ja morgen vielleicht schon wiederzusehen, und der Regierungsrat schied mit einem letzten Scherze:

„Ich übernehme jetzt Ihre Loge, meine gnädigste Frau, so zu sagen als Statthalter oder Reichsverweser, bis die Königin wiederkehrt!"

Dann eilte er mit seiner Frau davon, um ja nichts zu versäumen. Maria da Caza meinte halb traurig, halb stolz und glücklich, indem sie Staffingk, der noch bei ihnen geblieben war, die Hand reichte:

„Die Königin kehrt aber nie wieder!"

Staffingk küßte ihr die Hand. Sie ließ sie ihm länger als sonst, das war das einzige, was sie thun konnte. Dann flüsterte sie ihm noch zu:

„Schreibe mir. Lebe wohl! Und liebe mich immer!"

Es war das erste Mal, daß Gräfin Selbotten das „du" hörte.

Maria da Caza wandte sich schnell ab. Unter ihrem Schleier perlte eine große Thräne herab. Sie ging mit der Freundin dem Ausgangsthore zu, wo bereits der Diener wartete, der sich vom zweiten Rennen ab hatte bereit halten sollen, um die Damen zum Wagen zu begleiten. Die Musik spielte einen Walzer, und vom Publikum summte es leise herüber.

Hinter Maria lagen nun alle die Bekannten und Freunde, die eben vielleicht ihre Gläser und Augen nach der Cazaschen Loge richteten, um sie zu suchen, die nie wieder hierher zurückkehrte. Als sie dem Ausgang zuschritten, war es ihr, als hätte sie sich von allem getrennt, was hinter ihr geblieben war, und es war ihr ein eignes Gefühl, daß sie hatte Abschied nehmen können, ohne daß die anderen wußten, daß die Hand, die sie von ihr erhielten, ein Lebewohl bedeutete.

Aber sie freute sich, und mit der leisen Wehmut in ihrem Herzen stieg der Gedanke an das Glück auf, das ihr werden sollte, das sie eintauschen würde gegen die nichtigen Freuden, die sie hinter sich ließ.

Im Augenblick, als sie den Rennplatz verließen, wandte sie sich noch einmal um, und ein Tropfen Wermut trübte ihre Freude, als sie Staffingk dort an der Ecke der Tribüne stehen zu sehen meinte, statt ihr nachblickend im Gespräche mit zwei Damen: mit den Charriers, die sie deutlich erkannte.

Ihm war trübe zu Sinn gewesen, in ehrlicher Trauer, als er sich von Maria da Caza getrennt, und er hatte hinter der Tribüne ein paar Augenblicke noch für sich bleiben wollen, um seinen Schmerz zu überwinden. Da waren plötzlich die Charriers gekommen, die sich mit Bekannten auf dem Rennen befanden. Und während das Ehepaar, das sie mitgenommen, ein Stück entfernt wartend stehen blieb, da es Staffingk nicht kannte, hatte er mit den jungen Mädchen ein paar Worte gewechselt. Er meinte nicht anders zu können. Er hätte sich für unartig gehalten, wenn er die Damen hätte vorübergehen lassen ohne sie anzureden.

Als er auf der Tribüne stand und die Jockeysteeplechase wiederum für das Cazasche Pferd verloren ging, indem die Stute, die die schwarzen Farben trug, vor dem Publikum einen Rumpler machte und fiel, da war in ihm ein Gefühl, als sei das Glück von dem Cazaschen Stalle gewichen, nun da Maria gegangen. Er war seitwärts stehen geblieben und blickte nun nach der Cazaschen Loge hinüber, als müsse er sie suchen. Überall meinte er ihre schöne Gestalt finden zu müssen, ihre Augen auf sich gerichtet zu sehen. Und als er sie nun nirgends mehr entdeckte, da beschlich ihn eine große Melancholie, wie er sie noch nie gekannt.

Er irrte hin und her. Ein Kollege aus dem Auswärtigen Amt fragte ihn:

„Ist denn heute Maria da Caza nicht da?"

Der kleine Leutnant von Remer trug ihm auf:

„Sagen Sie an Maria da Caza, sie solle den Daumen für mich halten, damit das Pech nicht so weiter geht. Ich will in diesem Rennen die schwarze Jacke wieder herausreißen!"

Aber der arme kleine passionierte Reiter mußte seine Stute 500 Meter vorm Ziel lahm anhalten und nach Hause reiten.

Nun formte der Regierungsrat ein neues Schlagwort:

„Wenn Maria da Caza nicht dabei ist, haben die Cazaschen Farben kein Glück!"

Stassingk empfand eine solche Leere und Öde, daß er am liebsten den Rennplatz verlassen hätte, aber er fürchtete sich davor, denn anderwärts wäre es nicht besser geworden. Da fragte ihn der Herzog von Ortenburg, der — jedoch ohne Damen — nach dem zweiten Rennen gekommen:

„Sind Sie zum Diner heute frei?"

„Jawohl, Durchlaucht!" antwortete er ohne zu überlegen, und erst zu spät fiel ihm ein, daß er lieber mit seinen Gedanken allein geblieben wäre. Da klang auch schon die weitere Frage:

„Wollen Sie nach dem Rennen mit mir zurückfahren? Ich bin allein da. Auf dem Tandem ist gerade Platz. Meine Damen werden sich sehr freuen, wenn ich Sie mitbringe, sie sind bloß nicht mitgekommen, weil meine Frau erkältet ist. Sie finden niemand, außer den Löwengaards, wie immer an Renntagen. Vielleicht kommt noch mein Vetter Christian Ortenburg aus Potsdam . . . Na . . . also ja?"

„Sehr gern!" sagte Stassingk, der nun nicht mehr ausweichen konnte. So war er wenigstens nicht allein, und es half ihm über die Öde und Einsamkeit des ersten Abends hinweg, an dem Maria sich nicht mehr in Berlin befand. (Schluß folgt.)

Die blaue Blume.

Von

Alice Freiin von Gaudy.

(Abdruck verboten.)

Ob von jener blauen Blume
Alte Sagen dir erklangen,
Von der Blume, deren Spuren
Unsre Dichter nachgegangen?

Wer sie fand, sah in der Erde
Unermeßne Schätze funkeln,
Ihres Kelches mildes Leuchten
Hellte seinen Pfad im Dunkeln.

Und die Welt, die leidesmüde,
Sah er prangen, glanzumflossen.
Alles Große, alles Schöne
Lag vor seinem Blick erschlossen.

Ob von jener blauen Blume
Alte Sagen dir erklangen?
Mir ist sie in deinen Augen
Wunderstrahlend aufgegangen.

Und in deiner Seele Gründen
Seh' ich Schätze, unermessen —
Reich genug, um über ihnen
Welt und Menschen zu vergessen.

Alles Große, alles Schöne,
Dafür je mein Herz erglühte,
Winkt mir leuchtend aus dem Kelche
Dieser blauen Zauberblüte.

Majolika.

Von

Dr. Georg Lehnert.

Mit zwölf Illuſtrationen.

(Abdruck verboten.)

Setzt man Thon, dieſes auf unſerer Erde ſo weit verbreitete Mineral, längere Zeit einer ſtarken Glühhitze aus, ſo „brennt er ſich hart,“ d. h. er verliert ſein Waſſer und ſintert zu einer feſten Maſſe zuſammen. Dieſe wieder ſaugt Waſſer und andere Flüſſigkeiten begierig auf; daher überzieht man alle thönernen Gefäße mit einer undurchläſſigen, dünnen Glasſchicht. Will man aber das Gefäß noch bemalen, ſo wählt man eine weiße, undurchſichtige, die rote Farbe des gebrannten Thones verdeckende „Glaſur“ und trägt auf dieſe die Farben auf. Dieſe weiße, nach ihrem wichtigſten Beſtandteil Zinnglaſur genannte Glasſchmelze ſpielt eine große Rolle in der Töpferei; ihre Einführung in Europa iſt gleichbedeutend geweſen mit der Entſtehung der Majolika. Soweit unſere Nachrichten reichen, kannten die Aſſyrer und Ägypter in frühen hiſtoriſchen Zeiten bereits dieſe weiße Schmelze; ihr Gebrauch erhielt ſich wahrſcheinlich in jenen Ländern und wurde ſchließlich den Arabern überliefert, welche ihn auf ihrem Siegeszuge um das Mittelländiſche Meer herum auch in Spanien einführten. Hier entwickelte ſich bald eine wirkliche Kunſt in der Bemalung von Thongefäßen. Als dieſe Kunſt unter den Mauren von Spanien her über die damals Majolika genannte Inſel Majorka nach Italien gelangte, erhielten ihre Erzeugniſſe den Namen Majolika, und als dieſe ſelbe Kunſt in der italieniſchen Stadt Faenza eine beſonders wirkſame Pflege fand, gewannen ihre Produkte den Namen Fayence. Beide Bezeichnungen ſind demnach gleichbedeutend; aber man hat ſich zum Zwecke leichterer Verſtändigung dahin geeinigt, nur diejenigen Fayencen als Majolika zu bezeichnen, welche der Blütezeit der italieniſchen Kunſt, auf Thon zu malen, angehören. Das umfaßt ungefähr die Spanne Zeit von 1450—1700.

Abb. 1. Luca della Robbia. Relief.

Die ſpaniſch-mauriſche Majolikatöpferei ſcheint bereits im XIII. Jahrhundert vereinzelte, heute nicht mehr nachweisbare Pflegeſtätten in Italien gefunden zu haben. Die heimiſche Töpferei Italiens kannte jedenfalls nur die Salz- und die Bleiglaſur. Wenn die Irdenware nach dem Brande noch glühend im Ofen ſteht, trägt man gewöhnliches Kochſalz (Chlornatrium) in den Ofen ein. Das Salz verdampft, und auf der Oberfläche der glühenden Gefäße bildet ſich aus der Kieſelerde des Thons und dem Natrium des Kochſalzes ein Natronglas, welches die Gefäße mit dünner, aber glänzender Schicht überzieht.

Abb. 2. Schale mit meſſingfarbenem Metallluſter. Diruta, um 1525. Wappen der Orſini. Mauriſches Schuppenmuſter. Das Original befindet ſich im Hamburgiſchen Muſeum für Kunſt und Gewerbe.

Die Bleiglaſur beſteht aus Sand, Pottaſche und Mennige (Bleioxyd) nebſt einigen anderen Beimengungen, ſie iſt alſo ein bleihaltiges Glas. Zur Verwendung wird ſie gepulvert und mit Waſſer zu einem Brei angerührt. In dieſen taucht man das lufttrockene und in einem erſten, mäßigen Brande „verglühte“ Gefäß. Da dieſes beim Eintauchen begierig Waſſer aufſaugt, ſchlägt ſich auf ſeiner Oberfläche aus dem Brei eine dünne Schicht des Glaſurpulvers nieder, welche in dem darauf folgenden ſtarken Brande, dem „Garbrande,“ zu einer blanken Glasſchicht verſchmilzt. Die Zinnglaſur iſt ähnlich dem Bleiſchmelz zuſammengeſetzt, nur enthält ſie weniger Bleioxyd und dafür einen größeren Teil Zinnoxyd (Zinnaſche). Sie iſt im Grunde dasſelbe wie unſer gewöhnliches Milchglas.

Unzweifelhaft ſind anfangs nur wenige Perſonen in Italien von der Anwendung des Zinnſchmelzes unterrichtet geweſen. Eine weitverbreitete Erzählung nennt Luca della Robbia (1400—1481) als deſſen ſelbſtändigen Erfinder. Luca war urſprünglich Goldſchmied in Florenz, wandte ſich aber bald der Bildhauerkunſt zu und wurde hierin ein berühmter Meiſter für alle Zeiten. Als er an dem Marmorrelief für den Orgelchor des Florentiner Domes arbeitete, ſollen ihn die hohen Koſten des Marmors und die Schwierigkeiten ſeiner Bearbeitung auf den Gedanken gebracht haben, ſeine Thonmodelle zu brennen und farbig zu behandeln, insbeſondere ſie mit einem weißen, marmorähnlichen Überzuge zu verſehen. Dieſes Beſtreben ſoll ihn ſchließlich zur Erfindung der Zinnglaſur geführt haben. Die Richtigkeit dieſer Erzählung muß dahingeſtellt bleiben; es iſt ebenſogut möglich, daß Luca Kenntnis von der an einzelnen Punkten Italiens ſicherlich damals ſchon benutzten, aber wahrſcheinlich eiferſüchtig geheim gehaltenen ſpaniſch-mauriſchen Vor-

schrift gehabt hat. Jedenfalls hat er die Zinnglasur zur höchsten Vollkommenheit ausgebildet. Er schuf in der Folge eine große Zahl glasierter Thonreliefs, alle ausgezeichnet durch Schönheit der Gestalten, Innigkeit der Empfindung, Anmut der Form- und Farbengebung (Abb. 1). Meist hebt er seine Figuren in schneeiger Weiße, auch wohl in gelben Gewändern, von blaßblauem Grunde ab und umgibt sie, wenn die Reliefplatte nicht in dem sie aufnehmenden Mauerwerke schon eine passende Umrahmung findet, mit einer Guirlande aus Blättern, Blüten und Früchten. Immer arbeitet er bei vorherrschendem Weiß nur mit hellem Gelb, Blau, Grün und Braun, aber er weiß diese Farben so zart getönt, so fein abgestuft und wohlthuend gegeneinander abgestimmt zu verwenden, daß sie uns heute noch entzücken.

Die Thätigkeit des kinderlosen Luca setzte sein Neffe Andrea della Robbia fort. Diesem fiel auch das Geheimnis des Zinnschmelzes anheim. Aber wenn es wirklich ein Geheimnis war, dann hat es Andrea schlecht zu wahren verstanden, denn zu seinen Lebzeiten wurden in Italien an mehreren Stellen Majolikawaren mit Zinnglasur in Mengen hergestellt. Als er 1528 starb, konnte von einem Geheimnis nicht mehr die Rede sein. Auch die bildnerische Kunst der della Robbia war von ihrer Höhe gesunken und erlosch mit Andreas Söhnen Ambroso und Girolamo. Die Bedeutung der della Robbia vom kunstgeschichtlichen Standpunkte zu würdigen, muß hier unterbleiben; hier ist nur rühmend und mit Nachdruck hervorzuheben, daß diese Familie der Majolikaindustrie ihres Vaterlandes den Weg zu der später erreichten Höhe gewiesen hat.

Marke zu Abb. 3.

Die italienische Majolika hat vorzugsweise Teller, Schalen, Krüge und Vasen geschaffen. Gegen deren Formenreichtum treten die sonst noch gefertigten Schreibzeuge, Salznäpfe, Saucièren, Pflanzentöpfe, Flaschen u. s. w. mehr zurück. Die Herstellung der Gefäße unterschied sich nicht wesentlich von der unserer Tage. Möglichst reiner, guter Thon wurde durch Zerkleinern, Kneten, Stampfen und Schlämmen von allen fremden Beimengungen, insbesondere allen Steinen, befreit, je nach Erfordern mit anderen Erden, namentlich fein verteiltem Kalkmergel, gemischt und schließlich in knetbarem Zustande auf der Drehscheibe geformt. Man denke sich zwei hölzerne Scheiben so durch eine ebenfalls hölzerne Achse miteinander verbunden, daß diese Achse senkrecht auf dem Boden steht, die eine größere Scheibe sich nahe dem Boden befindet, die andere kleinere jedoch über den Knieen eines vor dem Ganzen sitzenden Mannes. Die Achse ruht mit stählerner Spitze in einem dem Boden eingefügten Metalllager und läuft unter der oberen Scheibe in einer von der Seite her kommenden Gabelführung. Mit einem Fuße er-

Abb. 3. Madonna mit dem Jesuskinde und dem heiligen Joseph. Caffaggiolo, um 1500. Im Kgl. Kunstgewerbemuseum, Berlin.

teilt der Dreher der unteren Scheibe und damit der ganzen einfachen Vorrichtung kreisende Bewegung, wirft auf die Mitte der oberen, benetzten Scheibe einen Klumpen Thon und formt, die Hände unter entsprechendem Fingerdruck an den Klumpen haltend, daraus das ihm aufgetragene Gefäß. „Unrunde" Gefäße werden erhalten durch Eindrücken von Thon in Gipsformen. Nachdem das Gefäß sorgfältig getrocknet und verglüht ist, wird es in die breiige Zinnglasur getaucht, in der es sich schnell mit dem weißlichen Häutchen des Schmelzpulvers überzieht. Auf dieses mehlige, leicht abreibbare Häutchen müssen nun die Farben aufgetragen werden. Diese sind eigentlich auch nur Glasuren. Sand, Kochsalz, Mennige, Pottasche, ein wenig Salpeter und Arsenik werden in bestimmten Mengenverhältnissen unter sich und mit Antimonoxyd für Gelb, Kobaltoxyd für Blau, Eisenoxyd für Rot, Kupfer- oder Chromoxyd für Grün, Manganoxyd für Violett gemischt. Das sind die fünf Grundfarben, die, weil sie nur im scharfen Feuer, dem Garbrande, schmelzen und dadurch zur Wirkung gelangen, auch Scharffeuerfarben genannt werden. Die Farben wurden fein gepulvert, mit Wasser und einem Bindemittel angerührt (heute verwendet man meist Mohn- oder Lavendelöl) und mit dem Pinsel aufgetragen. Mehr als diese fünf Grundfarben besaßen die Majolikamaler nicht, und wennschon sie durch Mischung zahlreiche Zwischentöne zu erzielen wußten, so waren sie doch auch gezwungen, auf viele Farben und Effekte der auf Papier, Holz oder Leinwand arbeitenden Maler zu verzichten. Daraus entspringt das ganz auffallende koloristische Gepräge der Majolikamalerei. Dagegen hatten die Majolikamaler einen anderen Farbeneffekt voraus, den der metallischen Schillerfarben. Sie wurden erzielt durch Farbensätze, denen ein Reduktionsmittel beigefügt war; im Garbrande führte dieses das Metalloxyd des Farbensatzes zu einem feinen, glänzenden, rein metallischen Niederschlag zurück, welcher das Licht in bunten Farben zurückstrahlte. Auf diese Weise erzielte man messingfarbene, goldige, hellkupfrige und wundervolle rubinrote Metallichter, sämtlich mit prächtigem Farbenschiller. Eine dritte Eigentümlichkeit der Majolikamalerei liegt darin, daß das einmal Gemalte nicht mehr geändert werden kann, daß sich insbesondere nichts mehr von der Malerei wegnehmen läßt. Darum muß der Majolikamaler mit sicherer Hand den Pinsel führen, darum aber zeigt manches Stück auch, das sonst tadellos ist, an einer Stelle eine fehlerhafte Zeichnung, die der Maler recht wohl gesehen hat, aber nicht mehr entfernen konnte. Auch mußte dem Majolikamaler stets die Wirkung seiner Farben *nach* dem Brande vor Augen stehen, denn die *ungebrannten* Farben, die er doch allein zur Verfügung hatte, zeigten zumeist nicht den gleichen Ton wie nach dem Brande (blau z. B. war grau ꝛc.). Nachdem die Bemalung getrocknet ist, wird das Gefäß nochmals durch Eintauchen mit einer dünnen Bleiglasur überzogen, damit diese den Zinnschmelz und die Farben mit glänzender Schicht überfange, und dann das Gefäß gar gebrannt. Dabei schließt man dasselbe meist in eine durchlöcherte Kapsel ein und bringt es erst in dieser in den Ofen, in welchem es langsam angewärmt, dann längere Zeit auf etwa 1000° Wärme erhalten und schließlich dem langsamen Erkalten überlassen wird. Nach dem Brande ist das Gefäß „geschwunden," d. h. um ein Zehntel bis ein Achtel in allen Ausmessungen kleiner geworden infolge des

Abb. 4. Albarello. Faenza. Anfang des XVI. Jahrhunderts.
Das Original befindet sich im Hamburgischen Museum für Kunst und Gewerbe.

Abb. 5. Balata aus Diruta. Sammlung Basilewikl, Paris.

Zusammensinterns. In einem Brande vereinigt man natürlich immer eine größere Anzahl von Gefäßen.

Ehe man auf diese Weise in Italien Majolika erzeugte, soll man bereits eine Halb-(Mezza-)Majolika in der Weise gefertigt haben, daß man das verglühte Gefäß mit einer weißen Schicht aus Thon und Kreide übergoß, in diesen Anguß (engobe) Zieraten einkratzte und schließlich alles mit farbiger Bleiglasur überzog. Diese Sgraffio genannte Technik und ihre Erzeugnisse sind aber Gegenstand großer Meinungsverschiedenheiten zwischen den Forschern.

Der Vorteil der Zinnglasur liegt darin, daß sie sowohl mit den angewandten Farben, als auch mit dem Thone und der Bleiglasur zu einem Ganzen verschmilzt; ohne sie würde ein künstlerisches Bemalen der Thongefäße überhaupt nicht möglich gewesen sein.

Im allgemeinen sind uns nur die Namen der Maler erhalten. Die Töpfer traten, wenngleich sie oft hervorragend schöne Gebilde geschaffen haben, zurück gegen die Maler, die den Thon mit unvergänglichen Farben schmückten. Im allgemeinen kann man sich diese Maler wohl als tüchtige Kunsthandwerker vorstellen, welche ähnlich unseren heutigen Porzellanmalern für ihr Fach gründlich vorgebildet waren, aber mit wenig Ausnahmen über mittelmäßige Lebensverhältnisse nicht hinauskamen. Es war mancher tüchtige Künstler unter ihnen, der es auch zu Rang und Vermögen gebracht hat; viele von ihnen werden in

friedlicher Arbeit ein auskömmliches bürgerliches Dasein geführt haben; — in gar manchem aber, und nicht dem schlechtesten, steckte eine unruhige Künstlernatur, die ihn nicht zu seßhaftem Leben und vollster Kräfteentfaltung kommen ließ.

Die Zeit der italienischen Majolika umfaßt kaum mehr als 150 Jahre, die ihrer Blüte kaum sechzig. Sie fällt in einen bewegten Abschnitt der Geschichte. Am Ausgange des fünfzehnten Jahrhunderts regt bereits ein neuer Geist seine Schwingen. Die alte Kirche ist von ihrer Höhe herabgesunken, und die Reformation steigt langsam herauf. Die weltlichen Mächte gehen aus dem Feudalstaat allmählich in das monarchische System über; Italien ist der Schauplatz wütender Kämpfe zwischen großen Städterepubliken und stolzen Fürstengeschlechtern. Eine neue Welt, reich an Schätzen, wird entdeckt; der Handel Europas umspannt die ganze alte Welt und läuft in Venedig und Genua zusammen; die Buchdruckerkunst breitet ihre Segnungen über das Christentum; die alten Wissenschaften, die alten Künste erwachen zu neuem Leben: die neue Zeit bricht an. Dasselbe Italien, das sich im XV. und XVI. Jahrhundert politisch auf das wahnsinnigste zerfleischt, schenkt der Welt den Humanismus in der Wissenschaft, die Renaissance in der Kunst. Dieselben weltlichen und geistlichen Fürsten, die sich heute blutig befehden, morgen gemeinsam den dritten vernichten und übermorgen unter

Abb. 6. Tondino von Giorgio Andreoli. Bezeichnet 1527 Mo. Go. da ugubio. Wappen der Vitelli. Sammlung Tordelli, Spalato.

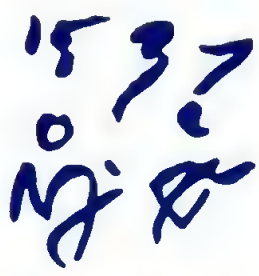
Digitized by Google

der Maske der Freundschaft jeder den anderen meuchlings zu stürzen suchen, sie hegen und pflegen Kunst und Wissen, Wissende und Künstler; sie breiten einen Abglanz dieser Kunst und dieses Wissens bis hinab in weite Kreise ihres Volkes.

Nicht immer ist das Leben der sogenannten Gesellschaft ein fleckenreines, im Gegenteil, den Sinnen wird manche Freude gewährt und den Sitten manche Freiheit; aber die ganze Zeit atmet auch eine berückende Lust an Form und Farbe, an Schönheit und Zierde, an Kunst und Menschen. Darum konnte in dieser Zeit auch die Majolika ihre herrlichste Blüte entfalten, in dieser Blüte selbst wieder ein leuchtendes Zeichen jener großen Zeit der Wiedergeburt.

Abb. 7. Brautschüssel von Meister Georgio. 1537. „Lucretia B" (Abkürzung für Bella). Im kgl. Kunstgewerbemuseum, Berlin.

Wo und wann zuerst in Italien Majolika gefertigt worden ist, darüber sind sich die Gelehrten noch nicht einig. Im XIII. Jahrhundert wird die italienische Majolika bereits erwähnt; heute können wir noch an Originalarbeiten für mehrere Orte nachweisen, daß sie zwischen 1450 und 1500 Majolika herstellten. Im allgemeinen wird man den toskanischen und umbrischen Landschaften den Vorrang zuerkennen müssen. Die von den Apenninen herabkommenden Flüsse lieferten den besten Thon; sie setzen ihn heute noch gewissermaßen fertig geschlemmt ab. In der Nähe guter Thonlager entwickelte sich naturgemäß die Industrie. Hauptwerkstätten waren in Toskana: Caffaggiolo bei Bologna, Siena, Montelupo bei Florenz; in den Marken Faenza, Forli, Rimini; im Herzogtum Urbino Pesaro, Castel Durante, Urbino, Gubbio; im Kirchenstaat Diruta; in Oberitalien endlich noch Ferrara, Venedig, Padua, Genua und Savona; im Süden; in den Abruzzen Castelli.



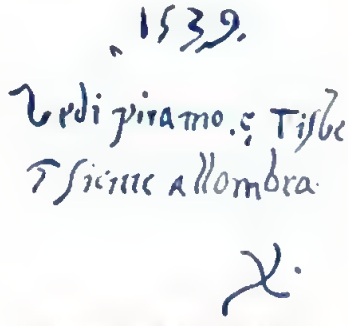
Marke zu Abb. 7.

Die Formen der italienischen Majolika sind im allgemeinen schwere;*) die Stücke dienten im wesentlichen nicht dem Gebrauche, sondern nur als Zierat. Die piatti di pompa, die Prachtschüsseln zum Aufstellen in der Aurichte oder auf Bordbrettern, gingen oft über 30 cm Durchmesser hinaus. Die häufigsten Formen waren der flache und der tiefe Teller, tagliero und bacilo. Das Konfekt des Nachtisches kreiste in einem tiefen, mit breitem Rande versehenen Teller, tondino (Abb. 8), während des Tanzes diente gleichen Zwecken die balata (Abb. 5), ein mit Musikinstrumenten bemalter Tondino. Eine ganz besondere Rolle spielt die

*) Es ist nicht möglich, sämtliche Formen bildlich darzustellen. Auch mußte für Auswahl und Anordnung der Abbildungen die geschichtliche Entwicklung der Malerei, und nicht die der Form, bestimmend bleiben. Darum hier die Hinweisung auf manche erst weiter unten gegebene Abbildung.

Abb. 8. Tondino von Xanto Avelli, Geſchichte von Pyramus und Thisbe. Urbino 1539. Im kgl. Kunſtgewerbemuſeum, Berlin.

Coppa amatoria, die Liebes- oder Brautſchüſſel (Abb. 7). Sie überſchritt anfangs die Größe unſerer Speiſeteller, ging aber ſpäter unter dieſelbe zurück; ſie war ſtets bemalt mit einem Frauenkopfe, den ein Spruchband umgab. Dieſe bacili amatorii wurden von den Verliebten und den Verlobten den Damen ihres Herzens als Geſchenke dargebracht, und es ſcheint nicht ſo, als ob die Frauenbildniſſe Porträts geweſen ſeien. Vielmehr laſſen die auf den Spruchbändern ſtehenden Namen Virginia, Olympia, Diana, Victoria, Ginevra, Fauſtina, Lavinia, Juſtina, Lucretia, welche immer mit einem ſchmückenden, aber oft abgekürzten (!) Beiworte, wie die Schöne, Herrliche, Göttliche, verſehen ſind, eher vermuten, daß man durch dieſe Schüſſeln nur einen ſchmeichelhaften Vergleich ziehen wollte. Denn alle dieſe Namen finden wir in den Madrigalen und Sonetten jener Zeit wieder. Neben den mancherlei ſchon früher genannten Gefäßen ſpielten eine große Rolle die vasi di specieria, die Apothekergefäße, welche in Büchſen, albarelli (Abb. 4), und allerlei Kannen und Krüge und Vaſen ſich gliederten und ſehr viel gefertigt wurden.



Inſchrift und Marke zu Abb. 8.

Die maleriſche Ausſchmückung beſtand anfangs, ehe man ſich von den mauriſchen Vorbildern frei machte, in einer Fülle kleiner Zieraten, welche die ganze Fläche bedeckten

und in köstlichem Metallüster schillerten. Frühzeitig begann man, auf diesen Gefäßen Mittelfelder auszusparen und diese zunächst mit symbolischen Zeichen oder den Wappen der Besteller (Abb. 2), später mit Köpfen zu schmücken, die vielleicht anfangs Porträts waren, aber bald konventionell wurden. Solange man sich auf Gelb- und Blaumalerei beschränkte, behielt man an einzelnen Orten die maurischen Zieraten bei, während man anderwärts schon bald sich ganz anderen Darstellungen zuwandte (Abb. 3). Als die Scharffeuerfarben zur allgemeinen Anwendung kamen, schmückte man den Rand der Teller oder die Flächen der Gefäße mit Arabesken der verschiedensten Art, insbesondere später mit den Grotesken im Stile Raffaels, und gab im Mittelfelde symbolische Malereien, Wappen, Darstellungen aus der biblischen Geschichte, aus der Geschichte und Mythologie der Griechen und Römer, aus den Metamorphosen Ovids ꝛc. (vergl. Abb. 4—6). Es war ja dies gerade die Formen- und Ideenwelt, welche der Humanismus wieder erweckt hatte. Schließlich wurden die figürlichen Darstellungen (istoriati) auf den Gefäßen zur Hauptsache, sie zogen sich ohne Rücksicht auf die Form über die ganze Fläche (Abb. 8). Hierbei benutzte man als Vorbilder die Arbeiten von Raffael, Romano, Mark Anton, Agostino Veneziano und anderen gar fleißig, ohne sich streng

Abb. 9. Schüssel von Urbino mit Grotesken. Ende des XVI. Jahrhunderts.
Im kgl. Kunstgewerbemuseum, Berlin.

Digitized by Google

an die Vorlagen zu halten. Auch Albrecht Dürer und seine Zeitgenossen haben durch ihre Holzschnitte den Vorzug erlangt, kopiert worden zu sein. Ganz eigentümlich ist die Erscheinung, daß die Majolikamaler fast nie zeitgenössische Ereignisse wiedergeben. Wahrscheinlich haben die Käufer nur die oben genannten Darstellungen verlangt. Auch die Litteratur Italiens, welche doch damals ihre schönsten Blüten entfaltete, gab wenig Motive ab; nur der Rasende Roland bildete eine Ausnahme. Dagegen brachte man öfter hervorragende Persönlichkeiten der Zeit zur Darstellung, aber nicht etwa wie sie leibten und lebten, sondern weltliche Fürsten in Begebenheiten aus der Geschichte Davids, Salomos, Alexanders des Großen, Julius Cäsars, geistliche Würdenträger in Episoden aus dem Leben Mosis, Aarons, der Apostel ꝛc. Meist tragen solche Darstellungen das Wappen des Dargestellten, wie sich auch, da die Majolika hauptsächlich zu Schmuck- und Geschenkzwecken diente, oft die Wappen des Bestellers oder die der Beschenkten angebracht finden. Nach Art der Zeit ist das Wappen oft nicht in die Darstellung eingegliedert, sondern ganz unvermittelt hineingemalt, z. B. seitlich in den Himmel ꝛc.

Abb. 10. Albarello von Venedig, um 1560. Das Original befindet sich im Hamburgischen Museum für Kunst und Gewerbe.

In der ersten Zeit standen die Maler ihren Arbeiten ganz unpersönlich gegenüber, kaum daß man durch ein Zeichen oder einige Buchstaben die Werkstatt (casa oder botega genannt) andeutete. Später, gegen 1530, entwickelte sich der Gebrauch von „Marken," d. h. man verzeichnete in blauer Schrift auf der Rückseite: wann, wo und von wem das Stück gefertigt worden war. Dabei gab man zuweilen auch zu Nutz und Frommen des Beschauers (aber meist nicht zu seiner Belehrung in der Rechtschreibung) gleich mit an, was man auf der Vorderseite dargestellt hatte (s. Abb. 8). Diese „Marken" sind eine wichtige Quelle für den Majolikaforscher.

Die Blütezeit der Majolika lag zwischen 1500 und 1560 und der Glanzpunkt dieser Zeit wieder zwischen 1530 und 1540. Damals waren die besten Werkstätten, Urbino und Gubbio, auf der Höhe ihrer Leistungen angelangt, Form, Farbe und Zeichnung, alles einte sich zu dieser Glanzperiode. Von 1540 bis 1560 erhält sich die Majolika scheinbar auf ihrer Höhe, die Zeichnung ist tadellos, die glänzenden Farben sind harmonisch verwendet, die Darstellung erscheint geschmackvoll und anmutig, aber die Leistungen bleiben doch schon zurück hinter den kraftvollen Werken vor 1530. Je näher dem XVII. Jahrhundert zu, desto schwächer werden die Schöpfungen, schließlich tritt die Majolika zurück vor dem aus Asien eingeführten Porzellan, sie erlöscht und ersteht erst in diesem Jahrhundert wieder, aber nicht zu einer zweiten Blüte.

Es ist schwer, die Geschichte der Majolika zu erforschen; zeitgenössische Nachrichten sind wenig vorhanden, und oft läßt sich nur auf mühevollen Umwegen mehr als das feststellen, was die Marken dem Kundigen sagen. So anziehend es nun ist, für die einzelnen Hauptwerkstätten eine ausführliche geschichtliche Übersicht zu geben, so langweilig ist es auch, in kurzen Überblicken — wie sie hier nur möglich wären — wenig mehr als Namen und Zahlen zu geben. Darum sei auf die vorhandenen, sehr brauchbaren Handbücher hingewiesen, und hier nur einiges noch herausgegriffen.

In Toskana erblühte unter dem Schutze der Medici eine tüchtige Werkstatt in Cafſaggiolo. Eifrige italieniſche Forſcher wollen aber Caſſaggiolo als Ca' (= Casa) Fagiolo leſen, und dieſe „Werkſtatt des Fagiolo“ nach Faenza vorlegen. Man hält jedoch vorläufig an dem Beſtehen einer ausgezeichneten Werkſtatt in Caſſaggiolo feſt und ſchätzt deren Erzeugniſſe als ganz hervorragende (Abb. 3).

In Faenza zeigt man heute noch am Nordende der Hauptſtraße die Caſa Pirota, die berühmte Werkſtatt, aus welcher zu Beginn der Majolikaperiode prachtvolle Stücke hervorgegangen ſind. Wir wiſſen gar nichts von den Malern dieſer Caſa; nur nach ihren Arbeiten können wir drei unterſcheiden. Aber da man ihre Namen nicht kennt, muß man ſich behelfen und ſie nach anderen Merkmalen auseinander halten. Da einer von ihnen ein prächtiges, jetzt im Muſeum Correr in Venedig befindliches Service gemalt hat, ſo nennt man ihn den Maler des Services Correr; der zweite zeichnet ſich durch ein eigentümliches grünliches Gelb aus und heißt daher „der grüne Mann“; der dritte aber hat es bis jetzt noch nicht zu einem nom de guerre gebracht und muß ſich daher mit der Ordnungszahl begnügen.

Abb. 11. Majolika alla porcellana. Oberitalien, XVII. Jahrhundert. Im kgl. Kunſtgewerbemuſeum, Berlin.

Dem an der Mündung der Foglia in das Adriatiſche Meer gelegenen, zum Herzogtum Urbino gehörigen Peſaro iſt ein ähnliches Schickſal widerfahren wie Caſſaggiolo. Man wollte ihm jede Bedeutung als Majolikawerkſtatt abſprechen. Nun, das iſt nicht gelungen; es hat einen guten Teil ſeines alten Ruhmes gerettet und gilt namentlich noch immer als Urſprungsort der Brautſchüſſeln. Seine berühmteſte Malerfamilie waren die Lanfranco.

Das kleine, ebenfalls im Herzogtum Urbino belegene Caſtel Durante hat zwar ſehr tüchtige Werkſtätten gehabt, aber ſeinen Weltruhm hat es erlangt als Wohnort des Cavaliere Piccolpaſſi. Dieſer war urſprünglich Profeſſor der Medizin, „ſattelte aber um“ und wurde Vorſteher (und Beſitzer) einer Vaſeria, einer Majolikawerkſtatt, in Caſtel Durante, die allem Anſchein nach recht Gutes geleiſtet hat. Doch würde nicht das ihm ſolchen Nachruhm geſichert haben, ſondern das thaten ſeine tre Libri dell' Arte dello Vasajo. Aus dieſer heute im South Kenſington-Muſeum in London befindlichen Handſchrift rührt ein großer Teil unſerer heutigen Kenntniſſe der Majolika her, und gerade der Umſtand, daß dieſer Edle von Caſtel Durante (er bezeichnet ſich ſelbſt als cavaliere durantino) ein für ſeine Zeit hochgebildeter Mann war, macht ſein Buch ſo wertvoll.

Das maleriſch inmitten bergreicher Landſchaft gelegene Urbino beginnt zwar ſeine Produktion erſt nach 1500, überflügelt aber in der Folge alle anderen Werkſtätten. Es hatte dies hauptſächlich der Fürſorge ſeiner Herzöge zu danken, welche nach beſtem Können bemüht waren, die Majolikainduſtrie ihres Landes zu fördern. So veranlaßte Herzog Franceſco Maria delle Rovere (1508 bis 1538) den Maler Raffael dall Colle, Zeichnungen für die urbinatiſchen Majolikamaler zu entwerfen, Herzog Guidobaldo II (1538 bis 1574) erwarb Handzeichnungen von Raffael Sanzio für den gleichen Zweck und hielt den Venetianer Battiſta Franco von 1540 bis 1561 faſt ausſchließlich für die Majolikamalerei an ſeinem Hofe. Dafür blühte aber auch in Urbino dieſe Malerei; die Grottesken, mit denen man alla raffaelesche die Gefäße ſchmückte (Abb. 9), wurden nirgends in Italien übertroffen, und die istoriati

Abb. 12. Moderne italienische Vase im Stile alla raffaelesche.

Digitized by Google

hat man oft umsonst für das gleiche Gewicht an Gold zu kaufen gesucht. Die berühmteste Malerfamilie in Urbino war die Familie Fontana. Sie kam wahrscheinlich Anfang des XVI. Jahrhunderts von Castel Durante; ihr Begründer, Nicola Pellipario, nannte sich Nicola da Urbino, sein Sohn Guido Durantino nahm später den Namen Fontana an und dessen Sohn Orazio machte die Casa Fontana zur berühmtesten von Urbino. Bereits Nicola hatte sich im Figürlichen ausgezeichnet, und mancher nennt ihn den besten Majolikamaler. Er zeichnete seine Figuren scharf und klar, malte die im griechischen Schnitte gehaltenen Gesichter in zarten Tönen und gab seinen Farben einen ungewöhnlichen Reiz des Kraftvollen, Klaren, Bestimmten. Orazio war ein ebenso fleißiger wie talentvoller Maler, dessen Geschicklichkeit, den richtigen Schmelzpunkt der Farben zu bestimmen und danach seine Malerei zur höchsten Stufe zu erheben, unerreicht geblieben ist. Sein Hauptwerk sind die Apothekergefäße für die Hofapotheke des Herzogs Guidobaldo II, welche sich jetzt in der Santa Casa zu Loretto befinden.

In Urbino malte auch Xanto Avelli aus Rovigo. In ihm darf man den fleißigsten Majolikamaler sehen und zugleich auch den typischen Vertreter der majolica istoriata. Nach Kupferstichen zeitgenössischer Künstler, namentlich auch nach Raffael, hat er eine Unmenge figürlicher Malereien geschaffen, viele sehr flüchtig, zahlreiche aber auch mit ernstem Willen und gutem Erfolge.

Xanto ließ viele seiner Stücke in Gubbio bei Maestro Giorgio lüstrieren. Giorgio Andreoli war 1492 von Pavia in Gubbio eingewandert; er besaß das Geheimnis des rubinroten Lüsters und hat dieses eifersüchtig bewahrt. Neben seinen eignen Arbeiten (s. die Abb.) hat er auch ausnehmend viel fremde Arbeiten lüstriert, die zu diesem Zwecke ihm zugesandt wurden. Seine Schillerfarbe leuchtet im auffallenden Lichte tief blutrot wie ein heller Granat oder dunkler Rubin, wirft aber im reflektierten Lichte goldgelbe, kupferfarbige, rote und rotblaue Strahlen zurück. Durch Abbildungen läßt sich dieses Farbenspiel leider in keiner Weise wiedergeben.

Von Gubbio soll das Verfahren, Metallschiller zu erzeugen, nach dem etwa eine Tagereise entfernten Diruta gelangt sein. Man kann aber mit demselben Rechte das Umgekehrte behaupten. Durch die Untersuchung alter Scherbenhaufen hat man festgestellt, daß in Diruta namentlich Arbeiten in der ältesten Form, in Blau und Gelb mit Metallschiller, hergestellt worden sind (s. Abb. 2). Dieser Schiller liegt in einer olivgrünen Glasur, mit welcher die Gefäße überzogen sind; er spielt im zurückgeworfenen Lichte messingfarben, goldig, rötlich und hellblau und heißt daher Perlmutterlüster.

In Venedig hat man frühzeitig Majolika hergestellt, aber — gemäß dem Wesen einer Handelsstadt — mehr Gebrauchsware, wenn auch in feinerer Ausführung. Die Venetianer Malerschule blieb nicht ohne Einfluß (s. Abb. 10).

Als schließlich die Majolika im Kampfe gegen das Porzellan immer wieder unterlag, da entschloß man sich in Oberitalien (Genua, Savona und andere Fabriken), Waren alla porcellana (Abb. 11) herzustellen, indem man einfach die chinesische Blaumalerei nachahmte. Das brachte auch für einige Zeit einen Aufschwung, aber nicht für immer; die Majolika, deren Kunst bereits mit dem XVII. Jahrhundert zu Grabe gegangen war, verlor auch im handwerksmäßigen Betriebe mit dem XVIII. Jahrhundert den Boden unter den Füßen.

Im Jahre 1565 zahlte der Nürnberger Patrizier Willibald Imhoff für vierzig Stück bemalte Majoliken in Venedig 11 Gulden, 1567 für eine Kanne aus Urbino 4 Gulden, damals bereits sehr hohe Preise. Heute sind echte Majoliken im Werte von 1000 bis 10 000 Mark nicht selten; ein Werk von Maestro Giorgio wurde unlängst für 18 000 Mark verkauft. Daher blüht in Italien das Geschäft, altgemachte Nachbildungen als echt zu vertreiben. Daneben aber fertigt man sehr gute Kopien, die als solche bezeichnet und z. B. in Deutschland mit 30 bis 70 Mark bezahlt werden. Endlich hat man in Italien die alten Schätze weiter zu bilden gesucht und auf ihnen stehend sehr Anerkennenswertes geschaffen (Abb. 12). Eine Blüte freilich wie im XVI. Jahrhundert wird nicht wieder erstehen.

Unter den Armeniern.

Erinnerungen eines ehemaligen türkischen Militärarztes.

Von

Egmont Aladin.

(Abdruck verboten.)

Jetzt, wo die Armenier wieder einmal im Mittelpunkt des politischen Interesses stehen, wird es den Lesern dieser Zeitschrift vielleicht nicht unwillkommen sein, sich von ihnen erzählen zu lassen. Das Bild, das ich von ihnen entwerfe, ist nichts weniger als schmeichelhaft, beruht aber auf langjährigen eignen Beobachtungen. Ich habe als türkischer Militärarzt mehreremal an Truppenexpeditionen teilgenommen, welche die türkische Regierung veranstaltete, um die Armenier vor den Kurden zu schützen, und ich habe bei dieser Gelegenheit die ersteren in ihrem Heimatlande kennen und würdigen gelernt.

Auf die Bitte mehrerer armenischen Gemeinden des Palugebiets, einer Hochebene im wildesten Kurdistan, wurden von Erzinghian, als die Trümmer des von den Russen geschlagenen türkischen Heeres sich eben wieder gesammelt hatten, zwei Redif- (Reserve-)Bataillone unter dem Kommando eines Majors dahin abgesandt, denen mich anzuschließen ich eine passende Gelegenheit fand.

Der Kommandant erhielt den strengsten Befehl mit auf den Weg, seine Truppe nur in mohammedanischen Kurdendörfern einzuquartieren und ausschließlich von diesen die notwendigen Lebensmittel („gegen spätere Bezahlung") zu requirieren, mit einem Worte, die Armenier selbst auch nicht durch die allergeringfügigste Forderung irgendwie zu behelligen. So zogen wir ab und überschritten bei harter Winterkälte, unter ungeheuren Schwierigkeiten und nicht ohne Verlust von Menschenleben und eines bespannten Geschützes die wildschauerlichen Felsenpässe der Dersimgebirge, dieses noch von keinem europäischen Reisenden erforschten Riesenbollwerkes von Hocharmenien. Hat man die unteren Thäler desselben hinter sich, so steht man einem geradezu furchtbar starren Felsenlabyrinth himmelhoch übereinander getürmter Titanentrümmer gegenüber. Keine Spur menschlichen Lebens mehr, nur das Tosen der Bergwässer in unabsehbaren Tiefen, ein heiserer Adlerschrei in den Lüften oder unterirdisches Donnergepolter vulkanischer Mächte unterbrechen von Zeit zu Zeit die große unheimliche Stille. Tagelang ziehen wir im Gänsemarsch auf oft kaum fußbreiten Steinbockpfaden an todbringenden Abgründen dahin. Wenn einer dabei das Gleichgewicht verliert und hinabstürzt, zieht man ruhig weiter, ohne sich nach dem Ärmsten umzusehen. „Allah jardim eilesen," murmelt höchstens sein Nebenmann, „Gott möge ihm helfen." Das gilt aber bereits für jene andere Welt.

Auf der Paluebene, unserm Ziele, angelangt, verteilten wir die beiden Bataillone, dem erhaltenen Befehle gemäß, in vier elende Kurdendörfer. Es war dies jenes Raubgesindel, über welches die Armenier sich beklagt hatten, und unser unerbetener Dauerbesuch natürlich eine recht empfindliche Strafe für die ganze, nichts weniger denn wohlhabende Kabyle, welche uns nun ihre gesamten Wintervorräte zur Verpflegung der Truppe („gegen spätere Bezahlung" — ad graecas calendas) ausliefern und selbst dabei so halbwegs an Hunger zu Grunde gehen mußte. Allerdings ein hartes, für die türkische Militärverwaltung selbst aber sehr vorteilhaftes Strafverfahren. Nicht eins dieser vier Dörfer bot menschliche Wohnstätten. Die kleinen, kaum fünf Fuß hohen, zur Hälfte in der Erde steckenden, fensterlosen Häuschen bildeten einen einzigen Raum. Drin das liebe Vieh vom gravitätisch-ernsten Büffel bis zur niedlichen Ziege, Licht und Luft ganz unbekannte Elemente, nur warmer Dunst und dicker Nebel! Eine Ecke dieser Stallung ist durch einen von der Decke herabhängenden fadenscheinigen Kurdenteppich als Aufenthaltsort für die Menschen bezeichnet. An der Wand dieser Prunkstätte des Hauses hängt an der Lehmwand des Besitzers Stolz, sein Sattel und seine Waffen. Ein rundes Loch im Boden, worin gedörrter Büffeldünger glimmt, dient als Herdstätte und Kamin zugleich.

Da kein Schornstein vorhanden ist, verteilt der nicht eben angenehm duftende Rauch sich gleichmäßig im Gemache. Die „Einrichtung“ besteht aus einer Schilfmatte, und verwöhnte Menschen haben noch etwas weiche Streu darunter liegen. „Der leere Raum unter solch ‚schwellender Ottomane‘ wird niemals gereinigt. Dort leben, lieben und gebären die Katzen; dort erblicken Milliarden Flöhe das Licht der Welt; dort träumen Billionen Wanzen des Lebens seligen Traum. Nachts marschieren sie auf, zahlreicher denn die Streiter Sanheribs und peinigen ihren Erbfeind, den Menschen, bis zum Wahnsinn. Die Orientalen wissen sich aber täglich einige Minuten Ruhe zu verschaffen. Die Teigfladen, welche als Serviette und Brot dienen, werden in großen, in die Erde gegrabenen Töpfen, auf deren Grunde Büffeldünger glüht, gebacken. Sobald sie gar sind, entkleiden sich alle Mitglieder ohne Unterschied des Alters und Geschlechts und schütteln ihre Kleidungsstücke über den Töpfen, so daß das betäubte Ungeziefer hineinfällt und knisternd verbrennt, um in Kohlenform im nächsttägigen Fladen gegessen zu werden.“ So schilderte, zwar drastisch, doch buchstäblich wahr, diese Gepflogenheit jener Häuslichkeiten einmal ein ungenannter Verfasser in der „Allgemeinen Zeitung.“

Draußen lag der Schnee sechs Fuß hoch auf dem flachen Dache. Und in einem solchen Loche sollte ich nun einige Monate lang hausen.

Am nächsten Tage unternahm ich einen Rekognoszierungsritt in die Umgebung. Es war eine mäßig große, völlig baumlose Ebene, von den schroffen Bergriesen Dersims umrahmt, auf welcher unsere lieblichen Kurdendorfidyllen lagen. Nachdem ich etwa eine Stunde lang über die weglose Schneedecke, die nur von zahlreichen Wolfs- und Bärenfährten durchzogen war, aufs geratewohl dahingeritten, sah ich vor mir allmählich die Zinnen und Umrisse eines großen Dorfes aus dem Morgennebel tauchen. Darin auch einzelne wohlgebaute, stockhohe Steinhäuser mit Fenstern in der oberen Etage. Eine Kulturoase also in der Wildnis! Ich habe später oft noch überraschendere Visionen gesehen, in fahler Wüstenmondnacht herrliche Paläste von prächtigen Gärten und blühenden Blumen umgeben, die dann in einen Nebelstreif sich lösten. Doch diesmal war's am hellen Tage und keine Fata Morgana. Es war Isabeg, eines jener armenischen Christendörfer, um deren Sicherheit willen wir all' unsere Leiden zu erdulden hatten.

Am Eingange der Hauptstraße sprudelte ein Brunnenquell, dessen klare Wasser sich zu einem kleinen Teich gesammelt hatten. Darin nahmen ungefähr ein Dutzend, augenscheinlich recht abgehärteter armenischer Dorfschönen eben ihr Morgenbad, daß ihre hart gefrorenen Zöpfe nur so aneinander klirrten.

Hier ein Haus mieten, war natürlich mein erster Gedanke. Doch kommen im Orient bei derartigen Geschäften die beiden Beteiligten allein nicht leicht zum Ziele; es muß womöglich immer noch ein dritter dabei sein, „der ehrliche Makler.“ Ich reite also eiligst zurück in unser Troglodytenlager, um mir als diplomatischen Vermittler den Major zu holen. Er ergreift gern die Gelegenheit, für einige Stunden seinen Stall zu verlassen. Im Dorfe angelangt, statten wir zunächst dem Mukhtar und dem Papas — Bürgermeister und Pfarrer — „Höflichkeitsbesuche“ ab. Im Hause des ersteren, dem besten des Ortes, scheint sogar die obere Etage unbewohnt zu sein. Der Major erfaßt seine Aufgabe von der richtigen Seite und stellt mich als „Glaubensgenossen“ vor, den sein christliches Herz nach dieser rechtgläubigen Gemeinde hingezogen hat. Er nimmt dann den Hauseigentümer beiseite, um ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit anzuvertrauen, mir seien die Mohammedaner eine so widerwärtige Gesellschaft, daß ich nicht gern mit ihnen gemeinsam im Kurdendorfe wohnen und deshalb lieber hier, für schweres Geld — pränumerando bezahlt! — mir ein Haus mieten möchte. Damit fanden wir aber keine Gegenliebe, obwohl das erste Stockwerk des Hauses wirklich vollkommen leer und unbenutzt stand. Der Major redete noch eine Stunde lang auf dieses harte Herz mit seinen weichsten Worten ein — vergebens. Nun wollte der wackere Türkenoffizier denn doch aber um keinen Preis eine armenische Niederlage erleiden und deutete dem Bürgermeister an, daß sich im Laufe der Zeit denn doch die Notwendigkeit von Lebensmittelrequisitionen —

gegen spätere Bezahlung — auch aus seinem Dorfe einstellen könnte, wenn er die Wohnung mir durchaus nicht vermieten wolle. Das wirkte augenblicklich. Der Feigling beugte den bisher so starren Nacken vor dieser eigentlich doch recht geringfügigen Drohung, denn wir haben diesmal die bereits mehrfach citierte Formel nicht mit Gänsefüßchen versehen, weil die Regierung armenischen Gemeinden derartige Forderungen principiell, wenn auch häufig ziemlich verspätet, zu bezahlen pflegte.

Der brave Armenier beugte also sein Haupt, küßte den unteren Saum meines Mantels und sprach feierlich mit honigsüßer Stimme: „Du bist der Herr dieses Dorfes, ich stelle es unter deinen Schutz — mein Haus ist dein Haus — und alles, was darin ist, soll hinfort dir gehören. — Ich selbst und meine ganze Familie sind nur deine Sklaven. — Zieh' ein in Frieden." Und der Pfarrer, der sich inzwischen gleichfalls eingefunden hatte, gab seinen Segen dazu.

Dies alles war eigentlich viel mehr, als ich wirklich nötig hatte. Es blieb nur noch die Frage nach dem Preis der Miete zu erledigen. Der Ehrenmann schien darob tief gekränkt und schluchzte förmlich auf, es wäre eine Schande, die ich mit dieser Frage seinem Hause angethan. Geld anzunehmen könnte ihn keine Macht der Welt bewegen, das Glück, einen „so hohen Herrn in goldener Uniform, der sogar ein Christ und nun der Schutzpatron des ganzen Dorfes sei," zu beherbergen, sei mehr als Goldes wert.

Der Major lächelte verständnisinnig und nahm den „Beglückten" abermals beiseite. Darauf stellte dieser ruhig seine Forderung: es war viel mehr als ein Berliner „Tiergartenpreis." Die verlangte Monatsmiete, zwölfmal gezählt, überstieg den Bauwert des ganzen Hauses sehr erheblich. Da sich's bei mir aber nur um einen voraussichtlich kurzen Zeitraum handelte, legte ich, ohne zu feilschen, die Miete für zwei Monate in gutem Golde auf den „Tisch" des Hauses nieder und hielt am nächsten Tage meinen Einzug.

Wir lebten im schönsten Einvernehmen miteinander, von Anfang bis zu Ende. Die zahlreiche Familie des Hauses hatte sich eiligst mit meinem Koch befreundet und fand ersichtlichen Gefallen an den Erzeugnissen seiner Kunst. Dazu erhielt er auch noch den Befehl meinerseits, sich nicht knauserig zu zeigen. Die Großmutter hatte häufig kein Kleingeld im Hause, und ich durfte ihr dann immer solches „einstweilen" zur Verfügung stellen. Etwa zehn Familienmitglieder waren krank und ließen sich vertrauensvoll von mir behandeln. Bei diesen allein aber blieb es nicht, schon vom zweiten Tage an hatte ich im Dorfe eine sehr ausgedehnte ärztliche Praxis, welche bis dahin nur ausschließlich vom Pfarrer mittelst Gebet und Händeauflegen ausgeübt wurde. Von Bezahlung war natürlich keine Rede, und auch die verabreichten Medikamente mußte ich dem türkischen Fiskus aus meiner eignen Tasche ersetzen; Hühner, Eier und sonstige Dinge den guten Leuten aber zum sechsfachen Preise bezahlen. War ich ja auch der „Schutzpatron" und Herr des Dorfes! Eine ganz eigentümliche Sitte herrscht übrigens unter diesen Paluarmeniern, wie ich dergleichen bei anderen später kein zweites Mal mehr gefunden habe. Die Hausfrau gehörte mit zu meinen eifrigsten Patientinnen. Sie trug, wie alle anderen Frauen im Dorfe, auch zu Hause ein großes dickes Tuch turbanartig um Kopf und Stirn gewunden, und ein zweites um die untere Gesichtshälfte, so daß zwischen den beiden Tüchern nur ein ganz schmaler Spalt für die Augen freiblieb. Wenn sie zu mir ins Zimmer trat, schob sie die untere Hälfte der Verhüllung wie ein Visier hinab, so daß ich ihr ganzes, übrigens nichts weniger denn „jugendschönes," dafür aber stets sehr ungewaschenes Antlitz sehen konnte. Mitunter stellte auch ihr Mann sich ein, und sobald sie draußen seine Schritte hörte, verpackte sie schnell ihr Gesicht wieder ordnungsgemäß mit dem Tuche. Ich fragte sie dann einmal gelegentlich, ob denn ihr Gemahl so eifersüchtig wäre — denn nur dadurch schien mir die Sache erklärbar — und erhielt von ihr den überraschenden Bescheid, es wäre dies keineswegs der Fall, aber bei ihnen herrsche die Sitte, daß der Ehemann, solange *seine Mutter* noch am Leben ist, das Antlitz seiner Gattin *nicht sehen darf*. Irgend einen Grund oder Zweck dieser ganz unbegreiflichen „Sitte" vermochten die Leute mir nicht anzugeben. „Bizim nähmusumus böle istér,"

sagten sie, „unsere Ehrbegriffe verlangen es so.“ Merkwürdige Ehrbegriffe!

Später fand ich im Araraigebiete und einigen anderen Gegenden armenische Dörfer, in welchem die Frau vor ihrem Gatten so lange ihr Gesicht verhüllen muß und mit niemandem, die eignen Eltern und Brüder nicht ausgenommen, kein Wort sprechen darf, bis sie das erste Kind geboren.

Vernünftiger ist da doch wohl noch ohne Zweifel das mohammedanische Gesetz, welches der Frau verbietet, einem fremden Manne unverschleiert zu begegnen. Indes wird auch dieses letztere von den meisten Armenierinnen mitbefolgt, wie diese denn überhaupt von Lebensweise, Sitten und Gebräuchen der herrschenden mohammedanischen Völkerschaften im Laufe der Jahrhunderte sich vieles angeeignet haben.

Während meines Aufenthalts im Dorfe war mir auch ferner noch, als einigermaßen unverhältnismäßig, aufgefallen, daß ein etwa drei Jahre alter Junge den bereits sehr grauköpfigen Dorfschulzen „ächbar,“ Bruder, und einen neunzigjährigen Greis „Vater“ nannte. Die Erklärung hierfür bildet eine andere „Sitte,“ welche vorschreibt, daß die Kinder *ihren Vater* bei Lebzeiten des Großvaters eben nur „Bruder“ nennen dürfen. Bezüglich der Mutter ist dies wieder anders; diese wird von ihren Kindern zeitlebens einfach nur mit ihrem *Taufnamen* angesprochen. Übrigens besteht diese letztere Gepflogenheit eines übertrieben patriarchalischen Familienlebens ebenso fast auch bei allen anderen Armeniern.

Im übrigen störten mich diese „Sitten und Ehrbegriffe“ keineswegs in meiner Ruhe, und ich befand mich verhältnismäßig ganz wohl im Hause des armenischen Dorfschulzen. Da kam eines Tages der Major angeritten und hatte zwei große Briefe in der Hand. Einer war an mich gerichtet. Er enthielt die Aufforderung von Marschall Derwisch-Pascha, dem Armeecorpskommandanten aus Erzinghian, meine Wohnstätte in dem armenischen Dorfe unverzüglich aufzugeben, da dessen Bürgermeister mit Pfarrer und der ganzen Gemeinde mittelst einer Kollektiveingabe durch Vermittelung des armenischen Erzbischofs von Palu und des Patriarchats von Konstantinopel über die „gewaltsame Einquartierung eines türkischen Militärarztes“ beim Großvezirat Klage geführt hätten.

Der zweite Brief enthielt einen Verweis für meinen armen Freund, den Major, weil er seinerzeit bei dieser „Gewaltthat“ interveniert hatte.

Am nächsten Morgen verließ der „Herr und Schutzpatron des Dorfes“ dieses ungastliche Gemeinwesen mit den sonderbaren Ehrbegriffen.

Der zu Beginn nicht eben angenehme Brief des Paschas enthielt aber doch noch einen erfreulichen Schlußsatz. Es ward mir darin anheimgestellt, mich, falls ich meine Anwesenheit bei der Expeditionstruppe für nicht unbedingt erforderlich erachtete, nunmehr nach Kharput in Garnison zu begeben.

Da zu Palu noch ein Assistenzarzt vorhanden war, konnte ich mit verhältnismäßig gutem Gewissen diese Frage verneinen und den freundlichen Wink des so verständigen Armeecorpskommandanten schleunigst befolgen.

Wir wanden uns mit Sack und Pack ziemlich mühsam durch die Pässe der schneebedeckten Randgebirge ins Euphratthal hinab. Die armenischen Dörfer werden zahlreicher, je mehr man sich der fruchtbaren Ebene von Kharput nähert. Viele derselben bestehen allerdings nur aus einer Gruppe elender Lehmhütten, ähnlich denen, wie wir sie bereits geschildert haben, häufig aber auch aus Höhlenwohnungen, welche in schräg abfallende Hügellehnen hineingegraben sind. Schon Xenophon hat sie in seiner Anabasis beschrieben. Die Dächer derselben, eine mit Reisig und Erde überdeckte schwache Balkenlage, erheben sich kaum über den Erdboden. Der Eingang ist oben eng wie ein Brunnenloch, durch welches die Menschen auf einer Leiter hinabsteigen. Für das Vieh, das man gleichfalls unten in denselben Räumen zu halten pflegt, sind etwas bequemere Zugänge gegraben. Besonders im Winter, bei hochliegendem Schnee, machen sich diese unterirdischen menschlichen Wohnstätten nur durch den daraus etwa aufsteigenden Rauch dem der Gegend unkundigen Wandrer bemerkbar. So begegnete mir später einmal, als ich in einer trüben Winternacht zwischen Baiburt und Erzerum den Weg verloren und, von hungrigen Wölfen begleitet, durch die Schnee-

Digitized by Google

wüsteneien des Antitaurus irrte, das Mißgeschick, ähnlich dem des „Reiters auf dem Bodensee," ahnungslos über so ein Höhlendorf dahinzureiten. Nicht so glücklich jedoch, wie jener, brach ich plötzlich durch und landete mit meinem Gaul, allerdings ganz wohlbehalten, unten im Kreise der nicht wenig überraschten Familie, welche allda gerade um ihre Abendsuppe versammelt saß.

Es gab auf unserm Wege aber auch wieder einzelne wohlgebaute Armenierdörfer mit hohen Steinhäusern, denen man die Wohlhabenheit ihrer Bewohner ansah. Einige derselben hatten ganz sonderbare Namen, wie Kónak-almás und Käpi-atschmás. Das erste heißt auf deutsch: „Hier werden keine Gäste angenommen," „Wir machen die Thür nicht auf" das andere.

Und die guten Leute, welche sie bewohnten, erwiesen sich den bezeichnenden Namen ihrer Dörfer auch vollkommen würdig.

Während Türken, Araber und selbst die Kurden, das wüste Raubgesindel, es als die höchste Schmach ihres Hauses betrachten, einen obdachsuchenden Fremdling von der Schwelle zu weisen, suchen die Armenier sich aller Gäste möglichst zu erwehren.

Wenn es auf dem Wege Abend werden will, lenkt man nach dem nächsten Dorfe, um sich allda für die Nacht ein Unterkommen zu suchen. Kónak-almás erreichten wir kurz vor Sonnenuntergang. Der herbeigerufene Ortsschulze, der Mukhtar, zu dessen Pflicht und Amtsobliegenheiten es gehört, reisenden Staatsbeamten oder Soldaten eine Nachtherberge anzuweisen, sagte uns, es sei dies ein ganz elendes Dorf und darin ein standesgemäßes Quartier für unsere Herrlichkeit bei bestem Willen nicht zu beschaffen. Aber wenn wir auf seinen guten Rat hören wollten, möchten wir noch etwas weiter ziehen, kaum noch eine Viertelstunde vor uns läge das herrliche Dorf Käpi-atschmás, wo Milch und Honig fließt.

Da ich noch niemals vorher „dieses Weges gefahren," fiel ich der Schlauheit des alten Halunken vertrauensvoll zum Opfer. Wir zogen weiter und immer weiter, bis wir das nächstliegende, angeblich nur ein Viertelstündchen entfernte Dorf nach sechsstündigem Marsche um Mitternacht erreichten. Es war in der That das gerühmte Käpi-atschmás.

Die Leute dieser gastfreundlichen Gegend arbeiteten aber augenscheinlich nach gleichem System. Auch hier kam der Mukhtar, nachdem wir ihn durch energische Kolbenstöße auf seine Hausthür aus dem Schlaf getrommelt, diensteifrig an mich heran, streichelte freundlich lächelnd den Hals meines Pferdes und erzählte mir dabei ebenfalls von einem schönen Dorfe, welches nur noch fünf Minuten vor uns läge. Man höre sogar die dortigen Hunde von hier bellen.

Wenn man bei grimmer Winterkälte so seine sechzehn wohlgezählte Stunden lang oder noch etwas darüber im Sattel saß, läßt man sich nicht gern zum Narren halten. Mit einer kräftigen Maulschelle, „im Namen des Sultans," der seine Leute jedenfalls nicht einfach auf offener Straße erfrieren lassen möchte, unterbrach ich nunmehr die weiteren Schilderungen der Vorzüge des „nahen" Eldorados. Das war ein willkommenes Signal für die müden, froststarrenden Soldaten meiner Eskorte, die nun im Augenblick den biedern Dorfschulzen am Kragen nahmen, und ihm, bevor ich es verhindern konnte, auch ihrerseits noch eine gehörige Tracht Prügel aufgemessen hatten. Das half denn auch, und wir bekamen ein vorzügliches Nachtquartier.

Wehe aber, wenn ein armer, besonders ein mohammedanischer Reisender, dem nicht in dieser Weise die Staatsgewalt zu Gebote steht, auf seinem Wege in einer solchen armenischen Gegend von Nacht und Nebel überfallen wird. Er bliebe, überall abgewiesen, eben schließlich hungernd und frierend auf der Straße liegen. Irgend ein Düngerhaufen dient ihm dann als willkommene Lagerstätte, und die herrenlosen Straßenhunde des Dorfes leisten ihm allein Gesellschaft.

Wir kamen am vierten Abend in Kharput an. Es besteht aus einer auf einem Bergesgipfel terrassenförmig hoch gelegenen Altstadt und einem neueren Gartenviertel, namens Mésre, unten in der Ebene. Dieses ist zumeist von Armeniern bewohnt, doch haben auch die Civil- und Militärbehörden hier ihren Sitz.

Ich melde mich beim Platzkommandanten, Brigadegeneral Hadji Ahmed-Pascha. Ein bereits recht bejahrter dicker Herr, Türke von altem Schlage, dabei aber ein ganz urgemütliches Haus.

Da die Stadt Kharput lediglich Ein-

kehrställe, aber keinen menschenwürdigen Gasthof besitzt und der Pascha selbst mit seiner zahlreichen Familie nur ein ganz kleines Häuschen bewohnt, läßt er den angesehenen armenischen Bankier Eginli-Tarakdschián zu sich bescheiden, um mich demselben „als eben angekommenen Staatsgast vorzustellen." Infolge dieser „Vorstellung" kann der Mann dann landesüblich nicht umhin, mir die gastlichen Räume seines Hauses anzubieten.

Tarakdschián ist augenscheinlich ein sehr reicher Mann. Er führt auch dementsprechend einen großen Haushalt. Jeden Abend wird vor dem Essen drei bis vier Stunden lang Rosinenschnaps getrunken. Eine Menge Freunde des Hauses haben sich dazu eingefunden; ich soll auch mithun, und als ich dankend ablehne, werden leise Zweifel an meinem vorgeblichen — Christentum geäußert. Ein guter Christ, behaupteten sie allen Ernstes, müsse Schnaps trinken, denn Christus habe selbst Wein — der von derselben Pflanze stammt — getrunken und seinen Jüngern dessen Genuß gleichfalls zum Gebot gemacht. Ich verzichtete auf weitere theologische Auseinandersetzungen und wartete mit knurrendem Magen, der seit den letzten vierundzwanzig Stunden nur kalte Winterluft genossen hatte, aufs Abendessen. Das kam auch endlich, so gegen Mitternacht. Es war reichlich, von guter Zubereitung, aber durchwegs — „vegetarisch, strengster Observanz." Eben hatte nämlich die vierzigtägige Fastenzeit begonnen, während welcher diese guten Schnapschristen auch nicht ein einziges Mal Fleisch, Fisch, Butter, ja nicht einmal Eier oder Milch genießen. Brot, Gemüse und Olivenöl sind dann die einzigen gestatteten Nahrungsmittel. Allerdings in mannigfacher Zubereitung.

Am nächsten Morgen ging ich eiligst auf die Wohnungssuche und fand durch gütige Vermittlung meines Gastfreundes Tarakdschián bei einem seiner Anverwandten, einem gewissen Serkis-Agha, zwei mäßige Zimmerchen mit dem nötigen Zubehör für schweres Geld und gute Worte. Der Mann war ein ganz heruntergekommener Trunkenbold, der keinerlei Geschäft zu betreiben schien.

Herr Bankier Tarakdschián besuchte mich während der ersten Tage noch hie und da einmal; als er aber erfuhr, daß ich während der Fastenzeit Fleisch genieße, betrat er meine sündhafte Häuslichkeit nicht wieder. Dafür redete er mich aber doch häufig auf der Straße an, denn er hatte ein besonderes Anliegen. Ich besaß mehrere gute Reitpferde, darunter einen ganz vorzüglichen kastanienbraunen Vollblut-Araber, ein herrliches Tier, für mich von ganz unschätzbarem Werte. Darauf hatte er sein spekulatives Auge geworfen und wollte es mir nun nachgerade gewaltsam abkaufen. Es war mir nicht feil.

Da sandte eines Tages der Kommandant Hadji-Ahmed-Pascha nach mir, um mir eine amtliche — nicht medizinische — Mission nach dem drei Tagreisen entfernten Egin anzubieten. Die Sache sollte „vertraulich behandelt" werden und in Kharput zunächst niemand erfahren, daß ich mich dahin begeben hätte. Nach Einbruch der Dunkelheit ritt ich mit einer kleinen Kavallerieeskorte in aller Stille ab. Meinen Leuten sagte ich, daß ich auf die Jagd zöge und voraussichtlich erst in mehreren Tagen wiederkehren würde.

Das hügelige Land bietet vorerst nur einförmige Scenen, bis man sich in der Nähe von Egin dem Euphrat nähert. Vor uns bereits ist einmal ein Größerer als wir desselben Weges gezogen und hat das nun folgende, großartige Blatt des Weltenbilderbuches in seiner klassisch-nüchternen Weise geschildert: „Ebenso hoch, wie die zackigen, bis zum August mit Schnee bedeckten Gipfel des Munsur-Dagh sich über die Hochebene erheben, ebenso tief senkt sich dann ein Abgrund an ihrem Fuße unter dieselbe hinab. In dieser Schlucht fließt der nördliche Arm des Euphrat; tief unter sich erblickt man plötzlich den brausenden Strom, eingeschlossen von steilen Felswänden, die sich bis zu 3000 oder 4000 Fuß erheben; unten ist das Thal so eng, daß der Fluß es ganz ausfüllt und der Weg in den Fels eingehauen und eingesprengt werden mußte. Dieser Saumpfad, welcher sich oft bis zu einer bedeutenden Höhe erhebt, bildet im Winter die einzig gangbare Straße von dem armenischen Hochlande nach Kurdistan, so recht ein Weg, wie ihn die Maulesel lieben, um am äußersten Rande des Abgrundes hinzutraben. Den steilen Windungen folgend, trugen uns unsere Tiere unter die Schneeregion hinab,

und bald befanden wir uns in einer behaglich warmen Temperatur.

Da uns die Nacht überraschte, so mußten wir wieder eine bedeutende Höhe erklimmen, um das nahe gelegene Dorf Habunos zu erreichen; es war heller Vollmondschein, der Frat glänzte tief unter uns, und die Schneegipfel schlossen uns bald ganz nahe wieder ein. Am folgenden Morgen hatte ich das Vergnügen, an einem Fußpfad längst der Thalwand hinzureiten, welche sich fast senkrecht bis 2000 Fuß über den Strom erhob, zu dem wir uns allmählich wieder hinabsenkten. Die Felsen treten nun immer näher zusammen und nötigen die Straße, an einer scharfen Wendung des Stroms den Thalweg zu verlassen und in endlosen Zickzacks eine sehr bedeutende Höhe zu ersteigen; sobald man den schroffen Kamm erreicht, erblickt man vor sich wieder das Thal des Frat und tief unten die Stadt Egin. Diese Stadt und Amásia sind das Schönste, was ich in Asien gesehen. Amásia ist seltsamer und merkwürdiger, Egin aber großartiger und schöner, die Berge sind hier gewaltiger, der Strom bedeutender. Egin besteht eigentlich aus einer Gruppe aneinander stoßender Dörfer; da alle Häuser mitten in Gärten liegen, die von Nuß- und Maulbeerbäumen, Pappeln und Platanen überschattet sind, so bedeckt die Stadt einen sehr großen Flächenraum. Von oben gesehen, scheint sie ganz im Thale zu liegen, aber wenn man unten am Fuß angekommen ist, so erblickt man einen Teil derselben wieder hoch über den Köpfen, auf allerlei seltsamen Klippen und Felskuppen, und die steilen Felswände des Thals bis zu einer Höhe von 1000 Fuß mit Obstgärten und Weinbergen bekleidet; zahlreiche kleine Gebirgswasser rauschen herab, und an einem derselben zählte ich fünf Mühlen, von denen der Fuß der einen immer auf dem Dache der anderen steht, so daß das Wasser von Rad zu Rad fiel. Zur Zeit der Blüte muß der Anblick von oben unbeschreiblich schön sein!"

Ich habe Egin auch mehreremal zu dieser Blütezeit gesehen, im schönsten Frühlingsprangen. Dann strotzt unter den dunklen Schlagschatten der himmelanstrebenden Steinwände der Thalschlucht ein freudig reiches Leben. Ein dichter grüner Kranz von südlichen Gewächsen schlingt sich um die weiß glänzenden Behausungen in malerischem Durcheinander. Neben der düstern Cypresse leuchten die glühenden Purpurblüten des Granatbaums aus dem Dickicht; zwischen der keuschen Myrte blüht prunkendes Rosengebüsch, und das Silberblatt des Ölbaums mengt sich mit dem glänzenden Laub des stolzen Lorbeers. Duftender Jasmin überwuchert die vor Äonen abgestürzten Felstrümmer.

Dazwischen brausen und schäumen aus den Bergspalten allenthalben die Quellen und Sturzbächlein zum Euphrat nieder, deren krystallklare Wasser, an Felsvorsprüngen und Klippen zu Milliarden demantglitzernder Funken zerschellend, den großen grünen Blütenkranz der Landschaft im Sonnenlicht durchsprühen.

Das ist dann ein Leuchten und Blühen, ein Rauschen und Wehen, ein Singen und Klingen inmitten dieser wahrhaft großartig idyllischen Felsenwelt, wie phantastisch-üppiger Sommertagstraum eines Dichters von Gottes Gnaden, wie ein Märchen aus Tausend und einer Nacht!

Egin ist ein Hauptquartier der Armenier; sie bilden die sehr überwiegende Mehrzahl von den ungefähr 50 000 Einwohnern der Stadt. Wohl der einzige derartige Fall im ganzen türkischen Reiche. Nach altem Brauche verlassen alle reifen Jünglinge jeden Standes ihre Heimat, wandern nach Konstantinopel und kehren gewöhnlich nach zehn bis fünfzehn Jahren als wohlhabende Männer zurück, um die dort erworbenen Schätze hier in diesem fernen Felsenwinkel Asiens dann in Sicherheit und Ruhe zu genießen. Ganz eigentümlich ist dabei die Sitte, daß sie vorher alle erst noch zu Hause sich verheiraten und ihre Frauen, meist im Alter von zwölf bis vierzehn Jahren, zurücklassen. Egin ist also die Stadt der Rentiere und jungen Strohwitwen. Leider ist unter den sonst beinahe durchwegs sehr schönen Töchtern dieser Stadt der Kropf ein außerordentlich verbreitetes Übel.

Während ich heiter und wohlgemut in den Naturgenüssen Egins schwelgte, bemerkte mein Wirt zu Kharput natürlich alsbald meine Abwesenheit. Er teilte Herrn Tarakdschian die höchst auffallende Thatsache mit, daß ich ohne Abschied bei nachtschlafender Zeit, wo jeder anständige „christ-

Übung macht den Meister. Nach dem Gemälde von E. Zimmermann.

Digitized by Google

liche“ Staatsbürger ruhig seinen Rosinenschnapsrausch zu verschlafen pflegt, in aller Stille zum Tempel hinausgeritten sei. Der konnte sich nicht enthalten — neugierig sind sie nämlich alle, wie die Ziegen — beim Pascha gelegentlich Nachfrage zu halten. Dieser sagte ihm gleichfalls, ich dürfte wohl eine größere Jagdpartie unternommen haben, wohin, wisse er selber nicht. Ein paar Tage darauf war im ganzen Nest die Sensationsnachricht verbreitet, ich sei — durchgebrannt.

Allsogleich kommt Tarakdschián händeringend angestürzt und eröffnet dem Pascha, daß er ein ruinierter Mann sei. Er habe mir einen hohen Geldbetrag geborgt, und ich habe als nur teilweise Sicherheit dafür, in Gegenwart zweier Zeugen, die er gleich mitgebracht hatte, ein ganz wertloses Pferd, den — braunen Araber, ihm verpfändet. Er möchte nun das Pferd immerhin zunächst unter seine Obhut nehmen.

Der Pascha lächelt und tröstet den unglücklichen Armenier mit der Versicherung, daß er selbst, wenn ich nicht wiederkehren sollte, persönlich für meine Schulden haste, falls dieselben dann auch glaubwürdig nachgewiesen werden könnten.

Nicht lange nachher trabte ich eines schönen Abends wohlgemut und nichts Böses ahnend — weil schuld- und schuldenfrei — in Mésre ein.

Herr Tarakdschián besaß die Frechheit, mich am nächsten Morgen in aller Frühe zu besuchen. Er habe den ganzen Schwindel nur deshalb anlegen wollen, versicherte er, damit das kostbare Pferd während meiner Abwesenheit in seinem Stalle eine aufmerksamere Pflege genieße und nicht gar vielleicht in unrechte Hände komme. Es handelte sich nur um einen Freundschaftsdienst, wie der Biedermann treuherzig versicherte.

Das war mir denn doch zu arg. Ich springe auf, rufe wutschnaubend: „Deine Freundschaft, sie ist doch nur ein leerer Wahn!“ und es gelingt mir noch, den Rückzug des sich schleunigst Empfehlenden wirkungsvoll zu unterstützen.

Er ließ später aber noch einmal bei mir anfragen, ob ich ihm nicht doch den braunen Araber verkaufen möchte. Der brave Gaul ertrank übrigens später in den Wellen des Euphrat, als wir miteinander den hochgehenden Strom durchschwimmen wollten. So war es mir nachgerade doch noch lieber, als daß ich ihn lebend in den Händen des Armeniers gewußt hätte.

Bald darauf wurden wir mit einigen Bataillonen von Kharput in die Berge von Máraſch gesandt, um einen dort ausgebrochenen Kurdenaufstand zu unterdrücken. Wir hatten bei Rum-Kâleh, auf einem die ganze Gegend beherrschenden Felsengrat, in der Nähe der Ruinen der alten römischen Burg Zeugma, unser Lager aufgeschlagen.

Wenn ich in sternhellen Frühlingsnächten da vor meinem Zelte lag, in alte Träume versunken, und den Blick dann von den Geschützrohren und Gewehrpyramiden, an denen gespensterhaft das Licht des Mondes so blinkte, endlich schlummermüde nach den verwitterten Trümmern des alten Römerschlosses hinüberschweifen ließ, sah ich dort zuweilen einen schlanken Schatten zwischen den geborstenen Marmorsäulen wandeln.

„Der Euphrat glitzerte tief unten in einer felsigen Schlucht und sein Rauschen erfüllte die Stille des Abends. Da schritten Cyrus und Alexander, Xenophon, Cäsar und Julian im Mondenschein vorüber; von diesem selben Punkte hatten sie das Reich der Chosroes jenseit des Stromes gesehen, und gerade so gesehen, denn die Natur ist hier von Stein und ändert sich nicht. Da beschloß ich, dem Andenken des großen Römervolkes die goldenen Trauben zu opfern, die sie zuerst nach Gallien gebracht, und die ich von ihres weiten Reiches westlicher Grenze bis zur östlichen getragen. Ich schleuderte die Flasche von der Höhe hinab, sie tauchte und tanzte und glitt den Strom hinab, dem Indischen Weltmeere zu. Sie vermuten aber sehr richtig, daß ich sie vorher geleert hatte; ich stand da wie der alte Zecher:

Trank letzte Lebensglut
Und warf den heiligen Becher
Hinunter in die Flut.
Ich sah ihn stürzen, trinken,
Des Euphrat gelbe Flut
Die Augen thäten mir sinken —

Ich trank nie einen Tropfen mehr. Die Flasche hatte einen Fehler gehabt: sie war die letzte gewesen.“

Es war der große Moltke, der einst allda gestanden, seine letzte leere Champagnerflasche in den Strom geschleudert und dessen Schatten ich gesehen hatte.

(Abdruck verboten.)

In der im Laufe der letzten Jahre stark angewachsenen Afrikalitteratur nimmt Slatin Paschas „Feuer und Schwert im Sudan“ (Leipzig, F. A. Brockhaus) einen hervorragenden Platz ein. Kann der Verfasser auch nicht von großen Erfolgen erzählen, die von ihm im schwarzen Erdteil errungen worden sind, so muß man doch die Zähigkeit und das Geschick bewundern, die er in der Verteidigung des verlorenen Postens bekundete, auf den er gestellt war. Mehr noch imponiert dann die geistige Elastizität, die Slatin Pascha alle Schrecknisse einer zehnjährigen Sklaverei nicht nur ertragen, sondern ihn geistig und körperlich ganz ungebrochen aus ihr hervorgehen ließ. Es ist in der That erstaunlich: dem Manne, der fünfzehn Jahre von aller europäischen Kultur abgeschlossen gelebt hat, in Verhältnissen, die seiner ganz unwürdig waren, entweder von einer heuchlerischen Freundschaft des Mahdi und seines Nachfolgers beglückt, die zu ertragen nicht leicht war, oder von ihrer Ungnade wie der niedrigste Sklave gehalten und ständig mit dem Tode bedroht, — diesem Manne fehlt es, nachdem ihm endlich die gefahrvolle Flucht gelungen, nicht an geistiger Ruhe und Sammlung, um sich sofort ans Werk zu begeben und die Erlebnisse während seines fünfzehnjährigen Aufenthalts im Sudan zu Papier zu bringen. Wer die Bedeutung eines Mannes nicht lediglich nach den Erfolgen, die ihm das Glück zugemessen hat, zu beurteilen gewohnt ist, sondern zähe Energie, Klugheit und Tapferkeit auch dort bewundert, wo sie erfolglos bleiben mußten, wird sicher nicht anstehen, Slatin Pascha zu den hervorragendsten Europäern zu zählen, deren Name mit der Erschließung Afrikas verknüpft ist. Slatin stand 1878 als Leutnant beim Regiment Kronprinz Rudolf an der bosnischen Grenze, als ihn ein Brief Gordon Paschas, mit dem er 1874 auf einer kurzen Reise nach dem Sudan in brieflichem Verkehr gestanden hatte, einlud, nach dem Sudan zu kommen und unter Gordon in ägyptische Dienste zu treten. Sofort nach Beendigung des bosnischen Feldzuges folgte Slatin dieser Einladung und traf Mitte Januar 1879 in Chartum ein. Anfang Februar ernannte ihn Gordon zum Finanzinspektor mit dem Auftrage, das Land zu bereisen und die Ursachen zu erforschen, warum die Bewohner des Sudan sich bei den äußerst mäßig bemessenen Steuern fortgesetzt beschwerten, während andererseits die Regierung wieder über die zu der Größe und den Erträgnissen des Landes in gar keinem Verhältnis stehenden geringen Steuereinnahmen Aufklärung zu haben wünschte. Nachdem Slatin diese Aufgabe erledigt hatte, wurde er zum Gouverneur von Dara (Süd- und Westdarfur) ernannt. Trotzdem er der einzige Europäer — von einigen griechischen Kaufleuten abgesehen — in dieser Provinz war und trotzdem er sich sehr bald von allen Verbindungen abgeschnitten sah, vermochte sich Slatin doch fast fünf Jahre lang in dieser Stellung zu halten und seine Autorität zu wahren. Der durch die fortschreitenden Erfolge des Mahdi überall im Sudan geweckte religiöse Fanatismus drohte schließlich allerdings auch das Vertrauen der eingeborenen Soldaten zu Slatin zu untergraben, und er wäre wahrscheinlich ein Opfer dieses Fanatismus geworden, wenn er sich nicht entschlossen hätte, ihr Vertrauen dadurch zurückzugewinnen, daß er sich öffentlich als Anhänger Mohammeds bekannte. „Ich war mir darüber klar,“ schreibt Slatin, „daß dieser Schritt von mancher Seite Mißbilligung finden würde, doch er mußte gemacht werden. Ich sah darin das einzige Mittel, den Intriguen die Spitze abzubrechen, die meine Thätigkeit zu lähmen drohten, und ich hielt es für meine Pflicht, nichts unversucht zu lassen und selbst den Schein des Glaubenswechsels auf mich zu nehmen, um das mir anvertraute Land der Regierung so lange zu erhalten, als es in meiner Kraft stand. Wenn auch stets geneigt, jeden nach seiner Art selig werden zu lassen, war ich doch, streng religiös erzogen, aus Überzeugung immer ein guter Christ gewesen, und darum kostete mich dieser Schritt trotz aller Vernunftgründe ein größeres Maß von Überwindung, als ich vorausgesetzt hatte. Nach Sonnenaufgang gab ich Mohammed Effdi Farag den Befehl, sämtliche Truppen der Garnison ausrücken zu lassen und mich zu erwarten, dann ließ ich Zogal Bey, den Kadi Achmed wolad el Beschir und den Sir el Tudjar (Obersten der Kaufleute) Mohammed Achmed zu mir rufen. In ihrer Begleitung ritt ich zu meinen innerhalb der Befestigung aufgestellten Soldaten und begab mich mit den Offizieren in das Innere des auf mein Kommando gebildeten Karrees. ‚Soldaten,‘ sprach ich, ‚wir haben schwere Zeiten durchzumachen, doch in der Gefahr zeigt sich der Mann. Ihr habt bisher tapfer und treu

bei mir ausgehalten, und ich bin überzeugt, ihr werdet es auch ferner thun. Wir kämpfen für den Herrn des Landes, für unseren Herrn, den Chediwe, wir kämpfen aber auch für unser Leben. Ich habe stets Leid und Freud mit euch geteilt, euch auch in der Gefahr nicht allein gelassen, und so werde ich es auch fernerhin halten. Mein Leben ist nicht mehr wert als das eure!' — ‚Gott verlängere dein Leben, Gott erhalte dich,' riefen die Soldaten. — ‚Ich habe zu meinem Erstaunen gehört,' fuhr ich fort, ‚daß viele von euch mich als einen Fremden und einen Ungläubigen betrachten! Auch ihr gehört nicht alle demselben Stamme an, und wenn auch mein Geburtsland weit von hier liegt, bin ich doch kein Fremder mehr im Lande, sondern längst der eurige geworden. Ich bin nicht ungläubig, sondern gerade so gläubig wie ihr selbst.' — ‚Eschhato ena lei illahi il allah, Mohamed rasul allah!' schrien die Soldaten, schwangen freudig ihre Waffen und riefen mir ihre Glückwünsche zu. Zogal und die Offiziere näherten sich mir und schüttelten meine ihnen dargereichte Hand. Als wieder Ruhe eingetreten war, versprach ich ihnen, von heute an jeden Freitag öffentlich mit ihnen das Gebet zu verrichten, ließ das Karree auflösen und die Leute einrücken. Damit war die Sache erledigt. Zogal Bey und die anderen lud ich nebst den Offizieren zu mir und bewirtete sie mit Erfrischungen. Alle gaben ihrer Freude Ausdruck, versicherten mir ihre Treue und Anhänglichkeit und thaten, als ob sie an der Aufrichtigkeit meiner Bekehrung keinerlei Zweifel hegten; mit derselben Überzeugung nahm ich den Ausdruck ihrer Gefühle entgegen. Als ich sie entließ, befahl ich Mohammed Farag, aus unseren Schlachtviehvorräten zwanzig der besten Stiere auszuwählen und als Festgeschenk (Karama, Opfermahl) unter die Mannschaft zu verteilen: den Offizieren wurde auf meine Rechnung je ein Rind ausgefolgt. Mein Entschluß schien bei den Soldaten die beste Wirkung hervorgebracht zu haben; sie waren freudig erregt, kampfeslustig und begierig, gegen den Feind zu ziehen, der sich immer stärker fühlte und immer dreister wurde." Trotz einzelner taktischer Erfolge siegte schließlich die Übermacht des Mahdi; zu Ende des Jahres 1883 mußte sich Slatin auf Gnade oder Ungnade ergeben. Hatte ihm sein scheinbarer Übertritt zur Religion des Propheten auch nicht die Macht erhalten können, so rettete er ihm doch zweifellos das Leben. Denn der Mahdi empfing ihn mit Freundschaftsversicherungen und wies ihm, allerdings mehr, um ihm jeden Fluchtversuch unmöglich zu machen, als um ihn zu ehren, einen Platz in seiner nächsten Umgebung an. Das — allerdings gerechtfertigte — Mißtrauen des Mahdi und seines Nachfolgers Abdullahi ist auch während der zehn Jahre, die sich Slatin in ihrer Gefangenschaft befand, niemals ganz gewichen. Oft aber steigerte es sich so, daß Slatins Leben nur noch an einem Faden hing und daß er, in Ketten gelegt, sich der grausamsten Behandlung ausgesetzt sah. Immer aber behielten ihn der Mahdi sowohl wie der Chalifa Abdullahi in ihrer nächsten Nähe, und Slatin hatte auf diese Weise Gelegenheit, die beiden Gewalthaber genauer zu beobachten als irgend ein anderer Europäer. „Der Mahdi war von hoher, breitschultriger Gestalt und lichtbrauner Hautfarbe, hatte massive Körperformen, einen auch im Verhältnis zu diesen fast noch zu großen Kopf mit leuchtenden schwarzen Augen; ein dunkler Bart umrahmte sein Gesicht, Nase und Mund waren gut geformt und beide Wangen durch drei Einschnitte tätowiert. Er hatte die Gewohnheit, immer zu lächeln und sein weißes Gebiß zu zeigen. Die oberen Schneidezähne waren voneinander etwas getrennt, eine Eigenschaft, Felega genannt, die im Sudan als Merkmal besonderer Schönheit gilt und deren Besitzer glücklich gepriesen wird. Aus diesem Grunde wurde auch der Mahdi von der weiblichen Bevölkerung mit dem Schmeichelnamen ‚Abu Felega' benannt. Er trug eine etwas zu kurze, vielfach geflickte Guppe, die jedoch sehr sauber gewaschen und mit allen Arten von Wohlgerüchen, wie Sandelöl, Moschus, Rosenwasser u. s. w. parfümiert war; ein eigentümlicher Geruch strömte deshalb von ihm aus, der seinen Anhängern als ‚Richet el Mahdi' (der Geruch des Mahdi) bekannt war und mit den im Himmel herrschenden Wohlgerüchen verglichen wurde." Slatin sah den Mahdi Chartum erobern und das Ende Gordon Paschas. Fast wäre es ihm geglückt, vorher aus der Gefangenschaft des Mahdi zu entweichen und nach Chartum zu entkommen, — in diesem Falle würde er zweifellos das Schicksal Gordons geteilt haben. Auch den Tod des Mahdi schildert Slatin als ein Ereignis, dessen Augenzeuge man ihn fast nennen kann. „Um die Mitte des Juni erkrankte der Mahdi plötzlich und erschien einige Tage nicht zum Gebet. Doch legte man der Krankheit in den ersten Tagen keinerlei Bedeutung bei, da ihm ja von dem Propheten, wie er seinen Anhängern oft erzählt hatte, die frohe Botschaft zu teil geworden war, daß er Mekka, Medina und Jerusalem erobern und erst dann nach langem glorreichem Leben in Kusa aus diesem Leben scheiden werde. Es war jedoch kein leichtes Unwohlsein, das den Mahdi befallen hatte; er war schwer am Typhus erkrankt, und schon am sechsten Tage seines Leidens fürchteten die ihm Nahestehenden für sein Leben. Der Chalifa Abdullahi, der ja das meiste Interesse an dem Ausgange der Krankheit hatte, wich Tag und Nacht nicht von seinem Bette und blieb für uns unsichtbar. Am Abend des sechsten Tages erging an die um das Haus des Mahdi und in der Djame versammelte Menschenmenge der Befehl, Gebete für die Genesung des in Gefahr schwebenden Herrn und Meisters zu verrichten, und dadurch ward erst die Gefährlichkeit seines Zustandes allgemein bekannt. Am Morgen des siebenten Tages hatte die Krankheit solche Fortschritte gemacht, daß an dem Ende des Mahdi nicht mehr gezweifelt werden konnte. Er war bisher mit den Hausmitteln seiner Frauen und mit Medizinen sudanesischer Kurpfuscher behandelt worden; nun im letzten Augenblick, als die Gefahr am höchsten, holte man Hassan Seki, einen der verhaßten Ägypter, der Arzt im Militärlazaret in Chartum gewesen und durch einen glücklichen Zufall dem Gemetzel nach dem Falle der Stadt entkommen war, und befahl ihm, den

Kranken zu retten. Der Arzt erklärte, daß sich die Krankheit in einem Stadium befinde, daß es zur Zeit nicht angezeigt sei, Medizinen anzuwenden, er hoffe aber, daß die kräftige Natur den Patienten mit Gottes Hilfe noch retten werde. Hassan Seki erkannte wohl, daß menschliche Hilfe nicht mehr möglich sei, war auch überhaupt nicht geneigt, helfend einzugreifen, und fürchtete überdies, daß er, wenn er dem Kranken eine Medizin verabreichen und dieser, wie er bestimmt voraussah, dann sterben würde, als dessen Mörder angesehen worden und der größten Gefahr ausgesetzt gewesen wäre. Die Krankheit hatte ihren Höhepunkt erreicht. Das Angareb des Mahdi umstanden seine drei Chalifas und die nächsten Verwandten und einige andere besonders ausgezeichnete Getreue, die die Erlaubnis erhalten hatten, in das aus roten Backsteinen erbaute Krankenzimmer zu treten. Der Kranke kam nur von Zeit zu Zeit zur Besinnung; als er sein Ende herannahen fühlte, sagte er mit schwacher Stimme zu den Umstehenden; ‚Chalifa Abdullahi ist durch den Propheten zu meinem Nachfolger bestimmt, er ist von mir, ich bin von ihm; so wie ihr mir gefolgt und meine Befehle ausgeführt habt, so haltet es auch mit ihm. Gott erbarme sich meiner.‘ Mit seiner letzten Kraftanstrengung hauchte er noch einigemal das mohammedanische Glaubensbekenntnis: ‚Lei illahi il allah, Mohamed rasul allah‘, legte die Hände auf die Brust, streckte sich und war verschieden. Neben dem noch nicht erkalteten Leichnam leistete man dem Chalifa Abdullahi das Versprechen der Treue. Said al Meki war der erste, der dessen Hand ergriff, seine Unterthänigkeit bezeugte und Treue gelobte; seinem Beispiele folgten die beiden Chalifas und dann alle Anwesenden. Da eine Geheimhaltung nicht möglich war, teilte man den Tod des Mahdi der harrenden Menge mit, verbat aber zugleich auf das strengste Weinen und Wehklagen und versprach, daß der Chalifa des Mahdi, dessen Nachfolger, später den Versammelten das Treuegelöbnis abnehmen werde. Die Hauptfrau des Mahdi, Sadina Aischa Um el Mumenin (unsere Herrin Aischa, Mutter der Gläubigen), die sich vermummt in die Ecke gekauert und den Tod ihres Herrn und Gebieters abgewartet hatte, erhob sich und begab sich in die Häuser des Mahdi, um den dort harrenden Weibern die Trauerbotschaft zu überbringen. Trotz des wiederholt eingeschärften Verbotes hörte man doch aus vielen Häusern das Weinen und Wehklagen der Weiber über das Hinscheiden des Mahdi el Montesser, der, wie das Gerücht ging, aus Sehnsucht nach Gatt, seinem Herrn, freiwillig dieses irdische Jammerthal verlassen hatte. Während einige der Anwesenden den Leichnam wuschen und in Leichentücher hüllten, gruben die anderen im Sterbezimmer selbst das Grab, das schon nach zweistündiger Arbeit vollendet war. Die drei Chalifas legten den Toten in die Grube, deckten sie mit Ziegeln zu, häuften die ausgegrabene Erde darüber, gossen Wasser darauf und beteten mit aufgehobenen Händen das Fatha für den Verstorbenen. Nun erst konnte man darauf bedacht sein, die erregte Menge zu beruhigen. Zuerst rief man uns, die Mulagemie des neuen, von nun an ‚Chalifa el Mahdi‘ genannten Herrschers, nahm uns den Treuschwur ab und befahl dann, den Predigerstuhl des Mahdi bei dem Eingange der Djame aufzustellen und die Menge auf das Erscheinen des Chalifa vorzubereiten. Dieser verließ das frische Grab seines Herrn und bestieg die Kanzel zum erstenmal als Gebieter. Er war aufgeregt; Thränen rollten ihm über die Wangen, und er begann mit zitternder Stimme zu sprechen: ‚Freunde des Mahdi, der Wille Gottes ist unabänderlich, der Mahdi hat uns verlassen, er ist eingegangen in den Himmel, wo nur ewige Freude herrscht; auch wir werden ihm nachfolgen, wollen aber bis dahin seinen Lehren gehorchen. Wir wollen einander unterstützen, wie die Steine und Wände eines Bauwerks einander unterstützen; das Glück ist unbeständig, haltet darum mit beiden Händen das Glück fest, zu den Freunden des Mahdi zu gehören und verlaßt niemals den Weg, den er uns angezeigt. Ihr Freunde des Mahdi, ich bin der Chalifa des Mahdi (d. h. sein Nachfolger), gebt mir euer Treueversprechen.‘ Nun wiederholten alle, die es hören konnten, die ihnen mit lauter Stimme vorgesprochene Baia, die Gelöbnisformel: ‚Im Namen Gottes, des Barmherzigen, des Gütigen. Wir versprechen Gott und dem Propheten und dir, dem Chalifa des Mahdi, auf Gott zu vertrauen, nie an ihm zu zweifeln, weder zu stehlen noch Ehebruch zu treiben, weder Falschheit zu üben noch deine Wohlthaten mit Undank zu vergelten, wir versprechen dir, der Welt zu entsagen und auf sie Verzicht zu leisten, und werden den Glaubenskrieg nie fliehen.‘ Denjenigen, welche das Gelöbnis geleistet hatten, wurde befohlen, sich zu entfernen und andern Platz zu machen. Das entsetzliche, leidenschaftliche Gedränge, bei dem man Gefahr lief, erdrückt zu werden, dauerte bis zum Einbruche der Nacht. Die anfängliche Erregung des Chalifa war verschwunden, er hatte längst aufgehört zu weinen und freute sich jetzt über die wild heandrängenden Menschenmassen, die sich immer wieder erneuerten und es nicht erwarten konnten, seine immer gleichlautende Predigt zu hören und ihm den Eid der Treue zu leisten. Er war von dem vielen ungewohnten Sprechen schon bis zur Unverständlichkeit heiser und stieg von Zeit zu Zeit von der Kanzel, um seine ausgetrocknete Kehle mit Wasser anzufeuchten; doch das Bewußtsein, nun der Beherrscher dieser Massen zu sein, verlieh ihm Kraft und Ausdauer, und erst nach eingetretener völliger Dunkelheit ließ er sich dazu bewegen, den Predigerstuhl zu verlassen“. — Nach Slatin — und jeder muß ihn für einen klassischen Zeugen halten — bedeutet die Herrschaft des Mahdi und seines Nachfolgers für den Sudan nicht einen Fortschritt, sondern ein Zurücksinken in vollkommene Barbarei und einen unerhörten Despotismus.

Und dennoch gibt es Leute, die der Ausbreitung des Islam im Sudan das Wort reden. Als quasi Quintessenz seiner Beobachtungen finde ich in dem Werke „Adamaua,“ Bericht über die Expedition des deutschen Kamerunkomitees in den Jahren 1893—1894 von Dr. Siegfried Passarge (Geographische Verlagshandlung

Dietrich Reimer in Berlin) die Bemerkung des Verfassers, die sich nach dem vorangegangenen direkt gegen die Thätigkeit der christlichen Missionen wendet: „So wie die Verhältnisse heutzutage liegen, kann man im Interesse unserer Kolonien nur wünschen, daß der Islam unter den Westafrikanern schnelle Fortschritte machen und sie damit dem segensreichen Einfluß europäischer Erziehung entziehen möge, so bedenklich in vieler Hinsicht die Ausbreitung dieser Religion auch für uns sein muß. Einmal ist sie für den Neger viel geeigneter als das Christentum, und zweitens tritt der Mohammedaner sofort in ein anderes Verhältnis zu dem herrschenden Europäer. Es ist für eine europäische Regierung viel leichter, dem Mohammedaner gegenüber Autorität zu bewahren als dem christianisierten Neger. Denn das Moment, welches jenen gefährlich macht, nämlich die plumpe Vertraulichkeit im gesellschaftlichen Verkehr, fällt bei jenen weg. Der Mohammedaner wird stets exklusiv sein.“ Ich verstehe es vollkommen, wenn unter den Herren, die praktisch in Afrika thätig gewesen sind, sich vielfach eine Reaktion gegen die übertriebenen humanen Theorien geltend macht, die auf Grund einiger bedauernswerter Vorkommnisse in den Kolonien in Deutschland gegenwärtig als einziges Bildungsmittel für die schwarze Rasse empfohlen werden. Ich nehme auch gar keinen Anstoß daran, daß Dr. Siegfried Passarge sehr ernsthaft von der „nützlichen Nilpferdpeitsche“ spricht, bin vielmehr der Ansicht, daß sie, ihre richtige Anwendung vorausgesetzt, ganz unentbehrlich ist. Auch wenn Dr. Passarge erklärt, daß das Verhältnis des Sklaven zu seinem Herrn in Afrika nichts Anstößiges hat und daß man den Sklaven viel richtiger einen Hörigen nennen würde, mag er recht haben. Nur übersieht er dabei, daß dieses Verhältnis erst in Kraft tritt, wenn der Sklave wirklich einen Herrn gefunden hat, dem er Nutzen bringt und der ihn um dieses Nutzens willen leidlich hält, daß aber neunundneunzig Menschen von den Sklavenjägern gemordet, aus ihren Ansiedelungen vertrieben und ihres Eigentums beraubt werden und erst der hundertste soviel Lebenszähigkeit beweist, um des gepriesenen Glückes der Sklaverei teilhaftig zu werden. Das hätte Dr. Passarge um so weniger übersehen dürfen, da er auf der von Herrn von Uechtritz geführten Expedition nach Adamaua mehrmals Sklavenjägern mit ihren unglücklichen Opfern begegnete und hierbei um Worte des Entsetzens und des Mitleids nicht in Verlegenheit ist. Auch um die Ansicht, daß der Islam eine für den Neger viel geeignetere Religion ist als das Christentum, will ich mit dem Verfasser nicht streiten. Es würde dabei wohl auf nichts anderes hinauskommen, als daß wir über die Bedeutung der Worte „Religion“ und „geeignet“ ganz verschiedener Meinung sind. Für Dr. Passarge steht bei der Frage der Kolonisation der praktische Nutzen in erster Linie. Vergebens aber frage ich mich, wie die Ausbreitung des Islam unter den Negern der Westküste den praktischen Nutzen unserer afrikanischen Kolonien fördern soll? Denn der Islam erzieht weder zur Arbeit, noch steigert er die Kultur, er macht die Schwarzen also weder zu Produzenten, noch zu Konsumenten. Höchstens — und das wäre der einzige Nutzen, den man ihm nachrühmen kann, dessen Kosten aber die Hamburger Kaufleute zu tragen haben würden — entzieht er uns ein Absatzgebiet für schlechten Alkohol. Beides aber thut die christliche Lehre, und daher sollten auch Leute, die die Kolonie nur als eine Quelle von Reichtümern betrachtet wissen wollen, den christlichen Missionaren dankbar sein, die es sich zur Aufgabe gesetzt haben, das Christentum unter den Heiden zu verbreiten. Dr. Passarge ruft für seine Anschauungen einen Zeugen an, von dem er wohl meint, daß sich nichts gegen ihn einwenden lasse, indem er das folgende Geschichtchen erzählt: „Ein Herr sagte mir einmal, er hätte unter den Negern noch keinen anständigen Menschen kennen gelernt, die größten Halunken seien aber die sogenannten Christen. Er mußte sie kennen, denn er gehörte selbst der Baseler Mission an.“ Mit solchen Geschichten sollte niemand operieren, der ernsthaft genommen werden will. Graf Hoensbroech, der über evangelische Aufgaben der Gegenwart sprechende Exjesuit, thut das zwar auch, und er bildet sich ein, mit Windthorstschen Bonmots dem Kathalizismus tödliche Wunden versetzen zu können. Dr. Passarge wird den Vergleich nicht übel nehmen, er ist cum grano salis zu verstehen. Aber sein Gewährsmann ist mir wirklich kein klassischer Zeuge, nicht trotzdem, sondern gerade weil er selbst der Baseler Mission angehörte. Denn die guten Erfolge der Baseler Mission haben auch von Leuten, denen die Ausbreitung des Christentums unter den Negern ganz gleichgültig sein würde, wenn diese für sich nicht materielle Vorteile im Gefolge hätte, so unbedingte Anerkennung gefunden, daß eine das Gegenteil konstatierende Äußerung eines Mitgliedes der Baseler Mission, von der man noch dazu nicht weiß, in welchem Zusammenhange und in welcher Stimmung sie gethan worden ist, gar nichts beweist. Auch Passarge hat sich in seinem Urteil wohl weniger durch sie, als durch das anmaßende und vielfach lächerliche Auftreten der christianisierten Hosenneger in den englischen Kolonien der Westküste beeinflussen lassen. Aber gerade, was ihm so anmaßend und lächerlich dünkt — daß diese Schwarzen über eine karrikierte Kopie des Europäers nicht hinauskommen, widerlegt am besten die von ihm gehegte Befürchtung, die Neger würden sich bei weiterer Ausbreitung des Christentums sehr bald von den weißen Herren emanzipieren. Das eine Gute muß den „Hosennegern“, wie Passarge die schwarzen Christen an der Küste nennt, wenigstens gelassen werden, — daß sie nämlich ihre Hosen und was sonst dazu gehört, aus Europa beziehen, und das sollte gerade Passarge von seinem Standpunkt als einen wesentlichen Vorteil des Christentums vor der Religion Mahammeds preisen. Aber der Verfasser ist in seinem Resumé nicht ganz logisch, er widerspricht sich nicht selten selbst und legt dem Äußerlichen eine übertriebene Bedeutung bei, während er den Kern der Sache übersieht. Um so interessanter ist seine Schilderung der Uechtritzschen Expedition nach Adamaua, auf der es

vielfach zu abenteuerlichen Zwischenfällen kam. Das umfangreiche Werk ist bildlich sehr reich ausgestattet.

Da ich einmal in Deutschafrika bin, so möchte ich hier den Roman „Tropen-Koller“ von Frieda Freiin von Bülow (Berlin W., F. Fontane & Co.) erwähnen, der in Deutschostafrika spielt, wo die Verfasserin, wie bekannt, zuerst als Krankenschwester, dann als Leiterin der von ihrem Bruder angelegten Plantage lange gelebt hat. Der Titel klingt ein wenig sensationell im minder guten Sinne, das Werk selbst ist sensationell im allerbesten Sinne. Es ist nämlich ein ausgezeichneter Roman, der ebenso sehr durch die Handlung wie durch die sichere Charakteristik der Persönlichkeiten fesselt, und zugleich das erste Werk, das das Leben in den deutschostafrikanischen Küstenstädten künstlerisch und anschaulich schildert. Wenn der Roman in Deutschland nicht verschlungen werden sollte, so wäre mir das nur ein Beweis dafür, daß die vorhandenen kolonialen Interessen von kolonialen Vereinen und Zeitungsleitartikeln mehr verzehrt als genährt werden. Vielleicht schreckt auch manchen von der Lektüre die durch die Zeitungen gegangene Nachricht ab, daß irgend einer der in Afrika thätig gewesenen Herren sich veranlaßt gesehen habe, die Verfasserin wegen Beleidigung zu verklagen. Demjenigen, der den Roman gelesen hat, muß das ungeheuerlich klingen; denn alle Figuren darin sind Schöpfungen künstlerischester Objektivität, und die Absicht, zu beleidigen, hat der Verfasserin unbedingt sehr fern gelegen. Von der Absicht, zu nutzen, ist sie wahrscheinlich um so mehr beseelt gewesen, und diese Absicht wird sie auch sicher erreichen, wenn der Roman so viel gelesen wird, wie er gelesen zu werden verdient.

Eine Ägyptentouristin, in der das geheimnisvolle Land tiefere Eindrücke zurückgelassen hat, ist Marie Gräfin Witzleben, geborne Prinzessin Reuß. Sie hat diese Eindrücke in fünf Vorträgen nach ihren Reiseerinnerungen zusammengestellt und unter dem Titel „Bilder aus der ägyptischen Geschichte“ veröffentlicht (Leipzig, Dürrsche Buchhandlung). Die Gegenwart und das moderne Touristenleben in Ägypten wird in diesen Bildern nur kurz einleitend behandelt, gerade genügend, um auch in dem Leser die Sehnsucht zu erwecken, statt eines deutschen Winters mal einen Winter in Ägypten zu genießen. Um so eingehender, gestützt auf die Forschungen von Mariette, Brugsch, Ebers, Maspéro und andere Ägyptologen, schildert Gräfin Witzleben die älteste Vergangenheit Ägyptens, indem sie auf die auf uns überkommenen Zeugen jener vergangenen Geschichtsepochen hinweist. Besonders sympathisch berührt den Leser dabei der Ernst und die Tiefe der historischen Auffassung.

Bei der Besprechung des Romans „Junges Blut“ von Heros von Borcke deutete ich schon darauf hin, daß die jedenfalls interessantesten Erinnerungen des Verfassers sich an den amerikanischen Unabhängigkeitskrieg anknüpfen und daß man daher der Fortsetzung des Werkes mit Spannung entgegensehen dürfe. Diese Fortsetzung ist nun unter dem Titel „Auf dem Kriegspfade“ erschienen (Verlag von Paul Kittel, Berlin). Ich muß aber gestehen, daß diese Fortsetzung mich sehr enttäuscht hat. Was das Buch bietet, liest man nämlich viel besser in dem schon im Jahre 1886 in der Königlichen Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn erschienenen Werke: „Zwei Jahre im Sattel und am Feinde. Erinnerungen aus dem Unabhängigkeitskriege der Konföderierten von Heros von Borcke, ehemals Stabschef des Generals J. E. B. Stuart.“ Das Buch „Auf dem Kriegspfade“ ist in der That nur eine Umschreibung und zwar eine, trotz der Versicherung des Herausgebers Hermann Müller-Bohn, daß er es sich habe angelegen sein lassen, litterarische und stilistische Unebenheiten des Verfassers abzuschleifen, sehr unglückliche Umschreibung des älteren bei Mittler erschienenen Werkes, das außerdem nicht, wie das bei Kittel erschienene, mitten in der Erzählung abbricht, sondern sie zu Ende führt. Ich muß es offen aussprechen, daß mir da eine Ungehörigkeit vorzuliegen scheint, eine Ungehörigkeit dem Publikum gegenüber unter allen Umständen. Wenn, was ich als sicher voraussetze, das Buch der Mittlerschen Verlagshandlung vergriffen ist und diese sich zu einer Neuauflage nicht entschließen wollte, wenn also Verfasser, Herausgeber und die Kittelsche Verlagshandlung zu einer neuen Benutzung oder Bearbeitung des Stoffes auch vollkommen berechtigt waren, so durften sie doch dem Publikum die Mitteilung nicht vorenthalten, daß das unter neuem Titel erschienene Buch, von Unwesentlichkeiten abgesehen, nichts anderes enthält wie jenes ältere. Denn am meisten interessiert für die Publikationen des noch vor dem Erscheinen dieses neuesten Buches verstorbenen Heros von Borcke sind diejenigen, die sein interessantestes Werk „Zwei Jahre im Sattel und am Feinde“ gelesen haben und besitzen. Kaufen sie das Buch „Auf dem Kriegspfade“ ahnungslos dazu, so sind sie einfach hineingefallen. Solchem Hereinfall durch eine Bemerkung auf dem Titelblatt vorzubeugen, war eine Pflicht der Verlagshandlung, auch wenn ihr Recht zu dieser Publikation von keiner Seite anfechtbar ist.

Unter den zahllosen Kriegserinnerungen, die im letzten Jahre erschienen sind, gehören die „Erlewnisse ut 1870 un 1871“ von Dr. H. Brekenfeld (Wriezen, Verlag von Gustav Rauch) zu den litterarisch weitaus wertvollsten. Dr. H. Brekenfeld schreibt nicht nur in der Sprache Reuters, er hat auch viel von dem Geiste Reuters. Reutersches Gemüt und — wenn auch seltener, da der Verfasser häufiger von ernsten als von heiteren Dingen zu erzählen hat — Reuterscher Humor vereinen sich in diesem Buche mit der Gabe außergewöhnlich anschaulicher Schilderung, um den Leser selbst mitten hinein in die Ereignisse zu versetzen und ihn die Erlebnisse des Erzählers miterleben zu lassen. Der Verfasser hat den Krieg als Arzt mitgemacht; er ist einer jener Ärzte mit warmem Herzen und kühlem Kopf, wie sie an jedem Krankenbett zu finden sein sollten, wie sie auf jedem Schlachtfeld ganz besonders unentbehrlich sind, wenn der Krieg nicht sein bestialischestes Gesicht zeigen soll. Auch das Belagerungstagebuch eines Kriegsfreiwilligen im Gardefüsilierregiment „Vier Monate vor Paris“ (München, C. H. Becksche Verlagsbuch-

handlung) gehört zu den wertvolleren Erscheinungen der Kriegslitteratur. Es wird vielen interessant sein, zu sehen, wie sich ein klassisch gebildeter junger Mann mit den Strapazen und den Entbehrungen eines gewöhnlichen Soldaten im Feldzugsleben abfindet. Otto Liebmann stellt gern Reflexionen an, H. Brekenfeld gibt sich nach dieser Richtung hin schlichter; das läßt mir das Buch des letzteren wertvoller erscheinen, da es den Leser veranlaßt, eigene Reflexionen anzustellen. Und wer gute Bücher überhaupt mit Verständnis liest, ist nicht böse darüber, wenn er dabei auch mal seine eigenen Gedanken zu Wort kommen lassen muß.

(Abdruck verboten.)

Die lebensfrische, tizianische Schönheit, deren Bild Jenny Gronen in zarten Pastellfarben festhielt, wird mit ihrem Porträt zufrieden sein, das sich nicht darauf beschränkt, nur die Züge ähnlich wiederzugeben, sondern auch etwas von dem Geiste der Gemalten widerspiegelt. Die halbe Rückenwendung, in der die Dame sich hat malen lassen, ist zu allen Zeiten bei solchen Frauen sehr beliebt gewesen, die Ursache hatten, auf einen schönen Hals und Nacken stolz zu sein. So existieren z. B. von der verstorbenen Königin Olga von Württemberg bis zu einem gewissen Alter fast nur Porträts in dieser Stellung. — Den Eindruck eines modernen Porträts macht auch die Büste von Otto Riesch, trotzdem der Künstler sein Modell klassisch drapiert und seinem Kunstwerk den Namen Berenike gegeben hat. Freilich hat er seine Büste auch als Berenike charakterisiert, aber doch wohl zu äußerlich, um zu überzeugen. Der das Hinterhaupt einhüllende Schleier deutet nämlich darauf hin, daß die schöne Frau ihr Haar abgeschnitten hat, wie Berenike that, um ein Gelöbnis zu erfüllen, das sie der Aphrodite gethan hatte, als ihr Gemahl Ptolemäus III. Euergetes von Ägypten zum Kampf gegen Antiochos Theos zog. Da dieses um seiner Schönheit willen berühmte Haar am Morgen, nachdem es auf dem Altar der Aphrodite niedergelegt war, im Tempel nicht mehr vorgefunden wurde, erklärte der Astronom Konon aus Samos, daß es unter die Sterne versetzt worden sei. Noch heute führt danach ein Sternbild am nördlichen Himmel in der Nähe des Löwen, das sechsunddreißig dem bloßen Auge sichtbare Sterne und mehrere Nebelflecke enthält, den Namen „Berenikes Haupthaar". Was man sonst noch von dieser Berenike weiß, daß sie ihren ersten Bräutigam ermorden ließ, weil er verdächtigt wurde, das Wohlgefallen ihrer Mutter erregt zu haben, daß sie nach dem Tode ihres Gatten ihren Sohn Ptolemäus IV. Philopator so tyrannisierte, daß dieser sich der Tyrannei nur dadurch entziehen zu können glaubte, daß er seine Mutter durch seinen Günstling Sosibios ermorden ließ, läßt auf sehr heißblütige Eigenschaften schließen, die man in den Zügen dieser Schönheit von ausgesprochen nordischem Typus vergebens sucht. — Von ergreifender Wirkung ist das Bild „Beethoven und die Blinde" von Fr. Armin. Wahrscheinlich sich an einen Vorgang aus dem Leben Beethovens anlehnend, stellt das Gemälde ein junges erblindetes Mädchen dar, das in der Welt der Töne Ersatz sucht und findet für jene Welt der Schönheit, die ihrem Auge verschlossen ist. Während sie eine Beethovensche Sonate spielt, tritt der Meister selbst in das Zimmer und lauscht ergriffen den Tönen. Die Hingabe, mit der dieses junge, ihres Augenlichts beraubte Mädchen das Werk des Meisters spielt, der selbst später sein Gehör vollständig verlieren sollte, mag auf diesen einen tieferen Eindruck machen, als wenn es von einer Schar ausgezeichneter Musiker ausgeführt würde. — Übung macht den Meister, denkt der junge Mynheer auf dem Bilde von E. Zimmermann, der sich so eifrig bemüht Ringe zu rauchen. Leicht ist das nicht, wie so manche brotlose Kunst, wie sich jeder überzeugen kann, der's mal versuchen will. Wer viel Zeit und Geduld darauf verwenden kann und die Spielerei für wichtig genug hält, um sie mit Ernst zu betreiben, kann allerdings auch mit ziemlicher Sicherheit darauf rechnen, daß er es darin zum Virtuosen bringt. Der gefüllte Krug, um von Zeit zu Zeit Lippen und Kehle anzufeuchten, wenn der aus der langen holländischen Thonpfeife geraucchte Tabak gar zu sehr den Gaumen beißt, darf bei dieser Beschäftigung natürlich nicht fehlen. — Freundinnen haben sich immer etwas zu erzählen, denn das erste Erfordernis der

Digitized by Google

Mädchenfreundschaft ist die Mitteilsamkeit. Würde eine Freundin der anderen nichts mehr mitzuteilen haben aber den verschlossenen Charakter spielen wollen, so würde ihr sofort schmollend und zürnend der Vorwurf entgegenklingen: „Du hast mich nicht mehr lieb.“ Die beiden Freundinnen auf dem Bilde van W. Menzler können sich diesen Vorwurf nicht machen; sie haben sich viel mitzuteilen, lauter wichtige Dinge, die nur demjenigen unbedeutend erscheinen können, der Mädchenfreundschaften leicht nimmt. Das ist aber sehr unrecht; bilden sie doch den ganzen Lebensinhalt so vieler junger und liebenswürdiger Geschöpfe, bis zu dem Augenblick, wo sich ein kecker und zudringlicher junger Mann dazwischen drängt und all die zarten Freundschaftsblüten knickt, um an ihre Stelle die rote Rose der Liebe zu pflanzen. Viel intimer noch als in der offenen sonnigen Parklandschaft, in der die beiden Freundinnen kein Geheimnis voreinander haben, würde sich solches Geplauder jedenfalls in der Stille und Abgeschiedenheit des Buchenwaldes gestalten, die uns der die feinsten und subtilsten Naturstimmungen mit so magischer Wirkung wiedergebende E. von Bernuth malte. Aber in diese rings von Unterholz umstandene Lichtung, auf der sich ein paar schlanke Stämme erheben und auf der die Sonne durch die grünen Baumkronen spielt, passen die die Staffage bildenden Sammler dürrer Äste besser hinein als so ein paar sehr modisch gekleidete Freundinnen, die zwar um die Welt nicht möchten, daß jemand den Austausch ihrer Geheimnisse belauschte, die aber doch, jung, anmutig und hübsch angezogen, gerne gesehen sein wollen. — Auch die beiden Florentinerinnen auf der Zeichnung van E. H. Blashfield sind Freundinnen, die sich ihr Stelldichein am Brunnen gegeben haben; bei dem malerisch, aber auch phantastisch behandelten Kostüm läßt sich nur feststellen, daß diese beiden Freundinnen keine Gestalten der Gegenwart sind. Welcher Geschichtsepoche sie aber angehören, muß zweifelhaft bleiben. — Lebhaft bewegt ist das Bild van F. Roubaud: „Tscherkessen während des Überganges über einen Bergfluß.“ Die Menge der mitgeführten Ochsenwagen, in denen Weiber und Kinder ein Unterkommen gefunden haben, läßt darauf schließen, daß der Tscherkessenstamm sich nicht auf einem Kriegszug befindet, sondern nur wanderlustig neue Weidegründe aufsucht. Daß die Männer des Stammes bis an die Zähne bewaffnet sind, macht diesen Schluß nicht hinfällig, denn solange der Tscherkesse unabhängig war, trennte er sich niemals von seinen Waffen. Auch daß der Zug in kriegerischer Ordnung, mit ein paar Reitern an der Spitze, sich bewegt, deutet noch nicht auf kriegerische Absichten. Die endlosen Fehden, die die tscherkessischen Stämme unter sich führten und die nicht am wenigsten dazu beigetragen haben, daß sie ihre Unabhängigkeit an Rußland verloren, machten eine solche Vorsicht sehr notwendig. Vielleicht sind diese Reiter auch nur vorausgeschickt, um die häufig wechselnde Wassertiefe des Bergflusses zu erproben. — Die beiden Wiener Rothschilds, Baron Albert und Baron Nathaniel von Rothschild, haben beide außer dem Interesse an der Vermehrung ihrer Millionen noch ein sehr lebhaftes an der photographischen Kunst, sie sind beide passionierte und geschickte Liebhaberphotographen. Die Porträtstudie des einen zeigt eine sehr interessante Schönheit, die ihr Phantasiekostüm sehr malerisch zusammengestellt hat, während der andere eine Hochsommerlandschaft mit weiblicher Staffage auf der Platte festgehalten hat. Beide Aufnahmen sind in der vom Cameraklub in Wien herausgegebenen Mappe „Photographische Kunstblätter“ veröffentlicht. — Der ausgezeichnete Tiermaler Otto Gebler führt uns in das Innere eines Schafstalles, der auch zwei jungen Teckeln als Wohnraum angewiesen ist. Die letzteren empfinden mit offenbarem Mißbehagen die ungenierte Neugierde, mit der sich die Schafe an den doch nicht für sie bestimmten Milchnapf herandrängen. Während der eine Teckel sich mit einem köstlichen Blick des Mißtrauens begnügt, setzt sich der andere auf die Hinterbeine und heult um Hilfe. Wenn die beiden älter geworden sind, werden sie sich energischer selbst zu helfen wissen. — Eine außerordentlich feine bildnerische Arbeit, die gewiß keinem der eindrucksvollen Kruzifixe mittelalterlicher Künstler nachsteht, ist der gekreuzigte Christus von Ludwig Gamp. Von den Lippen des Erlösers vermeint man seine letzten Worte zu vernehmen: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist,“ während der Leib sich im Todeskampfe windet. — Aus den Studienmappen von Otto von Baditz und Robert Haug veröffentlichen wir ein humoristisches Blatt „Siesta,“ das die behagliche Stellung eines nach Tisch Schlummernden festhält, und die Rückenansicht eines Grenadiers aus den Freiheitskriegen, der mit der Linken den Hals, der eben von einer Kugel gestreift worden ist, fest zusammenpreßt. — Philipp de Champaigne, dessen Bildnis eines jungen Mannes den Schätzen des Louvre entnommen ist, war ein Brabanter von Geburt. 1602 geboren, erlernte er die Malerei bei dem Niederländer Fouquières, siedelte aber schon 1621 nach Paris über, wo er sich bei L'Allemand vervollkommnete und dann bei den Arbeiten im Palais Luxembourg Beschäftigung fand. 1627 ging er von Paris nach Brüssel, wurde aber durch die Königin-Mutter bald veranlaßt, nach Paris zurückzukehren. Hier wurden ihm zahlreiche Aufträge zu Bildern für Kirchen, für die königlichen Schlösser und für die Paläste des Kardinals Richelieu zu teil. Am geschätztesten war er jedoch als Porträtmaler. Eine große Anzahl seiner Bilder befindet sich im Louvre zu Paris. Er starb 1674.

O. P.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Aus dem Bilde „Der Tanz". Nach dem Gemalde von Antoine Watteau.

Digitized by Google

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepański.

Frühlingsheft.

X. Jahrgang 1895/96. Heft 9, Mai 1896.

Antoine Watteau.

Von

Adolf Rosenberg.

Mit Titelbild, zwei Einschaltbildern und fünfzehn Illustrationen.

(Abdruck verboten.)

Als Antoine Watteau, der „Maler der galanten Feste", dessen Werke uns heute als die feinste, geistvollste und edelste Blüte der Kunst des Rokokozeitalters gelten, im Jahre 1684 in Valenciennes geboren wurde, war die vornehmlich durch ihre Spitzenfabrikation berühmt gewordene Stadt erst seit sechs Jahren französisch. Im Jahre 1677 hatten die Franzosen auf ihrem Raubzuge nach den flandrischen Pro-

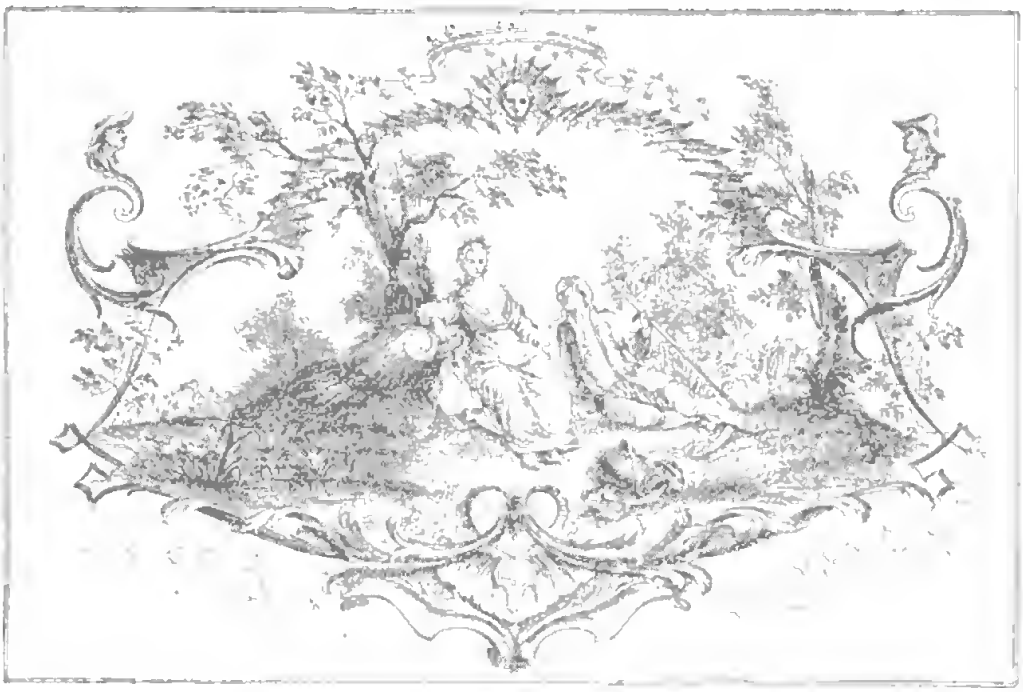


Abb. 1. Dekorative Malerei. Nach einem Stich.

vinzen die stark befestigte Stadt erobert, und durch den Frieden von Nimwegen kam sie endgültig in französischen Besitz. Aber die Bevölkerung war damals noch und blieb noch auf lange Zeit hinaus echt vlämisch, und vlämisch-wallonischen Stammes war auch der Maler, den die heutigen Franzosen so gern „den französischsten aller Franzosen“ nennen. Am 10. Oktober 1684 wurde Antoine Watteau in der St. Jakobskirche getauft, nach damaliger Sitte vermutlich an demselben Tage, an dem er geboren war, als Sohn des Dachdecker- und Zimmermeisters Jean Philipp Watteau und seiner Frau Michelle Lardenois. Watteau der Vater war, keineswegs, wie die von Sagen und Anekdoten durchwebte Jugendgeschichte des Künstlers erzählt, ein armer und hartherziger Mann, der das Schicksal seines Sohnes nach seinem Eigensinn und Eigenwillen lenken wollte. Er war vielmehr in guten Verhältnissen und vielfach im Dienste der Stadt an Kirchen und öffentlichen Gebäuden thätig. Bei dem damaligen Verhältnis der Zünfte untereinander, wonach ein Maler so gut war wie ein Zimmermann, wird er auch nicht viel einzuwenden gehabt haben, als sein Sohn, dessen Zeichentalent sich schon frühzeitig offenbart hatte, sich für den Beruf eines Malers entschied. Er trat zu dem angesehensten Maler der Stadt, der zugleich Dekan der Lukasgilde war, zu Jacques Albert Gérin in die Lehre. Dieser lebte und schuf, wie alle Künstler seines Landes zu jener Zeit, in den großen Traditionen der flandrischen Kunst, im Geiste

Abb. 2. Dekorative Malerei. Nach einem Stich.

eines Rubens und eines van Dyck, eines Crayer und Abraham Janssens, von denen die Kirchen von Valenciennes und Umgebung einige, zumeist noch heute vorhandene Meisterwerke der religiösen Malerei besaßen. Sie bildeten auch die erste geistige Nahrung des jungen Watteau, wenngleich sein Sinn nicht gerade auf die historische Malerei großen Stils gerichtet war. Wie seine ältesten Biographen erzählen, äußerten sich die ersten Regungen seines Zeichentalents in der Wiedergabe von Seiltänzern, fliegenden Händlern, Charlatans und anderem fahrenden Volk, die sich den Schau- und Kauflustigen auf dem „großen Platze“ von Valenciennes produzierten, dort, wo sich heute das Denkmal des größten Sohnes der Stadt erhebt, der hier seine ersten künstlerischen Studien gemacht haben soll.

Diese Vorliebe für allerhand fahrendes Volk begleitete Watteau sein ganzes Leben hindurch, und ihr verdanken wir gerade eine Anzahl seiner glänzendsten Schöpfungen, vor allem das Meisterwerk seines Lebens, die Einschiffung nach der Insel Cythere, die aus einem in Watteaus Pariser Zeit oft gespielten Ballett erwachsen ist. Nächst Rubens interessierten den jungen Watteau hauptsächlich die fidelen Kneipscenen, die Bauerntänze, die Soldatenbilder und die Affenparodien des jüngeren Teniers, des großen vlämischen Sittenmalers. Seine Bilder waren in Originalen und in Stichen weit verbreitet, und in seiner Mal- und Anschauungsweise sind auch die ersten selbständigen Bilder Watteaus gehalten, die

wir kennen. Freilich dauerte es noch geraume Zeit, bevor er die Freiheit fand, seinen eignen Schaffensdrang zu bethätigen. Watteaus Lehrmeister Gérin starb am 7. Juni 1702, und da kurz vorher auch sein Vater das Zeitliche gesegnet hatte, blieb dem Achtzehnjährigen, wenn er seiner Familie nicht zur Last fallen wollte, nichts anderes übrig, als dem Zuge aller in ihrer Heimat brotlos gewordenen vlämischen Maler zu folgen und sein Glück in Paris zu suchen. Wie einer seiner glaubwürdigsten Freunde, der Kunsthändler Gersaint, versichert, wäre Watteau „ohne Geld und ohne Kleider" nach Paris gewandert, und hier ging es ihm eine Zeitlang äußerst kümmerlich. Er lief, um Beschäftigung zu finden, von einem Maler zum anderen, natürlich nur zu solchen, die für billiges Geld billige Waren lieferten und darum in Massenfabrikation ihre Rechnung suchen mußten. Endlich fand Watteau Beschäftigung auf längere Zeit bei einem der Maler, die in den Boutiquen an und auf der Notredamebrücke ihr dunkles Gewerbe trieben. Sie beschäftigten eine Anzahl junger Gehilfen, deren jeder ein bestimmtes Arbeitsfeld hatte. Es waren zumeist Andachtsbilder zum Verkauf in der Provinz, bisweilen aber auch Kopien nach niederländischen Gemälden. Watteau war anstellig und fleißig genug, um bald die Gunst seines Arbeitgebers zu erringen. Er erhielt nämlich außer einem Wochenlohn von drei Livres (= Francs, nach dem jetzigen Geldwert etwa zwölf Mark) noch täglich eine Suppe, und es ist wahrscheinlich, daß er damit den größten Teil seines Eßbedürfnisses befriedigt hat. Die Folgen blieben nicht aus. Der junge Mann, der schon von Jugend auf den Keim eines Lungenleidens in sich trug, konnte für die Erhaltung seines Körpers wenig thun, und als er endlich auf der Höhe seines Ruhms, umgeben von teilnehmenden Freunden, angekommen war, mußte er aus einer Welt scheiden, deren Freuden er so verlockend geschildert hatte, wie keiner vor ihm.

Abb. 3. Der Chinese T'sao. Zeichnung in der Albertina zu Wien. Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

Da Watteau unter solchen Umständen künstlerisch nicht vorwärts kam, obwohl er sich in seinen wenigen Mußestunden fleißig im Zeichnen übte, sah er sich nach einem anderen Unterkommen als Gehilfe um. Er fand es bei dem damals sehr beschäftigten und angesehenen Dekora-

tionsmaler Claude Gillot. Gillot war der erste Künstler, der mit seinen dekorativen Malereien für Säle, Empfangszimmer und Boudoirs in das steife feierliche System des unter Ludwig XIV zur Herrschaft gelangten Dekorationsstils Bresche schlug. Er löste die steifen, strengen Linien in ein anmutiges Spiel von Krümmungen und Windungen auf, er belebte diese Umrahmungen und Rankengewinde mit Menschen- und Tierfiguren, die der Mythologie, dem wirklichen Leben und der Phantasiewelt der italienischen Komödie und der französischen Oper entnommen waren. Watteaus reger Geist fand sich schnell in das Gillotsche Dekorationssystem hinein, und es dauerte nicht lange, bis er seinen Brotherrn so weit überflügelt hatte, daß ein längeres Zusammenleben beiden Teilen nicht mehr wünschenswert erschien.

Da Gillot in Paris natürlich nicht der einzige war, der „dekorative Panneaux" malte, fand Watteau bald eine Beschäftigung in gleicher Art bei Claude Audran, der damals seine Werkstatt im Luxemburgpalast hatte. Dort befand sich zu jener Zeit noch die prächtige Reihe von Bildern mit Darstellungen aus dem Leben der Maria von Medici, die Rubens im Auftrage der Königin für eine Galerie jenes Palastes gemalt hatte und die erst später in das Louvremuseum gekommen sind. Hier durfte Watteau die alte Bekanntschaft mit dem Ideale seiner Jugend erneuern und nach Herzenslust seine Studien machen. Hier drang er zuerst in die Geheimnisse des Rubensschen Kolorits ein, in die Art, wie der große Meister die Fleischteile seiner Figuren untermalte, so daß seine Bewunderer von ihm sagen konnten, er habe Blut unter seine Farben gemischt, und hier lernte er zuerst die Kunstgriffe, die Rubens angewandt hatte, um aus den Seiden-, Atlas- und Sammetstoffen seiner Prachtgewänder den schillernden Glanz der Farben hervorzulocken. Alles dieses ahmte Watteau später im kleinen nach. Und wenn er dann aus den Fenstern des Palastes ins Freie hinausblickte, weideten sich seine Augen an den Rasenparterres und den Baumgruppen des herrlichen Parks. Hier erwachte in Watteau jenes starke Naturgefühl, das allmählich so mächtig in ihm wurde, daß es den Grundton seines gesamten künstlerischen Schaffens abgab.

Abb. 4. Der Affe als Bildhauer. Nach einem Stich.

Von den dekorativen Malereien, die er im Dienste von Gillot und Audran und später auf eigne Rechnung ausgeführt hat, sind uns nur wenige Reste, noch dazu zweifelhafter Echtheit, erhalten. Aber ihre Kompositionen kennen wir aus jener großen Zahl von Stichen, die sein Freund Julienne nach allen nur irgend erreichbaren Gemälden, Zeichnungen und Studien Watteaus anfertigen ließ und zehn Jahre nach dessen Tode in vier Foliobänden herausgab. Es waren entweder Breitbilder, die über den Thüren in das Getäfel der

Abb. 5. Der Herbſt. Dekorative Malerei im Hotel des Bankiers Pierre Crozat. Nach einem Stich.

Wände eingelaſſen wurden (ſ. Abb. 1), oder ſchmale, hohe Streifen, ſogenannte „Panneaux“ (ſ. Abb. 2), die mit ihren Malereien in gebrochenen, reich mit Gold durchſetzten Farben auf lichtem, ſilber- oder gelblichgrauem Grunde den Boudoirs, den Geſellſchafts-, Wohn- und Schlafräumen jene kokette Eleganz, jenen poetiſchen, von einer Phantaſiewelt geborgten Schimmer gaben, die das eigentliche Lebenselement der Geſellſchaft der Rokokozeit bildete. Lange genug hatten die Pariſer unter der geheuchelten Frömmigkeit geſeufzt, die die letzten Lebensjahre Ludwigs XIV zu aller Verdruß beſchattet hatte. Es war ein Jubelruf der Befreiung, als mit der Regentſchaft des grenzenlos leichtſinnigen und frivolen, aber liebenswürdigen und allen Künſten huldigenden Philipp von Orleans ein friſcher und fröhlicher Luftzug in die

Abb. 6. Der Herbst. Skizze im Louvre zu Paris.
Nach einer Photographie von J. Löwy in Wien.

Welt kam. Eine der Grundbedingungen zu diesem sorglosen Lebensgenuß hatten schon vor dem Tode Ludwigs XIV Gillot, Audran und Watteau geschaffen: den Schauplatz der geselligen Vergnügungen, denen sich der Adel und die Finanzaristokratie übrigens schon vor dem Tode des zum willenlosen Greis gewordenen „Sonnenkönigs" in ihren prächtigen Hotels hingaben. Aus diesen dekorativen Malereien, die gewöhnlich eine figürliche Darstellung inmitten einer Umrahmung von Rankengewinden, Guirlanden, zierlich abgezirkelten, linearen Ornamenten, von phantastischen Pflanzengebilden und dergleichen mehr enthielten, ist sehr schnell der sogenannte Rokokostil erwachsen, dessen einziges Gesetz die Unregelmäßigkeit ist, mit der sich aber Anmut und muntere Laune verbinden. Allegorien der vier Jahreszeiten, mythologische Darstellungen, arkadische Schäferidyllen, Jagdscenen, Affenparodien auf menschliche Thätigkeit, dann aber auch die sogenannten „Chinoiserien" gaben die Motive für die Figurenbilder inmitten des ornamentalen Systems. Chinesische Gesandtschaften kamen unter Ludwig XIV mehreremal nach Paris, und Watteau, der von Jugend auf ein Liebhaber des Fremdländischen und Abenteuerlichen gewesen war, fand auch einmal wenigstens Gelegenheit, einen Chinesen namens T'sao nach der Natur abzukonterfeien (s. Abb. 3). Auf scharfe ethnographische Charakteristik ließ er sich bei den „Chinoiserien" ebensowenig ein wie in seinen Affenparodien (s. Abb. 4) auf eine naturwissenschaftlich richtige Wiedergabe dieser intelligenten Vierfüßler.

Während er noch bei Audran arbeitete, strebte er nach dem großen Preis, den die königliche Kunstakademie für einen Aufenthalt in Rom, wenn auch nicht sofort vergeben, so doch in Aussicht stellen konnte. Dazu mußte er sich als Schüler in die Akademie aufnehmen lassen, wobei er noch den Vorteil hatte, nach dem lebenden Modell zeichnen zu dürfen, und als er dies gethan und seine Vorarbeit für den Wettbewerb angefertigt hatte, wurde er mit vier Malern und zwei Bildhauern zur engeren Konkurrenz zugelassen, deren Gegenstand zwei Scenen aus der Geschichte Davids waren. Trotz dieser ihm durchaus fremden Aufgabe errang er doch den zweiten Preis. Der erste wurde einem gewissen Antoine Grison zuerkannt, von dem die Kunstgeschichte nichts weiter zu melden hat. Vielleicht wäre es Watteau ebenso ergangen, wenn er den verhängnisvollen Schritt nach Rom gethan hätte.

Inzwiſchen war er auch, um ſich endlich ſelbſtändig zu machen, auf ein völlig entgegengeſetztes Gebiet der Darſtellung geraten. Der ſpaniſche Erbfolgekrieg, der damals die geſamten Kräfte Frankreichs in Anſpruch nahm, hatte auch das Intereſſe des Publikums an militäriſchen Dingen geſteigert. Bilder mit Darſtellungen aus dem Leben der Soldaten im Felde fanden zahlreiche Liebhaber, und da Watteau ſchon in ſeiner Jugend das Soldatenleben im Kriege kennen gelernt hatte und jetzt wieder viele Truppenabteilungen, die nach dem Kriegsſchauplatz in Flandern beordert waren, durch Paris zogen, fand er hinreichend Gelegenheit, ſeine Jugenderinnerungen mit neuen Beobachtungen zu verbinden. Er malte — nach vlämiſcher Art — ein kleines Bild auf Kupfer, das den Abmarſch einer Truppe darſtellte, und zeigte es ſeinem Lehrmeiſter Audran zur Beurteilung. Dieſer ſoll ſeine Überraſchung über das recht gelungene Werk, ſo gut es ging, verborgen und ſeinem Gehilfen, den er wegen ſeines Geſchicks in der Ausführung der figürlichen Mittelſtücke der Panneaux nicht miſſen wollte, geraten haben, ſeine Zeit nicht länger mit ſolchen freien Phantaſieſtücken zu vertrödeln, die ihm nur ſeinen Geſchmack verderben könnten. Aber Watteau ließ ſich dadurch nicht verblüffen. Unter dem Vorwande, ſeine Verwandten in Valenciennes beſuchen zu wollen, ſchied er von Audran, und mit Hilfe ſeines Freundes und Landsmannes, des Malers Spoede, gelang es ihm, das Bild für ſechzig Livres an den Kunſthändler Sirois zu verkaufen, der obenein noch ein Seitenſtück, die Raſt eines Heeres, bei ihm beſtellte. Mit ſechzig Franken in der Taſche machte ſich Watteau in der That auf den Weg nach Valenciennes, wo er bald nach der für die Franzoſen ſo unglücklich verlaufenen Schlacht bei Malplaquet eingetroffen zu ſein ſcheint. Er kam alſo mitten in eine Stadt hinein, die einem Feldlager glich und noch obenein mit Verwundeten angefüllt war, die man nach der Schlacht hinter den Wällen der Feſtung in Sicherheit gebracht hatte. Hier und nach ſeiner Rückkehr nach Paris, die noch im Laufe des Jahres 1710 erfolgte, malte er noch eine Zeitlang Darſtellungen aus dem Felde, Märſche von Truppenabteilungen, Lagerplätze, die Strapazen und die Vergnügungen der Soldtruppen und ihrer weiblichen Begleitung, daneben aber auch kleine Genrebilder aus dem vlämiſchen Volksleben, Bauerntänze und dergleichen mehr, ganz in der Art und in der koloriſtiſchen Ausdrucksweiſe des jüngeren Teniers, aber bereits mit der eigentümlichen koketten

Abb. 7. Das Frühſtück im Freien. Gemälde im kgl. Muſeum zu Berlin. Nach einer Photographie von J. Löwy in Wien.

Digitized by Google

Abb. 8. Sindienköpfe. Zeichnung.
Nach einer Originalphotographie von Braun, Clement & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

Grazie, die später für seine „galanten Feste" charakteristisch geworden ist. Er hatte nach seiner Rückkehr bei dem Kunsthändler Sirois, der ihm für sein zweites Bild schon 200 Livres gezahlt hatte, Wohnung genommen und trat später zu diesem und zu dessen Schwiegersohn Gersaint, dem wir die erste Biographie Watteaus verdanken, in ein freundschaftliches Verhältnis. Neben jenen Genrebildern führte er nach wie vor, jetzt aber auf eigne Hand, dekorative Malereien aus, die aber mehr und mehr die ornamentale Einkleidung abstreiften und sich zu figürlichen Darstellungen großen Stils auswuchsen. Von der ersten größeren Arbeit dieser Art erfahren wir aus dem Jahre 1712, wo er für den Speisesaal des prachtvollen Hotels, das sich der reiche, kunstbegeisterte Bankier Pierre Crozat in der Rue Richelieu erbauen ließ, vier große ovale Bilder mit den allegorischen Darstellungen der vier Jahreszeiten malte. Wie alle übrigen dekorativen Malereien Watteaus sind auch diese verschwunden, aber wir ersehen aus den danach ausgeführten Stichen (s. Abb. 5), welchen Grad von Meisterschaft in der Zeichnung und Modellierung des nackten Körpers Watteau, dank seinen unablässigen Studien nach der Natur, bereits erreicht hatte. Im Hause Crozats wohnte der Akademiker Charles de la Fosse, ein zu jener Zeit berühmter Historienmaler. Es ist wahrscheinlich, daß dieser sich für die Arbeiten des jungen Mannes interessiert und ihm, damit er seine Selbständigkeit bewahren konnte, den Rat gegeben hat, sich um die Mitgliedschaft der Akademie zu bewerben. Nach den damaligen Rechtsverhältnissen konnte nämlich ein Maler, ohne sich Maßregelungen auszusetzen, nur dann ungestört sein Gewerbe betreiben, wenn er entweder in die Lukasgilde eintrat oder wenn er Mitglied der Akademie wurde, die nach dem Reglement über den Satzungen der Lukasgilde stand. Am 30. Juli 1712, einem Sonnabend, dem gewöhnlichen Sitzungstage der Akademie, stellte Watteau einige seiner Bilder der hohen Körperschaft vor, und „nachdem die Genossenschaft," so heißt es im Sitzungsprotokoll, „mittels Bohnen abgestimmt hatte, ist Watteau zur Bewerbung um die Mitgliedschaft angenommen worden." Um aber wirkliches Mitglied zu werden, mußte jeder Kandidat unter der Aufsicht zweier Akademiker ein Aufnahmebild malen, dessen Thema ihm gestellt wurde. Mit Watteau wurde eine sehr ehrenvolle Ausnahme gemacht. „Die Wahl seines Aufnahmebildes ist," so sagt das Protokoll, „seinem freien Willen überlassen worden." Die Akademie mußte freilich sehr lange auf dieses Aufnahmebild warten; dafür wurde ihr aber die Ehre zu teil, die Urheberin eines der größten malerischen Meisterwerke aller Zeit, der Einschiffung nach der Insel Cythere, geworden zu sein.

Was Watteau in den nächsten Jahren seit seiner Zulassung zur Akademie getrieben hat, wissen wir nicht. Wir erfahren nur aus den Aufzeichnungen seiner Freunde,

Digitized by Google

Studienköpfe. Rötelzeichnung von Antoine Watteau, im Louvre zu Paris.
Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.
Vertreter Hermann Vogel, Leipzig.

daß er ein unruhiger Geist war, der fortwährend seine Wohnung unter allerhand nichtigen Vorwänden wechselte und nur in dem einen beständig blieb, daß er ohne Unterlaß nach dem lebenden Modell studierte, um sich immer mehr in der Sicherheit der Zeichnung zu vervollkommnen. Sie hatte er bereits zu einer staunenswerten Virtuosität gebracht, als ihm zu Ende des Jahres 1715 das Glück zu teil wurde, von dem schon erwähnten Finanzmann Crozat als Gast in dessen prächtiges, mit Kunstschätzen, besonders Gemälden und Zeichnungen, gefülltes Hotel aufgenommen zu werden. Zu Rubens und van Dyck gesellten sich Tizian, Paul Veronese, Tintoretto und die anderen. Die vlämischen Meister kannte Watteau; aber den Venezianern trat er zum erstenmale gegenüber, und insbesondere wirkte Tizian auf ihn wie ein großer Zauberer, dessen Bann sich Watteau willig unterwarf. In der Behandlung des nackten Körpers, des Inkarnats blieb er nach wie vor Rubens gelehriger Schüler, obwohl er auch von Tizian lernte, die Fleischtöne noch zarter, duftiger und weicher zu behandeln; aber in der Landschaft wurde und blieb jetzt Tizian sein höchstes Ideal. Von ihm lernte er die durchsichtige Behandlung der Schatten im Laub, wenn der Abend sinkt, das im Mittel- und Hintergrunde allmählich verschwimmende und verblassende, nur noch hier und da aufflammende Gold der untergehenden Sonne, die warmen, schillernden Reflexe, die diese Beleuchtung auf Köpfe und Arme, auf Seiden- und Sammetstoffe wirft. Ein wunderbares Bild im Louvre zu Paris, eine Abendlandschaft mit Jupiter und Antiope ist eine der schönsten Früchte, die Watteau aus dem Studium Tizians geerntet hat, und damit verwandt ist eine etwa anderthalb Fuß hohe Skizze in derselben Sammlung, eine Allegorie des Herbstes (s. Abb. 6).

In Crozats Hause hatte Watteau auch Gelegenheit, seine Studien nach der landschaftlichen Natur fortzusetzen. Jenseits der heutigen Boulevards, nach dem Montmartre zu, hatte Crozat große Gärten mit Terrassen und Gewächshäusern angelegt, und außerdem besaß er ein Landhaus in Montmorency, wo er und seine Freunde und Gäste die Sommermonate zubrachten. Der dazu gehörige Garten war nur klein; aber er hatte alle Bestandteile des Watteauschen Naturbedürfnisses: eine Terrasse, Rasenplätze, Balustraden, Laubengänge, springende Wasser, die in Kaskaden herabfielen, und dazu durch die Parklichtung einen Blick auf das Land, auf Felder, Wiesen und sanft aufsteigende Hügelzüge! Zu allen diesen Herrlichkeiten der Natur und des verfeinerten Lebensgenusses gesellte sich die Musik, die im Hause Crozats mit besonderer Liebe von Dilettanten und berufsmäßigen Musikern und Sängern gepflegt wurde. Trotz seiner geringen Bildung war Watteau ein leidenschaftlicher Freund der Musik. Er war aber wohl immer nur Zuhörer, nicht thätiger Teilnehmer an den Konzerten. Um so mehr hat er auf seinen Bildern die Musik und Musiker verherrlicht, in Bildnissen nach der Natur und in den Idealgestalten von Musikanten, die für seine galanten Feste den Ton angaben. Das Cello, die spanische Guitarre, die Mandoline und die Flöte waren anscheinend seine Lieblingsinstrumente. Eines

Abb. 9. Kostümstudie. Zeichnung.
Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York

von ihnen kommt auf jedem „seiner galanten Feste," jener geselligen Vereinigungen von jungen Paaren im Grünen vor, für die die Musik nur das Präludium zu zärtlichem Liebesgeflüster und dann auch wohl zu dreisterem Kokettieren und Handgreiflichkeiten ist. Dafür ist es auffällig, daß auf keinem dieser Feste Bacchus präsidiert. Im Verkehr mit dem vornehmen Bürgertum von Paris, das sich von den geheimen Orgien des Regenten und seiner Kumpane fernhielt, hatte Watteau schließlich in seinen Lebensgewohnheiten das vlämische Wesen abgestreift. Seine schwächliche Gesundheit legte ihm ohnehin strenge Enthaltsamkeit auf, und bei den galanten Festen, die er schilderte, war er gewiß selbst, wenn er wirklich daran teilgenommen hatte, der enthaltsamste Gast gewesen. Wenn es einmal hoch dabei hergeht, kommt allenfalls ein „Frühstück im Freien" zustande, wie es uns ein Gemälde des Berliner Museums (s. Abb. 7) veranschaulicht.

Es gehört bereits der letzten Zeit Watteaus an, wo er etwas ruhiger und langsamer malte und durch eine sorgfältigere Untermalung dem darüber aufgetragenen Impasto einen besseren Halt gab. Als das früheste der Bilder, in denen sich Watteaus Eigenart bis auf einige koloristische Unebenheiten voll entfaltet hat, gilt das unter dem Namen die „friedvolle Liebe" (L'amour paisible) bekannte Bild, das sich im Besitz des Deutschen Kaisers befindet (zwischen Seite 248 u. 249). Es ist eine galante Gesellschaft im Freien, die vielleicht nur deshalb zu einem besonderen Namen gekommen ist, weil sich zwei der liebenden Paare bereits zu einem Spaziergang in die lachende Umgebung verständigt haben und das dritte nicht mehr weit von der Verständigung ist und nur der Lautenspieler übrigbleibt. Der Blick, den uns der Maler von dem Rendezvousplatze der verliebten Paare gestattet, streift über ein von waldigen Höhen umkränztes Wiesenthal, durch das sich ein Flüßchen in zahlreichen Windungen

Abb. 10. Die französische Komödie. Gemälde im kgl. Museum zu Berlin.
Nach einer Photographie von Franz Hanfstaengl in München.

Digitized by Google

Abb. 11. Die italienische Komödie. Gemälde im kgl. Museum zu Berlin.
Nach einer Photographie von Franz Hanfstängl in München.

schlängelt. Im Mittelgrunde, am Ende des Wiesenplans, dicht an dem einsamen Häuschen, erhebt sich das Hochgericht mit dem aufgesteckten Rade, und ein Zug bläulich im Dunste der Ferne schimmernder Berge schließt den Horizont ab. Die heitere Gesellschaft läßt sich in ihrer Fröhlichkeit durch das Wahrzeichen menschlicher Gerechtigkeit unter ihnen nicht stören. Es scheint auch gar nicht, als ob sie von dieser Welt seien. Ihr Kostüm entrückt sie jedenfalls der Wirklichkeit, und ein sorgloser Lebensgenuß, unschuldige Koketterie und ritterlicher Minnedienst scheinen ihr Dasein vollständig auszufüllen. Wie ist Watteau auf diese Trachten gekommen, die nachmals seinen Namen erhielten und deren einzelne Bestandteile noch bis in unsere Zeit hinein als Watteauhäubchen, als Watteaufalten und Schlafröcke à la Watteau beliebt gewesen sind? Die Kostüme der Herren hat er gewiß zum Teil dem Theater, besonders den Opern und Ballets, entlehnt; aber die Frauentrachten aus Seide und Taffet mit den flimmernden Lichtern auf den Rücken der zahlreichen Falten, in die sich der knitterige Stoff bei jeder Bewegung bricht, sind anscheinend der eignen Phantasie Watteaus entsprungen. Wir wissen, daß er sich mit der Zeit eine ganze Garderobe von Kostümen und Maskenanzügen angeschafft hatte, in die er seine Freunde und seine Modelle steckte, und noch hat sich eine große Anzahl der köstlichsten Zeichnungen erhalten, die nicht nur von seinem enormen Fleiße, sondern auch von der erstaunlichen Beweglichkeit seines Zeichenstiftes und von seiner Virtuosität, immer neue und anmutige Stellungen, Hand-, Arm- und Körperbewegungen ausfindig zu machen, Zeugnis ablegen. Eine Probe dieser Fertigkeit bieten unsere Abbildungen 8, 9 und zwischen Seite 240 u. 241, besonders das prächtige, mit dem Rötel gezeichnete Blatt mit den dreizehn Studienköpfen im Louvre, an denen die Haare und einzelne Gewandteile noch leicht mit schwarzer Kreide übergangen sind. An ihnen kann man den Ty-

Digitized by Google

pus der Watteauschen Frauenköpfe studieren, mit dem feinen Oval, dessen Linien sich nach unten in dem Kinn zuspitzen, mit den zierlichen, etwas gestutzten Näschen, den gewölbten Augenbrauen und der hohen, reifen Stirn, aus der das nicht gepuderte Haar weit nach hinten gekämmt ist, wo es zu einem zierlichen Knoten zusammengebunden wird.

Während der sorglosen Zeit, die Watteau im Hause Crozats verlebte — es soll etwa ein Jahr gewesen sein — dachte er noch viel weniger als früher an die Verpflichtung, die er der Akademie gegenüber eingegangen war. Schon am 5. Januar 1714 hatte er die erste Mahnung erhalten, die sich dann zu Anfang der beiden folgenden Jahre wiederholte. Immer wieder wurde dem säumigen Künstler ein Aufschub bewilligt. Endlich entschloß sich Watteau dazu, sich in die Klausur nach dem Louvre zu begeben, und dort malte er unter der Aufsicht zweier Akademiker in wenigen Wochen, vielleicht auch nur Tagen, jenes Meisterwerk, das unter dem Namen der „Einschiffung nach der Insel Cythere" weltberühmt geworden ist und jetzt eine der vornehmsten Zierden der Salle carrée des Louvre bildet. Am 28. August 1717 versammelten sich die Mitglieder der Akademie, die in ungewöhnlich großer Zahl erschienen waren, um über das Aufnahmebild, das im Protokoll kurzweg als ein „galantes Fest" bezeichnet wird, abzustimmen, und das Ergebnis war die Aufnahme Watteaus in die Reihen der Akademiker.

Das Bild im Louvre ist, wie sich aus seiner raschen Entstehung erklärt, nur eine geistreiche, aber ungleich gearbeitete Skizze, eine kecke, aber ungemein bestechende Improvisation. Er wollte sie nur als eine Vorarbeit für ein wirkliches Bild betrachtet wissen, das er später auch für seinen Freund Herrn von Julienne ausführte. Aus dessen Besitz kam es um 1765 in die Hände des eifrigsten Watteausammlers des vorigen Jahrhunderts, Friedrichs des Großen, und heute prangt es, ein von aller Welt beneideter Besitz, in seiner ursprünglichen, durch keine Schäden der Zeit beeinträchtigten Schönheit im alten Königsschlosse an der Spree. In den Einzelheiten der Komposition weichen die beiden Bilder vielfach voneinander ab. Das Berliner ist ja in jedem Betracht sorgfältiger durchgearbeitet, reifer und mannigfaltiger in der Gesamtkomposition wie in der Verbindung der einzelnen Gruppen. Aber der Grundgedanke ist auf beiden Bildern derselbe. Alles drängt, von den in der Luft schwebenden Liebesgöttern gelockt und geleitet, von dem beschatteten Wiesenplan im Vordergrunde hinab zu dem unten am Flußufer harrenden Prachtschiffe. Nur noch wenige Damen setzen den galanten Einflüsterungen ihrer Liebhaber einen schwachen Widerstand entgegen. Bald wird auch er schwinden, und die Barke wird dann kaum die Zahl der Passagiere fassen, deren Reiseziel das gelobte Land der Göttin Cytherea, der Allsiegerin Venus, ist, das die französischen Dichter schon seit dem Ende des XVII. Jahrhunderts in allen Tonarten besangen.

Um die Zeit, wo Watteau sich mit der „Einschiffung nach der Insel Cythere" beschäftigte, war ohnehin sein altes Interesse für das Theater von neuem erweckt worden. Die italienischen Komödianten, die ihre Vorstellungen im Hotel de Bourgogne gegeben hatten, aber im Jahre 1697 wegen der Keckheit ihrer Satire gegen Frau von Maintenon von Ludwig XIV aus Paris verbannt worden waren, hatten im Jahre 1716, wo der Regent Philipp von Orleans das Verbot wieder aufhob, ihre feierliche Rückkehr nach Paris gefeiert. Aber die Zeiten hatten sich inzwischen geändert. Wohl war die Erinnerung an sie durch ihre Kostüme, durch die Harlekins und Colombinen, die Pierrots und Pierretten, die Mezzetins und Scaramouches auf den Pariser Maskenbällen, lebendig geblieben. Die französische Komödie hatte sich jedoch in der Gunst des Publikums so festgesetzt, daß die Italiener nicht mehr allein mit den alten Masken zu wirken vermochten, sondern ihren Aufführungen auch einen litterarisch-künstlerischen Anstrich geben mußten. Watteau teilte seine Gunst zwischen beiden Parteien, und wie gerecht er dies vermocht hat, zeigen am besten die beiden Seitenstücke, „die französische Komödie" und „die italienische Komödie" im Berliner Museum (s. Abb. 10 und 11). Das erstere Bild stellt anscheinend ein Ballettintermezzo dar. Während sich im Mittelgrunde Bacchus und Apollo, der durch seinen umgehängten Köcher mit Pfeilen als solcher gekennzeichnet

Abb. 12. Die verſtohlene Beobachtung. (Le lorgneur.) Nach einem Stich.

iſt, unter dem Schutze einer naiven Göttin — Hebe oder Venus — mit einander verbrüdern, tanzt vor ihnen ein echt Watteauſches Paar, eine kokette Schöne in ſchwerem Taffetrock mit ihrem ſchneidigen Partner ein Menuett. Auf dem Bilde der „italieniſchen Komödie“ glaubt man eine Schlußſcene mit den höchſten Wirkungen vor ſich zu ſehen, eine venezianiſche Nacht mit Fackel- und Laternenbeleuchtung, bei der ſich alle Masken ein Stelldichein gegeben haben. Wenn ſich auch Watteau in dieſen Pendants einer großen Objektivität befleißigt hat, ſo kann es doch, wenn wir ſeine übrigen Komödiantenbilder betrachten, keinem Zweifel unterliegen, daß ſich ſeine größten Sympathien

den lustigen Italienern zuwendeten. Man denke nur an die herrliche Gestalt des unter dem Namen „Gilles" bekannten Pierrots in der Sammlung Lacaze im Louvre, dann an die beiden Mezzetins, die sich als Lautenspieler produzieren, von denen wir in Abb. 12 eine Darstellung geben.

Trotz dieser Komödiantenbilder ist Watteau auch in den letzten Jahren seines Lebens der Idylle treu geblieben. Dieser Zeit gehört eine seiner anmutigsten Schöpfungen an, die Kinderscene mit der tanzenden Iris — so wird das junge Mädchen in der Unterschrift des Stiches genannt — im Vordergrunde (s. Abb. 13). Unser farbiges Titelblatt, das diese Figur aus der Komposition heraushebt, gibt eine Anschauung von dem Reiz Watteauschen Kolorits.

Die letzten Lebensjahre des Künstlers waren durch Krankheit schwer getrübt. Wie alle Schwindsüchtigen klammerte er sich an einen Strohhalm. Er hatte gehört, daß der Arzt des Königs von England, Dr. Richard Mead in London, ihm vielleicht helfen könnte, und zu Ende des Jahres 1719 ging er nach England, wo er aber weder Heilung noch genug Aufträge fand, um sich zu längerem Aufenthalt zu entschließen. Was er von dort mitbrachte, war nur ein bitterer Haß gegen die Ärzte, die er fortan — wie einst Molière — zum Lieblingsgegenstande seines Spottes machte. Als er im August 1720 von London nach Paris zurückkehrte, war er nervöser und kränker als je zuvor. Er nahm seine Wohnung bei dem Kunsthändler Gersaint, und um sich ihm gefällig zu erweisen oder, wie er als Vorwand angab, um wieder seine Finger zu üben, erbot er sich, ihm ein „Firmenschild" zu malen. Dieses Firmenschild ist eines seiner berühmtesten Werke geworden. Es gewährt uns einen Einblick in den nach der Straße völlig offenen Laden des Kunsthändlers: links am Ladentisch eine Gesellschaft vornehmer Kunstliebhaber, die Gemälde und andere Kunstwerke betrachten, rechts ein

Abb. 13. Der Tanz. Gemälde im Besitz des deutschen Kaisers.
Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

Digitized by Google

Abb. 14. Aus Gerſaints Firmenſchild. (Linke Hälfte.) Gemälde im Beſitz des deutſchen Kaiſers. Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

vornehmes Paar im Geſpräch, während Arbeiter beſchäftigt ſind, Gemälde in Kiſten zu verpacken. Die Wände ſind dicht mit Bildern aus allen Schulen bedeckt, deren koloriſtiſche und ſtiliſtiſche Eigenart Watteau faſt mit derſelben Virtuoſität nachgeahmt hat, wie das Vorbild ſeiner Jugendjahre, David Teniers der Jüngere. So knüpft das Ende Watteaus an ſeinen Anfang an!

Das Gemälde iſt ſchon frühzeitig in den Beſitz Friedrichs des Großen gekommen. Damals war es bereits in zwei Hälften zerſchnitten (die linke Hälfte ſ. Abb. 14), und auch ſpäter hat es noch Mißhandlungen erlitten. Trotzdem iſt es eine Perle unter Watteaus Werken geblieben, ein Zeugnis, daß die verheerende Krankheit wohl ſeinen Körper zu zerſtören, aber ſeinem Geiſte und ſeiner glänzenden Handfertigkeit nichts anzuhaben vermochte.

Im Frühjahr 1721 wurde dem Todkranken durch Vermittelung eines Freundes von dem Generalintendanten des Königs, Lefèbre, eine Wohnung in Nogent ſur Marne angewieſen, wo er in ländlicher Luft Heilung von ſeinem Leiden erhoffte. Bis zum letzten Augenblicke füllte er ſein Skizzenbuch mit Zeichnungen, und für die Kirche von Nogent malte er ſogar noch ein Altarbild, eine Kreuzigung Chriſti.

Digitized by Google

Als dann seine letzte Stunde kam und der Priester ihm ein plumpes Kruzifix zum Küssen reichte, erwachte noch einmal sein Schönheitssinn, und er brach in die Worte aus: „Nimm es fort! Wie ist es möglich, daß man meinen Herrn Jesus so hat behandeln können!“ Es war am 18. Juli 1721, als er in den Armen seines treuen Gersaint verschied, der uns in seinem Lebensabriß des Künstlers auch den inneren und äußeren Menschen gezeichnet hat: „Watteau war von mittlerem Wuchs und von schwacher Körperbeschaffenheit; sein Charakter war unstet und wechselvoll; er folgte ganz seinen Launen; ausgelassenen Sinnes war er vernünftig in seinen Sitten; er war kühl und verlegen in seinem Auftreten, verschwiegen und zurückhaltend gegen Unbekannte, ein guter, aber schwer zu behandelnder Freund, menschenfeindlich, als Kritiker sogar boshaft und beißend; immer unzufrieden mit sich selbst und den anderen und schwer zum Verzeihen geneigt; er sprach wenig aber gut und liebte sehr die Lektüre. Es war das einzige Vergnügen, das er sich in seinen Mußestunden verschaffte, und obgleich ungelehrt, urteilte er ziemlich gesund über ein Geisteswerk.“ Watteau hat sich selbst auch nicht besser gemalt, als es sein Freund mit Worten gethan. Sein Aeußeres (s. Abb. 15) entsprach ganz und gar nicht dem geschmeidigen, schlanken, im Genuß des Lebens und der Liebe unverwüstlichen Helden seiner galanten Feste. Ein schweres Geschick hat es ihm nicht vergönnt, die Freuden selbst zu genießen, die er uns mit Begeisterung und mit voller künstlerischer Hingabe in den Farben eines Tizian und eines Rubens geschildert hat.

Abb. 15. Antoine Watteaus Selbstporträt.
Nach einem zeitgenössischen Stich von B. Lépicié.

Dichterfreuden.

(Abdruck verboten.

Ja, lieber Freund, es ist doch schön
Solch Sitz auf idealen Höhn!
Man ist, wie andre Leute auch,
Zu Zeiten recht ein fauler Bauch;
Da ist's dann süß zu hören:
„Es träumt der Dichtergenius
Und lauscht empor zu fernen Himmelschören.“

Hans Hoffmann.

Digitized by Google

Die friedvolle Liebe. Gemälde von Antoine Watteau, im Besitze des deutschen Kaisers.
Nach einer Originalphotographie von Braun, Clement & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.
Vertreter Hermann Vogel, Leipzig.

Ruine Gräfinburg.

Mosel und Moselwein.

Von

J. Trojan.

Mit 13 Abbildungen von **Fritz Kreiß.**

(Abdruck verboten.)

Der Rhein wird von den Künstlern dargestellt als ein rüstiger alter Flußgott, dessen Haupt Weinlaub umkränzt, und die Dichter nennen ihn mit Vorliebe den Vater Rhein. Die Mosel tritt uns in künstlerischer Auffassung als eine blühende junge Frauengestalt entgegen und gilt als des Rheines Tochter. Von dem westlichen Abhange der Vogesen herkommend, geht sie rasch durch ein Stück Frankreich, betritt dann fröhlich deutschen Boden, zuerst den mit Heldenblut wiedererkämpften, windet sich mit großer Anstrengung zwischen der Eifel und dem Hunsrück durch und eilt zuletzt durch etwas bequemeres Land dem Rhein entgegen, der sie mit offenen Armen empfängt.

Wie Rhein und Mosel selbst, so verhalten ungefähr auch ihre Weine sich zu einander. Der Rheinwein hat etwas Männlich-Kräftiges an sich; etwas Weiblich-Zartes und Liebliches ist dem Moselwein eigen. Wenn man die Blume der edlen Rheingauer Weine mit der Centifolie vergleicht, so kann man von derjenigen der besten Moselweine vielleicht sagen, sie erinnere an das Veilchen oder an das Maiglöckchen.

Niemand kann leugnen, daß der Rhein großartigere Landschaftsbilder darbietet als die Mosel. Wie oft bin ich in der Nacht von Berlin dem Rhein zugefahren, und wenn sich am Morgen mir der Blick über den herrlichen Strom und seine Ufer eröffnete, war ich jedesmal neu entzückt und hingerissen von dem Bilde. Dann aber überkam mich das Verlangen nach der Mosel. Es ist wahr, sie ist nicht so breit wie der Rhein, ihre Berge sind nicht so hoch, sie hat keinen so gewaltigen Felsen wie die Lorlei, nicht so viel Schlösser und Dome spiegeln in ihr sich wie in den Fluten des Rheins. Reize bescheidenerer Art sind es, die sie schmücken und für manchen so anziehend machen, daß er sie auf die Dauer dem Rheine vorzieht. Noch bildet sie keine große Verkehrs- und Fremdenstraße, an ihren Ufern erheben sich noch keine Riesenhotels, noch keine Fabrikschornsteine. Was sie so reizend macht, ist das Traulichе ihrer Landschaft. Und wie schön ist sie! Zum Glück ist immer nur die eine Seite des Thales, bei jeder Krümmung des Flusses aber wechseln die Seiten ihre Lage, mit Reben bepflanzt, die andere Seite nimmt Wald und Buschwerk und allerhand Selbstgewachsenes ein. Darunter spielen die wilden Rosen eine große Rolle. Nirgendwo sonst habe ich im Frühling eine so große Fülle von Blüten wilder Rosen gesehen als an den Felsgehängen des Moselufers. Und was für reizende Blumen, unter denen besonders häufig die Akelei, die auch einfach Glockenblume genannt wird, und das himmelblaue Immergrün sind, zieren dann den Waldboden! Daß an solchen Orten die Nachtigallen und andere gute Singvögel gern ihre Stimmen erschallen lassen, ist kein Wunder.

Digitized by Google

Das Thal ist stellenweise so eng, daß nur wenig Raum zwischen den Bergwänden der Ufer und dem Fluß bleibt. Dann wieder erweitert es sich und schließt fruchtbare Auen ein, die üppige Wiesen und hoch wogendes Korn tragen oder mit Nutzbäumen bepflanzt sind. In das schimmernde Weiß und zarte Rosenrot der Obstbaumblüte mischt sich im Frühjahr zum Entzücken der Augen das Goldbraun des Nußlaubes. Der Nußbaum erreicht hier einen großen Umfang. Der alte Mitscher, dessen Name Freunden des Moselweines wohl bekannt ist, ließ vor einem Menschenalter unweit Trabens, wo er angesessen war, einen gewaltigen

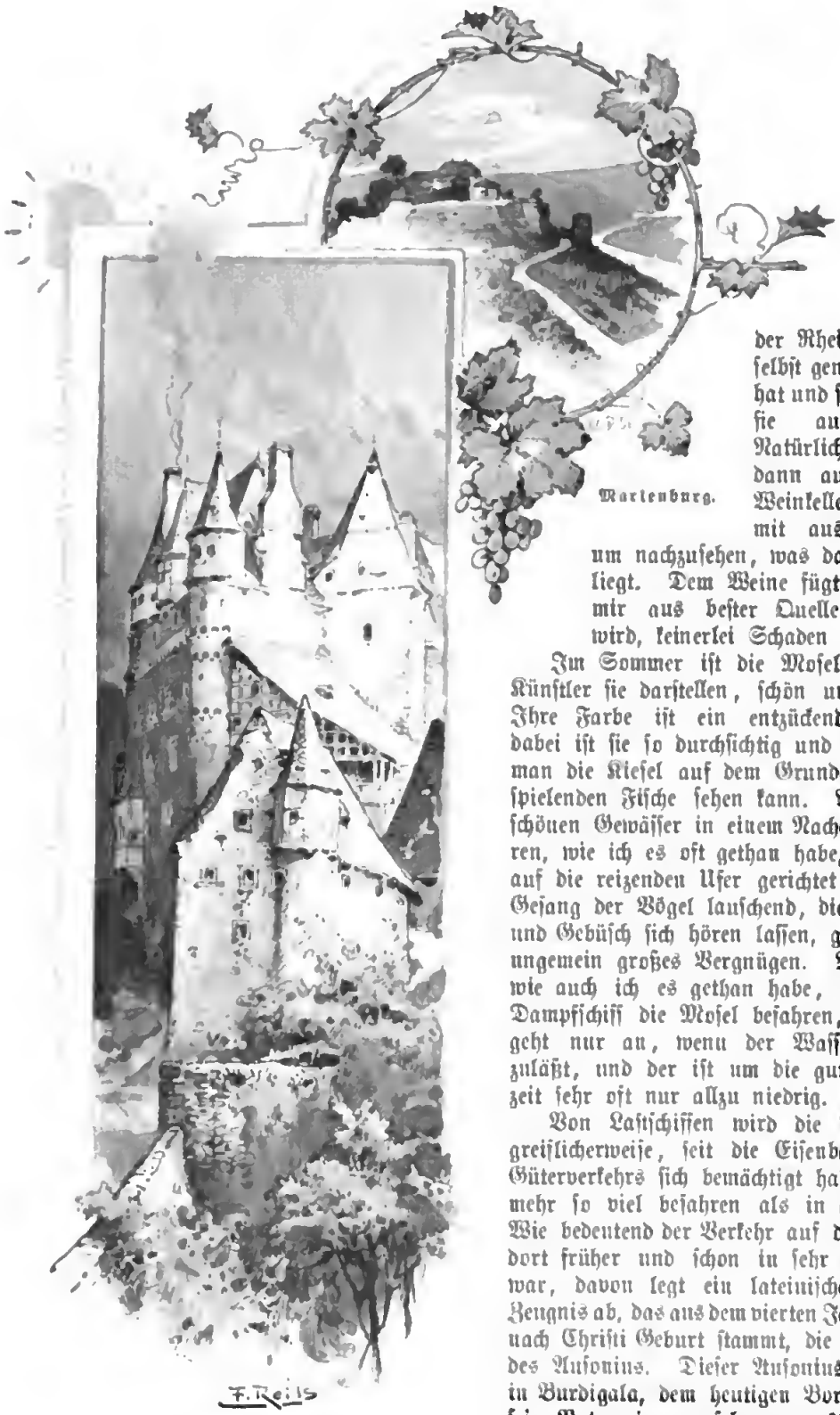
Castorkirche zu Koblenz mit Blick auf Ehrenbreitstein.

Baum der Art fällen, der noch vollkommen gesund war. Die eine Hälfte des Holzes wurde verbrannt, die andere reichte hin, um drei Kinder mit Möbeln aus solidem Nußbaumholz auszustatten. So starke Nußbäume findet man nur noch selten an der Mosel, und auch jüngere nicht mehr in so großer Zahl wie einstmals. Die Gewehrfabriken räumen unter ihnen auf, weil das Holz zu Gewehrschäften sehr gesucht ist, und bei den häufigen Veränderungen, denen diese Waffe unterliegt, ist der Bedarf an solchem Holz ein außerordentlich großer. Dazu kommt, daß der Nußbaum bei den Landwirten in Mißkredit gekommen ist. Soweit seine Wurzeln unter der Oberfläche des Bodens reichen, gedeiht nichts, so heißt es.

Wenn die Uferberge der Mosel auch nicht so hoch sind wie die des Rheins, so steigen sie doch zum Teil sehr steil auf und sind reich an wilden Geklüften und Schluchten, in denen die Wildkatze noch Bergung vor dem Jäger und der Uhu noch einen Platz für seinen Horst findet. Das größere Wild, das in den eingehegten Revieren der Ebene so leicht ausartet, bewahrt sich in diesen Felsenwildnissen, die doch mitten in einer von alter Zeit her stark kultivierten Gegend liegen, noch seine ursprüngliche Kraft und Lebendigkeit. Das Reh, das hier über die Klippen springen muß, ist ein anderes Tier als dasjenige des flachen Landes.

Den Hauptreiz verleiht der Landschaft der Fluß selbst. Die Mosel, wenn man sie im Sommer sieht, erscheint, obgleich sie eine recht starke Strömung hat, doch als ein ziemlich friedliches Gewässer. Man muß sich die Hochwassermarken an den Häusern der Uferorte ansehen, um sich vorstellen zu können, wie ungeberdig sie sich zuweilen im Märzmonat zeigt, wenn sie mit Eis geht, und bis zu welcher Höhe sie das Thal um die Zeit anfüllt, wenn

Digitized by Google



Burg Elz bei Moſelkern.

Marienburg.

der Rhein mit ſich ſelbſt genug zu thun hat und ſich weigert, ſie aufzunehmen. Natürlich dringt ſie dann auch in die Weinkeller ein, wohl mit aus Neugier, um nachzuſehen, was da eigentlich liegt. Dem Weine fügt das, wie mir aus beſter Quelle verſichert wird, keinerlei Schaden zu.

Im Sommer iſt die Moſel, wie die Künſtler ſie darſtellen, ſchön und lieblich. Ihre Farbe iſt ein entzückendes Grün, dabei iſt ſie ſo durchſichtig und klar, daß man die Kieſel auf dem Grunde und die ſpielenden Fiſche ſehen kann. Auf dieſem ſchönen Gewäſſer in einem Nachen zu fahren, wie ich es oft gethan habe, den Blick auf die reizenden Ufer gerichtet und dem Geſang der Vögel lauſchend, die in Wald und Gebüſch ſich hören laſſen, gewährt ein ungemein großes Vergnügen. Man kann, wie auch ich es gethan habe, auf einem Dampfſchiff die Moſel befahren, doch das geht nur an, wenn der Waſſerſtand es zuläßt, und der iſt um die gute Jahreszeit ſehr oft nur allzu niedrig.

Von Laſtſchiffen wird die Moſel begreiflicherweiſe, ſeit die Eiſenbahnen des Güterverkehrs ſich bemächtigt haben, nicht mehr ſo viel befahren als in alter Zeit. Wie bedeutend der Verkehr auf dem Waſſer dort früher und ſchon in ſehr alter Zeit war, davon legt ein lateiniſches Gedicht Zeugnis ab, das aus dem vierten Jahrhundert nach Chriſti Geburt ſtammt, die „Moſella“ des Auſonius. Dieſer Auſonius, geboren in Burdigala, dem heutigen Bordeaux, wo ſein Vater ein angeſehener praktiſcher Arzt war, lebte unter den Kaiſern Valentinian I

und Gratian, die ihm hohe Würden verliehen. Als Begleiter Valentinians machte er eine Reise auf der alten Römerstraße, wo jetzt noch von der Zeit her der „stumpfe Turm“ steht, von Bingen (Vincum) nach Neumagen (Noviomagus) und von dort nach Trier. Die Eindrücke, die er auf diesem letzten Teil seiner Reise erhielt, gibt in 483 Hexametern seine „Mosella“ wieder. Er rühmt die schöne Färbung und die Durchsichtigkeit des Wassers der Mosel und schildert den Fluß als belebt von vielen Lastfahrzeugen, welche mit Tauen, die an den Masten befestigt sind — wie es noch heute geschieht — von schwer arbeitenden Männern auf dem längs des Ufers sich hinziehenden Leinpfad stromauf gezogen werden. Dabei macht er eine Bemerkung, die interessant ist in Beziehung auf die Verbreitung gewisser Bräuche und Sitten. Wenn die Schiffer, sagt er, an Weinbergen vorüberkommen, in denen gerade Winzer bei der Arbeit sind, so singen sie ihnen Spottverse zu, sie ihrer Säumigkeit wegen verhöhnend. Die Winzer natürlich bleiben die Antwort nicht schuldig. So alt ist die Neckerei zwischen den Schiffern und den Anwohnern des Ufers.

Edle Marken.

Was eine Wanderung an der Mosel nicht am wenigsten vergnüglich macht, sind die kleinen Orte, die am Ufer liegen, um so reizender, je weniger sie bekannt sind. Manchen von diesen kleinen Ortschaften hat in den letzten Jahrzehnten das Feuer stark zugesetzt, ein großer Teil von ihnen ist aber doch, so feuergefährlich sie gebaut erscheinen, heute noch so, wie sie vor Jahrhunderten waren. Eine solche Holzarchitektur aber mit solchen Erkern und Giebeln, solchen zweckmäßigen und unzweckmäßigen und ganz unglaublichen An- und Nebenbauten ist außerdem nur noch auf den Holzschnitten unsers lieben alten Meisters Ludwig Richter zu finden. Maler, die ich, um ihnen eine Freude zu machen, in solche Orte wie Litzig, Rißbach, Wolf und Enkirch hineinführte, waren sehr schwer wieder aus ihnen herauszubringen. Und wie wenige kennen sie! Vielleicht weil sie von Fremden so wenig besucht werden, kann man noch mit Vertrauen in ihnen einkehren. Nicht von einem Kellner wird man

empfangen, der die Weinkarte bringt, sondern der Wirt oder die Wirtin begrüßt den Gast und erwidert auf die Frage, was es zu trinken gibt, mit der Gegenfrage: „Alten oder Neuen?“ Da mag man nun ruhig wählen, was einem das liebe Gemüt befiehlt, auch wohl den einen zuerst und dann den anderen trinken. Es ist eine gewisse Sicherheit vorhanden dafür, daß man etwas Gutes bekommt. So ist es, oder so war es vielmehr auch auf dem Hunsrück, wo die Leute, weil das Klima zu rauh ist, nicht selbst Wein bauen, guten Wein aber von der Mosel, zu der ihr Bergland abfällt, beziehen. Als ich vor einigen Jahren dort in einem Dorf, das Bischofsthron hieß, einkehrte, da gab es auch einfach nur Wein ohne Namen, er

war aber gut. Am Morgen wurde mündlich mit dem Wirt die Rechnung abgemacht, und sie war sehr klein. Als ich dem Mädchen ein Trinkgeld in die Hand drücken wollte, gab sie es mir zurück und sagte: „Herr, das ist hier nicht Sitte.“ Wird mit der Zeit schon Sitte werden.

Wenn man von der Mosel spricht, von ihren landschaftlichen Schönheiten und von ihren Weinen, so denkt man an die Strecke von Koblenz bis Trier. Koblenz, das Confluentia der Romer, so genannt nach dem Zusammenfluß der Mosel und des Rheins, mit seiner uralten steinernen Brücke, mit seinen aus dem Mittelalter herrührenden Bauten, unter denen die Türme der alten Castorkirche besonders hervorzuheben sind,

Digitized by Google

mit den reizenden der neueren Zeit entstammenden Rheinanlagen, die im Frühling ihre ganze Umgebung in Duft tauchen, bildet für diejenigen, welche die Mosel besuchen wollen, einen außerordentlich reizvollen Anfangspunkt, besonders wenn sie Gelegenheit finden, mit den trefflichen Moselweinen des Koblenzer Kasinos Fühlung zu gewinnen. Hat man es nicht sehr eilig, ins Moselthal hinaufzukommen, so empfiehlt sich von Koblenz aus ein Besuch der Feste Ehrenbreitstein, die Koblenz gegenüber am rechten Rheinufer auf hohem Felsen sich erhebt.

Von Koblenz aufwärts bleibt das Thal zunächst ziemlich breit. Etwa drei deutsche Meilen hat man bis Moselkern und passiert währenddessen Winnigen, wo ein guter Wein wächst. Bei Moselkern erhebt sich die Burg Elz, die sehr des Ansehens wert ist, keine Ruine, sondern ein noch bewohntes und wohnlich gehaltenes Bauwerk, im Äußeren aber ganz Mittelalter. Eine wirkliche Ruine dagegen ist das Schloß Beilstein, das oberhalb Burg Elz liegt zu Häupten eines Dörfleins desselben Namens. Zwischen beiden liegt eine Burg, die alt und zugleich neu ist, denn sie ist, nachdem sie vollständig in Trümmer gesunken war, nach einem alten Plan, der sich vorfand, wieder aufgebaut worden von dem bekannten Berliner Eisenwarenfabrikanten Ravené, der den Burgplatz angekauft hatte. Für sich hat er nach dem alten Modell im Äußeren, im Inneren aber mit aller Rücksicht auf modernen Komfort die Burg wiederherstellen lassen, aber bezogen hat er sie nicht. Noch ehe sie ganz ausgebaut war, erreichte ihn ein schweres Schicksal, durch das ihm alle Freude am Leben zerstört wurde, und bald darauf ergriff ihn der Tod.

Bei der Kelter.

An den Abhängen von Cochem wächst ein Wein, der in guten Jahren ganz leidlich ausfällt. Aber an einer Stelle wird auch einer geerntet, der als „Cochemer Krampen" eines bösen Rufes genießt. In Cochem, so heißt es, wurden einmal am Sonntag unter der Kirche ein paar Gesellen gefunden, die in der Schenke saßen und zechten. Das war strafbar, und man führte sie vor den Richter. Da aber der Richter fragte, was sie getrunken hätten, und hörte, es sei Cochemer Krampen gewesen, sprach er sie frei, weil er annahm, sie hätten das Trinken dieses Weines sich als Buße auferlegt.

Von Cochem geht es durch zwei Tun-

nel, deren einer über 4000 Meter mißt, nach Bullay und Pünderich. Die Bahn schneidet hier ab, es geht eine Zweigbahn von Pünderich an die Mittelmosel. Die Landschaft aber an der Mittelmosel ist besonders schön.

Dort liegen Traben und Trarbach, die Schwesterstädtlein, einander gegenüber, durch eine fliegende Fähre oder „Ponte" miteinander verbunden. Traben ist ein Hauptmarktplatz für Moselwein. Davon spricht das ganze Leben und Treiben dort und selbst in der Kirche — der Ort ist wie auch Trarbach und die nächste Umgegend fast ganz lutherisch — wird man daran erinnert. Das Gewölbe der Kirche ist ausgemalt mit Weinlaub, zwischen dem der Spruch aus dem Evangelium Johannis zu lesen ist: „Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben." Von Traben aus hat man einen reizenden Blick hinüber nach Trarbach, über dem die Ruine der Gräfinburg sich erhebt, so genannt nach der Gräfin Laurette von Starkenburg, die zu ihrer Zeit eine sehr streitbare Dame war. Die Burg soll sie aus dem Lösegeld gebaut haben, das der Erzbischof Balduin von Trier, den sie gefangen genommen hatte, ihr bezahlen mußte. Von Trarbach führt zum Hunsrück hinauf das liebliche Kautenbachthal. In diesem Thal liegt

Wohl bekomm's!

eine Stunde oberhalb Trarbachs das Bad Wildstein mit seinem heißen Quell, ein waldvogelgesangdurchschalltes Idyll. In diesem krystallklaren heißen Quell habe ich seit 1882 in sieben Frühlingen je ein Bad genommen, wenn ich von Berlin nach der Mosel kam, und den Reisestaub abgespült. Das erste Mal aber geschah es, als noch kein Badehaus da war; man badete in der Felsenkammer eines alten Bergwerksstollens, aus dem das Wasser herkommt.

Traben und Trarbach haben nichts Altertümliches an sich, alles, was derart in den beiden Orten vorhanden war, hat das Feuer zerstört. 1857 brannte Trarbach fast ganz und Traben zum großen

Teil nieder. Am 2. Februar 1880 zerstörte eine neue Feuersbrunst Traben bis auf wenige Häuser. Damals verbrannte auch das prächtige Trabener Rathaus, und mit diesem verschwand ein guter alter Brauch des Ortes. Das war dieser, daß am Jakobitag, dem 25. Juli, jeder schon trinkfähige Bürger vom Magistrat einen Trunk guten Weines — so fünf bis sieben Liter — zu fordern hatte und natürlich auch forderte und sich munden ließ. Das Geld dazu floß aus der Pacht, die der Ratsbäckermeister zu zahlen hatte. Das war möglich in alter Zeit, da der Wein noch billiger war und der Bürger noch nicht so viele wie heute.

Blick auf Trarbach von Traben aus.

Unweit Trabens und Trarbachs liegen die hübschen kleinen Orte, von denen schon die Rede war: Litzig, Enkirch, Wolf und Rißbach. Der kleinste davon ist Rißbach, eine halbe Stunde oberhalb Trabens; ein paar Häuser heißen so, einst aber war es ein ansehnliches Dorf. Über Rißbach liegt in einer großen Moselschlinge das hohe Plateau von Montroyal. So war die Festung genannt, die Ludwig XIV dort oben im Jahre 1686 anzulegen begann mit der Absicht, sie zu einer Zwingburg des Mosellandes zu machen. Elf Jahre wurde daran gebaut, währenddessen entstand unten das Dorf Rißbach. Nach dem Ryswijker Frieden 1697 mußte die Festung geschleift werden, und mit ihr verschwand nach und nach der Ort Rißbach, der von der Bauarbeit gelebt hatte, bis auf die wenigen Häuser, die jetzt noch dastehen. Als die Rißbacher Kirche noch stand, wo jetzt Weinberge sind, zogen einmal im Mai die jungen Mädchen und Bursche von Traben dort hinauf, unterwegs aber warfen sie einander mit Blumen, und dieses Spiel durfte in der Kirche fortgesetzt werden. Das spricht davon, wie heiter man damals das Leben ansah. Davon zeugt auch ein anderer

Brauch. Wenn in Traben ein junges Paar aus der Umgegend getraut war und der Hochzeitszug kehrte nach Hause zurück, dann nahm man Wein mit, und jeder, der dem Zuge auf der Straße begegnete, wurde angehalten und mußte auf das Wohl des Brautpaars trinken.

Die Bahn verschmähend, habe ich manchmal von der Station Bullay aus, wo das Thal sehr schön wird, den Weg nach Traben zu Fuß gemacht. Ich wanderte dann über die Marienburg, die auf der Höhe einer großen Moselschlinge liegt. Von dort oben sieht man die Mosel dann auf beiden Seiten, rechts und links, ein eigenartiger Anblick. Fährt man mit dem Dampfschiff aufwärts, so kann man es in Bullay verlassen, über den Berg steigen und es bei Pünderich bequem wieder erreichen.

Gnomenfreuden im Mai.

Wandert man nun von Traben oder

Trarbach an der Mosel hinauf, so gelangt man von einem guten weinbauenden Ort zum anderen, wodurch natürlich das rasche Weiterkommen sehr erschwert wird. Zuerst kommt man nach Erden, von da nach Uerzig, von Uerzig nach Zeltingen, dem weltbekannten, von Zeltingen nach Graach mit Josephshof, von da nach Bernkastel, wo der heilkräftige „Doktor" wächst. Die vier zuerst genannten Orte liegen an einer Moselkrümmung. Will man sie abschneiden, was aber schade wäre, so kann man, über das Gebirge steigend, in einer guten Stunde von Trarbach nach Bernkastel kommen.

1893er Federweiß.

Von dem wundervollen Bernkastel gelangt man über Cues, das auserlesenen Wein baut, weiter aufwärts nach Mühlheim, wo der hochachtbare Elisenberger gedeiht. Nicht weit von Mühlheim öffnet sich das Veldenzthal, das zur alten Burg Veldenz führt. Unterhalb der Ruine liegt das Dorf gleichen Namens, das auch gute Weinberge hat. Dort genoß ich am Pfingsttage 1891, dem 17. Mai, eines reizenden Anblickes. In der Nacht war Schnee gefallen. Als ich am Vormittag in den Garten des Wirtshauses zu Veldenz trat, fand ich dort eine große Gesellschaft von Burschen und Mädchen, die eben aus der Kirche gekommen waren. Auf dem Rasen lag noch viel Schnee, den griffen sie auf und warfen einander damit unter den blühenden Apfelbäumen.

Nach Mühlheim kommen noch Dusemont, wo der Brauneberger wächst, Piesport und Leiwen, damit haben die berühmten Weinorte der Mittelmosel ein Ende.

Zeltingen

Dieser Teil der Mosel, von Cochem etwa bis Neumagen, der ihre stärksten Windungen enthält, ist zugleich in landschaftlicher Beziehung der schönste.

Ein anderes Nest berühmter Weinorte bildet die Umgegend des heiligen Trier, das früher auch das goldene und die angenehmste Stadt der Welt genannt wurde. Der Grünhäuser und der Tiergärter Wein erfreuen sich eines großen Rufes, und die zarten und hellen Saarweine, die auch nicht weit von Trier wachsen, sind von trefflichster Art. Trier aber bildet für eine Moselfahrt einen guten Abschluß. Es ist mancherlei dort zu sehen auch außer den Heiligtümern, die dort von frommen Wallfahrern aufgesucht werden. Einen außerordentlichen Eindruck machen die Überreste aus der Römerzeit, die vom Alter geschwärzte Porta nigra und die kolossalen Ruinen des sogenannten Kaiserpalastes. Eine sehr sehenswerte Sammlung von Funden aus der Römerzeit, die in dortiger Gegend gemacht sind, enthält das Provinzialmuseum in Trier.

Porta nigra in Trier.

Der Dichter Ausonius, von dem oben die Rede war, schildert die Ufer der Mosel als vom Bacchus umblüht. „Bis zur höchsten Höhe hinauf," sagt er, „sind die Bergwände mit Reben bepflanzt." Wahrscheinlich hatte in alter Zeit der Weinbau an der Mosel einen noch größeren Umfang als jetzt. Alte Wurzelstöcke von Reben sind häufig mitten im Walde gefunden worden. Auch heute noch ist das Moselgelände der größte Weinbaubezirk Deutschlands. Die Crescenz beläuft sich bei einem vollen Herbst, wie wir ihn leider lange nicht gehabt haben, auf 200 000 Hektoliter.

Aus dem Gedicht des Ausonius ist der Schluß zu ziehen, daß der Weinbau an der Mosel schon über anderthalb Jahrtausende alt ist. Und in dieser langen Zeit ist der Boden noch nicht, wie der technische Ausdruck dafür lautet, „weinmüde" geworden. Das ist wohl dem Umstande zuzuschreiben, daß der Schieferfels oder, wie man an der Mosel sagt, die „Lei," worauf der Wein wächst, in beständiger Verwitterung begriffen ist und daß die Verwitterung des Gesteins ihm immer neue Nahrungsstoffe aufschließt. Dabei muß aber auch der Weinberg fleißig gedüngt werden. Dies ist ein wichtiger Teil der Arbeit des Weinbauern, die im ganzen Jahre kaum aufhört. Die Hauptarbeit fällt in das Frühjahr. Dann wird der Weinstock beschnitten, der Boden wird gedüngt, umgraben und rein gehackt. Es darf kein Unkraut zwischen den Rebstöcken geduldet werden, aber ein Vogel, der, was manchmal geschieht, in ihnen sein Nest baut, wird gern gelitten. Alles, was der Weinberg bedarf, muß auf dem Rücken hinaufgetragen werden, die meisten Weinberge aber sind sehr steil, zum Teil auf Terrassen angelegt. Von der Schwere dieser Weinbergsarbeit, glaube ich, kommt es, daß an der Mosel so viel ältere Männer und Frauen eine gebeugte Haltung zeigen.

Es wird sehr wenig roter Wein an der Mosel erzeugt. Von den Rebenarten, die weißen Wein bringen, ist jetzt am meisten verbreitet die Rießlingsrebe, deren Trauben spät reifen, aber ein feines Gewächs liefern. Man läßt die Trauben, wenn möglich, bis zum Ende des Monats Oktober hängen. Die Lese oder „der Herbst" ist an der Mosel nicht das fröhliche Fest, wie man gewöhnlich denkt, sondern auch in guten Jahren eine Zeit sauerer Arbeit. Auf dem Weinberge werden die Trauben abgeschnitten und zunächst in verpichten Körben gesammelt, die Legel heißen. Aus

den Legeln kommen ſie in die hohen Tragkörbe, die man Beſchoffs nennt. Dieſe ſtürzt man um in die großen Kufen, die dann, auf zweirädrigen Karren gewöhnlich, nach der Kelter gefahren werden. Im Kelterhauſe gibt es erſt recht heiße Arbeit, und alles muß raſch bewältigt werden. Dabei bleibt doch Zeit für den Küfer, einmal den von der Kelter ablaufenden Moſt auf ſeinen Zuckergehalt hin zu prüfen. Im Jahre 1893 und auch im vorigen Jahre machte er dabei ein recht zufriedenes Geſicht, im Herbſt 1894 aber, als ich zum letztenmal die Weinleſe an der Moſel mitmachte, ſchaute er ſehr ſauer drein. Damals hatte der „Federweiße“ ſo viel Säure, daß es auch abgehärteten Eingeborenen ſchwer wurde, ihn zu trinken. Nachher iſt daraus durch Zuſatz von Zucker doch noch ein leidlicher Vierundneunziger hergeſtellt worden. Unter allen Jahrgängen der letzten Zeit aber ſteht der Dreiundneunziger, der jetzt ſchon gut trinkreif iſt, obenan. Er iſt milde und hat eine köſtliche Blume, er iſt ein Wein, bei dem man ſingen und fröhlich ſein kann.

Singen und Fröhlichſein paßt in den Frühling. Eben iſt der Mai gekommen, und im Moſelthal leuchtet das Gold des blühenden Ginſters aus dem jungen Grün hervor. Unten aber auf dem Waldboden blühen unzählige Maiglöckchen, und noch etwas anderes wächſt dort:

Ein Kräutlein, das mag gerne
Im Waldesſchatten blühn.
Die Blüten kleine Sterne,
Voll Maienduft das Grün.

Das wollen hoch wir halten,
Weil es das Herz erfreut;
„Herzfreude“ bei den Alten,
Waldmeiſter heißt es heut.

Zur Maibowle aber eignet kein Wein ſich beſſer als ein leichter Moſelwein. Leicht ſoll er ſein, aber gut. In den hinein thue man den Waldmeiſter, ſonſt kein anderes Kraut, und laſſe ihn nicht zu lange darin. Dann wird der Maitrank prächtig munden und wohl bekommen.

Muſengunſt.

(Abdruck verboten.)

Aus dem mittagſtillen Walde
Wandelt heimwärts der Poet;
Wie vom Vorglanz künft'ger Lieder
Iſt ſein Antlitz überweht.

Muſengunſt, um die vergeblich
Er im lauten Schwarme bat, —
In verſchwiegner Schattenkühle
Iſt ſie freundlich ihm genaht.

Stattlich geht er wie ein König,
Wie ein Sieger blickt er klar;
Und auf ſeinem Sammetkragen
Glänzt ein blondes Mädchenhaar ...

Ernſt Lenbach.

Maria da Caza.

Roman von

Georg Freiherr von Ompteda.

(Schluß.)

(Abdruck verboten.)

XVI.

Die Koffer waren gepackt und alles zur Abreise bereit. Maria da Caza nahm nun Abschied von ihrem Hause. Sie schritt noch einmal durch alle Räume, in denen sie gelebt, zufrieden, gleichgültig und endlich unglücklich und glücklich zugleich. Nur Herrn da Cazas Zimmer betrat sie nicht. Im kleinen Salon — sie konnte nicht widerstehen — ließ sie noch einmal die Wasser spielen. Sie rauschten und plätscherten, stürzten über die Felsen und der Springbrunn stieg. Sie dachte daran, wie oft sie mit Stassingk hier gesessen. Aus ihrem weißen Boudoir nahm sie ein paar Andenken mit und alle Photographien, die sich im Laufe der Jahre angesammelt. Die nächsten Freunde und Bekannten, Gleichgültige und Fernstehende, alle, nur damit es nicht auffallen konnte, wenn auch Stassingks Bild darunter war.

Es war eine Kabinettaufnahme, wie sie alle Freunde der Cazas beigesteuert hatten, in der Ecke quer geschrieben der Name: „Ernst Grf. Stassingk," mit einem Schnörkel, der die Buchstaben im Bogen umzog. Sie gab ihn vorzüglich wieder in seiner naiven lächelnden, lebensfrohen Liebenswürdigkeit, den kleinen Schnurrbart gebrannt und nach oben gebürstet, kokett das kurze gekräuselte blonde Haar in Linien gelegt, mit lachenden, großen Augen.

Maria steckte das Bild in ihre Handtasche, während sie die übrigen der Jungfer gab, um sie in den Koffern unterzubringen. Noch einen letzten Blick warf sie auf alle die Gegenstände, die ihr lieb geworden, dann verließ sie das Haus. Den Wagen hatte sie schließen lassen, er rollte zum Gartenthore hinaus und bog in die Tiergartenstraße ein. Nun erschien die Villa noch einmal vor ihren Augen. Der kleine wohlgepflegte Vorgarten, auf den sie so oft von den Fenstern und vom Balkon herabgeblickt. Einen Augenblick schimmerte noch das Dach durch das junge Grün, dann kamen gleichgültige Nachbarhäuser, und das Heim, in dem Maria sechs Jahre verbracht, lag hinter ihr.

Es war eine traurige Fahrt bis zum Bahnhof, denn trotz ihrer Liebe, trotz ihres Glückes kam es ihr schwer an, das alles, was ihr bekannt und gewohnt war, zu verlassen. Und sie fand nur Trost darin, daß sie ja einer glücklichen Zukunft entgegenging. Aber plötzlich stand ihr das Abschiedsbild vom Rennen wieder vor den Augen, wie sie den Geliebten in Trennungsergriffenheit und -schmerz wähnte und sie ihn eine Minute, nachdem sie ihn erst ver-

lassen, wo das Herz ihm doch noch nachzittern mußte von Bewegung, im Gespräch sah mit anderen Damen. Sie glaubte, als sie dort vor ein paar Stunden gegangen, wäre es ihr nicht möglich gewesen, gleichgültige Worte mit anderen Menschen zu wechseln. Er mußte anders angelegt sein, seine Natur erlaubte es ihm besser, sein Gefühl zu verbergen, und die Männer fühlten vielleicht nicht so wie die Frauen.

Auf dem Bahnhof fand sie Selbottens schon vor. Sie blickte sich um, mit der leisen Hoffnung, trotz ihres Verbotes möchte Stassingk gekommen sein, doch er war nicht da.

Die kleine Gräfin ging Maria sofort herzlich entgegen und küßte sie auf beide Wangen:

„In vier Wochen komme ich nach!"

Maria gab Graf Selbotten die Hand:

„Ich muß Ihnen danken, daß Sie sie mir lassen wollen. Fürchten Sie denn nicht, man könnte darüber reden, daß sie mit einer Frau verkehrt, die ihrem Manne davongelaufen ist?"

„Aber Sie trifft doch keine Schuld, gnädige Frau!"

„Im Gegenteil! Ich muß alle Schuld übernehmen, sonst könnten wir ja nicht geschieden werden!"

„Ach was! Sie dürfen sich keine Gedanken darüber machen! Wer Sie kennt, weiß ganz genau, wie die Sache liegt, und wer Sie nicht kennt, der mag doch reden, was er will!"

Maria dankte ihnen noch einmal, dann sprachen sie von München, wo sie wohnen würde und wie lange sie dort bleiben sollte, bis die kleine Gräfin auch in München erschiene, um mit ihr sofort nach Berchtesgaden weiterzureisen. Dabei kam es heraus, was eigentlich hatte Überraschung bleiben sollen, daß eine Tante des Grafen, die eine Villa dort besaß, sie ihrer Nichte für den Sommer zur Verfügung gestellt und nicht nur einverstanden war, daß Maria dorthin mitkäme, sondern sich noch besonders darüber freute.

„Wissen Sie, warum?" fragte Graf Selbotten.

„Nein."

„Weil meine Tante rein vernarrt ist in meine kleine Frau und alles thut, was sie will. Sie hat ihr eben die ganze Sache erzählt und die gute Tante hat nur gefragt: Ist sie deine Freundin? Und auf das ‚Ja' haben wir die Villa für den Sommer. Tante kommt höchstens einmal vierzehn Tage oder drei Wochen hin."

„Es ist doch auch eine Ersparnis!" fügte die kleine Gräfin hinzu in einem Tonfall, daß man nicht recht wußte, ob sie es nur auf sich bezog oder vielleicht auch auf Maria, denn Selbottens glaubten, daß in der Cazaschen Ehe der Mann allein das Geld besäße. Graf Selbotten gab seiner Frau heimlich einen Stoß, doch Maria hatte schon verstanden und sprach lächelnd:

„Du brauchst dich nicht um mich zu ängstigen. Ich habe die Verfügung über das Vermögen meiner seligen Eltern immer behalten, und das reicht mehr als genügend aus für alles, was ich nur wünsche!"

Einen Augenblick war die kleine Gräfin verlegen, dann aber half ihre ungebundene Fröhlichkeit darüber hinweg, und die wenigen Minuten, bis der Zug ging, verflogen ihnen so rasch, daß sie meinten, sich noch tausend Dinge zu sagen zu haben, als die Lokomotive pfiff und die Wagen sich in Bewegung setzten. Sie hatten gelacht und gescherzt, Selbottens wollten der Scheidenden den Abschied nicht schwer machen, und sie fuhr ja ihrer Befreiung, ihrem Glücke entgegen.

Doch als nach flüchtigem, letztem Händedruck der Zug entschwand, da flossen der kleinen Freundin doch die Thränen über die Wangen. Maria sah das Paar noch Arm in Arm ihr nachblicken, wie es winkte mit Schirm und Hand, dann verließen sie die Halle des Anhalter Bahnhofes und eilten schneller und schneller davon.

Sie war mit der Jungfer allein in ihrem Abteil erster Klasse, aber sie wollte dem Mädchen nicht ihre Bewegung zeigen und blieb deshalb am Fenster stehen, den Blick hinaus in den Abend gewandt. Die Häuser glitten an ihr vorüber, in denen hier und dort schon Licht brannte. Auf den Straßen waren die Laternen entzündet, in langer Reihe tauchten sie am Kanal auf, über den der Zug brauste, dann allmählich erschienen Bauplätze, ganze Viertel im Entstehen und endlich freies Land. Dort drüben lag das Tempelhofer Feld, wo sie so manches Mal die Paraden vom Wagen

aus mitangesehen, denn Herr da Caza hatte darauf gehalten, überall teilzunehmen, wo man erschien, obwohl ihm, der nicht Soldat gewesen, solche militärische Schauspiele eigentlich höchst gleichgültig waren.

Nun kam die öde Umgebung Berlins, die Maria immer trostloser erschien, je weiter sie sich entfernten. Sie setzte sich in den Sitz am Fenster, stützte das Kinn in die Hand und blickte hinaus. Bald sah sie die Gegend draußen nicht mehr, und beim gleichmäßigen Klappern und Rollen der Räder, bei der leisen schaukelnden Bewegung des Wagens versank sie in Träumen.

Ihr schien mit dem Verlassen Berlins, das nun schon Meilen fern hinter ihr lag, ihre ganze Vergangenheit auch wie ein Traum, der immer mehr zu verblassen schien. Ihre Sorgen und Mühen um die Geselligkeit kamen ihr so gleichgültig und nichtig vor, ihre Beschäftigung, ihr Zeitausfüllen in den verflossenen Jahren so kleinlich und lächerlich. Nur eines blieb bestehen, das Bild Staffingks. Es verlor nicht durch die Trennung, es verblaßte nicht durch die Entfernung, sondern es ward schärfer und deutlicher, je länger sie an ihn dachte, es ward ihr lieber mit jeder Minute, die es ihr nun in der Phantasie vor Augen stand.

Von dem ganzen Berlin, ohne das sie früher gemeint, nicht leben zu können, von allem blieb ihr nur er, der sie liebte, um dessen willen sie sich von ihm losriß.

Sie malte sich aus, was er jetzt wohl thäte, wo er wäre, ob er an sie dächte und sie in Gedanken begleitete auf ihrer Flucht aus ihrem Hause. Und eine weiche Stimmung überkam sie und wieder die leise sich meldende Ahnung, daß er sie nicht so lieben könnte, wie sie ihn. Aber sie entschuldigte es, sie fand tausend Gründe dafür, daß er so sein mußte, wie er eben war. Es war nun einmal seine Art, allen Leuten Schmeichelhaftes zu sagen, und er meinte es gewiß nicht so.

Als der Schaffner des Schlafwagens erschien, um für die Nacht die Betten herzurichten, trat sie mit der Jungfer, die mit ihr im selben Raum schlafen sollte, auf den Längsgang des Wagens. Und da ward ihr mit einem Male klar, daß sie ja nun ganz allein sein würde und nur dieses Mädchen besaß, dem sie bisher in den sechs Jahren ihrer Ehe, seit sie bei ihr war, nur die Beachtung geschenkt, die einem stillen, guten Dienstboten zukam, der eben doch immer Dienstbote blieb. Sie war immer gut gegen das Mädchen gewesen, aber besonders gekümmert hatte sie sich nicht um sie. Nun fühlte sie plötzlich das Bedürfnis, mit ihr zu reden, und fragte sie:

„That es Ihnen leid, von Berlin fortzugehen, Agnes?"

Das zierliche Ding, eine Thüringerin mit blauen Augen und etwas spärlichem blonden Haar, das von ihrer Herrin immer Kleider bekam und an Manieren und äußerlichen Dingen viel abgesehen hatte, sagte lächelnd:

„Nein, gnädige Frau! Ich gehe sehr gern mit der gnädigen Frau fort!"

Maria hatte sie noch nie mit Interesse angeblickt, nun fand sie, daß das Mädchen in ihrer bescheidenen Einfachheit doch recht anständig aussah. Und sie sprach, mit jähem Entschluß, weil es ihr so auf die Zunge kam:

„Wissen Sie denn eigentlich, warum wir fortreisen, Agnes?"

Agnes blickte ihre Herrin einen Augenblick an, dann sagte sie ehrlich:

„Jawohl, gnädige Frau!"

Maria fragte nicht weiter.

Sie gingen zur Ruhe, und im eintönigen Gestampf und Geklapper des Zuges schlief sie mit dem Gedanken an Staffingk, der ihre Sinne umgaukelte, ein. Bleiern war ihr Schlaf: die angestrengten Nerven suchten Ruhe. Als sie erwachte, waren sie schon auf der oberbayerischen Hochebene, und ein Blick zum Fenster hinaus zeigte ihr die Veränderung in der Landschaft: die geringere Bebauung, Ried- und Heidestrecken, Weideland und Dörfer ganz anderen Charakters. Überall tauchten die Kirchtürme mit ihren runden, kugelförmigen oder birnenartigen Knäufen auf. Ein Heiligenbild, ein Kreuz, eine einsame winzige Kapelle stand hier und da am Wege und Kindheits- und Jugenderinnerungen stiegen in Marias Seele empor.

In solcher Gegend war sie ja groß geworden, so sah es aus um das Gut der Eltern, das ihr Vater, der kurhessische Rittmeister a. D. von Rudloff, 1866 nach dem Zusammenbruche seines Vaterlandes in Bayern erworben, nur um ganz fort

zu sein von den neuen Verhältnissen, die ihm nicht zusagten.

Maria dachte bei jeder Kapelle, die sie sah, daran, wie sie, die Protestanten, dort nie zur Kirche gegangen, weil es keine Kirche ihrer Konfession auf Meilen in die Runde gab, und wie sie als Kind das nicht begriffen. Und dann sprangen ihre Gedanken wieder ab zu Staffingk, dessen Frau sie werden durfte, weil eben ihre Kirche nichts dagegen einwand. Wieviel Zeit würde bis dahin noch vergehen! Bis sie ihn wiedersähe! Schon jetzt erschien es ihr unerträglich lange, daß sie ihn nicht erblickt, und doch lagen noch nicht einmal vierundzwanzig Stunden dazwischen.

Da fürchtete sie sich, wie das werden sollte und ob sie diese Prüfungszeit der Trennung auch würde überwinden können. Für einen Augenblick fing sie an zu verzagen, und während sie sich ankleidete, von Agnes bedient, die sich gar nicht ausgezogen hatte, überkam sie eine weiche Stimmung, eine unendliche Traurigkeit, die ihr die Kehle zuschnürte und sich drückend, wie ein Gewicht auf sie niederließ. Und nun erschien ihr Staffingks Liebe eine kurze Zeit in ganz anderem Licht: ihr war es jetzt, als liebte er sie doch nicht recht, nicht so, wie es nötig, daß die Leidenschaft andauerte für ein ganzes, langes Leben. Und eine fürchterliche Angst beschlich sie, er möchte sich geirrt haben mit ihr, und seine Neigung könnte erkalten.

Sie ward ihres Gefühles nicht mehr Meister und langsam tropften ihr die Thränen vom Auge. Eine so trostlose Stimmung beherrschte sie, ihre Zukunft erblickte sie im Dunkel, sie fürchtete sich vor den Wochen allein in München und sie zitterte und bangte um die Liebe Staffingks.

Da sprach eine Stimme weich neben ihr:

„Gnädige Frau müssen nicht weinen!"

Es war Agnes, die ganz betrübt aussah, als sie es ihr sagte. Maria strich ihrer Jungfer die Wange:

„Sie sind ein gutes Mädchen, Agnes."

„Aber die gnädige Frau darf nicht mehr weinen!"

Sie lächelte schon wieder, und als die Sonne fröhlich durchs Fenster hereinschien über die grünende Erde draußen, da ward es auch lichter wieder in ihrer Seele. Je näher sie München kamen, desto heiterer ward ihre Stimmung. Sie erkannte alles wieder, die Nachbarsorte, den Nymphenburger Park, das Schloß und die Türme der alten Frauenkirche, des Wahrzeichens von München. Und als der Schaffner die Thür aufriß und sie einem alten Gepäckträger mit echt bayerischem, weißem Knebelbart, der fast wie ein Franzose ausschaute, den Gepäckschein übergab, da war ihr in Erinnerungen fast heimatlich zu Sinn.

Auf der Briennerstraße, in einem Hotel garni, mietete sie sich ein. Dort hatte sie schon in früheren Jahren gewohnt, wenn sie mit ihren Eltern einmal nach München kam. Es war ein ruhiges Haus, wo meist ganze Familien Aufenthalt nahmen. Das Essen wurde auf den Zimmern serviert, denn es gab überhaupt keinen Eßsaal. Niemand kümmerte sich um den anderen, so daß es für Marias Lage in jeder Beziehung paßte. Sie hatte zwei Zimmer; das von Agnes stieß daran, die nicht einmal über den Flur brauchte, um zu ihr zu gelangen.

Die erste Frage war nach Briefen, die angekommen, aber in ihrer Ungeduld hatte sie übersehen, daß noch keine da sein konnten. Erst am nächsten Morgen durfte sie Nachrichten erwarten. Sie blieb den Tag über zu Hause, um mit Agnes auszupacken und einzuräumen. Ihr Essen ließ sie sich von der Jungfer servieren. Abends nahm sie ein Buch vor, deren sie einen ganzen Stoß mitgebracht, um zu lesen.

Als der Briefträger am nächsten Tage erschien, erwartete sie bestimmt einen Brief von Staffingk, aber es kam keiner. Gräfin Selbotten hatte nur ein paar Zeilen geschrieben. Maria durchflog sie, ob vielleicht der Geliebte darin erwähnt würde, doch sie fand nicht seinen Namen. Den Tag hindurch war sie noch ruhig, weil sie meinte, es könnte irgend etwas dazwischen gekommen sein, so daß er nicht hatte schreiben können. Statt dessen schickte sie ihm, wie ausgemacht, postlagernd einen langen Brief, aus dem kein Vorwurf klang, nur leise, bange Traurigkeit. Abends ging sie, um sich zu zerstreuen, in die Oper, auf einen Parkettplatz in möglichst einfachem, unauffälligem Kleide. In Berlin hätte sie nur die Loge besucht, im Parkett gesehen zu werden, wäre ihr peinlich gewesen, wegen der Bekannten.

Digitized by Google

Abendfriede. Nach dem Gemälde von G. van den Bos.
Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.
Vertreter Hermann Vogel, Leipzig.

Digitized by Google

Hier, wo sie allein war, wäre sie aufgefallen allein in der Loge.

Agnes hatte sie mitgenommen, im zweiten Parkett saß sie, um ihre Herrin am Schluß zu erwarten.

Während des Zwischenaktes blieb Maria auf ihrem Platze, allein wollte sie nicht ins Foyer gehen und mit der Jungfer sich nicht zeigen. Und es war ihr ein eignes Gefühl, sitzen bleiben zu müssen, wo sie früher immer, wenn sie in den Pausen, in den Gängen der Theater auf und nieder schritt, von allen Leuten betrachtet worden war, von den Damen auf ihre Toilette, von den Herren auf ihre Schönheit.

Sie kam sich jetzt mit einem Schlage völlig verändert vor, als habe sie einen neuen Menschen angezogen, seit sie Berlin verlassen. Sie sah, daß sie von Herren betrachtet wurde, sie fühlte trotz des versteckten Platzes Operngläser auf sich gerichtet, aber jetzt nahm sie es nicht mehr als selbstverständlich hin, jetzt freute sie sich nicht darüber, sondern es war ihr fast unangenehm, als müsse sie sich jeder Beobachtung nach Möglichkeit entziehen.

Abends hoffte sie, als sie aus dem Theater zurückgekehrt, einen Brief Stassingks zu finden — er fehlte wieder, und auch am nächsten Morgen kam nur ein Gruß der kleinen Gräfin und ein paar gleichgültige Zeitungen.

Maria durchsuchte die Postsachen mit zitternder Hand, sie meinte, sein Brief müsse sich irgendwo zwischen die anderen geschoben haben, sie fand nichts. Nun zermarterte sie sich den Kopf, was wohl geschehen sein könnte, und ging aufs Postamt, um nachzufragen. Der Beamte wußte von nichts. Dann warf sie schnell ein paar Zeilen hin mit der Frage, ob er krank sei, und schrieb einen langen Brief, aus dem die Sorge herausklang, er möchte sie vergessen haben.

Sie blieb zu Hause, den ganzen Tag auf die Vorsaalthür horchend, ob denn keine Nachricht von ihm käme. Dann schrieb sie ihm noch einmal viele Seiten lang und schüttete ihm ihr Herz aus in heißen Worten, wie sie ihn liebte und wie verlassen und unglücklich sie sich nun fühlte. Aber den Bogen, auf dem das stand, vernichtete sie wieder, weil sie fürchtete, ihm eine bittere Stunde zu bereiten. Er sollte sie nicht klein und schwachmütig sehen, er sollte wissen, daß sie bereit war, jedes Opfer für ihn zu bringen, alles zu tragen, nur wenn er ihr schriebe, daß sie wenigstens wüßte, ob er gesund war oder ob ihm etwas zugestoßen.

Die Briennerstraße war so ruhig, kaum ein Wagen fuhr vorüber an diesem warmen Nachmittage. Die Sonne strahlte prall auf das Straßenpflaster, alles erschien ihr heller und greller, als in Berlin. Sie sehnte sich nach dem Lärm und Verkehr der Tiergartenstraße, der sie etwas zerstreut haben würde: dort kamen doch immer Equipagen vorüber mit buntem Leben, Menschen, die ins Freie hinausstrebten, Reiter und Reiterinnen drüben auf dem Sandwege, hier war alles still.

Maria hielt in ihrer Unruhe diese Verlassenheit nicht mehr aus und sie telegraphierte an Gräfin Selbotten:

„Gräfin Selbotten. Berlin, Viktoriastraße.

Ist er krank? Noch kein Brief von ihm, seitdem hier. Beruhige mich. Tausend Dank für Deine Briefe. Schreibe immer. Sehr einsam. Herzlichen Kuß. Grüße Deinen Mann.

Maria."

Schon ein paar Stunden darauf traf die Antwort ein, daß Graf Selbotten Stassingk aufgesucht, um nach ihm zu sehen, daß er sich wohl befinde und ein Brief von ihm unterwegs sei.

Maria war glückselig, er hatte also doch an sie gedacht und sie machte sich Vorwürfe, daß sie ihm Unrecht gethan. Ein dutzendmal las sie das Telegramm, das ihr die Ruhe wiedergegeben. Und immer wieder dachte sie an Stassingk. Als sie am Abend zur Ruhe ging, schwebte ihr sein Bild vor dem Einschlafen, wie immer, vor den Augen und ihr war es, als ginge ihr Puls schneller, wenn sie bloß an ihn dachte. Es war wie eine Krankheit, die sie überfallen, daß sie nicht mehr lassen konnte von ihm.

Als ihr Agnes am anderen Morgen die Postsachen ans Bett brachte, that sie ganz gleichgültig, aber sobald sich das Mädchen entfernt hatte, fiel sie über die Briefschaften her. Sie suchte und suchte — kein Brief von ihm. Sie verstand es nicht, in dem Telegramm hatte doch gestanden „unterwegs?" Sie begriff es einfach nicht

und klingelte nach der Jungfer, um gewiß zu sein, daß nicht etwa durch ihre Unachtsamkeit der Brief etwa draußen liegen geblieben wäre.

„Es ist ganz bestimmt nichts anderes abgegeben, gnädige Frau!“ antwortete Agnes mit traurigem Ausdruck, als ob sie den Kummer ihrer Herrin verstünde. Langsam ging sie hinaus. Maria aber verlor für einen Augenblick allen Mut und alle Haltung. Sie war so niedergeschmettert, daß sie nicht imstande war, auf die übrigen Sachen nur einen Blick zu werfen. Kein Brief! Noch immer kein Brief! Und sie hatte ihm schon fünf oder sechs geschrieben, seitdem sie sich in München befand. Dunkle Röte stieg auf ihre Wangen: sie schämte sich vor sich selbst. Aber sie liebte ihn, sie liebte ihn nun einmal, sie konnte nicht anders, und wenn es ihr das Leben gekostet hätte und wenn die ganze Welt zusammengebrochen wäre, sie liebte ihn.

Da warf sie alles von sich und drehte sich herum und versteckte den Kopf in den Kissen. Dann fing sie an zu weinen, wie sie noch nie geweint, seit sie Frau war, daß ihr ganzer Körper zitterte und bebte, daß ihre Schultern zuckten und sie laut schluchzte und stöhnte. Krampfartig schüttelte es sie, und sie vergrub sich immer tiefer ins Bett hinein. Als der wilde Sturm ein wenig nachgelassen, blieb sie liegen, ohne sich zu rühren.

Eine halbe Stunde verging: sie regte sich nicht. Agnes trat ein, um warmes Wasser zum Waschen zu bringen, sie blieb noch immer unbeweglich. Sie fühlte sich wie zerschlagen, wie gelähmt, nicht fähig, ein Glied zu regen. Und so blieb sie noch lange Zeit, bis sie einmal die Uhr schlagen hörte. Da richtete sie sich auf. Sie tastete nach den Postsachen, als müsse nun doch ein Brief Staffingks da sein. Und dabei fand sie ein Schreiben ihres Rechtsanwaltes, des Justizrates Zenker. Sie öffnete es. Es enthielt einen Brief Herrn da Cazas an seine Frau aus Paris, den der Rechtsanwalt verschlossen empfangen und ihr sandte.

Sie las die in fast spöttischem Tone geschriebenen Zeilen, die ihre Flucht aus Berlin gar nicht recht ernst aufzufassen schienen und ihr dringend rieten, zurückzukehren, um keinen Skandal hervorzurufen, der ihm „äußerst peinlich“ sein würde und „ohne jeden vernünftigen Zweck.“ Herr da Caza betonte, daß er ihr nicht die geringste Veranlassung zu einem solchen Schritte gegeben habe und sich nicht bewußt sei, irgend etwas gethan zu haben, was ihr ein Recht gäbe, sich von ihm zu trennen. Er werde nicht eine Stunde eher, als beabsichtigt, von Paris zurückkehren, um ihrer Entfernung von Berlin nichts Außergewöhnliches zu geben und ihr die Möglichkeit zu lassen, sich in der Villa wieder einzufinden. Dann würde ihre Abwesenheit einfach als eine kurze Reise nach München hingestellt werden können, die, da sie nun einmal aus Oberbayern stamme, für keinen Menschen etwas Besonderes und Auffälliges haben könnte.

Damit hatte sie das, was sie wünschte: die Aufforderung, in das eheliche Haus zurückzukehren, der sie nun nicht nachkommen würde. Noch einmal durchflog sie den Brief, sie mußte lächeln über seine wiederholt geäußerte Besorgnis, es möchte einen Skandal geben, den er unter allen Umständen vermieden sehen wollte. Darin erkannte sie ihn wieder, der nur um seine Stellung nicht geschädigt zu sehen, seine Frau wahrscheinlich wieder aufgenommen haben würde, auch wenn ihr eine thatsächliche Untreue zur Last fiel.

Aber bald hatte dieses Schreiben kein Interesse mehr für sie: ihren Lauf ging die Angelegenheit nun doch von selbst, der Stein war einmal im Rollen. Sie kehrte mit ihren Gedanken zu Staffingk zurück.

Eine unsägliche Traurigkeit überfiel sie und blieb auf ihrer Seele lasten: die Trennungszeit fing erst an und schon schrieb er nicht. Wieder begann sie daran zu zweifeln, ob er sie richtig liebte. Und den ganzen Tag trug sie es mit sich herum, ihren nagenden Kummer, das Bleigewicht, das auf ihr lag. Sie wußte nur eines, daß sie ihn lieben mußte, und wenn er gänzlich erkaltet war und nicht ein Funken seiner alten Leidenschaft mehr in ihm blieb: sie liebte ihn weiter, sie hing an ihm fort und fort, sie konnte nie wieder lassen von ihm. Sie würde sein bleiben, auch wenn er sich von ihr gewendet, bis an ihr Ende.

Digitized by Google

XVII.

Endlich am anderen Morgen erkannte sie seine Handschrift, und schon, ehe sie noch eine Zeile gelesen, war ihr Groll, ihr Kummer, ihre Trauer verflogen. Stassingks Brief war warm und herzlich. Er entschuldigte sein Säumen mit tausenderlei Verpflichtungen, mit dienstlicher Inanspruchnahme durch seinen Chef im Auswärtigen Amt und auch mit ein paar Soireen, die er hätte besuchen müssen, weil sonst sein Fehlen gerade jetzt in dieser Zeit aufgefallen wäre. Das klang alles lieb und gut, so natürlich und naiv, wie er sprach. An seiner Schreibweise war nichts Gezwungenes, er gab sich ganz wie seine Art, wie man ihn kannte, leichtsinnig, fröhlich, immer heiter, naiv.

Er erkundigte sich nach den Verhältnissen in München, ob sie mit ihrer Wohnung zufrieden wäre, ob sie fleißig ins Theater ginge, die Museen besuchte, die Ausstellung im Glaspalast, die der Sezession, kurzum, wie sie sich die Zeit vertriebe. Dann wollte er wissen, ob sie irgend jemand kennen gelernt oder alte Bekannte wiedergefunden. Zuletzt dankte er für ihre Briefe, sprach von dem, was er selbst vorgehabt, und erzählte, wie ihn Graf Selbotten aufgesucht, um ihn an seine Säumigkeit zu erinnern. Er schloß:

„Als Selbotten mich fragte, hatte ich ein scheußlich schlechtes Gewissen, aber ich dachte, Maria weiß, wie lieb ich sie habe, und da kann sie mir nicht böse sein. Außerdem hatte ich ja diesen Brief längst fertig und bildete mir ein, er wäre schon unterwegs zu Dir. Du kannst Dir also meinen fürchterlichen Schrecken ausmalen, als ich eben diese meiner Idee nach schon bald in Deinen Händen befindlichen Zeilen in meiner Schreibmappe finde. Es ist wahrhaftig unglaublich. Aber so bin ich mal. Mir ist das schon so und so oft passiert. Da siehst Du also, was Du an mir hast.

Nun aber endlich Schluß. Ich umarme Dich, meine geliebte Maria, und küsse Dich tausendmal. Wenn wir doch nicht getrennt wären, aber es muß sein. Ich habe Dich von Herzen lieb. Noch einen Kuß. In Eile.

Ich sehne mich so nach Dir!

Dein treuer

Ernst."

Maria konnte nicht lassen von den Blättern, die mit Stassingks etwas geziert nach links liegender Schrift bedeckt waren. Eine ganz andere neue Stimmung war bei ihr eingekehrt. Sofort setzte sie sich an den Schreibtisch und antwortete in einem dicken, langen Brief.

Es fiel ihr nicht auf, daß er seine angefangenen Zeilen an sie achtlos in seiner Schreibmappe hatte liegen lassen, wo sie wahrscheinlich vor dem Auge des Dieners nicht sicher waren, und sie beachtete das Wort „in Eile" nicht, mit dem er den ersten Brief an die schloß, die um seinetwillen ihren Mann verlassen und die seine Frau werden sollte. Sie war so glückselig, daß sie nichts sah, als daß er ihr doch geschrieben und daß die Worte der Liebe noch aus seinem Briefe klangen, die sie früher von ihm gehört.

Nun konnte sie es im Hause nicht mehr aushalten, sie mußte ins Freie, nur fort, hinaus an die Luft. Und sie nahm Agnes mit sich und mietete einen Wagen, um nach Nymphenburg hinauszufahren, dort wollte sie sich im Parke ergehen. Bescheiden setzte sich das Mädchen auf den Vordersitz, doch Maria hieß sie neben sich Platz nehmen. Das gab der Kleinen Mut, daß sie sagte:

„Gnädige Frau lachen ja wieder!"

„Haben Sie das gern, Agnes?"

„Ich mag es nicht sehen, wenn die gnädige Frau weint!"

„Warum?"

„Weil es schadet."

„Was soll's denn schaden, Agnes?"

„Der Schönheit schaden die Thränen, gnädige Frau!"

Maria mußte lachen:

„Ach, was thut das!"

Doch das Mädchen meinte ernsthaft in fast andächtiger Bewunderung:

„Gnädige Frau sind so schön!"

Maria schwieg, dann sprach sie, und sie dachte an Stassingks Brief, mit strahlenden Augen:

„Das ist nicht die Hauptsache im Leben! Glücklich sein, das ist das beste!"

„Wenn gnädige Frau nur glücklich werden!" antwortete Agnes innig. Eine Sekunde stutzte Maria, darauf gab sie aber bestimmt zurück:

„Ich werde schon glücklich werden!"

Und es war zwischen ihnen nicht weiter

die Rede davon. Maria überließ sich ihren Träumen und auch, als sie im Park spazieren ging, sprach sie nur wenige Worte, denn ihre Gedanken weilten bei Staffingk. Sie freute sich, keine Gesellschafterin genommen zu haben, woran sie zuerst gedacht, denn die würde vielleicht versucht haben, „Konversation" zu machen, und gerade diese vollkommene Ruhe that ihr so wohl.

Nun, da es dieses Mal so gut gegangen, nahm sie Agnes immer mit. Wenn sie wollte, konnte sie ein paar Worte mit ihr wechseln, wenn es ihr nicht angenehm war, schwieg sie. Und so verging ein Tag nach dem anderen: fast jeden Tag jetzt kam irgend ein Lebenszeichen von Staffingk, zuerst noch ein paar Briefe, dann auch einmal eine in der Eile hingeworfene Postkarte, die so gehalten war, daß ein Fremder aus dem Inhalte nichts entnehmen konnte. Zuletzt begann er zu telegraphieren. Ein Korso, hatte er geschrieben, wurde geplant, und ihm waren auf Wunsch einer höher gestellten Persönlichkeit, die alles leitete, diese und jene Anordnungen zugefallen. Er hätte aber nicht ablehnen können, weil der Hof voraussichtlich erscheinen würde.

Maria bangte nur davor, ganz ohne Nachricht zu bleiben, so nahm sie auch die dürftigen Telegramme gern hin, waren sie doch trotz der wenigen Worte, die sie nur enthielten, wenigstens ein Zeichen, daß er sie nicht vergaß. Sie entschuldigte gern alles, er hatte zu viel zu thun, das sah sie ein, denn sie wußte selbst nur zu genau, wieviel Arbeit die Vorbereitung derartiger Veranstaltungen verursachte.

Da blieb plötzlich auch das nun fast gewohnte Telegramm aus. Maria ward unruhig darüber, aber sie fand hundert Entschuldigungen dafür: die Geschäfte hatten sich zu sehr gehäuft, sein Diener es vielleicht liegen gelassen, oder er hatte nun wiederum einen Brief geschrieben, der unterwegs war. Doch auch am nächsten Tage fehlte jede Nachricht. Da ergriff Maria die Sorge. Sie schrieb ihm einen liebeglühenden, am Schlusse traurigen Brief, aus dem ein leiser Vorwurf klang. Der dritte Tag brach an, keine Nachricht. Er verging ohne ein Lebenszeichen Staffingks.

Marias Unruhe wuchs und endlich sagte sie zu ihrem Mädchen tonlos und traurig:

„Kein Brief, Agnes!"

„Er wird schon kommen, gnädige Frau!" antwortete ihre Jungfer mit einem teilnehmenden Blick, doch sicher und bestimmt, als wisse sie es ganz genau. Aber auch den folgenden Tag erschien er nicht. Maria rechnete aus, daß der Korso, der Staffingk so sehr beschäftigt, am Tage vorher gewesen war: nun gab es also keine Entschuldigung mehr, jetzt mußte er Zeit gefunden haben, zu schreiben. Und sie ließ es Abend werden, ohne daß sie — zum erstenmal, seitdem sie in München war — die Feder in die Hand genommen, um ihm eine Zeile zu schicken. Wenn er sie vergaß über seinen Unterhaltungen, dann brauchte er ihre Briefe nicht zu lesen. Vielleicht fragte er auch nicht einmal danach.

Diesen Abend überfiel sie eine Bitterkeit ohnegleichen und Staffingks Bild trübte sich in ihrer Erinnerung. Sie verstand nicht, was geschehen sein konnte, sie begriff nicht, was ihn eigentlich abhielt, ihr wenigstens zu telegraphieren. Mit einem Worte wäre sie ja schon zufrieden gewesen, das ihn kaum eine Minute gekostet. Und er schrieb nicht, fand nicht einmal eine Sekunde Zeit für sie.

Sie hatte das Bedürfnis, sich jemandem mitzuteilen, und da sie niemanden fand, als ihr Mädchen, so sagte sie zu Agnes, mit trauriger Stimme:

„Es kommt kein Brief, Agnes!"

Und wiederum entgegnete die Jungfer:

„Gnädige Frau, er wird schon kommen!"

Aber dieses Mal klang ihre Antwort nicht so gewiß, und sie schien ihre Herrin mitleidig zu betrachten. Als jedoch am folgenden Tage nur ein Schreiben des Justizrates Zenker erschien und eine Karte von Gräfin Selbotten, da war Maria wie vernichtet. Sie schämte sich vor dem stummen, fragenden, traurigen Blick des Mädchens. Und eine grenzenlose Wut und Empörung überfiel sie darüber, wie er an ihr handelte. Sie schalt ihn ehrlos und niedrig, sie zu vergessen, sie malte sich aus, was er wohl triebe, was ihm die Zeit nähme, an sie zu denken. Und der Gedanke setzte sich in ihr fest, er müsse ihr untreu sein, er wäre von einer anderen gefangen. Sie glaubte, er könne zur Prinzessin Löwengaard zurückgekehrt sein, der er jetzt den Hof mache. Und in ohnmächtiger Wut und Verzweiflung

Aus unſerer Studienmappe:

Mädchen aus Athen. Nach dem Gemälde von W. B. Richmond.

kleidete ſie ſich an und ſtürzte fort. Sie mußte hinaus, an die Luft.

Die ſtille Briennerſtraße ſchritt ſie hinab, ging nach dem Hofgarten zu, nach dem Maximiliansplatz. Überall blickte ſie ſich um und ärgerte ſich nun plötzlich über die gegen Berlin große Stille, die ihr doch eben erſt ſo wohlgethan. Sie nahm eine Droſchke und ließ ſich ſpazieren fahren durch die Gaſſen der inneren Stadt, um nur Leben und Menſchen zu ſehen, bis ſie genug davon hatte und ſich wieder nach der Einſamkeit ſehnte. Nun befahl ſie, in den engliſchen Garten zu fahren.

Immer aber, ohne Unterbrechung, fortwährend dachte ſie an Staſſingk. Sie konnte ja nicht anders, ſie liebte ihn doch. Und wenn er ihr nie wieder geſchrieben hätte: ſie liebte ihn einmal. Sie dachte an ihre Triumphe, wie ihr alles den Hof gemacht in Berlin, wie ſie gefeiert worden von allen Seiten. Sie hörte den Regierungsrat ſagen mit witzelnder, lüſterner Stimme:

„Maria da Caza tanzt!“

Digitized by Google

Alle, alle hatten ihr zu Füßen gelegen, alle sie verwöhnt, sie hatte nur ihren Willen gehabt, war immer verhätschelt und verzogen, bewundert und angebetet worden, sie wußte, daß so und so viele Herren in sie verliebt gewesen, daß jeder alles für sie gethan hätte, und nun saß sie, um dieses einen willen, den sie nur liebte, hier in München, in der ihr fremd gewordenen Stadt, einsam und verlassen, ohne daß sich jemand um sie kümmerte, daß sich auch nur eine Hand um sie geregt hätte.

Maria meinte, dieses München, das ihr doch zuerst so freundlich erschienen, wo sie Frieden finden wollte und still auf ihr kommendes Glück warten, nicht mehr ertragen zu können. Es war ihr zu still und ruhig nun, zu philiströs und schwerfällig. Sie sehnte sich plötzlich nach dem lebhafteren Treiben Berlins zurück, nach Lärm und Straßengetriebe, nach eleganten Leuten. Sie vermißte mit einem Male ihre Equipage, ihre Spazierfahrten im Tiergarten, die von ihr früher immer voller gelangweilten Duldung überwundenen Rennen, die Premieren in den Theatern, wo sie Loge für Loge wußte, wer dort saß, während sie hier auf ihrem Parkettplatz keinen Menschen kannte und einer fremden Welt sich gegenüber befand.

Sie dachte an die Thees, Soireen, Bälle zurück, an die Diners bei ihren Bekannten Reih' um, an die Abende in der Villa, wenn die Herren drüben saßen bei Herrn da Caza und spielten, während Staffingk bei ihr geblieben war. Sie dachte an ihr weißes Boudoir, an den kleinen Salon, wo die Wasser sprangen und rauschten, plätscherten und murmelten, wo der Springbrunnen stieg und die elektrischen Rosen glühten, und ein Gefühl unendlicher Verlassenheit überkam sie plötzlich.

Die Freunde und Bekannten, alle kamen ihr wieder in den Sinn, mit ihren Fehlern und Schwächen, die an ihnen hingen, aber die doch jeder Mensch besaß, wohin man auch kam, auf dem ganzen Erdball. Und jene verband doch die Gewohnheit der Jahre mit ihr. Sie wußte, daß sie gemeinsame Interessen verknüpften, daß sie dasselbe dachten und sprachen im großen Ganzen, wie sie. Sie sehnte sich danach, mit einem ihrer Freunde ein Wort zu tauschen, sie dachte an alle mit denen sie verkehrt: an Selbottens, die beiden lieben, lustigen Leute, die kleine Freundin, die treueste, beste, die sie besaß, an den Regierungsrat mit seinen Witzen und Schlagworten, die er mit dem dicken roten Gesicht augenzwinkernd von Ohr zu Ohre trug, an seine Frau, die Null neben ihm, an Charriers, mit den Modelltöchtern, den Professor, wenn er seine Vorträge den Damen hielt. Der schweigsame Peter Stöckl fiel ihr wieder ein mit seinen tiefen Gemälden, Rittmeister Hendrich mit dem blaugefärbten Kinn und der scharf abgegrenzten Rasierlinie im Gesicht, der renommierende Ritter Boljèn von Boljena, dessen Tigerjagdgeschichten ihr im Ohre klangen. Sie dachte an den eifersüchtigen Horn, sie erblickte seine Frau vor sich, die schönen Zähne im Lachen zeigend, den alten Baron Aspern und die alte Baronin, den Rittmeister von Vandelow und den kleinen stillen Leutnant von Remer, wie er für den Cazaschen Stall zum Siege ritt. Sogar Herr von Nyvenström, der gute, alte Schwede, der immer ihr stiller Anbeter gewesen, mit seinem hängenden, blonden Schnurrbart und dem Seerobbenkopf, kam ihr wieder ins Gedächtnis. Dann Mr. Easby, stumm ihr die Hand reichend und zuletzt Herr da Caza, der nun wohl wieder ruhig seinem Rennbetriebe nachging, darauf wartend, daß seine Frau zur Vernunft käme und ohne „Skandal" eines Tages in die Villa zurückkehrte, um ihr altes Leben zu beginnen, als ob sie niemals das Haus um eines anderen willen verlassen.

Und dann kehrten ihre Gedanken wiederum zu Staffingk zurück und sie meinte es einfach nicht mehr ertragen zu können, so ohne ihn, ohne ein Lebenszeichen, eine Nachricht von ihm. Sie mußte wissen, was geschah, immer schwebte ihr das Bild der Prinzessin Löwengaard vor der Seele. Sie wollte an Selbottens telegraphieren, um, wie vor einiger Zeit, nach ihm zu fragen, doch sie gab den Gedanken auf: sie schämte sich, ihr Leid zu zeigen, sie schämte sich für den Geliebten. Aber sie wußte, daß sie es in diesem Zustande nicht länger aushalten konnte, denn sie fühlte, wie ihre Aufregung wuchs von Stunde zu Stunde. Und je länger sie darüber sann, desto mehr Vermutungen stiegen in ihr auf, desto mehr

Erklärungen ſuchte ſie für ſein Schweigen zu finden.

Vielleicht hatte er irgend etwas übel genommen in einem ihrer Briefe, einen ihrer leiſen Vorwürfe, oder daß ſie ſich einſam fühlte und verlaſſen in München. Er war möglicherweiſe doch krank, oder irgend jemand hatte ihn verſtimmt gegen ſie, obwohl er vollkommen Herr ſeiner Handlungen war, da er elternlos niemandem Rechenſchaft zu geben hatte über ſein Thun und Laſſen.

Ihre letzte Vermutung war, ein Unberufener könnte etwa ihre poſtlagernden Briefe abgeholt haben und er ſo längere Zeit ſchon ohne Nachricht von ihr geblieben ſein. Daran klammerte ſie ſich als letzten Hoffnungsanker. Dadurch gewann ſie ein wenig ihre Ruhe wieder. Ja, das würde es ſein, irgend einen ſolchen Grund mußte es haben. Die Möglichkeit, ihn weniger ſchuldig zu denken, erſchien ihr wie Balſam und Erlöſung. Er mußte ja rein daſtehen, er mußte ſie doch noch lieben, denn ihr Opfer konnte doch nicht umſonſt gebracht ſein. So konnte, konnte er nicht ſein.

Denn ſie liebte ihn doch, wie er auch gegen ſie gehandelt hatte, über alles in der Welt.

Da ging ſie ſofort zur Poſt und telegraphierte ihm, doch dieſes Mal nicht poſtlagernd, ſondern in ſeine Wohnung in der Linkſtraße. Sie fragte an, ob er ihre Briefe richtig erhalten, ob er krank, ob er ihr zürne, er ſolle ihr nur irgend eine Nachricht geben, denn ſie verginge vor Angſt.

Als die Depeſche abgegangen, fühlte ſie ſich erleichtert, als ſei ihr ein Stein vom Herzen gefallen. Sie wartete ganz ruhig ein paar Stunden, ohne Unruhe, denn ſie ſagte ſich, daß einige Zeit vergehen müßte, bis ſie eine Antwort erhalten könnte. Gegen Abend erzählte ſie Agnes von dem Telegramm, nur teilte ſie nicht mit, an wen es gerichtet, ſo daß das Mädchen annahm, Gräfin Selbotten hätte es erhalten, wie das erſte.

Maria fragte:

„Müßte nicht jetzt Antwort da ſein?“

Agnes bemerkte die Angſt ihrer Herrin und antwortete daher beruhigend:

„Frau Gräfin hat das Telegramm vielleicht noch gar nicht bekommen! Frau Gräfin iſt vielleicht verreiſt! Oder gnädige Frau müſſen immer damit rechnen, daß möglicherweiſe Frau Gräfin noch nicht nach Hauſe gekommen iſt vom Rennen oder ſo.“

Aber daran wollte Maria nicht glauben:

„Nein, nein . . . nein . . .“

Das Mädchen wußte noch einen Grund:

„Frau Gräfin wollen vielleicht nicht, daß das Telegramm in der Nacht ankommt, damit die gnädige Frau nicht erſchrickt.“

Maria redete ſich ein, das ſei möglich. Sie beſchloß, den nächſten Morgen abzuwarten. Und die Nacht verging ihr in banger Sorge, ob er antworten würde oder nicht. Sie fand keinen Schlaf. Die Lampe ließ ſie brennen und nahm ein Buch vor, um zu leſen, aber ſie wußte nicht, was ſie las: ihre Augen irrten über die Zeilen hinweg, ohne daß ſie ſie verſtand. Sie wendete wie eine Maſchine die Seiten um, und hielt inne von Zeit zu Zeit. Dann verſank ſie ganz in Brüten. Wenn er nun nicht antwortete, was wurde dann? Sollte ſie warten? Sollte ſie hier bleiben und darauf lauern, daß endlich ein Lebenszeichen von ihm käme? Das konnte ſie nicht, das hätte ſie nicht ausgehalten.

Im Wachen der Nacht ſtieg unbezwingliche Sehnſucht in ihr auf, ihn wiederzuſehen, ſeine Stimme zu vernehmen, wenn er eindringlich mit ihr ſprach, als hätte er nur ihr etwas zu ſagen. Sie wollte ihm nur eine Sekunde in ſeine lieben, blauen Augen blicken, nur einmal von ihm hören, daß er nicht böſe war, daß nichts zwiſchen ſie getreten. Und in ihrer Herzensnot und Verzweiflung ſagte ſie ſich, daß, wenn er es verlangt hätte, ſie ſelbſt in die Villa wieder zurückgekehrt wäre, um alles wiederherzuſtellen wie früher, nur damit ſie ihn von Zeit zu Zeit erblickte und nicht getrennt war und ohne Nachricht von ihm.

Alles war ſie bereit, für ihn zu thun, nur in der Ungewißheit wollte ſie nicht ſchweben.

Als am nächſten Morgen kein Telegramm eintraf, ſagte ſie beſtimmt mit unabänderlichem Entſchluß zu Agnes, die zuerſt wie eine Gebärde des Widerſpruchs hatte machen wollen:

„Packen Sie ſo ſchnell als möglich. Wir fahren mit dem nächſten Zuge nach Berlin!“

XVIII.

Als Staffingk Marias Telegramm bekam, schlug ihm das Gewissen. Seit Tagen hatte er ihr nicht geschrieben, es war richtig und wirklich unerhört. Er begriff selbst in diesem Augenblick nicht, daß es so lange her sein sollte, aber sie hatte allerdings recht. Doch: gedacht hatte er ihrer, und unrecht war es von ihr, zu fürchten, er habe sie vergessen, weil er einmal ein paar Tage nicht die Feder in die Hand genommen. Es war so viel vorgewesen, eines hatte geradezu das andere gejagt, daß er, trotzdem er sich immerfort vorgenommen zu schreiben, nicht dazu gekommen war. Und er fühlte sich voller Zuversicht, sie würde es einsehen.

Am Abend des Tages setzte er sich hin und schrieb ihr einen ausführlichen Brief, worin er ihr alles auseinandersetzte und sie wegen seiner Säumnis um Entschuldigung bat. Sie war so gut, sie liebte ihn so, daß er wußte, sie würde ihm schon vergeben. Daran zweifelte er nicht. Die Vorbereitung des Korso hatte ihn außerordentlich in Anspruch genommen und mit dem Feste war seine Thätigkeit nicht zu Ende, sondern die Ordnung und Einziehung der Beiträge der einzelnen Wagenbesitzer und Reiter, die Prüfung der Rechnungen und Forderungen, die Ablohnung des für diese Veranstaltung eigens geworbenen Personals verursachte eine Menge Arbeit. Sie kostete so viel Zeit, daß Staffingk abends, wenn er fertig gewesen, obwohl er sich jeden Tag wieder von neuem vorgenommen, Maria zu schreiben, den Brief auf den anderen Morgen verschoben hatte. Am anderen Morgen aber begann seine Thätigkeit von neuem, und aus dem Schreiben wurde nichts.

Dazu war gerade in dieser Zeit der englische Botschafter an der Pforte, Sir Henry Gilderdale, mit seinen beiden reizenden Töchtern auf der Durchreise nach England einige Tage in Berlin. Staffingk hatte in seinem Hause in Konstantinopel viel verkehrt und nun wurde er vom Botschafter, der ihn gern mochte, mehrmals eingeladen, und es machte ihm Spaß, von allen Seiten gefragt zu werden, wer die beiden Schönheiten wären, mit denen er da wieder einmal gesehen worden.

So war es auch gekommen, daß sich Staffingk mit seinem Briefe an Maria begnügte und ganz vergaß, außerdem noch zu ihrer Beruhigung zu telegraphieren. Ihm war es, als ob ihr Bild in seinem Gedächtnis ein wenig an Farbe verloren. Die ganze Episode mit ihr, die so jäh zum Ernste geführt, erschien ihm so weit entfernt, als ob sie sich fast gar nicht zugetragen hätte. Das Leben war ihm immer nur im rosigsten Lichte erschienen und wie ein Spiel entgegengetreten. Daß es nun plötzlich einmal anfing, sich für ihn in nüchtern beleuchteter Wirklichkeit zu zeigen, dünkte ihm beinahe unverständlich.

Wenn er sich überlegte, daß er der Ehe zusteuerte, so überrann ihn ein ganz eignes Gefühl, als könne er selbst nicht daran glauben! Daß die ersten Schritte schon gethan waren, begriff er kaum, machte er sich nicht recht klar. Und es geschah, was er mit Staunen an sich selbst fühlte, daß er Marias Abwesenheit, die er zuerst glaubte nicht überwinden zu können, nicht mehr mit Sehnsucht und Trauer empfand. Sein eignes Herz begriff er nicht. Sie war so weit fort, so aus seinem Gesichtskreise gerückt. Er dachte an sie wie an etwas, das er liebte, dessen er sich gern erinnerte, aber nicht wie an eine, die er sich in heißem Begehren in die Arme gewünscht. Gewohnt, immer den Augenblick zu genießen, ließ er sich die Freude nicht verkümmern an allem, was in der Gesellschaft in Berlin vor sich ging. Schöne Frauen und Mädchen konnte er nicht zur Seite stehen lassen, ohne sich um sie zu kümmern. Er mußte mit ihnen reden, und wenn er mit ihnen sprach, so lag es nun einmal in seiner Natur und Erziehung, ihnen Artigkeiten zu sagen.

Das empfand er nicht als Unrecht gegen Maria, denn sein Herz blieb ja doch unbeteiligt. Dann aber lag ihm vor allem daran, den Leuten gegenüber unbefangen zu erscheinen, als ob zwischen Maria da Caza und ihm nichts geschehen sei. Er wußte, daß Marias Flucht bekannt geworden und sich herumgesprochen hatte, und er sah es an den verständnisinnig lächelnden, verlegenen, nichtssagenden und doch vieldenkenden Gesichtern, denen er überall begegnete. Daß er mit ihrem Verschwinden zusammenhing, wußte man, nur war der Zweifel darüber, wie die beiden zu einander

Mein Liebling. Nach einer Kohlenſtudie von Carl Bennewitz von Loefen jun.

ſtanden. Keiner redete mit Staſſingk davon bis auf Selbottens, ſogar der Regierungsrat überwand ſich und that gänzlich gleichgültig. Hinter ſeinem Rücken freilich ſprach er nun von ihm nicht mehr anders, als vom „Strohwitwer.“

Herrn da Caza hatte Staſſingk noch nicht geſehen. Er war ſeit ein paar Tagen aus Paris zurück. Am Korſo hatte er, der ſich früher gerühmt, den beſtangeſpannten Wagen in Berlin zu fahren, ſich nicht beteiligt. Nicht ein Pferd war aus dem Stalle gezogen an dieſem Tage, an dem alles fuhr, was nur irgend konnte, und wenn es auch nur geweſen wäre, um die Equipagen zu betrachten, die vom Korſo wiederkamen.

Natürlich durfte nicht darüber geſprochen werden, ſondern es gab eine ſtichhaltige Erklärung, die von den Freunden des Hauſes verbreitet ward: Maria da Caza ſei auf einige Zeit zu Beſuch in Bayern, in ihrer Heimat, und Herr da Caza, der ſolche Feſtlichkeiten nur ſeiner Frau wegen beſuche, habe für dieſes Mal darauf verzichtet, weil es ihm ohne ſie kein Vergügen mache.

Als Staſſingk mit Sir Henry Gilderdale und ſeinen beiden ſchönen Töchtern die Potsdamerſtraße hinunterſchritt, kamen Herr da Caza und Rittmeiſter Hendrich ihnen entgegen. Einen Augenblick war Staſſingk unentſchloſſen, er wußte nicht recht, was nun erfolgen ſollte, doch er hatte nicht mit Herrn da Cazas Korrektheit gerechnet, der kalt, aber höflich den Hut zog, während der Rittmeiſter die jungen Damen erſtaunt betrachtete mit einem Blicke, der zu ſagen ſchien:

„Nun, alter Flirter, was haſt du denn da wieder für ein paar kleine Flirts aufgegabelt?“

„Wer waren die Herren?“ fragte die blonde May Gilderdale, die jüngere der Schweſtern, eine etwas müde und gelangweilt ausſchauende, kalte Schönheit mit reichem Haar, daß ſie, wie Staſſingk behauptete, friſiert trug, wie die Prinzeſſin Lamballe. Er antwortete, als ginge ihn der Name gar nichts an:

„Ein Herr da Caza!“

„Der die ſchöne Frau hat?“ meinte der Botſchafter, und als der junge Diplomat über ſeine Wiſſenſchaft erſtaunt ſchien, fügte er hinzu:

„Sie ſehen, man erfährt alles. Aber ich will Sie beruhigen: ein Landsmann von mir hat uns geſtern abend von der Dame vorgeſchwärmt und behauptet, ſie wäre die ſchönſte Frau in Berlin!“

Die ſchöne May wandte ſich mit etwas kokettem Augenaufſchlag zu Staſſingk und blickte ihn eine Weile an, ohne zu ſprechen, wie ſie es ſchon früher immer in Konſtantinopel gethan, dann fragte ſie, als ſie gerade an den Potsdamerplatz kamen:

„Finden Sie das auch?“

Und in dieſem Augenblick, ſah er recht, oder täuſchte ihm ſeine Phantaſie etwas vor, tauchte plötzlich Maria vor ihm auf. Sie ſaß in einer Droſchke, die eben, von der Königgrätzerſtraße kommend, ein paar Schritte von ihnen vorbeifuhr, um in die Bellevueſtraße einzubiegen. „Da iſt ſie,“ lag es ihm auf der Zunge, zu rufen. Er war ſo erſtaunt und erſchrocken, daß er erſt antworten konnte, als das junge Mädchen ein zweites Mal fragte. Sie blickte ihn dabei ſo eigen an mit ihren großen Rehaugen, langbewimpert und immer wie feucht übergehend, daß er nicht den Mut fand, neben ihr einherſchreitend zu geſtehen, eine andere ſei die ſchönſte in Berlin, ſolange ſie hier weilte. Und er ſagte ſofort, ohne es ſich weiter zu überlegen:

„Früher war ſie die ſchönſte!“

Die Gilderdales hatten die leitende Hand der Mutter entbehren müſſen und waren, da den Vater Dienſtgeſchäfte für gewöhnlich abhielten, ein wenig, wie ihre Landsleute es nannten, „faſt Ladies“ geworden. May blickte Staſſingk wieder an mit ihrem koketten, nachläſſigen, müden, feuchten Blick, daß man das Weiße des Auges blenden ſah, und fragte in ihrem nur leicht accentgefärbten Deutſch:

„Und jetzt?“

Er konnte nicht anders und erwiderte ſchnell, indem er Mays Blick zurückgab:

„Jetzt nicht mehr!“

Sie lächelte, ſchloß zu einem Viertel die Augen, öffnete leicht die Lippen und ſchritt weiter neben ihm hin in ihrem wiegend nachläſſigen Gang, als ob ihr alles langweilig und gleichgültig wäre außer dem an ihrer Seite, der ſie ſchön fand.

Staſſingk überlegte ſich erſt jetzt ſo recht, was er geſagt. Er hatte in brennender

Digitized by Google

Scham das Gefühl, als habe er Maria verleugnet und verraten. Vergeblich suchte er sich vor sich selber damit zu entschuldigen, daß sie nicht mitzählen könne, weil sie ja nicht in Berlin mehr sei, sondern nun in München. Doch sie war ja wieder in Berlin. Eben hatte er sie ja gesehen, nur vorbeihuschen im Wagengewirr, ohne daß sie seiner gewahr geworden, aber es gab gar keinen Zweifel, sie war es gewesen. Er verstand nicht, was sie hier wollte? Hatte sie seinen Brief nicht bekommen? Er sann nach und berechnete die Zeit: nein, freilich wenn sie abgereist war, hatte sie ihn nicht erhalten, denn er würde gerade jetzt in München eintreffen.

Sein erster Gedanke war nun, zu Selbottens zu eilen, um zu erforschen, was Maria hier wollte, doch er wußte nicht, was er Gilderdales sagen sollte, denen er versprochen, sie zu führen. Warum mußte sie auch gerade jetzt kommen, wo Sir Henry nur noch ein paar Stunden bis zum Abend blieb! Er ärgerte sich ein wenig über sie, und als der Botschafter ihn zum Diner im Hotel Bristol einlud, zu dem heute, da sie kurz nachher abreisten, außer dem jungen Diplomaten nur noch der erste Sekretär der englischen Botschaft mit Frau gebeten wurde, weil er bei Sir Henry Gilderdale in Stambul vor einer Reihe von Jahren Attaché gewesen, da nahm er an.

Maria hatte ihn ja nicht gesehen und in wenigen Stunden waren seine Freunde aus Konstantinopel davon. Dann konnte er sich ihr ganz widmen.

Aber Maria hatte ihn gesehen. Sie hatte die Blicke, die ganze Art der jungen schönen Engländerin in ein paar Sekunden erfaßt und gewahrt, wie Stassingk sie betrachtete. Mit einem Schlage empfand sie jenes Mädchen als Grund, warum er nicht geschrieben.

Sofort wandte sie sich ab. Sie fühlte sich zu stolz, um einen Gruß zu empfangen, der an der Seite einer anderen gegeben ward mit Verlegenheit, vielleicht mit Beschämung. Sie hatte sich ihre Rückkehr nach Berlin ganz anders geträumt. In banger Not und Angst und Besorgnis hatte sie die Fahrt zurückgelegt, aber immer in der festen Erwartung, durch irgend ein Versehen, durch einen thörichten Zufall, einen Irrtum alles aufgeklärt zu finden. Nun schien ihr alle Hoffnung verloren: er hatte sich also dennoch von ihr abgewendet. Und mit einem Male dünkte es ihr, als wäre nun alles vorüber, als ob ihr Herz einen Stoß bekommen, von dem es sich nie wieder aufrichten könnte. Ihr ganzer Besuch in Berlin erschien ihr zwecklos, sie wollte wieder zum Bahnhof zurückfahren und mit dem nächsten Zuge nach München zurückkehren, aber sie fand nicht den Entschluß, sich loszureißen. Sie fürchtete sich vor der Einsamkeit, vor den bangen Tagen des Zweifels dort, wo sie von allem entfernt war und nicht einmal eine Antwort erhalten konnte auf Briefe und Telegramme.

Lieber jetzt einen Bruch, ein Ende. Sie wollte ihm sofort schreiben, daß es aus sein sollte zwischen ihnen, daß sie ihm ihr Wort zurückgäbe. Dann war der Zweifel nicht mehr, die Unruhe, die Qual der Unsicherheit. Dann wußte sie, ihr Glück war vernichtet, ihr Leben zerstört, ihr Herz gebrochen, sie wußte, daß es aus war ein für allemal, daß nichts mehr imstande war, ihr seine Liebe wiederzugeben. Wie sie das ertragen würde, das verstand sie noch nicht, aber es war tausendmal leichter als dieser Jammer des Hin und Her, dieses Besitzen, ohne daß sie recht wußte, ob sie wirklich besaß.

Sie fuhr sofort zu Selbottens, dort wollte sie ihm gleich den Brief schreiben, Sie hatte ihre Ankunft nicht angezeigt, keiner ahnte etwas davon, und als sie in der Viktoriastraße vorfuhr, war niemand zu Hause.

„Wann kommt Frau Gräfin zurück?“ fragte sie den Burschen.

„Jeden Augenblick müssen die Herrschaften da sein, Frau Gräfin ist an die Kriegsakademie gegangen, um Herrn Graf abzuholen.“

„Gut, dann werde ich warten.“

Und Maria wurde in den Salon geführt, wo sie Stassingk bei der kleinen Freundin kennen gelernt hatte. Die Koffer und Sachen waren vorderhand auf dem Bahnhof geblieben, bis sie bestimmt wußte, wo sie bleiben sollte.

Als sie allein im Zimmer saß und Minute auf Minute verrann, ohne daß Selbottens heimkehrten, empfand sie immer stärker ihre Verlassenheit, aber auch ihr Entschluß, Stassingk abzuschreiben, wurde

wankender mit jedem Augenblick. Sie meinte doch dieſes Schrittes nicht fähig zu ſein. Wenn ſie ganz von ihm laſſen ſollte, ſo würde ſie es nicht überleben, glaubte ſie. Einer anderen konnte ſie ihn nicht überlaſſen, das ging über ihre Kraft. Und wenn er ihr ſogar nur halb gehörte, ſo gab es doch noch immer einen Hoffnungsſchimmer für ſie.

Marias Unruhe ſtieg, die Rückkehr der Freunde verzögerte ſich immer mehr, und als ſie auf die Uhr ſah, bemerkte ſie, daß ſie nun ſchon eine halbe Stunde ihren Gedanken überlaſſen hier ſaß. Da raffte ſie ſich auf. Sie hielt es nicht mehr aus, ruhig zu ſitzen, und ſie hinterließ für die kleine Gräfin, ſie würde bald wieder zurück ſein. Ohne ſich darüber klar zu werden, was ſie that, lief ſie die Viktoriaſtraße hinab, ging am Kanal entlang und bog in die Linkſtraße ein. Sie wollte wenigſtens ſeine Fenſter ſehen.

Langſam ſchritt ſie vorüber an dem Parterre, in das man keinen Blick thun konnte, weil dichte Stores dem Auge den Einblick verſchloſſen. Sie lugte, als ein kleines Mädchen mit einem Korbe die Thür öffnete, in den Flur des Hauſes hinein, dann drehte ſie ſich mit einem tiefen Seufzer um und wollte zur Viktoriaſtraße zurückeilen. Aber noch einmal wandte ſie ſich zurück, in der ſtillen Hoffnung, er könnte doch etwa wieder nach Hauſe zurückgekehrt ſein und ſie vom Fenſter aus erblicken, dann wäre er ihr vielleicht nachgegangen zu Selbottens.

Und als ſie die Augen nach der Wohnung Staſſingks wandte, bemerkte ſie nicht, daß hinter ihr auf der Straße die beſcheidene, unſcheinbare Frau von Lindſtedt vorüberfuhr, die ſich, ſowie ſie Maria entdeckte, neugierig umſah.

Maria kehrte zu Selbottens zurück. Die kleine Freundin kam ihr ſchon auf der Treppe entgegen. Erſchrocken rief ſie:

Aus unſerer Studienmappe:

Schafe im Gehölz. Handzeichnung von Ludwig Richter in der Dresdener Galerie.
Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

„Um Gottes willen, Maria, du bist wieder hier?“

„Warum nicht?“ antwortete traurig Maria.

„Weil du dir so alles verdirbst!“

„Was soll ich mir noch verderben!“

„Alles, euere Zukunft!“

Maria schüttelte traurig den Kopf und ging ruhig mit der Freundin in den Salon, wo ihr Graf Selbotten entgegenkam, ihr langsam die Hand küßte und bekümmert sagte:

„Gnädige Frau, das hätten Sie nicht thun sollen!“

Die Vorwürfe, die sie so plötzlich von beiden überfielen, brachten Maria in Erregung, der Kummer der letzten Zeit, die Müdigkeit von der langen Eisenbahnfahrt, Abspannung, Ärger, die Aufregung über Stassingk: alles wirkte zusammen, so daß sie anfing zu zittern und in einem Weinkrampf zusammenbrach. Ihr Körper zuckte und bebte, sie schluchzte laut und war taub für alles Zureden der kleinen Gräfin. Und als sie nach langer Zeit etwas ruhiger geworden, blieb sie doch immer noch teilnahmlos am Fenster stehen und starrte hinaus, ohne eine Antwort zu geben. Erst ganz allmählich fing sie an zu erzählen, wie es in München gewesen, daß er nicht mehr geschrieben und auch nicht mehr geantwortet hätte auf ihr Telegramm, daß sie es nicht mehr ausgehalten und gekommen wäre.

Jetzt erst konnten Selbottens mit ihr reden.

„Was soll nun werden?“ fragte Graf Selbotten, alle seine fröhliche Laune beiseite lassend, ganz ernst. Maria hatte sich wiedergefunden, sie war wieder die alte, die Maria da Caza von früher, sicher, bestimmt, in ihrer geraden, königlichen Haltung, in aller ihrer großen, strengen Schönheit, so daß sie ein anderer Mensch zu sein schien als die gebrochene, nervöse Frau, die vor kurzem noch sich in Schmerzensstürmen und Krämpfen geschüttelt.

„Ich bleibe hier!“ entgegnete sie bestimmt, und ebenso bestimmt erwiderte der Offizier:

„Das dürfen Sie nicht!“

„Warum nicht?“

„Weil Sie sich dadurch alles verderben!“

„Ich habe nichts zu verderben!“

„Doch, Ihren Ruf!“

Sie schwieg und ließ Graf Selbotten weiterreden ohne ihn mit einem Worte zu unterbrechen:

„Was Sie in Ihre neue Ehe mitbringen werden, das ist Ihr Ruf, und über eine geschiedene Frau wird immer mehr gesprochen, als wahr ist und als notwendig ist. Also sind Sie verpflichtet, alles zu thun, um kein Unrecht auf Ihrer Seite zu begehen. Ich bitte Sie also in Ihrem eignen Interesse, morgen früh nach München zurückzufahren. Meine Frau wird Sie begleiten, in ein paar Tagen wäre sie ja ohnedies zu Ihnen gekommen! Die Nacht aber bleiben Sie bei uns. Man soll nicht Ihren Namen erst noch, als im Hotel angekommen, in allen Blättern lesen!“

Er hatte mit einer Sicherheit gesprochen, als dulde er keinen Widerspruch, aber Maria erwiderte leise, den Kopf schüttelnd, mit einem Ausdruck unendlicher Trauer in den großen dunkeln Augen:

„So kann ich nicht fort, Graf Selbotten!“

„Weshalb können Sie nicht fort?“

„Ohne ihn gesprochen zu haben.“

Er zögerte eine Sekunde nur, dann gab er es nickend zu und schritt schnell davon mit den Worten:

„Ich werde ihn holen, gnädige Frau!“

Graf Selbotten ging in Stassingks Wohnung. Er war nicht zu Hause, er äße im Hotel Bristol mit einem Herrn aus Konstantinopel. Nun eilte er nach den Linden und ließ den jungen Diplomaten durch einen Kellner aus dem Speisesaal herausrufen mit der Begründung, es sei etwas sehr Wichtiges.

Stassingk erschien in heiterster Laune mit lächelndem Gesicht in aller seiner leichtsinnigen Ungebundenheit, mit seinem leise wiegenden Gang auf den Freund zuschreitend:

„Nun, alter Kerl, wo brennt's denn?“

Graf Selbotten legte sein Gesicht in ernste Falten:

„Frau da Caza ist da!“

Stassingk entfärbte sich. Das Diner war vortrefflich, der Wein gut, Sir Henry war in außerordentlicher Laune und erzählte allerhand komische Geschichten aus Stambul in seiner trockenen Manier, May kokettierte mehr denn je, und Stassingk war Feuer und Flamme für sie. Es flirtete sich so

schön mit dem jungen Mädchen. Man brauchte nichts zu reden, schon mit wenigen Worten verstand man sich, und ihre Gebärden, ihre Augen, feucht und glänzend, das Weiße zeigend, ihr halb geöffneter Mund sprachen eine beredte Sprache. Er ärgerte sich über die Störung. Er wußte ja, daß Maria da war, aber jetzt wollte er noch nichts davon wissen, später, wenn Gilderdales abgereist, war es etwas ganz anderes. Und er antwortete gereizt:

„So ein Unsinn! Was kommt sie denn hier an? Sie weiß doch, daß wir uns nicht sehen dürfen!"

„Aber sie ist da!" antwortete Graf Selbotten scharf.

„Nun ja! Was kann ich dafür? Ich habe es nicht gewollt!"

„Aber du bist daran schuld!"

„Ich?"

„Ja, du, denn du hast ihr nicht geantwortet!"

„Ich habe geantwortet. Geschrieben sogar."

Staffingks gute Laune war verflogen. Maria da Cazas Bild hatte in seinem Gedächtnis an Farbe verloren, und May Gilderdale beherrschte ihn ganz mit ihrer lachenden Schönheit, dem Blond ihrer Haare, den langbewimperten Rehaugen feucht und lüstern, wie er sie noch nie bei einem Weibe erblickt. Sie war in dem halben Jahre, seit er sie nicht gesehen, erst zur Reife gekommen. Er mußte auf dem kurzen Wege, den sie nur noch bis zur Abreise zusammengingen, ihre Schönheit noch einmal genießen, schwatzen und kokettieren, den Hof machen und flirten. Dann kam ja doch die Ehe einmal, und ein Unrecht that er ja nicht an Maria, denn er liebte die May nicht, nur ein Strohfeuer war entzündet, das vierundzwanzig Stunden brannte. Dann erlosch es wieder und Maria da Caza trat von neuem in ihr Recht.

„Kommst du mit?" fragte Selbotten, doch Staffingk antwortete sofort entschlossen:

„Ich kann nicht! Das sind alte Bekannte von mir aus Konstantinopel. Der englische Botschafter, der ist mit mir wie irgend ein guter Kamerad, und dann sind Damen dabei! Da kann ich doch nicht einfach so fortlaufen, Selbotten. Das mußt du doch auch einsehen."

„Wer sind die Damen?"

„Die Töchter vom Botschafter."

Graf Selbotten blickte ihn fragend an:

„Und . . . Staffingk, wegen dieser Damen hast du für Maria keine Zeit?"

Da ereiferte sich der junge Diplomat. Seine lächelnde Leichtlebigkeit verließ ihn einen Augenblick. Er kämpfte mit sich, denn er wollte nicht herzlos erscheinen, aber daß er gezwungen sein sollte, seine Freunde in dieser Sekunde zu verlassen, weil Maria es befahl, weil sie plötzlich aus heiterem Himmel in Berlin wiedererschienen war, das sah er nicht ein. Er nahm den Freund beim Arm und erklärte ihm hastig, flüsternd, damit er nicht gehört werden sollte, sein Gastgeber habe ihn so ausgezeichnet, so liebenswürdig behandelt und ihn heute abend privatim eingeladen, ohne irgend eine offizielle Person, daß er einfach eine grobe Taktlosigkeit begehen würde, wenn er nicht bis zum Abgang des Zuges hier bliebe!

„Wann geht der Zug?" fragte Graf Selbotten, der sich Staffingks Gründen nicht ganz verschließen konnte.

„Elf Uhr dreißig Minuten."

„Dann bist du erst frei?"

„Ja. Aber dann komme ich sofort zu euch."

„Nein. Das ist zu spät. Das will ich nicht. Dann sieht dich jemand, erfährt, daß sie bei uns war. Nein, dann verderbt ihr wieder alles. Und wir halten gewiß zu euch beiden, aber das will ich nicht. Dem setze ich mein Haus und meine Frau nicht aus! Halb Zwölf ist zu spät. Also wann kommst du?"

Staffingk war im Ärger leicht errötet und nun sagte er erregt:

„Thut mir leid, vorher kann ich nicht."

Und Graf Selbotten erwiderte verstimmt im selben Ton:

„Und nachher kann ich nicht."

Da öffnete sich die Thür vom Speisesaal und Selbotten bemerkte, wie ein blonder Mädchenkopf sich zur Seite neigte und versuchte, Staffingk zu sehen. Zugleich trat der Oberkellner heran:

„Die Herrschaften lassen bitten zu kommen. Herr Graf möchte doch den Herrn mitbringen, hat das gnädige Fräulein gesagt."

Staffingk stand wie auf Kohlen, und als der Freund ihm drohend sagte:

„Morgen ist's zu spät!“ hatte er als Antwort nur ein wütendes:

„Dann kann ich's eben nicht ändern! Meine Freunde warten . . .“

Er wollte gehen, mäßigte sich noch rechtzeitig ein wenig und setzte hinzu, etwas beschämt über sich selbst und schon wieder der alte Stassingk werdend:

„Kommst du mit herein?“

Doch als Graf Selbotten schroff:

„Nein, Frau da Caza wartet auf mich!“ antwortete, da gelang es ihm doch nicht, seines Trotzes Herr zu werden, und er reichte dem Freunde zum Abschiede nur kurz die Hand und verschwand im Speisesaal.

Diesen Ausgang hatte Graf Selbotten nicht erwartet. Wie betäubt ging er nach Hause. Er verstand noch immer nicht recht, wie das gekommen war und ärgerte sich über sich selbst, vielleicht seine Sendung nicht diplomatisch genug angefaßt zu haben. Aber er hatte damit gerechnet, daß Stassingk zwar bummelig und nachlässig mit Briefschreiben gewesen, doch Maria da Caza noch liebte wie sonst, denn jedesmal, wenn sie sich getroffen, seitdem Maria in München sich befand, hatte er von ihr gesprochen und ihm beim Korso, auf die Wagen mit den Damen deutend, doch noch vor ein paar Tagen erst gesagt:

„Ich habe sie alle gemustert, unsere süßen, kleinen Damen, sie sind ja lieb und nett und reizend, aber mir ist's, als fehlte eine wirkliche Schönheit! Die gibt's eben nur einmal: Maria da Caza!“

Als nun Maria fragte:

„Kommt er?“ und Erwartung und Glück, ihn zu sehen, aus ihren Augen leuchtete, da wußte er nicht, wie er es ihr sagen sollte. Sie beobachtete ihn genau, sie hing an seinen Lippen, und ein kleines Zögern genügte ihr schon, die Wahrheit zu ahnen. Bestimmt, ergeben und mit unendlicher Bitterkeit sprach sie:

„Also er kommt nicht!“

Es klang so traurig, daß Graf Selbotten seine Frau ansah, ihr einen Wink zu geben, sie sollte Maria trösten. Die kleine Freundin lehnte sich schmeichelnd an sie an:

„Er wird Dienst haben! Er wird nicht können! Maria! Sicher, er hat Dienst. Irgend was im Auswärtigen Amt.“

„Hat er Dienst?“ fragte Maria scharf und dabei richtete sie ihr Auge so durchdringend auf den Grafen, daß er die Wahrheit sagen mußte:

„Nein!“

Und nun wußte sie auch, ohne nur ein Wort noch zu fragen, was es war. Aller Trost, daß er hatte morgen kommen wollen, daß er bestimmt erscheinen würde, daß es vielleicht überhaupt besser und richtiger wäre, er käme nicht, um doch jedes Gerede der Menschen von vornherein gegenstandslos zu machen, alles nützte nichts. Sie schüttelte nur immerfort traurig den Kopf und wiederholte einmal nach dem anderen:

„Er kommt nicht!“

Als dann die kleine Freundin ihr zureden wollte, schüttete sie ihr das Herz aus, ganz gefaßt und ruhig, nur mit grenzenlosem Weh in der Stimme, mit tiefer Traurigkeit in den Worten, zitternden Tones, bebend, aber wie in etwas Unüberwindliches, Unabwendbares ergeben:

„Er kann nichts dafür, er kann nicht gegen seine Natur. Ihm ist eine stete Liebe nicht gegeben. Es ist doch immer mit ihm so gewesen, ich habe es nur nicht geglaubt, weil ich es nicht glauben wollte. Aber in Stockholm war es wie in Washington, wie in Madrid und Konstantinopel. Und in Berlin ist's auch nicht anders gewesen, denn die Prinzessin, die arme, gute, kleine, dicke Prinzeß, die habe ich doch verdrängt, weißt du nicht? Und soll ich mich nun wundern, wenn es mir ebenso geschieht? Und thue ich nicht dasselbe mit meinem Mann? Verlasse ich den nicht auch? Der ist immer gut und zuvorkommend gegen mich gewesen und hat alles gethan, was ich wollte. Er hat jede Rücksicht gebraucht gegen mich, wenn wir uns eben auch nicht mehr lieben konnten. Aber rücksichtslos und hart ist er nie gegen mich gewesen. Und undankbar auch nicht, denn er wußte, was ich ihm galt. Und nun bin ich die Undankbare. Denn ich bin doch auch glücklich gewesen in der Villa. In der alten, lieben Villa dort drüben. Nun verlasse ich ihn. Da darf ich nun nicht so böse sein, wenn mir auch Bitteres geschieht.“

Dann aber, als sie sich trennten, um zur Ruhe zu gehen, nachdem sie sich traurig Gute Nacht gesagt und die Freundin sie noch zu ihrem Zimmer geleitet, nachzusehen, ob auch alles in Ordnung wäre, fiel,

Digitized by Google

wie die beiden allein waren, Maria plötzlich der kleinen Gräfin um den Hals und gestand ihr in wilden, glühenden Worten:

„Aber ich liebe ihn! Ich liebe ihn doch! Ich kann ja nicht anders, das ist ja mein Elend, ich kann, kann ja nicht anders, ich muß ihn lieben! Und ehrlich ist er, sein Wort wird er halten, mag er jetzt thun, was er will. Wenn ich einmal seine Frau sein werde, dann wird er erst sehen, wie ich ihn liebe, und dann kehrt er wieder zu mir zurück."

Maria nahm Stassingks Bild aus ihrer kleinen Handtasche und betrachtete es lange, indem neue Hoffnung ihr das Herz schwellen ließ. Nachdem sie es geküßt, stellte sie es sich ans Bett, immer noch in der stillen Ahnung, wie bei ihrer ersten Abreise von Berlin, würde er am anderen Tage auf dem Anhalter Bahnhofe sein.

Dann wäre alles vergeben und vergessen gewesen.

Aber am nächsten Morgen spähte sie vergebens heimlich nach ihm. Graf Selbotten war der einzige, der ihnen das Geleit gab. Vom Bahnhof aus ging er dann geradeswegs zu seinem Dienst in die Kriegsakademie.

Die kleine Gräfin weinte doch ein wenig, als sie Abschied nahm von ihrem Mann, und ihm waren auch die Thränen nahe, denn die kleine Tochter ging natürlich mit und nun blieb nichts mehr bei ihm im Hause, als der Bursche mit den Pferden.

„Ich danke Ihnen tausendmal, daß Sie sie jetzt schon mitlassen!" sagte Maria und streckte Graf Selbotten, als der Zug sich in Bewegung setzte, die Hand hin, die er an die Lippen zog.

„Haben Sie Mut! Es wird alles wieder werden! Ich gehe heute zu ihm hin!" tröstete er noch, dann gab er schnell seiner Frau einen Kuß und sprang vom Trittbrett, da der Schaffner in bestimmtem Tone darum bat und nur aus Rücksicht auf die Uniform nicht grob wurde.

Die Damen winkten noch mit den Tüchern, er mit dem Handschuh. Maria spähte noch einmal nach Stassingk aus, dann verließ der Zug die Halle. Und wieder glitten die Hinterfronten der großen Häuserviertel vorüber, der Kanal mit dem Frühgeschäftsleben der Großstadt, dann das Tempelhofer Feld, die Vororte. Nun kamen Äcker, Wiesen, Sandfelder, Heide, Wald und Bruch der Mark. Immer weiter lag Berlin hinter ihnen.

Es wurde kein Wort gesprochen, nur das Kind gab Tönchen von sich und blickte auf dem Arm des Kindermädchens, neben der Agnes saß, erstaunt zum Fenster hinaus. Maria hatte sie wieder mit in den Abteil genommen.

Die beiden jungen Frauen befanden sich einander gegenüber, beide bewegt vom Abschied, beide ihren Gedanken überlassen. Sie sprachen lange Zeit hindurch kein Wort. Maria dachte daran, wie sie vor ein paar Wochen das erste Mal Berlin verlassen und wie sie heute wiederum der Stadt entfloh, wo er weilte, wo ihr Glück blieb.

Und sie neigte sich zu Gräfin Selbotten hinüber und sprach leise mit ängstlicher Bitte:

„Nicht wahr, aber du bleibst mir treu!"

Da küßte sie die kleine Freundin traurig lächelnd auf die Wange.

XIX.

Herr da Caza hatte eine unruhige Nacht gehabt. Am Abend vorher war er mit dem ganzen Kreise bei Lindstedts gewesen. Nur Selbottens, die mit dem Regierungsrat nicht übereinstimmten, fehlten, wie sie überhaupt sich seit Marias Abreise abseits hielten, da sie, wie man wußte, für sie Partei ergriffen. Der Regierungsrat hatte Herrn da Caza beiseite genommen und ihm gesagt:

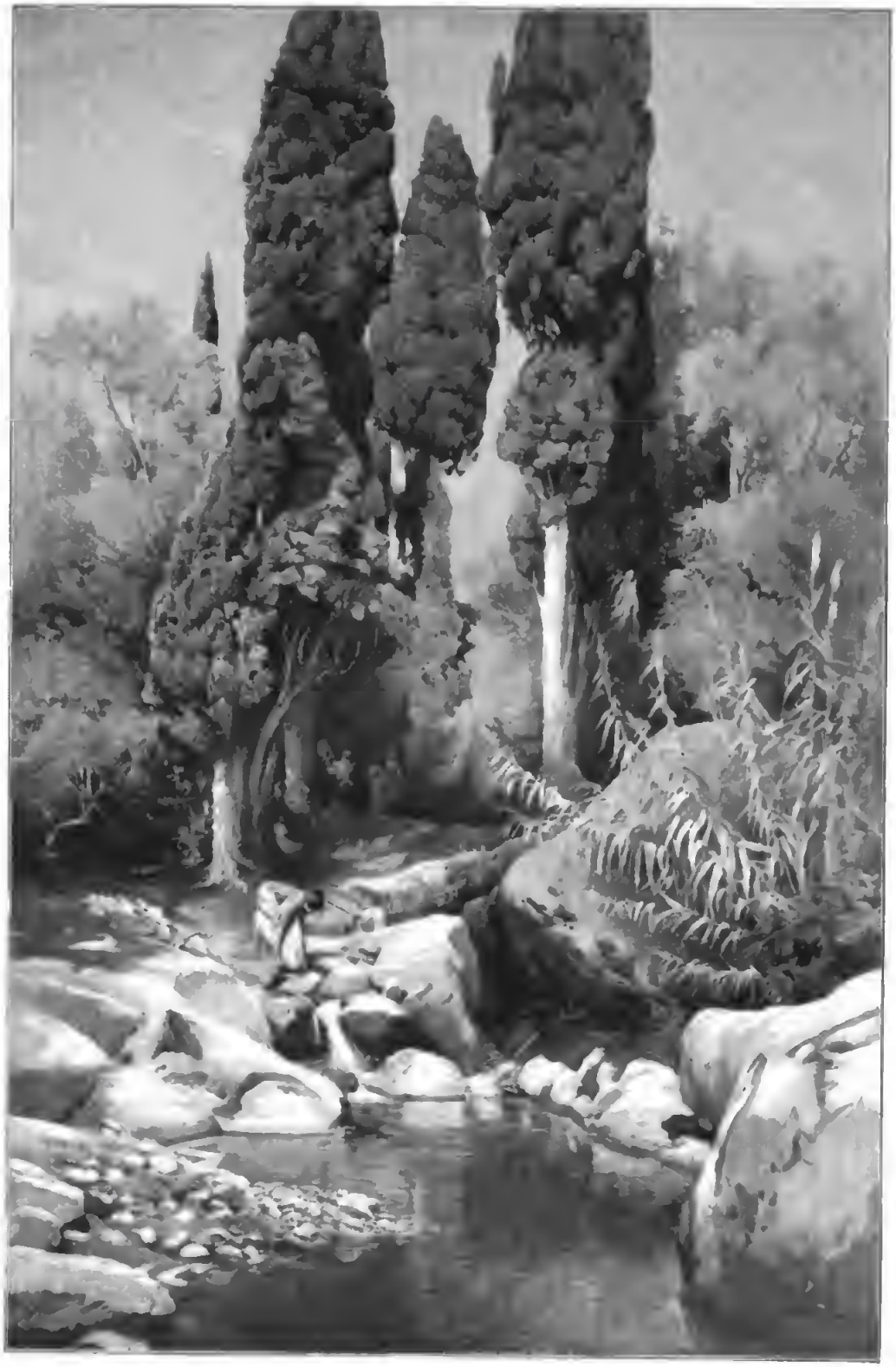
„Hören Sie mal, lieber Caza, ich muß Sie darauf aufmerksam machen, daß Ihre Gattin wieder hier gewesen ist, vor einer Stunde hat sie meine Frau in der Linkstraße aus einem bestimmten Hause kommen sehen. Und was meine Frau — die ja natürlich weiter keinen Gebrauch davon macht — gesehen hat, na, das können ja tausend andere auch gesehen haben. Sie müssen nicht böse sein, lieber Caza: Sie wissen ja, wie sehr ich Ihre Gattin verehre, aber ... Nicht wahr?"

Darauf hatte Herr da Caza, der sich niemals ereiferte, nur kurz geantwortet:

„Gut. Danke. Ich werde meine Maßregeln treffen!"

Nun war ihm die Sache die ganze Nacht im Kopf herumgegangen. Er verstand Maria einfach nicht, und er glaubte nicht

Digitized by Google



Cypreſſen. Nach einer Kohlezeichnung von Hermann Reſtel.

Digitized by Google

an das, was ihm der Regierungsrat gesagt. Frau von Lindstedt mußte sich geirrt haben! Im ganzen würde er der Nachricht wenig Gewicht beigemessen haben, wenn sie nicht gerade von Lindstedts ausgegangen wäre. Trotz der Versicherung, keinen Gebrauch davon zu machen, wußte er genau, daß nun die Ereignisse in seiner Ehe, in Gestalt eines Witzwortes, bald das Tiergartenviertel erheitern würden. Und zum Gespött wollte er sich nicht machen. Aus Rücksicht auf seine gesellschaftliche Stellung hatte er bisher die Sache vertuschen wollen, bis Maria zur Vernunft gekommen wäre. Jetzt aber galt es nicht mehr, einen Skandal, den er so fürchtete, vermeiden, wenn er seine gesellschaftliche Stellung bewahren wollte, mußte er im Gegenteil nun Notiz von der Sache nehmen und sofort allen Weiterungen ein Ende machen, denn gerade jetzt wäre ihm jeder Zweifel an seiner Person besonders unangenehm gewesen. Er arbeitete eben daran, das Ballspiel zu Pferde, „Polo," das in dem Highlife der europäischen Großstädte eine Rolle zu spielen begann, auch in Berlin einzuführen. Einen „Poloklub" wollte er gründen, der ihm ein erneutes Relief verliehen hätte.

So war er entschlossen, gleichviel ob das Gerücht auf Wahrheit beruhte oder nicht, augenblicklich Stassingk zu fordern.

Er telephonierte sofort nach Karlshorst, daß er heute nicht zur Morgenarbeit der Pferde erscheinen könne, und fuhr zu Rittmeister Hendrich, um ihn zu bitten, sein Sekundant zu sein. Als zweiten Sekundanten wollte er zuerst Mr. Easby wählen, doch er besann sich, daß ein Offizier am Ende geeigneter wäre. Es schmeichelte ihm, sich durch zwei Offiziere vertreten zu sehen, und er bat Leutnant von Remer um die Gefälligkeit.

Beide Herren waren zu Hause, nahmen augenblicklich die Sache in die Hand und fanden sich schon vor halb neun Uhr morgens in Stassingks Wohnung ein.

Stassingk hatte seine Schroffheit im Bristol bereut und nun, wo May Gilderdale nicht mehr ihren neuen Zauber auf ihn übte, verblaßte allmählich ihr Bild und er schämte sich über sein Benehmen gegen Selbotten und Maria. Ihre Schönheit stand wieder vor seinen Augen und trotz allem und allem wurde sie ja seine Frau. Und er beschloß auf den Bahnhof zu gehen, um ihr ein paar Blumen zu bringen und ihr zu sagen, daß er sie doch noch liebe und sie ihm verzeihen möge. Er wußte ja, sie fuhr heute früh zurück und am Morgen ging kein anderer Zug nach München.

Als er eben das Haus verlassen wollte, kamen die Sekundanten Herrn da Cazas. Er ahnte nicht, was sie zu ihm führte, und wollte ihnen freundlich Guten Morgen sagen, als er die gegen sonst ernste Miene bemerkte, mit der sie grüßten.

„Wir möchten Sie einen Augenblick sprechen!" sagte Rittmeister Hendrich, und nun ahnte Stassingk, was geschehen sollte. Er trat in den Hausflur zurück und ging nach seiner Thür, die er mit dem Drücker öffnete:

„Bitte, sehr gern!"

Als sie in seinem Zimmer standen, nahmen sie nicht Platz, sondern Rittmeister Hendrich erklärte sofort etwas zurückhaltend, aber sehr artig:

„Ich habe die Pflicht zu erledigen, Ihnen eine Forderung von Herrn da Caza zu überbringen, wegen einer Angelegenheit, die eine ihm nahestehende Dame betrifft. Der Name ist Ihnen beiden bekannt, soll jedoch auf seine Bitte, falls Sie damit einverstanden sind, nicht genannt werden."

Stassingks Züge nahmen einen ernsten Ausdruck an und er machte eine stumme Verbeugung. Der Rittmeister fuhr fort:

„Darf ich um Ihre Antwort bitten?"

„Ich werde Ihnen meine Sekundanten schicken, sobald ich weiß, welche Herren die Freundlichkeit haben wollen, mir zur Seite zu stehen. Ich hoffe, sie können bis zwölf Uhr in Ihrer Wohnung eintreffen."

Darauf machten Rittmeister Hendrich und Leutnant von Remer eine stumme Verbeugung, die Stassingk ebenso erwiderte. Und er war allein.

Als sie verschwunden waren, atmete Stassingk tief auf und warf die Blumen, die er Maria hatte bringen wollen, auf den Schreibtisch, der dicht mit Photographien bestellt war, so daß zum Schreiben kaum Platz blieb. Es waren lauter Damenbilder, mit Unterschrift und Widmung die meisten. Vorn an stand ein Kleines von Maria da Caza, das einzige, das er besaß, und daneben lag eine Photographie von

May Gilderdale, die er erst gestern abend erhalten.

Er sann nach: jäh war der Ernst des Lebens an ihn herangetreten, mit dem losen Schmetterlingsdasein war es plötzlich vorbei, binnen achtundvierzig Stunden stand er vor der Mündung einer Pistole und die Entscheidung war da, vielleicht das Spiel aus für immer. Er erinnerte sich plötzlich, daß einmal bei Cazas, bei Tisch, von Kunstschützen gesprochen war und jemand behauptete, Herr da Caza, der sich trotz seines einen Auges in Monte Carlo und Spaa oft beim Taubenschießen erste Preise geholt, habe eine so sichere Hand, daß er mit der Pistole auf dreißig Schritt die Flamme einer brennenden Kerze ausschießen könne.

Da kam es Stassingk ganz eigen an, diese Erinnerung ärgerte ihn, war ihm peinlich und unangenehm. Er dachte an Maria: sollte Herr da Caza sich plötzlich zu diesem Schritte entschlossen haben, weil er sie hier gesehen? Aber er ward nicht bitter gegen sie. An die Möglichkeit, daß dies einmal kommen könnte, hatte er doch immer gedacht. Nun mußte er seine Sache ausfechten.

Er stand auf und ging zur Kriegsakademie, um Graf Selbotten als seinen ältesten Freund zu bitten, sein Sekundant zu sein. Er traf ihn im Treppenhaus, wie er sich eben anschicken wollte, in den Hörsaal zu gehen:

„Ich muß dich einen Augenblick sprechen!"

„Sie ist eben fort!" antwortete Graf Selbotten kalt, und Stassingk zog ihn in eine Ecke:

„Es thut mir sehr leid, was ich gestern gethan habe, aber es ist nun 'mal geschehen und nun ist etwas Neues eingetreten. Herr da Caza hat mich vor einer Viertelstunde gefordert, sonst wäre ich noch auf den Bahnhof gekommen!"

„Caza?"

„Ja. Und ich habe nun eine Bitte: Willst du mein Sekundant sein?"

Graf Selbotten zögerte einen Augenblick, aber er konnte es dem Freunde nicht abschlagen:

„Sehr gern."

„Ich danke dir."

„Und wen wählst du noch?"

„Einen Kollegen aus dem Auswärtigen Amt, denke ich. Einen Herrn von Kreuth."

Sofort machte sich Graf Selbotten vom Dienste frei, dann fuhren die beiden zum zweiten Sekundanten, einem langen, hageren Mann mit kleinem Schnurrbärtchen und der ganzen rechten Backe voll Schmissen, der sich augenblicklich zu seinem Ehrenamte bereit erklärte. Darauf kehrten die drei zu Stassingks Wohnung zurück. Unterwegs war des Kutschers halber nicht von der Forderung gesprochen worden.

Sie setzten sich, steckten sich eine Cigarette an und Graf Selbotten bat um Instruktion für ihr Verhalten. Darauf erklärte Stassingk, äußerlich ruhig, doch mit starker Erregung:

„Also, meine Herren, ganz kurz: die Forderung geht von Herrn da Caza aus, dessen Sekundanten Rittmeister Hendrich und Leutnant von Remer sind. Herr da Caza ist, wie ich anerkenne, der Beleidigte. Es handelt sich um eine Dame, deren Name er nicht genannt zu sehen wünscht, womit ich einverstanden bin. Der Grund ist Herrn da Caza wie mir bekannt, und wie ich auf mein Wort Ihnen versichern muß, derart, daß er einer Beleidigung stärkster Art, sagen wir einem Schlage gleich zu achten ist. Sie können also ruhig Ihr Amt übernehmen."

Er blies den Rauch seiner Cigarette heftig von sich, und Herr von Kreuth klemmte sich einen Kneifer auf die Nase, den er in die oberste Westentasche eingehakt zu tragen pflegte. Dann fragte er:

„Sie geben also damit Herrn da Caza Wahl der Waffen, Art des Duells und Distanz preis?"

„Ja!"

Und Graf Selbotten sprach:

„Du wirst uns aber wohl erlauben, die Sache so günstig für dich zu machen, als es möglich ist! Das ist unsere Pflicht. Bist du damit einverstanden? Sonst kann ich wenigstens, und Herr von Kreuth wird wohl meiner Ansicht sein, die Verantwortung nicht übernehmen!"

Herr von Kreuth pflichtete ihm bei, und Stassingk erklärte sich nach kurzem Zögern einverstanden.

Ehe die beiden Sekundanten sich entfernten, um die Sekundanten des Gegners aufzusuchen, sagte Graf Selbotten noch, den Freund einen Augenblick beiseite nehmend:

„Sie ist es wert, sich um sie zu schlagen,

das kannst du mir glauben, aber du weißt es vielleicht gar nicht einmal!"

Stassingk nickte nur und blickte den Davonschreitenden nach. Der fröhliche Zug, der immer um seine Lippen schwebte, war verschwunden. Er sah sehr still und ernst aus. Beängstigung und Unruhe fühlte er nicht, er ging seinem Schicksal ruhig entgegen, aber es war ihm, als sei er reifer und älter geworden, als müsse er sich nun Rechenschaft geben über sein Leben. Er stand an einem Wendepunkt, vielleicht am Ende. Er dachte an Maria, wie das alles so ganz von selbst, fast ohne sein Zuthun gekommen, als hätte es nicht anders geschehen können.

Rittmeister Hendrich war es gewesen, der ihm zuerst im vergangenen Herbst Genaueres über die Cazas gesagt hatte an jenem Abend, als sie vom Lindstedtschen Balle kommend, die Tiergartenstraße hinabgeschritten, und Rittmeister Hendrich war es nun wieder, der ihm als Abschluß des Verkehrs im Cazaschen Hause die Forderung überbrachte.

Dann dachte er an seinen Gegner. Er war ihm vollkommen gleichgültig und beim besten Willen vermochte er es nicht, sich über ihn zu erzürnen, zu ärgern, ihn zu hassen. Er hatte ihm nichts gethan, er war immer sehr liebenswürdig, korrekt, höflich gegen ihn gewesen. Er erinnerte sich des Gespräches mit ihm, als Herr da Caza lächelnd gemeint, Stassingk käme ja doch nur wegen seiner Frau, um mit ihr ein wenig zu flirten, aber das thue ja nichts und sei ihm gleichgültig. Nun hatte er das Gefühl, als wäre er eigentlich Herrn da Caza im Grunde genommen doch auch gleichgültig. Auch er würde sich wohl nicht, über ihn ärgern, ihn nicht hassen. Stassingk war ihm wahrscheinlich, da er ihn in seinem Rennbetriebe weder förderlich noch hinderlich war, auch vollkommen gleichgültig.

Aber der Form wegen mußten sie sich schießen.

Und durch diesen Gedankengang kam er darauf, daß Herrn da Caza eigentlich gar nichts daran gelegen sein konnte, ihn zu töten oder auch nur zu verletzen. Maria war ihm wahrscheinlich auch gleichgültig und ihm war es nur um das Gerede der Leute, die Beurteilung des Falles in der Gesellschaft zu thun. Wenn er sich schoß, so war der Form Genüge geschehen und nur darauf kam es ihm an. Im Gegenteil konnte ihm an einem bösen Ausgang nichts gelegen sein, da ein solcher doch vielleicht seine Stellung in Berlin erschüttert hätte.

Nun ward Stassingk wieder etwas leichter zu Sinn, als er sich zurecht philosophiert, daß ihm ernstlich nichts widerfahren könnte, und er nahm seinen Hut und ging aufs Auswärtige Amt, um seine Bureaustunden abzusitzen. Er hinterließ, daß er sofort benachrichtigt werden sollte, sobald die beiden Herren zurückgekommen wären.

Doch als er gegen halb drei Uhr nach Hause kam, waren sie noch immer nicht dagewesen. Er wartete lange Zeit voller Ungeduld, dann aber knurrte ihm der Magen und er ging essen, aber absichtlich nicht dorthin, wo er Bekannte getroffen hätte, sondern in ein Restaurant, wo er niemand fand. Viel konnte er nicht zu sich nehmen, er war doch immer noch ein wenig erregt, weil er sich nicht zu erklären vermochte, warum seine Sekundanten noch immer nicht zurückkehrten.

Endlich fand er sie in seiner Wohnung vor. Herr von Kreuth empfahl sich sofort, nachdem er nur mit Graf Selbotten kurz Stassingk erklärt, wie die Bedingungen lauten sollten:

„Zwanzig Schritt Barriere, dreimaliger Kugelwechsel. Stelldichein am nächsten Morgen früh fünf Uhr an einer näher bezeichneten, vereinbarten Stelle auf einer Waldblöße beim Jagdschloß Grunewald."

Stassingk reichte Herrn von Kreuth, der einen Arzt benachrichtigen sollte, die Hand und sagte:

„Ich danke Ihnen tausendmal, lieber Kreuth!"

Dann blieb er mit Graf Selbotten allein. Eine Weile sprach keiner von ihnen ein Wort, bis endlich Stassingk mit einem Seufzer und einem leichten Zucken um die Mundwinkel sagte:

„Hättest du das gedacht, Selbotten?"

„Offen gestanden, nein. Ich weiß auch jetzt noch nicht, wie Herr da Caza plötzlich zu seinem Entschlusse gekommen ist! Hendrich wollte zuerst durchaus fünfzehn Schritte durchsetzen, bis wir ihn auf zwanzig brachten."

Stassingk zuckte die Achseln:

Digitized by Google

„Mir wären fünfzehn auch recht gewesen!“

„Aber uns Sekundanten nicht! Wir müssen für dich sorgen!“ erwiderte schnell Graf Selbotten. Er wollte noch hinzufügen, weil Herr da Caza seiner Waffe sicher wäre, doch er verschluckte es lieber. Sie hatten den Vorschlag der Waffe annehmen müssen, denn abgesehen davon, daß Stassingk als Beleidiger jede Wahl des Beleidigten gut heißen mußte, kam noch der Umstand in Betracht, daß Herr da Caza nur ein Auge besaß und man ihm daher entgegenzukommen hatte.

Graf Selbotten fragte noch den Freund, ob er besondere Wünsche habe, die berücksichtigt werden könnten, und als dieser verneinte, ob er lieber den Abend allein für sich bliebe, oder ob sie zusammen etwas unternähmen oder vielleicht sich bei ihm träfen. Stassingk wußte nicht recht, wofür er sich entscheiden sollte. Allein sein wollte er auch nicht und er mußte doch noch Verschiedenes ordnen. Schließlich kamen sie überein, daß Stassingk gegen Abend zu Graf Selbotten kommen und dort übernachten sollte, da die Gräfin ja, wie er gehört, mit Maria abgereist war. Dadurch vermied er es, seinen Diener, einen neugierigen alten Hasenfuß, auf irgendwelche Vermutungen zu bringen. Es sollte heißen, er wäre abgereist. Am anderen Morgen würde dann Herr von Kreuth, in Begleitung des Arztes, mit einer Droschke nach dem Kampfplatze fahren, Stassingk aber und Graf Selbotten auf anderem Wege nach dem Grunewald reiten, so daß jedes Aufsehen vermieden ward.

So konnte es auch eingerichtet werden, daß Herr von Kreuth, ein lieber Kollege Stassingks, aber doch nicht mehr wie ein guter Bekannter, den Abend nicht zwischen den beiden Freunden stand.

Nun war Stassingk wieder allein und wiederum überschlich ihn das Gefühl, als sei es noch gar nicht so weit, als könne das alles nicht unerbittlicher Ernst sein.

Er setzte sich in eine Ecke seines behaglich ausgestatteten Zimmers, das jedoch nicht ganz die gemietete Einrichtung verleugnete, und steckte sich eine Cigarette an. Langsam paffte er den Rauch vor sich hin und überließ sich seinen Gedanken, dann stand er auf und begann in seinem Schreibtisch zu kramen. Eine Menge Erinnerungen aller Art, Briefe, Tanzkarten, Bilder fielen ihm in die Hand. Zum Teil Sachen, an die er nie wieder gedacht hatte. Er besah sie, belächelte einzelnes, anderes betrachtete er wehmütig und entschloß sich schließlich, alles zu verbrennen. Als das erste Zündholz jedoch in Brand gesteckt war, kam er auf andere Gedanken. Diese kleinen Erinnerungen waren ja ganz spaßhaft, und warum sollte er sie sich für später vernichten? Seine Verhältnisse waren schnell geordnet, das war alles, was nötig war, das übrige würde er Selbotten übergeben für den Fall, daß ihm wirklich etwas zustoßen sollte, was ja aber für ziemlich unwahrscheinlich gelten konnte.

Einen Brief an Maria würde er heute abend schreiben. Jetzt sehnte er sich hinaus, in Menschenleben und Treiben. Es war ein heller, freundlicher Tag mit lachender Sonne, und draußen in Hoppegarten wurden Rennen gelaufen. Herr da Caza war sicherlich draußen, als ob nichts geschehen sei, und Stassingk dachte es sich ganz schmeichelhaft für sein Empfinden, wenn er morgen, wo ein Meeting in Karlshorst stattfand, von den Damen betrachtet wurde mit dem bewundernden Gedanken:

„Am Tage der Forderung ist er noch ruhig in Hoppegarten, am nächsten Morgen schießt er sich und nachmittags ist er wieder ganz seelenruhig in Karlshorst!“

Es war zwar etwas spät, aber es ging noch: zwei Rennen würde er noch sehen können und vor allem half es ihm über die Zeit bis zum Abend hinweg. Er freute sich über seinen Entschluß, ließ alles stehen und liegen, nahm eine Droschke und fuhr zum Bahnhof Friedrichstraße. Ein Zug ging gerade ab. Und seine Stimmung ward unter den Sonnenstrahlen und lachenden Fluren draußen immer rosiger, als ginge er gar nicht in etwa zwölf Stunden dem ernstesten Schritte seines Lebens entgegen.

Als er vom Hoppegartener Bahnhof aus dem Rennplatze zuschritt und er von weitem die Glocke am Sattelplatze klingen hörte, dachte er nur noch daran, er könnte etwa das Rennen versäumen. Aber es war noch nicht so weit, die Pferde teilten eben das Publikum und wurden vom Sattelplatz zur Bahn geleitet.

Ein eigner Zufall wollte es, daß der erste Bekannte, den Stassingk erblickte, Herr

da Caza war. Er ſtand ihm genau gegenüber und muſterte, ohne eine Miene zu verziehen, mit ſeinem kalten, ſtarren Auge die Pferde, die an ihm vorbeigingen. Einem Jockey in der Cazaſchen ſchwarzen Jacke nickte er beim Vorüberreiten zu. Das hübſche bräunliche Geſicht mit dem ſchwarzen, ſpitz geſchnittenen Barte blieb unbeweglich. Rittmeiſter Hendrich ſtand neben ihm und prüfte gleichfalls die Pferde. Als das letzte vorbei war, gewahrten Staſſingk und Herr da Caza einander gleichzeitig. Beide zogen gemeſſen, höflich vor einander den Hut.

Das Rennen begann. Während die Pferde liefen, die ihm völlig einerlei waren, muſterte der junge Diplomat die Logen nach bekannten Damen. Die Cazaſche Loge war nicht leer, wie er erwartet, ſondern Lindſtedts, die kein Rennen — auch nicht in Hoppegarten — verſäumten, und Charriers, die ſich überall einfanden, wo es kein Geld koſtete, ſaßen dort. Von ſonſtigen Bekannten erblickte er niemand. Nur Miſter Easby, deſſen Schlüſſelbein wieder in Ordnung war, lehnte an der Barriere, hart am Geläuf und verfolgte mit ſeinem mächtigen Krimſtecher das Rennen.

Es war nur kurz: der Stall Caza, der dieſes Jahr bisher kein ſonderliches Glück gehabt, gewann.

„Nun, mein lieber Staſſingk, die ſchwarze Jacke hat wieder Dampf aufgeſetzt!“ ſagte der Regierungsrat in der Pauſe zu Staſſingk, dem es auffiel, daß die Charriers heute gegen ihn zurückhaltender waren als ſonſt, aber ihn mit neugierigen Augen betrachteten. Er machte ein gleichgültiges Geſicht:

„Ich gönne der ſchwarzen Jacke jeden Sieg!“

Dann wandte er ſich ab, um nach anderen Bekannten zu ſuchen, Lindſtedts paßten ihm heute nicht und in die Cazaſche Loge konnte er ja nicht mitgehen. Deshalb war

Aus unſerer Studienmappe:

Don Quixote. Nach dem Gemälde von A. Demont.

Digitized by Google

er sehr zufrieden, als das letzte Rennen schnell folgte, und ein wenig verstimmt verließ er den Rennplatz, um mit dem ersten am Bahnhof bereit stehenden Zuge zurückkehren zu können.

Von der „Gesellschaft" war eigentlich niemand dagewesen, nicht einmal ein paar Herren vom Auswärtigen Amt, kein fremder Attaché, sogar nicht Herr von Nyvenström. Ortenburgs fehlten und mit ihnen die Prinzessin Löwengaard. Es war langweilig gewesen mit einem Wort.

Sofort fuhr er zu Selbotten, als er in Berlin ankam, und sie aßen zusammen. Staffingk erzählte ihm, daß er in Hoppegarten gewesen und sich dort gelangweilt hätte. Sie sprachen von allgemeinen Dingen, von Politik, von einem Pferdekauf, von Reisen, von der Kriegsakademie. Erst als sie drüben in Graf Selbottens Zimmer allein saßen, ohne daß das Ohr des Servierenden sie gestört hätte, kamen sie auf das zu sprechen, was ihnen bevorstand:

„Ich hoffe, Staffingk, wir haben nach deinen Intentionen gehandelt, indem wir darauf gedrungen haben, nicht eigne Waffen zu nehmen, sondern solche, die beiden Gegnern unbekannt sind und die wir Sekundanten mitbringen!"

„Gewiß! Gewiß, Selbotten!"

„Hm! Es wird ja nicht zu heiß werden. Hm."

„Besser, wie zu kalt!"

„Warum?"

„Weil man frieren könnte, wenn es kalt ist, und zittern. Das sieht dann dumm aus."

„Es wird ja nichts passieren."

„Na, man kann's nie vorher wissen, Selbotten, nicht wahr?"

„Ich glaube aber nicht dran!"

„Ich auch nicht."

Es entstand eine längere Pause, dann fragte Staffingk plötzlich:

„Sage mal, Selbotten, wer hat eigentlich den ersten Schuß?"

„Eigentlich hätte ihn Caza gehabt, aber da die Distanz gering ist, sind wir übereingekommen, zu losen!"

„So!" antwortete Staffingk äußerlich gleichgültig, doch man sah ihm an, daß er sich erleichtert fühlte. Eine gedrückte Stimmung drohte sie zu überfallen, als Graf Selbotten das Gespräch auf Maria brachte. Und mit dem Namen war es, als wiche ein Bann von ihnen. Selbotten machte dem Freunde Vorwürfe darüber, daß er gestern abend nicht gekommen, und schilderte Marias Zustand, ihren Kummer, ihre Besorgnis, ihre Liebe zu ihm:

„Ja, Staffingk, wie diese Frau dich liebt, das weißt du, glaube ich gar nicht so, das verdienst du gar nicht. Sie thäte einfach alles für dich, ich glaube, du könntest machen was du wolltest, sie würde dich doch lieben. Denke dir nur einmal: sie verläßt ihren Mann, ihre Kreise, ihre Freunde, Berlin, wo sie, man möchte fast sagen geradezu dazugehört, alles, alles verläßt sie um deinetwillen, ohne ein Wort zu verlieren, als wäre es ganz selbstverständlich, daß sie für dich alles thun muß. Und du dankst es ihr, indem du ihr nicht schreibst, nicht einmal antwortest. Diese angebetete Frau, für die so und so viele, ich weiß nicht, was gethan hätten!"

Staffingk schwieg beschämt. Er begriff ja selbst nicht, wie das alles so gekommen. Er verstand seinen Leichtsinn, seine Bummelei nicht, und wie er nun bei des Freundes Worten immer wieder an Maria dachte, da erschien sie ihm von neuem in aller ihrer Schönheit so begehrenswert, wie noch nie eine Frau in seinem Leben. Und in seiner Stimmung freute er sich, für sie eintreten zu dürfen, freute sich, für sie als ihr Ritter zu kämpfen. Einmal wurde sie ja frei und dann endlich gehörte sie ihm.

Sein Herz schlug für sie nur in ehrlicher Begeisterung, und er reichte Selbotten wie zu einem Versprechen die Hand und sprach:

„Mit morgen will ich beginnen, alles wieder gut zu machen."

„Und nun geh auf dein Zimmer, Staffingk. Wir wollen uns trennen für heute abend. Du willst ja noch schreiben und dann darfst du nicht zu spät zu Bett gehen, denn morgen früh müssen wir zeitig heraus, und du sollst frisch sein!"

Sie drückten sich noch einmal herzlich die Hand, verabredeten das Wecken am nächsten Morgen und trennten sich.

Staffingk blickte sich in seinem einfachen, kleinen Zimmer um, das Fremdenzimmer Selbottens. Maria war die letzte gewesen, die es benutzte, und es ward ihm ganz wehmütig zu Sinn, wenn er daran dachte. So setzte er sich an den Tisch, um ihr zu

schreiben für den Fall, daß er etwa unter dem Feuer Herrn da Cazas bleiben sollte. Er wollte nicht daran glauben, aber er mußte die Möglichkeit annehmen.

Dadurch geriet er eine traurige, weiche Stimmung, und je länger er darüber zubrachte, die Feder weggelegt, träumend und sinnend, um zwischendurch wieder ein paar Sätze zu Papier zu bringen, desto stärker wurde seine Überzeugung, daß es wirklich sein letzter Abend wäre. Und er ließ sein ganzes vergangenes Leben an sich vorübergleiten.

Alle die Frauen standen ihm wieder vor Augen, die er getroffen, mit denen er süße Worte getauscht, für die sein Herz geschlagen, alle, die ihm glückliche Stunden bereitet oder bittere, die sich ihm genähert oder denen er seine Neigung entgegengebracht. Es war ihm, als könne er jetzt ruhig und leidenschaftslos seine Vergangenheit betrachten. Sie kamen alle nacheinander langsam ihm wieder zu Sinn, deren er dankbar oder bitter gedachte.

Für Tage oder Wochen oder Monate hatten sie ihn alle in Flammen gesetzt. Es war ihm ein stetes Bedürfnis gewesen, irgend eine zu bewundern und ihr den Hof zu machen. Aber Befriedigung und Ruhe hatte er nie empfunden. Er freute sich aller doch niemals eine lange Zeit, denn immer wieder war irgend eine Neue in seinen Gesichtskreis getreten, die ihre Vorgängerin verdrängte. Keine war ihm wirklich böse gewesen, wenn er sich von ihr abwandte, aber auch keiner hatte er ein Unrecht gethan. Achtung hatte er vor allen den Frauen immer bewahrt. Ein Don Juan, der die Opfer seiner Verführung auf dem Wege gelassen, war er nie gewesen, nur ein Flirter, der geborene homme à femme, der nicht imstande war, eine Schürze zu sehen, ohne ihr ein paar galante Worte zu sagen. Einer schweren Schuld war er sich nicht bewußt, und das tröstete ihn, wenn er seine Vergangenheit übersah.

Er dachte an seine Anfänge in Stockholm, an die großen, blonden, schönen Frauen, an Madrid mit seinen dunklen Schönheiten, deren eine ihm auch, fast ohne seine Schuld, seinen Posten gekostet. Und ein leises Lächeln flog über sein hübsches, offenes Gesicht. Dann erinnerte er sich der seligsten Zeit, wo der Flirt ihn mit hundert jungen Mädchen verbunden: Washington-Newport. Und endlich fiel ihm die Frau wieder ein, die ihn aus Stambul verdrängt.

Die gute kleine, dickliche Prinzessin stand vor seiner Phantasie. Da wurde er weich. Sie hatte ihn so lieb, so unaussprechlich lieb, das wußte er, und das rührte ihn. Aber er mochte sie ja nicht, nur Spaß hatte ihm die Leidenschaft des armen Mädchens gemacht! Arme kleine Prinzessin!

Dann war Maria gekommen, die ihn in Banden geschlagen wie nie eine Frau, und doch auch ihr Bild war zu Zeiten verblaßt vor der blonden May Gilderdale. Aber May! Was war sie ihm heute? Maria gab es nur für ihn. Er liebte sie wieder wie sonst, und leise vor sich hin sprach er ihren Namen.

Und in seinen Brief flossen von all den Widersprüchen, die in ihm waren, von den Gedanken allen dieses Abends vor der Entscheidung, von seinen Zweifeln, von seiner Liebe, von seinem Wankelmut und seinem bangen Zagen vor dem Ausgang des Kampfes, von allem, was ihm das Herz erfüllte, einzelne Worte.

Als er den Namen darunter setzte, war es schon spät geworden, und er legte sich für die paar Stunden, die ihm noch blieben, zu Bett. Er konnte nicht schlafen, er fröstelte und schauerte zusammen, weil er sich müde, übernächtig und abgespannt fühlte. Immerfort sah er nach der Uhr, nachdem er Licht gemacht, weil er fürchtete, er möchte die Zeit verschlafen. Er überlegte sich, was er thun sollte, wenn ihm durch das Los der erste Schuß zufiele, ob er versuchen sollte, den Gegner zu treffen oder nicht. Dann stellte er sich die Frage, was das beste sei, stehen zu bleiben zum Schießen, oder vorzugehen bis an die Barriere. Was sollte er machen, wenn Herr da Caza zuerst schoß und fehlte?

Diese Vorstellungen erregten seine Phantasie immer mehr, so daß er keine Möglichkeit sah, einzuschlafen.

Da dachte er daran, daß in diesem selben Bett, in dem er jetzt lag, vor einer Nacht Maria geruht. Und ihre Gestalt stand ihm wieder vor der Seele, in ihrer stolzen Haltung, in aller ihrer Schönheit, im Ballkleid, ihr Diadem im Haar wie eine Königin.

Und diese Frau war der Preis, und

dieſe Frau liebte ihn. Der Gedanke verließ ihn nicht. Maria liebte ihn, daran dachte er unausgeſetzt, und indem er ſo die hin und her irrenden Bilder an einem feſten Punkt feſthielt, fielen ihm ſchließlich die Augen zu und er ſchlief ein.

XX.

„Aufſtehen! Staſſingk! Aufſtehen!“ rief Graf Selbotten, indem er an Staſſingks Thür klopfte.

Der junge Diplomat fuhr in die Höhe. Er hatte wirr und wüſt geträumt und wußte zuerſt nicht, wo er ſich befand. Erſt allmählich erinnerte er ſich alles deſſen, was am Tage vorher geſchehen, und ſchnell ſprang er aus dem Bett und zog ſich an. Dann ging er hinüber ins Eßzimmer, wo Graf Selbotten ſchon mit dem Frühſtück auf ihn wartete. In einer Wiener Kaffeemaſchine bereitete er ſelbſt den Kaffee, auf einem Brenner brodelte das Waſſer, um weiche Eier zu kochen.

Staſſingk hatte ein paar Briefe mitgebracht, die er geſchrieben, um ſeine Verhältniſſe zu ordnen: ein Schreiben an den einzigen näheren Verwandten, den er beſaß, einen Stiefbruder, eines an ſeinen Chef im Auswärtigen Amt, eines an den Kommandanten von Selbottens Regiment, bei dem er Reſerveoffizier war, und eines an ſeinen Sachwalter.

„Das beſorgſt du wohl, falls es nötig ſein ſollte!“ ſagte er, indem er dem Freunde die Briefe gab und noch den an Maria dazulegte mit den Worten:

„Und den vor allem! Er iſt an Maria für den Fall, daß mir was paſſieren ſollte!“

Graf Selbotten zwang ſich möglichſt heiter zu ſein und antwortete lachend:

„Gut, meinetwegen. Ich ſchließe ſie ein und wenn wir zurückkommen, kriegſt du ſie wieder!“

Dann fingen ſie an zu frühſtücken, aber beide vermochten nur wenig zu genießen. Schweigend verlief das Mahl, während deſſen Staſſingk mehrmals unruhig nach der Uhr ſah. Er beruhigte ſich ſelbſt:

„Es iſt noch Zeit!

Doch Graf Selbotten ſagte ſchließlich aufſtehend:

„Vielleicht iſt es doch beſſer, wir reiten ab. Wir können ja Schritt reiten. Müſſen nur unbedingt zur rechten Zeit da ſein. Lieber ein bißchen zu früh.“

„Gut. Los!“

Staſſingk band ſich noch unterhalb des Knies ein paar Riemen um, damit das lange Beinkleid, das er trug, beim Reiten nicht rutſchen ſollte. Auf dem Kampfplatze wollte er ſie wieder abnehmen. Dann ging es hinunter in den Stall, wo die Pferde ſchon geſattelt ſtanden.

Der Morgen war friſch und kühl, und Staſſingk ſchlug die Hände ein paarmal auf den Schenkel, um ſich zu wärmen. Sie bogen vom Aſphalt der Viktoriaſtraße auf den Reitweg der Tiergartenſtraße ein, und Graf Selbotten gab ſeinem Burſchen, der auf einem dritten Pferde folgte, einen Wink, größeren Abſtand von ihnen zu halten.

Unter den Bäumen ging es durch die menſchenleere Straße, auf der ſich kein Reiter, kein Gefährt befand. Der Tiergarten rechts von ihnen ſchien noch zu ſchlafen, kein Hauch regte ſich in der Luft, leblos hingen die Blätter herab, und unter den Hufen der Pferde ſtiebte leicht der Sand. Der Himmel war mattrötlich, man ſpürte die aufgegangene Sonne, aber ihre Scheibe war nicht zu ſehen. Drüben die Villen jenſeits der Straße, machten mit ihren geſchloſſenen Rolläden und Jalouſien auch noch den Eindruck der Ruhe. Nun mußten ſie gleich an die Villa da Caza kommen. Das große, ſchmiedeeiſerne, prunkvolle Gitter erſchien, der Garten mit ein paar ſtarken Palmen, die immer für den Sommer eingepflanzt wurden. Dann ſchaute das Haus aus dem Grün.

Unwillkürlich blickten beide Reiter hinüber. Auch dort waren die Läden zu.

„Es ſcheint noch niemand auf zu ſein!“ ſcherzte Staſſingk, doch er mußte ſich Mühe geben, die Worte herauszubringen. Graf Selbotten antwortete nur:

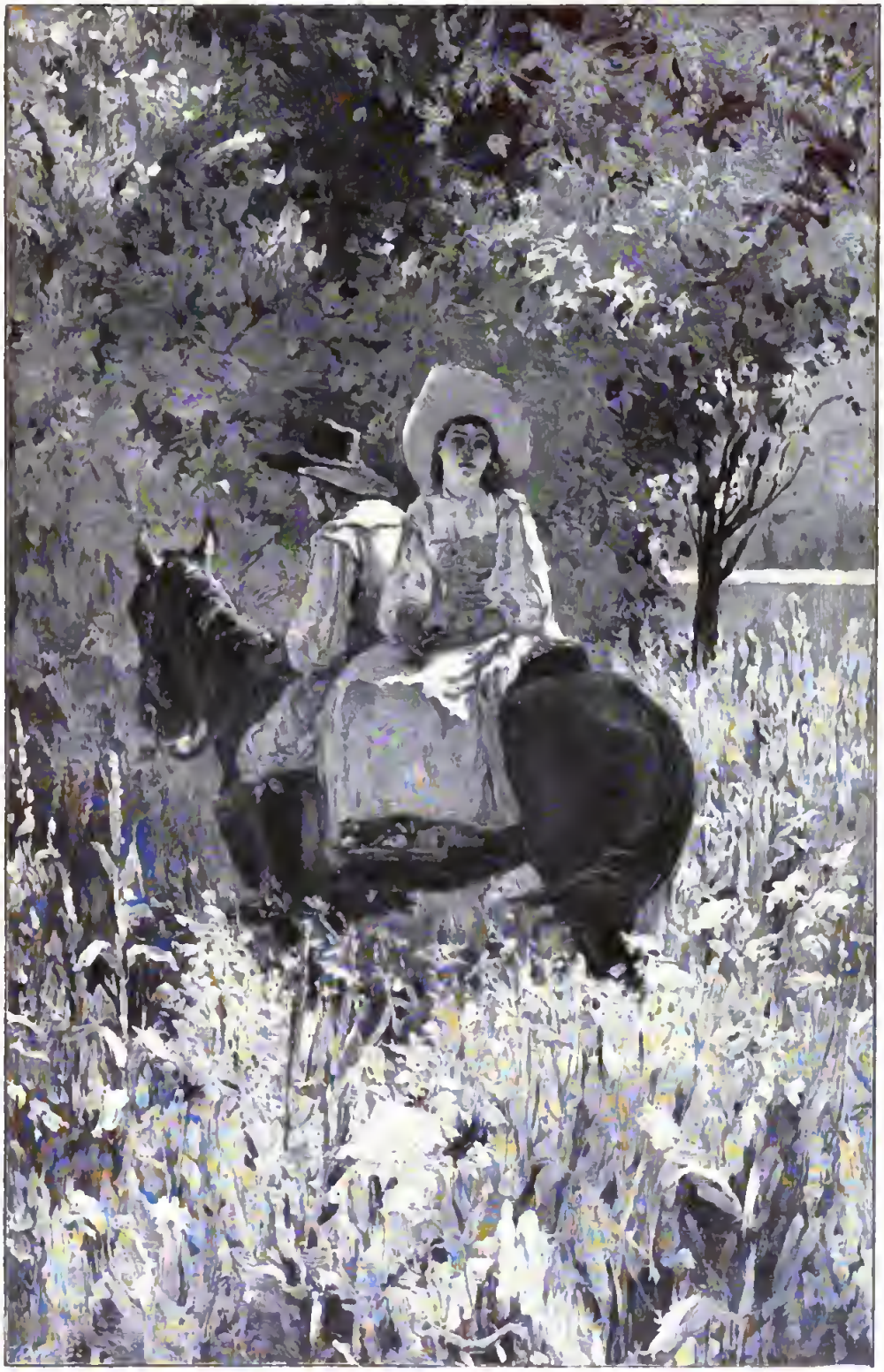
„Die Schlafzimmer liegen nach hinten.“

Und nun hatte der junge Diplomat die unangenehme Empfindung, als könne jeden Augenblick der Cazaſche Wagen aus dem Thore fahren. Eine Begegnung jetzt wäre ihm peinlich geweſen.

„Wenn wir trabten? Bloß ein Stück!“ ſchlug er Selbotten vor.

„Gern!“

Sie ſetzten ihre Pferde in Trab und ritten ſchweigend nebeneinander, nur der Säbel Selbottens klirrte ab und zu an die



Nachbarlicher Beſuch. Nach einer Zeichnung von Howard Helmick.

Digitized by Google

Sporen und Staſſingks Tier huſtete einmal, ſo daß er ihm den Hals lang gab. Um etwas zu ſagen, bemerkte er:

„Seit wann huſtet denn die Stute?“

„Ach, es iſt nichts. Vielleicht iſt's etwas Stroh, ſie frißt leider öfters nachts ihre Streu!“

Wieder trabten ſie ſchweigend weiter und bogen in eine Seitenſtraße ein, um den Kanal zu überſchreiten. Dort war Pflaſter, deshalb gingen ſie wieder in Schritt über. Graf Selbotten blickte wieder nach der Uhr:

„Es iſt noch reichlich Zeit!“

Am Kurfürſtendamm fing der Reitweg wieder an, und Staſſingk, der ein wenig nervös geworden war, trieb zur Eile an:

„Wir dürfen nicht eine Minute zu ſpät kommen, Selbotten!“

„Aber nein, ich bin pünktlich.“

„Es könnte doch mit den Pferden etwas vorkommen!“

„Beiden wird doch nicht gleich etwas paſſieren. Und wenn wirklich mit einem was wäre, ſo tauſchſt du oder ich einfach mit dem Burſchen!“

Nun war er etwas beruhigter und ſagte nichts mehr, aber als ſie die letzten Häuſer am Kurfürſtendamm, ſchon auf Charlottenburger Gebiet, verließen, war es ihm doch eine Erleichterung, als Selbotten vorſchlug, noch einen „ganz kleinen Trab“ zu machen.

Als ſie aber vor ſich auf der Straße einen Wagen erblickten, gingen ſie von neuem in Schritt, da ſie zuerſt glaubten, es könne Herr da Caza mit ſeinen Sekundanten ſein. Aber es war eine Droſchke. Trotzdem blieben ſie zurück, denn der Gegner konnte ja auch eine Droſchke benutzen, vielleicht um nicht durch die Equipage mit der bekannten Livree aufzufallen.

Sie kamen zu den erſten Villen der Kolonie Grunewald und bei der Biegung des Weges ſahen ſie Herrn von Kreuths ſchmißgerötetes Geſicht in der Droſchke. Nun trabten ſie ruhig vorbei und grüßten. Ein fremder Herr — der Arzt — mit blondem Vollbart und Brille, ſaß neben Kreuth, der ihm mitteilte, wer die Herren wären. Eine Reiſetaſche lag auf dem Vorderſitz.

Von der Chauſſee, die ſie noch eine Strecke weit verfolgt, bogen ſie an einem kleinen See zum Jagdſchloß Grunewald ein. Aber ſie ritten nicht hin, ſondern hielten vorher die Pferde an, winkten den Burſchen herbei, ſaßen ab und Graf Selbotten ſagte ihm:

„Gehen Sie mit den Tieren ein Stück vom Wege ab hier hinein in das Gebüſch. Warten Sie auf uns, wir ſind bald wieder zurück!“

Staſſingk klopfte der Stute noch den Hals, dann bückte er ſich, um die Riemen von den Knieen zu löſen, und gab ſie dem Burſchen zum Aufheben:

„Ich ſchnalle ſie nachher wieder um.“

„Zu Befehl, Herr Graf!“ antwortete der kleine Huſar, indem er die Abſätze zuſammenſchlug und erſtaunt dreinſchaute.

Dann traten die beiden Freunde in den Wald ein, der ſich ſchweigend vor ihnen aufthat. Der Boden war, wo die Bäume lichter ſtanden, mit jungem Grün bedeckt, hier oder dort lag ein Frühſtückspapierfetzen. Schräg fiel die Sonne durch die dünnen Kiefernſtämme den beiden auf den Rücken.

„Es wird wärmer!“ ſagte Staſſingk im Bedürfnis zu ſprechen, und Graf Selbotten antwortete:

„Wie ſchön ruhig es hier iſt!“

„Ja, ganz ruhig!“

„Wir ſind ja auch noch kaum einem Menſchen begegnet.“

Staſſingk fragte:

„Wo treffen wir denn Kreuth und den Doktor?“

„Ich denke an Ort und Stelle. Wir wollen verſchiedene Wege gehen.“

„Kommen die anderen auch von hier?“

„Nein, die kommen über das Jagdſchloß Grunewald.“

Immer ſchritten ſie weiter, die Sonne im Rücken. Der Spiegel des kleinen Sees verſchwand und ſie tauchten immer tiefer in das Dunkel der hier dichter werdenden, größeren Kiefernſtämme unter.

Staſſingk fragte noch einmal:

„Hier wird uns doch niemand ſtören?“

Eine Sekunde hatte er das Gefühl, als könne ſich noch irgend ein Zwiſchenfall ereignen, und der Gedanke war ihm nicht unangenehm, die Sache vielleicht verſchoben zu ſehen. Es würde ja wohl nichts dabei herauskommen, aber es blieb doch immer ein ernſtes Ding. Dann ſchämte er ſich aber ſofort wieder ſeiner Schwäche, und als Selbotten antwortete:

„Nein, das glaube ich auf keinen Fall!“

fühlte er das Bedürfnis, sich zu entschuldigen:

„Ich meinte nur, weil es doch sehr unangenehm sein würde für uns alle, wenn die Geschichte womöglich in die Zeitungen käme oder gar die Polizei sich darum kümmerte. Und dann muß ich auch sagen: wenn schon, denn schon. Nun ist einmal alles so weit vorbereitet, da wäre es doch zu unangenehm, wenn wir wieder nach Hause gehen müßten!"

Je näher sie dem Ziele kamen, desto mehr verschwand Staffingks leise Beklommenheit, und als sie einen Waldweg überschritten und einer jungen, hübschen Frau begegneten, schlank, aber mit vollen Gliedern, mit einem Korb auf dem Rücken, war seine alte Art und Weise doch so weit wiedergekehrt, daß er ihr unter den Hut sah. Er dachte sich nichts dabei, es war einmal so seine Gewohnheit, daß er es fast mechanisch that.

„Da ist doch jemand!" sagte er zu Selbotten.

„Die wird wohl Butter bringen oder so was. Sonst kommt kein Mensch hierher."

Eine Weile schritten sie noch fort, dann standen sie plötzlich auf einer Lichtung. Graf Selbotten zog die Uhr:

„Hier ist es. Noch zehn Minuten Zeit!"

Nun blickte sich Staffingk um. Kein Mensch war zu sehen. Die Sonne leuchtete rötlich strahlend schräg über den nur mäßig großen Platz, wo die Bäume wahrscheinlich zu irgend einem Bauplatz oder vielleicht einer neuen Wegeanlage gefällt waren und nur noch einzelne Stumpfe stehen geblieben. Vom Licht begünstigt, war der Pflanzenwuchs hier dichter und kräftiger als anderswo: ein paar Farnkräuter erhoben sich in dichten Büscheln, Heidekraut und Ginster zeigte sich hier und da. Wie sie so warteten, prägte sich dies Bild Staffingk ein. Er merkte auf die Landschaft, die ihm sonst hier draußen im Grunewald immer gleichmäßig uninteressant erschienen war. Er sah die Spinnenweben, leicht mit Reif überzogen, die sich wie kleine Segel hier und dort spannten, und an den Baumenden die Harztropfen wie Bernstein goldglänzend.

Ein Ruf Selbottens riß ihn aus seinen Träumen:

„Staffingk, Kreuth kommt."

Am Saum der Lichtung trat der lange Herr von Kreuth mit dem viel kleineren Arzte aus dem Wald. Sie trugen vereint die Handtasche. Die Herren wurden miteinander bekannt gemacht:

„Herr Doktor Croener — Graf Staffingk — Graf Selbotten."

Dann schüttelten sie sich die Hand und Staffingk sagte mit voller Ruhe, liebenswürdig, verbindlich lächelnd wie immer:

„Ich hoffe — das muß ich ja im eignen Interesse — daß ich Ihnen keine Mühe machen werde, aber jedenfalls danke ich Ihnen herzlichst, Herr Doktor, daß sie sich die Mühe gemacht haben, so zeitig für mich hier in den Grunewald herauszukommen."

Ebenso artig erwiderte Doktor Croener, indem er an seiner goldenen Brille rückte:

„Aber bitte sehr. Herr Graf, bitte sehr!"

Dann blieben die vier Herren zusammenstehen und Selbotten zog von neuem die Uhr:

„Noch zwei Minuten."

Aber fast im selben Augenblick kamen von der entgegengesetzten Seite die Gegner. Voran Rittmeister Hendrich mit einem Fremden, offenbar ihrem Arzt, hinter ihnen Leutnant von Remer und Herr da Caza.

Die Parteien schritten aufeinander zu, verlangsamten ihren Schritt, blieben dann halten und grüßten sich. Darauf machte man sich bekannt, soweit man sich noch nicht kannte. Als Doktor Kießling wurde der Unbekannte, ein jüngerer Herr mit blondem Schnurrbärtchen, der den Eindruck eines Offiziers in Civil mit seinem enganliegenden Anzuge machte, vorgestellt. Die beiden Gegner hielten sich etwas zurück, während die beiderseitigen Sekundanten näher zu einander traten.

Herr da Caza trug einen langschößigen, modernen, zweireihigen Rock und Cylinder und verriet nicht eine Spur von Bewegung. Regungslos blieb er stehen, indem er sich mit der tadellos behandschuhten Rechten auf seinen Stock stützte. Staffingk warf einen Blick auf ihn, vollständig gleichgültig, als ob er einen Fremden betrachte, dann sah er, um seinem Auge nicht zufällig etwa doch zu begegnen, über die Fläche hinaus in den Wald. Er dachte daran, daß sie sich so stellen würden, daß keinem von ihnen das Licht hinderlich wäre, und er drehte

sich um, weil er sehen wollte, wie das gemacht werden sollte. Er fühlte sich ganz sicher und gleichmütig. Und ruhig schaute er zu, wie die Sekundanten darum das Los zogen, wer Leiter des Duells würde. Rittmeister Hendrich riß dazu ein paar Grashalme vom Boden ab und versteckte sie in seiner geschlossenen Hand, so daß nur die Enden hervorschauten, indem er Graf Selbotten fragte:

„Wenn es Ihnen recht ist: wer das Lange zieht, leitet den Zweikampf. Also bitte, welches?"

Selbotten zog und erwählte das Kürzere. So war also Rittmeister Hendrich der Leiter, während Graf Selbotten ihm beigegeben ward.

Nun gingen die Sekundanten daran, den Platz auszusuchen. Die Linie wurde in der Mitte der Lichtung so genommen, daß das rötliche, helle Licht des jungen Tages nicht störte, sondern schräg einfiel. Dann prüften die vier Herren von beiden Seiten aus die Lichtverhältnisse und Herr von Kreuth sprach gedämpft:

„Meine Herren, derjenige, dessen Standplatz hier ist, dürfte nach meiner Ansicht benachteiligt sein, denn sein Gegner hebt sich vom Hintergrunde nicht ab, während er selbst als dunkler Punkt im Hellen steht. Wollen Sie sich überzeugen?"

Man trat hin und her und beobachtete von beiden Seiten, dann ward Herrn von Kreuth von den anderen Recht gegeben, die Standlinie ward daher etwas verschoben, bis der Mangel beseitigt war.

Dann bezeichnete Rittmeister Hendrich den einen Standpunkt, indem er dort seinen Stock in den Boden stieß, und Graf Selbotten ging von diesem Punkte aus vierzig Schritte ab und bohrte dort seinen Säbel ein. Auf dieser Linie wurden nun nach innen zu die beiden Barrieren durch auf die Erde gelegte Taschentücher bezeichnet. Die Luft war ganz still, so daß sie sich nicht vom Platze bewegen konnten. Auf diese Art hatte jeder von seinem Standpunkte zehn Schritte Raum zum Vorrücken bis an die Barriere, die er nicht überschreiten durfte und die zwanzig Schritte betrug.

Um die Standplätze ward von neuem gelost. Stassingk bekam den gegen die Stadt zu.

Herr da Caza war während der ganzen Vorbereitungen immer noch unbeweglich stehen geblieben, als ginge ihn die ganze Sache nichts an. Er sah nicht einmal dem Abschreiten zu, sondern schien sich überhaupt nicht um das zu kümmern, was dort vorging.

Ein Stück abseits ordneten die Ärzte ihr Verbandzeug. Doktor Croener öffnete seine Reisetasche und legte sie ins Grün, schnallte die Nebenabteilung auf und zog den Pistolenkasten hervor, den Herr von Kreuth dort verpackt. Er gab ihn Leutnant von Remer, der ihn zu den anderen Sekundanten brachte. Sie prüften die Waffen gemeinschaftlich noch einmal und begannen darauf langsam und vorsichtig zu laden, eine Partei um die andere, während die beiden nicht beschäftigten Herren die Arbeit der gegnerischen Sekundanten überwachten.

Auch dieses schien Herr da Caza nicht zu bemerken, während Stassingk jede Bewegung verfolgte. Aber wenn auch sein Herz etwas eiliger pochte, so hatte er doch seine völlige Ruhe wiedergewonnen. Er ward sicherer, je näher die Entscheidung kam, daß doch nichts geschehen würde und geschehen könnte, sonst wäre auch sein Gegner nicht so gleichgültig gewesen, denn da um den ersten Schuß gelost werden sollte, so hätte er ja doch nicht wissen können, was sich ereignete.

Und nun, wo die Sekundanten fertig waren, wurde — wieder kurz oder lang — um den ersten Schuß das Los gezogen.

„Wollen Sie nicht mal die Grashalme nehmen?" schlug Rittmeister Hendrich Graf Selbotten vor.

„Gut."

Und er hielt die Hand hin. Der Rittmeister zog — lang.

Herr da Caza hatte also den ersten Schuß.

Einen Augenblick überlief es Stassingk kalt, obwohl er nicht wußte, warum, aber da näherten sich ihm Graf Selbotten und Herr von Kreuth, um ihm seine Brieftasche, Uhr und Schlüssel abzunehmen. In der Brieftasche lag Marias kleine Photographie, die er sich mitgenommen, deshalb richtete er es so ein, daß sie Selbotten erhielt und Herr von Kreuth die übrigen Gegenstände.

„Hebe es gut auf!" flüsterte er ihm

Studie. Nach einer Zeichnung von Eduard Grützner.

zu, und der Freund steckte sie sofort in die Brusttasche.

Herr da Caza hatte gleichfalls den Inhalt seiner Taschen entleert und stand nun, nachdem er auch seinen Stock abgegeben und die Handschuhe ausgezogen, gegenüber von Stassingk, der den Blick zu Boden schlug, um ihn nicht zu sehen.

Bisher war alles ruhig und mit Bedacht geschehen, nun fragte Rittmeister Hendrich, die Zähne in seinem Puppengesicht zeigend, indem heute die Rasierlinie noch schärfer herauszutreten schien als sonst:

„Meine Herren, ist noch etwas übersehen? Herr Doktor Kießling, Herr Doktor Croener, sind Sie bereit?"

„Jawohl! Jawohl!" klang es zurück, und der Leiter des Kampfes fuhr fort, zu Graf Selbotten gewendet:

„Bitte, Herr Graf, wollen Sie so gut sein, die vereinbarten Bedingungen des Kampfes zu verlesen!"

Graf Selbotten zog ein Papier hervor und las, indem er dabei in militärischer Haltung die Absätze schloß:

Protokoll.

1. Die Endesunterschriebenen haben dieses Protokoll aufgenommen, um die zwischen Herrn Franz da Caza in Berlin, Tiergartenstraße und Herrn Ernst Graf Stassingk in Berlin, Linkstraße, entstandenen Differenzen zu ordnen.
2. Die Motive und Thatsachen der Differenzen sind beiden Herren Gegnern bekannt, und dieselben haben erklärt, daß sie allein aus Gründen des Zartgefühles Näheres nicht angeben können.
3. Ein ehrenvoller Ausgleich auf friedlichem Wege konnte nicht erzielt werden, da die entstandenen Differenzen nach Angabe der beiden Herren Gegner einem Schlage gleich zu achten sind.
4. Die Endesunterschriebenen haben infolgedessen den Austrag mit der Waffe am 9. Mai morgens fünf Uhr auf einer Waldblöße in der Nähe des Jagdschlosses Grunewald bei Berlin festgesetzt.
5. Die Bedingungen lauten:
   a. Pistolenduell mit Vorrücken auf zwanzig Schritt Barriere.
   b. Dreimaliger Kugelwechsel.
   c. Beiden Gegnern unbekannte Waffen, gezogen, aber ohne Korn und Stecher.
   d. Losen um den ersten Schuß.
   e. Haltenbleiben zum Schuß, auf der Linie.
   f. Es kann gezielt werden, ohne zu schießen, und dann weitergegangen.
   g. Die Barriere darf nicht überschritten werden.
   h. Wer geschossen, bleibt stehen und erwartet die Antwort des Gegners.
   i. Vom Fallen des Schusses ab hat der zweite zur Antwort eine Minute.
   k. Der Verwundete hat ebenfalls nur eine Minute zur Antwort, es sei denn, daß er gestürzt ist — dann zwei.
6. Es bestehen nur diese, sonst keinerlei Vereinbarungen.

Berlin, den 6. Mai mittags ein Uhr.

Für Herrn Franz da Caza:
Hendrich, Rittmeister a. D.
von Remer, Sekondeleutnant.

Für Herrn Ernst Graf Stassingk:
Graf Selbotten, Premierleutnant.
von Kreuth.

Graf Selbotten steckte das Papier wieder zu sich, dann fragte Rittmeister Hendrich:

„Meine Herren, Sie haben die durch Ihre Sekundanten festgesetzten und von Ihnen gutgeheißenen Bedingungen des Kampfes gehört — geloben Sie, daß Sie diese ehrlich erfüllen werden?"

Fast zu gleicher Zeit sagten Graf Stassingk und Herr da Caza gedämpft, aber entschieden:

„Ja."

Und der Rittmeister nahm seine Belehrung wieder auf:

„Meine Herren, ich mache Sie darauf aufmerksam, daß die Ehre Sie verpflichtet, vor meinem Kommando ‚Vorwärts' nicht zu schießen."

Und nun erfolgte alles Schlag auf Schlag. Herr von Kreuth und Leutnant von Remer führten Stassingk und Herrn da Caza auf ihre Plätze und gaben ihnen die Pistolen mit „Hahn in Ruh" in die Hand, traten schnell zurück und stellten sich mit den beiden älteren Sekundanten in eine Linie, ein Stück seitwärts parallel zur Schußlinie.

Dahinter hielten sich die Ärzte.

Als Stassingk auf seinem Platze stand, mit der Waffe in der Hand, hatte er das vollkommene Gleichgewicht seiner Seele wiedergefunden. Es war ihm gar nicht

mehr wie eine ernste Sache: er hatte das felsenfeste Vertrauen in sein Glück, daß ihm nichts geschehen könnte. Und er war so ruhig, daß er noch an Maria zu denken vermochte. Für sie stand er ja hier, sie war der Kampfpreis, der Lohn und sie liebte ihn ja. Jetzt waren alle Frauen, die je in seinem Herzen eine Statt gehabt, verschwunden. Wenn er jetzt davonkäme, so wußte er, wollte er aus Dankbarkeit nie wieder auch nur an eine andere denken. Und schon deshalb konnte ihm ja nichts widerfahren, weil die Vorsehung doch nicht so grausam sein konnte, ihn jetzt fortzunehmen.

Und wenn er fiel, dachte er einen Augenblick, so war es als Sühne, daß er Maria nicht treu gewesen.

Aber er wollte leben, denn er verlangte doch noch so viel vom Dasein, daß es jetzt nicht abgeschlossen werden durfte. Er freute sich auf den Augenblick, wo er ihr telegraphieren und schreiben würde, wie gut alles abgelaufen, denn von nun an schrieb er Maria jeden Tag!

„Vorwärts!" klang da in kurzem, grellen Kommandoton Rittmeister Hendrichs Stimme.

Staffingk war so in Gedanken gewesen, daß er fast erschrak. Er spannte schnell seine Pistole und hob den Lauf, daß die Mündung nach oben kam, dann ging er vor, in seinem gewöhnlichen, schwebenden Gang, als ob er nur immer gewohnt sei, den Weg geebnet zu finden, seinem Gegner entgegen.

Herr da Caza schritt gleichfalls auf die Barriere zu, die Pistole auf besondere Erlaubnis der Sekundanten in der linken Hand, weil ihm rechts das Auge fehlte. Auch er hatte sich die Frage vorgelegt, wie er schießen sollte. Ihm lag nichts daran, seinen Gegner ernstlich zu verletzen, nur war er Staffingks nicht sicher und da er den Vorteil des ersten Schusses nun einmal errungen, meinte er, es sei das beste, dem jungen Diplomaten einen Denkzettel zu geben und ihn kampfunfähig zu machen, damit ihn bei Staffingks Antwort nicht selbst etwa dies Schicksal träfe. Er war auf zwanzig Schritte und mehr seiner Kugel sicher.

Deshalb blieb er kurz stehen, senkte seine Pistole und zielte nach dem linken Oberarm des Gegners. Doch in dem Augenblick, als Herr da Caza abdrückte, machte Staffingk eine jähe Bewegung nach links, von der geraden Linie abweichend.

Der Schuß dröhnte. Staffingk taumelte plötzlich und fiel, seine Pistole loslassend, vornüber zu Boden. Die noch rauchende Waffe in der Hand, sah ihn Herr da Caza stürzen.

„Der Arm!" sagte er unwillkürlich vor sich hin.

Die Sekundanten sprangen zu, und Doktor Croener lief herbei. Staffingk lag auf dem Gesicht, ohne sich zu bewegen. Ängstlich betrachtete ihn Herr da Caza. Graf Selbotten, der Arzt und Herr von Kreuth suchten ihn aufzuheben, es gelang nicht, nur mit großer Mühe drehten sie ihn herum auf den Rücken. Sein Gesicht schien zu lächeln mit seinem fröhlichen, naiven Ausdruck wie immer. Doktor Croener faßte nach dem Arm und befühlte ihn.

„Staffingk! Staffingk!" rief ihn Selbotten an. Er antwortete nicht.

Nun öffneten sie ihm den Rock, während Herr von Kreuth die entfallene Pistole an sich nahm, um sie eventuell Staffingk für seinen zweiten Schuß zu geben. Der Arzt riß das Hemd auf und sah sofort an der linken Seite der Brust, wo das Herz lag, den Schußkanal. Er hob seinen Kopf und schaute die Sekundanten starr durch die goldene Brille an:

„Meine Herren, Sie brauchen sich nicht weiter zu bemühen."

Auch Rittmeister Hendrich und Leutnant von Remer traten heran und fragten besorgt:

„Was ist, was ist denn?"

„Es ist aus!" klang die Antwort des Arztes zurück. Erschüttert blieben sie alle um den Toten stehen. Auch Herr da Caza, der seine Waffe fortgeworfen hatte, näherte sich und blickte mit finsterem Gesicht auf Staffingk nieder, indem er die Lippen zusammenkniff:

„Das war, weiß Gott, nicht meine Absicht!"

Und Graf Selbotten, der zu ihm aufblickte, sah — er wußte nicht, warum er darüber so erstaunt war — eine Thräne über die braune Wange Herrn da Cazas in seinen Bart laufen.

Auch er glaubte nicht, daß der Schuß so gemeint war.

Rittmeister Hendrich zog den unglücklichen Schützen fort:

„Gehen Sie, Caza, gehen Sie! Sie haben hier nichts mehr zu thun.“

Graf Selbotten dachte an Maria, an die beiden Frauen unten in den Bergen, und das Herz wurde ihm schwer.

Keiner rührte sich. Es war ganz still auf der Lichtung. Nicht ein Hauch strich durch den Wald. Man vernahm kein Geräusch von weitem, nur eintönig das Zirpen der Grille.

XXI.

Die beiden jungen Frauen waren nicht gleich nach Berchtesgaden weitergefahren. Gräfin Selbotten fürchtete, es möchte für ihre Kleine doch ein bißchen viel werden, dazu war es wahrscheinlich noch frisch in den Bergen und ihr Mann hatte ihr geraten, zuerst noch einige Tage in München zu bleiben. Dort konnten sie ins Theater gehen und Bilder und Sammlungen zusammen besehen, am Tage aber fanden sie Straßenleben und -treiben, das brachte Maria vielleicht auf andere Gedanken. Die Ruhe und — jetzt, wo der große Fremdenverkehr noch nicht stattfand — die Einsamkeit Berchtesgadens war vielleicht gerade zu diesem Zeitpunkt nur gefährlich für Marias verwundete Seele.

Sie war sehr still und in sich gekehrt. Sie wußte es nun, daß Stassingk sie nicht so liebte, wie sie ihn, daß er sie vielleicht nicht so lieben konnte. Der Jammer dessen, der sich nicht gleich stark geliebt sieht, wie er selbst liebt, erfüllte ihr Herz. Sie dachte an Stassingk, für ihn hätte sie jedes Opfer gebracht, sein Bild verließ sie nie, der Gedanke an ihn kehrte jeden Augenblick wieder.

Wenn sie mit der Freundin in der Sezession die Bilder besah, erinnerte sie sich seiner, wie er ihr das ihr zuerst unverständliche Gemälde „Müde“ Peter Stöckls erst erklärt, und als sie einmal vor einem neuen Werke des jungen Malers standen, einer kleinen Leinwand, die nichts aufwies als ein Stück Wald, da war es ihr, als stünde er hinter ihnen, um mit seiner leisen einschmeichelnden Stimme von dem Inhalt, der Bedeutung dieser ernsten, starren Bäume zu reden.

Die kleine Gräfin schaute im Katalog nach dem Titel:

„Da ist es Maria: Peter Stöckl, Berlin: ‚Nach dem Sturm.‘“

Nun sahen sie das Bild genauer an, und jetzt bemerkte Maria einzelne zerzauste und geknickte Äste, die schlaff herunterhingen. Die Bäume aber waren bewegungslos, nicht ein Blättchen regte sich. Und jetzt hatte sie Verständnis für den Inhalt. Sie begriff die Wunden, die dem Walde geschlagen worden, und die starre Ruhe, als ob alles Leben erstorben sei, empfand sie, da es in ihrem Inneren war, als sei jede Regung erstarrt.

Sie fühlte, wie sie sich verändert hatte, und fragte die kleine Freundin:

„Bin ich nicht anders geworden?“

„Nein, Maria, ich finde nicht!“ bekam sie als Antwort, denn Gräfin Selbotten wollte sie nicht merken lassen, wie verändert sie Maria fand. Schön war sie noch immer, wie sie nur je gewesen, aber das Königliche schien aus ihrer Haltung geschwunden zu sein. Sie ging in sich gekehrt, nicht mehr den Kopf stolz erhoben. Sie blickte vor sich hin, sie sprach fast nichts und war immer mit ihren Gedanken beschäftigt.

„Nicht wahr, ich bin langweilig?“ fragte sie wieder die kleine Freundin, die ihr um den Hals fiel.

„Maria, wie kannst du nur so etwas sagen! Wir verstehen uns doch so gut, nicht wahr?“

Und nun fing sie an zu scherzen und zu lachen, wie es eigentlich ihre Natur war, erzählte Geschichten und hüpfte und sprang umher im Zimmer der Pension auf der Briennerstraße, wo sie wieder wohnten, daß Maria endlich doch auch lächeln mußte.

Aber kaum war die kleine Freundin hinausgegangen, um nach dem Kinde zu sehen, als sie wieder in ihr dumpfes Brüten verfiel. Sie dachte wieder daran, wenn sie Mutter wäre, dann hätte sie doch jetzt etwas zu sorgen, doch dann fiel ihr ein, wie ihr die Kinder wahrscheinlich gar nicht zugesprochen würden, da sie ja, um die Scheidung zu ermöglichen, die Schuld auf sich nahm.

Herr da Caza hatte ihr nicht wieder geschrieben, aber Justizrat Zenker wollte in den nächsten Tagen die erforderlichen

Ägyptische Kunst. Nach einer Skulptur von A. Donndorf.

Digitized by Google

Schritte thun. Nun hoffte sie nur auf einen Brief Staffingks. Maria schob die Schuld daran, daß er an dem Abend in Berlin nicht gekommen, ein wenig Graf Selbotten zu. Sie redete sich ein, nur eine augenblickliche Verstimmung habe den Geliebten so handeln lassen. Er würde, er mußte zurückkehren zu ihr. Sie wußte, daß es bei ihm nicht anders ging, als daß er hier und da flirtete: die Augen waren ihr vollkommen aufgegangen. Aber je länger sie sich darein versenkte, desto größer ward ihre Gewißheit, daß er doch im letzten Grunde seines Herzens ihr gehörte. Und wenn er hundertmal in einem Strohfeuer entbrannte, hundertmal würde er wieder zurückkehren zu ihr.

Wie sie das ertragen würde, wußte sie noch nicht. Ein langer Leidensgang stand ihr bevor, ein ewiger, nie endender Kampf um seine Liebe. Sie würde immer die Augen schließen müssen, um nicht zu sehen, wie er einer anderen heimliche Worte sagte. Sie würde immer bangen und zagen müssen, wann der Augenblick käme, wo er eine neue Frau fände, die ihn gefangen nähme. Lange dauerte es nicht, zurück erhielt sie ihn jedesmal, dessen war sie gewiß. Doch jedesmal würde das Herz ihr bluten, jedesmal würde sie zittern und zagen um ihn, jedesmal bekäme sie einen Dolchstich, eine Wunde nach der anderen, eine neue, wenn die alte noch schwärend offen.

Sie wußte es, eine Marterstraße lag vor ihr mit Dornen bestreut.

Aber sie liebte ihn doch, und die Augenblicke, die Stunden, die Tage, wo er wieder ihr gehörte, würden sie vielleicht doch trösten können über alles Leid. Wenn er sie um Verzeihung gebeten — es wäre doch alles

Aus unserer Studienmappe:

Junge Frau mit Greis. Figurenstudie von Jean-Honoré Fragonard in der Galerie zu Besançon. Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

vorbei gewesen, denn sie liebte ihn, meinte sie, wie nie ein Mann von einer Frau geliebt worden.

Da klingelte es draußen am Flur, und sie hörte die Stimme des Briefträgers, der einen Einschreibebrief brachte, wie sie zu verstehen glaubte. Sie trat hinaus:

„Für mich! Nicht wahr?"

Gräfin Selbotten hatte einen Brief ihres Mannes in Empfang genommen. Sie öffnete ihn und fand Stassingks Abschiedsworte darin. Ganz groß stand „An Maria" auf dem Umschlag. Und die kleine Gräfin, die nichts ahnte, überließ ihn ihr. Erst als sie die ersten Zeilen des Briefes ihres Mannes gelesen hatte, sah sie, daß sie Maria hätte vorbereiten sollen. Voller Angst lief sie an ihr Zimmer und pochte, denn es war von innen verschlossen. Niemand antwortete. Gräfin Selbotten flehte:

„Ich habe dir etwas zu sagen! Maria! Maria! Mach doch auf!"

Sie erhielt keine Antwort. Da glaubte sie, es sei das beste, die Freundin nun, wo sie doch den Anfang gelesen, sich selbst zu überlassen.

Maria achtete auf nichts mehr und hörte nichts. Sie hatte sich in einen Stuhl geworfen und mit jubelndem Herzen den Brief Stassingks aufgerissen. Er war wieder zu ihr zurückgekommen! Er schrieb!

Und sie las:

„Meine geliebte Maria!

Vielleicht ist es das letzte Mal, daß Du einen Brief von mir bekommst, vielleicht wenn Du diese Zeilen in den Händen hast, ist meine Hand erstarrt und kann die Feder nicht mehr führen. Und nun will ich bestimmter reden. Diese Einleitungsworte schrieb ich nur, um Dich vorzubereiten. Es ist der letzte Brief, den ich Dir schreiben kann, Maria. Herr da Caza hat mich gefordert, und bleibe ich am Leben, so geht dieser Brief überhaupt nicht ab, stößt mir jedoch etwas zu, so wird der gute, liebe, alte Freund Selbotten so gut sein, ihn an Dich abgehen zu lassen.

Er ist also, wenn Du ihn liesest, ein Gruß aus einer anderen Welt, der letzte Gruß eines Toten!"

Maria hatte die Zeilen überflogen, ihre Unruhe wuchs, sie hielt den Brief mit zitternden Händen, es war ihr, als stiege ihr das Blut zu Kopf, als flimmerte es ihr vor den Augen, als würde es ihr schwarz, und sie mußte das Papier sinken lassen. Aber sie fand doch die Kraft wieder, Mut zu fassen und weiterzulesen:

„Als letztes, was ich Dir sagen will, bitte ich Dich, verzeihe mir, wenn ich böse an Dir gehandelt habe. Ich weiß, daß ich Dich nicht so geliebt habe, wie Du es verdienst, Du, die Schönste, die ich in meinem Leben gesehen habe, Du, die Beste, die Liebste, die Süßeste, die Edelste, die mir begegnet ist, solange ich denken kann. Gegen Dich müssen alle anderen Frauen verschwinden, gegen Dich sind sie alle nichts. Du überstrahlst sie, überragst sie alle, alle, die ich je gesehen. Und Dich liebe ich ja nur.

Ja, ich liebe Dich allein, wenn Du es mir auch vielleicht nicht mehr glauben kannst, mir Unwürdigem, der ich doch immer noch nach rechts und links gesehen habe, nach den Sternen, während die Sonne am Himmel stand.

Heute abend, wo ich vor der größten Entscheidung meines Lebens stehe, halte ich einmal Rechenschaft über mich selbst. Und diese Rechenschaft wird zum Gericht, wenn ich daran denke, daß ich Dich verraten habe — nicht in Thaten — aber in Gedanken, in Worten, in Blicken, so oft, wie ich es selbst nicht sagen kann.

Ich weiß, was die Liebe fordert: den Gedanken nur an die eine. Ich bin der Herr, dein Gott, du sollst keine anderen Götter haben neben mir. Ich weiß es, aber ich glaube, ich kann es nicht. Wenn die Liebe fordert: blind sein gegen alles andere, gegen jedes andere, so bin ich zur Liebe nicht geboren.

Und doch liebe ich Dich, Maria! Vielleicht liebe ich Dich auf meine Art, wie andere es nicht verstehen, aber ich liebe Dich doch! Ich kann nicht vorübergehen, wenn andere schöne Frauen mit mir sprechen, denn mein Auge ist für den Reiz der Schönheit geschaffen, mein Ohr fühlt sich angeregt durch eine Weibesstimme, ich liebe zu scherzen und zu plänkeln mit der Liebe. Doch Liebe, wie Du sie verstehst, ist das nicht. Die gebührt nur Dir allein.

Wenn Du aber verlangst, daß ich nur Auge und Ohr haben soll für Dich, Dir nur allein gehören, mich nur in Dich ver-

ſenken, wenn Du unter Liebe verſtehſt den alleinigen Beſitz, eiferſüchtig bewacht während jeder Sekunde, ſo muß ich Dir ſagen, das kann ich nicht.

Wenn Du nur das Liebe nennſt, dann, Maria, fürchte ich, bin ich überhaupt nicht fähig zu lieben, und dann liebe ich Dich auch nicht.

Aber Du irrſt Dich, ich liebe Dich doch, nur auf meine Art. Ich huldige dem Liebreiz und der Schönheit, wo ich ſie ſehe, aber mein Herz muß doch der Schönſten gehören, und die Schönſte biſt Du.

Und nun muß ich Abſchied nehmen, einen Abſchied ohne Wiederſehen, denn ich kehre nicht wieder. Nicht wieder, nicht wieder. Ich beſehe meine Hand, während ſie ſchreibt, und es wird mir eigen zu Sinn, daß ſie in ein paar Stunden ſich nicht mehr bewegen wird, um Dir zu ſchreiben. Dann wird mein Herz nicht mehr für Dich ſchlagen können, Maria, denn es ſteht ſtill. Und dann? Ja, was kommt dann? Wo werde ich ſein?

Du aber bleibſt zurück. Und was wird aus Dir? Das iſt es, was mir jetzt Sorge macht. Zu meinem Begräbnis kannſt Du nicht kommen. Nie ſiehſt Du mich wieder. Es iſt, als ob ich weggelöſcht wäre, als ob ich nie in Deinem Leben erſchienen wäre, und, Maria, Glück habe ich Dir nicht gebracht.

Wenn ich dann fort bin, dann iſt es ja, als ob ich nie dageweſen wäre, nie Deine Ehe geſtört hätte. Ich weiß, daß Du trotzdem zu Deinem Manne nicht zurückkehren wirſt, weil ich immer als Schatten zwiſchen Euch ſtände, aber ich bitte Dich, zürne ihm nicht, daß er mich getötet hat. Er hat korrekt nach den Geſetzen der Ehre gehandelt, und wenn er mich traf, ſo glaube mir, iſt es Zufall geweſen, weiter nichts.

Selbſtens werden ſich um Dich kümmern, um Dich ſein, das iſt mir ein Troſt, daß Du nicht ganz allein biſt.

Ich weiß, Maria, Du wirſt um mich weinen, Du wirſt trauern um mich, ich weiß, Du wirſt mich nicht vergeſſen. Ich weiß aber auch, wie es im Leben geht, daß die Zeit alle Schmerzen lindert, und die Jahre heilen. Laſſe Zeit vergehen, viele Zeit, dann wirſt Du ruhiger werden, dann wird allmählich — ſei mir nicht böſe, wenn ich es ſage — allmählich wird mein Andenken verblaſſen. Ferner und ferner wird es Dir werden, und zuletzt wird Dir nur noch ein wehmütiges Erinnern von mir bleiben, ein ſchwaches Bild von dem Manne, den Du geliebt haſt aus vollem Herzen, dem Du Deine Zukunft geopfert, und der Dich auch ein bißchen lieb gehabt hat, wenn Du es ihm auch jetzt vielleicht nicht glauben willſt.

Dann wirſt Du vielleicht einmal einen Beſſeren finden als mich, einen, der Dir ſein ganzes Herz ſchenkt. Jetzt wirſt Du es nicht begreifen und von Dir weiſen, aber nach Jahren gewinnt man andere Anſchauungen. Wenn dieſer Mann einmal kommt, dann laß nicht mein Bild zwiſchen Euch treten, das iſt meine letzte Bitte, hörſt Du, meine letzte Bitte! Dann, und wenn Du ihn auch nicht aus heißeſtem Herzen lieben könnteſt, und wenn Du ihn nur ſo liebſt, wie ich Dich als armer Schächer, der nicht richtig lieben kann, dann gieb ihm Deine Hand und ſage ihm dieſe Worte:

‚Ich habe einmal einen Mann geliebt aus tiefſter Seele, der gab mir nur ſein halbes Herz, er konnte nicht mehr. Nun liebſt du mich, ſagſt du, aus tiefſter Seele und ich habe nur noch ein halbes Herz für dich, ich kann nicht mehr. Wenn du's zufrieden biſt, ſo ſoll es dir gehören.'

Dann, Maria, wirſt Du vielleicht wieder glücklich werden, ganz glücklich, glücklicher, als Du es mit mir geworden wäreſt, aber dann in Deinem Glück bitte, bitte, vergiß nicht ganz und denke einmal zurück an

Deinen

Ernſt."

Als Maria geendet, blieb ſie regungslos in ihrem Stuhle ſitzen. Das Papier war ihr entfallen und ſie blickte ſtarr vor ſich hin auf den Teppich. Ihre Augen hatten ſich mit Thränen gefüllt, die nun unabläſſig die Wangen herabtropften. Ihr Schmerz äußerte ſich nicht laut, ſie ſchluchzte nicht, ſie war ganz ſtarr, wie niedergeſchlagen, gelähmt, als könne ſie kein Glied rühren.

Und ſo blieb ſie eine Stunde, ohne ſich zu bewegen.

Dann klopfte die kleine Gräfin. Maria ſtand mechaniſch auf, um zu öffnen, und als die Freundin neben ihr im Zimmer ſtand, ſagte ſie nur, während ihr unausgeſetzt die Thränen niederperlten:

„Er iſt tot."

Dann war sie, trotz allen Zuredens und Schmeichelns, nicht dazu zu bringen, auch nur ein einziges Wort zu sagen als dumpf und mit Thränenschauern begleitet:

„Er ist tot."

Wie ihre Thränen dann zu versiegen begannen, blieb sie immer noch stumm. Sie saß nur in einer Ecke und las wieder und wieder Stassingks Brief bis zum Abend. Und am nächsten Tage ging es fort: sie sprach kein Wort, las nur den Brief und weinte. Dabei nahm sie kaum mehr Nahrung zu sich. Die kleine Freundin versuchte ihr Trost zuzusprechen, doch vergebens. Maria hörte ruhig zu, aber sie antwortete nicht. Und weil nun Gräfin Selbotten sich gar nicht mehr zu helfen wußte, telegraphierte sie in ihrer Not nach Berlin an ihren Mann, er möchte kommen, denn sie begann um Marias Verstand zu fürchten.

Graf Selbotten nahm Urlaub und erschien ein paar Tage darauf. Zuerst wollte Maria auch ihm nicht antworten, aber er machte bald den Versuch, ihr Interesse an den Dingen wieder zu wecken, indem er sie fragte:

„Gnädige Frau, soll ich Ihnen denn nicht erzählen, wie es war?"

Da ward sie aufmerksam und stellte einzelne Fragen, die er mit möglichster Schonung beantwortete. Und Schritt für Schritt ging es vorwärts, bis er ihr einmal das ganze Duell bis in alle Einzelheiten erzählte. Sie weinte noch, und als er den Tod Stassingks schilderte und alles, was dann gefolgt, die Beisetzung, da kam noch einmal eine fürchterliche Erschütterung der Nerven, ein Weinkrampf mit Schluchzen und Beben und Zittern, und dann versiegten die Thränen.

Ruhig konnte sie Graf Selbotten fragen:

„Und wo liegt er begraben?"

„Auf dem Gut seines Stiefbruders."

Maria nickte. Sie schien nachzusinnen. Nach einer Weile sprach sie mit zitternder Stimme, aus der eine unsägliche Traurigkeit klang:

„Ist das Grab — schön?"

„Ganz einfach. Nur ein kleiner Hügel auf dem kleinen Friedhof im Park, wo seine Eltern beide liegen. Er ruht an der Seite seiner Schwester, die ganz jung gestorben ist. Daneben steht eine Weide, die läßt ihre Äste drüber hängen. Der Bruder hat die Kränze fortnehmen lassen und Blumen eingepflanzt, und ich habe für Sie, gnädige Frau, an das Kopfende einen großen, hohen Stock weißer Rosen eingesetzt. Die werden diesen Sommer schon blühen!"

„Ich danke Ihnen, lieber Freund!" sagte Maria, stand auf und gab ihm die Hand. Sie blieb vor ihm stehen und fragte noch weiter:

„Glauben Sie, daß ich das Grab einmal werde sehen können?"

„Diesen Herbst, gnädige Frau, wenn Ihnen die frische Luft der Berge wohlgethan haben wird. Sie können's ganz gut brauchen."

Maria lächelte müde, und er fuhr fort:

„Sein Bruder ist über alles unterrichtet. Diesen Herbst, wenn ich von meiner Dienstleistung zurückkomme, fahren wir hin."

Da legte Maria ihren Arm schmeichelnd um der kleinen Gräfin Taille mit den Worten:

„Wollen wir nicht bald abreisen nach Berchtesgaden? Ich sehne mich so fort!"

„Wann du willst!" antwortete die Freundin. Und es wurde beschlossen, in zwei Tagen die Koffer zu packen. Graf Selbotten mußte noch am selben Abend nach Berlin zurück, sein Urlaub war abgelaufen.

Als die beiden Damen vom Bahnhof zurückkamen, tröstete Maria die kleine Gräfin, die ein wenig gerötete Augen hatte vom Abschied, indem sie traurig sagte:

„Du mußt nicht weinen! Was habe ich zu tragen! Ihr seht Euch ja wieder! Und ich . . .?"

Und plötzlich richtete sie sich straffer auf, als sie je in der letzten Zeit gethan, und in ihrer Haltung war wieder etwas von der königlichen Schönheit der alten Maria da Caza, als sie fast hart sprach:

„Aber . . . vielleicht . . . wäre . . . ich . . . noch . . . unglücklicher geworden . . . als ich jetzt bin!"

Lenzesklänge.

Von

Alice Freiin von Gaudy, R. Stier, Martin Greif, Frida Schanz, J. Trojan, Reinhold Fuchs, Wilhelm Langewiesche, Ernst Lenbach, R. Trinius.

Mit vier Aquarellen von **Ludwig Dettmann.**

(Abdruck verboten.)

Vorfrühling.

Wach auf, nun mußt du wieder blühn,
Du ururalte Erde:
Ganz heimlich winkt das erste Grün
Mit schüchterner Gebärde.

Ganz heimlich sprengt das Knospenreis
Des Winters harte Bande.
Ein Frühlingssehnen wandert leis
Hin über alle Lande.

Und würzig dampft im Sonnenglanz
Die braune Ackerscholle.
In eisbefreitem Wellentanz
Rauscht hin der Strom, der volle.

Es naht der Lenz, und siegerkühn
Frohlockt sein Ruf: Es werde!
Wach auf, nun mußt du wieder blühn,
Du ururalte Erde.

Alice Freiin von Gaudy.

Früh-Lenz.

Lenz wird's: die Wandervögel ziehen
Gen Nord in Scharen heimatwärts;
Im Wald die Anemonen blühen,
Und Lebensodem haucht der März.

Die Sonne steigt zur Sommerwende,
Es schmilzt des Eises letzter Rest;
Im Wandern brechen meine Hände
Den Weidenzweig zum Osterfest.

Und aus dem Erdenschoß, dem weichen,
Da keimt's und sproßt's im Wald und Flur:
Das sind die alten Wunderzeichen
Von der Verjüngung der Natur.

Wie feierlich die Wipfel rauschen
In tausendtön'ger Harmonie!
Voll heil'ger Andacht muß ich lauschen
Der Auferstehungsmelodie.

R. Stier.

Südlicher Frühling.

Gänzlich scheint der Winter hier schon überwunden:
Blühend wird umher der Apfelbaum gesunden.
Veilchen duften, Hyazinthen überall,
Unterm Ölbaum wird die Rebe aufgebunden,
Und vom hohen Lorbeer tönt der Amsel Schall.

Martin Greif.

Überstanden.

Der Lenz ist lange ausgeblieben,
Der Sturm blies ohne Rasten.
Schnee lag auf allen Knospentrieben
Wie schwere Sorgenlasten.

Da endlich schwieg des Windes Wüten.
Erbarmend schien die Sonne
Und weckte die erstarrten Blüten
Zu heller Lenzeswonne.

Nun breiten in der Mailuft heute
Sich die betauten Scharen
Glückselig aus, — wie reiche Leute,
Die arme Kinder waren!

Frida Schanz.

Warum machst du mir das Herz schwer?

Antwort auf die Zusendung einer Frühlingsblume aus der Heide.

Warum machst du mir das Herz schwer
Mit dem Pflänzchen aus der Heide,
Die jetzt steht im Frühlingskleide,
Das so arm ist und so schlicht!
Etwas Ärmres gibt es nicht.

Warum machst du mir das Herz schwer
Mit dem Pflänzchen aus der Heide,
Die in ihrem armen Kleide
Tausendmal mehr Reize hat
Als der Sammet und die Seide
Und das Gold der großen Stadt.
Warum machst du mir das Herz schwer?

J. Trojan.

Redaktion der Monatshefte Berlin W 35

Digitized by Google

Lenzwunder.

Von Schlucht zu Schlucht, von Hang zu Hang
Wogt maienfrisches Birkengrün;
Die Drossel lockt im Buchengang;
Am Wegesrand die Veilchen blühn,
Und goldne Sonnenblitze sprühn
Im Thale weit den Strom entlang.

O Lenz, du holder Wandrer, sag',
Wo nimmst den kühnen Mut du her,
Froh, wie am ersten Schöpfungstag,
Zu feiern deine Wiederkehr
Auf diese Erde, drauf so schwer
Manch thränenvoll Jahrtausend lag?

Und du, mein Herz, dem jede Qual
Der Menschenlose längst vertraut,
Was dehnst du selig dich am Strahl
Des Himmels, der so heiter blaut,
Als lauschtest du dem Jubellaut
Des Frühlingschors zum erstenmal? —

Ein Wunder hat der Lenz vollbracht
An dir, wie rings an Hain und Flur,
Und heimlich, wie in Waldesnacht
Die Quelle sucht durchs Moos die Spur,
Ziehn der Erinnerung Schatten nur
Verschämt durch all die Frühlingspracht.

Reinhold Fuchs.

Der Frühling.

Kommt ein Knabe über Land gezogen,
Bläst ein Lied auf einer schlanken Flöte.
Über ihm am hohen Himmelsbogen
Schwimmt ein Wölkchen durch die Morgenröte.

Und indes er rüstig weiterschreitet,
Klingt sein Liedchen fort und fort aufs neue.
Über ihm am hohen Himmel gleitet
Treu sein Wölkchen durch die reine Bläue.

Und soweit die süßen Töne dringen,
Und soweit das weiße Wölkchen leuchtet,
Hebt ein Jubeln an und Knospenspringen,
Glänzt die Welt von Morgentau befeuchtet. —

Vogelsang und Kinderringelreihen!
Schmetterlinge über Blütenbäumen!
Selig Wandern durch den Wald zu zweien!
Und im Wald zu zweien selig Träumen!

Tief im Walde soll das Glück ja wohnen —
Sonntagskindern mögen's leicht dort finden,
Wenn sie aus den weißen Anemonen
Reinen Herzens kleine Sträußchen binden.

Freudhaftig soll der Lenz begegnen
Sonntagskindern mit bekränzten Hüten:
Dann fängt sacht das Wölkchen an zu regnen —
Und auf ewig steht das Herz in Blüten! — —

Wilhelm Langewiesche.

Frühling verkleidet.

Heut im Stadtpark hab' ich gesehn
Selber den Frühling vorübergehn, —
Aber verkleidet ganz und gar:
Wie ein Mädchen im sechzehnten Jahr.

Rosenfarben war sein Gewand,
Und ein rosenfarbenes Band
Schmückte den blonden Mozartzopf,
Und ein Strohhut deckte den Kopf.

So, in der Rechten den Veilchenstrauß,
Trällert' er frisch in den Morgen hinaus.
Blumen lachten, wohin er schaut',
Finken und Drosseln jubelten laut.

Aber als ich ihm zugenickt,
Tief in die blauen Augen geblickt,
Senkt' er lächelnd sein Angesicht, —
That noch der Schelm, als wär' er es nicht!

Ernst Lenbach.

Waldessehnsucht.

Wie oft hat's mich gezogen,
Mein grüner Wald, zu dir,
Daß deine scheue Seele
Sprächt' aus dem Rauschen mir.

Aus deiner Wipfel Wehen
Lauscht' ich manch ernstes Wort,
Manch lieben Traum ich träumte
Wegmüd' am stillen Ort.

Den Bächen folgt' ich singend
Bei Fink- und Amselschlag,
Mir war's wie Weltenrinnen,
Ein neu geschenkter Tag.

Wie viel' der Pfad' sich kreuzten
Durch deine Wildnis auch:
Zur Höhe all' sie strebten,
Zu Licht und Frühlingshauch

So führ'n verschlung'ne Wege
Uns hin durch Schuld und Wahn,
Bis wir beschreiten dürfen
Die gold'ne Himmelsbahn.

Ein Sinnbild unsres Lebens
Bist drum geworden mir,
Verschwieg'ner Freund und Tröster,
Du grünes Waldrevier.

O, Wald! Dein heilig Rauschen
Macht mir die Seele weit,
Daß sie, die Welt vergessend,
Fliegt auf zur Ewigkeit.

A. Crinius.

Digitized by Google

In der „Neuen Straße."

Bilder aus der französischen Provinz.

Von

J. C. von Eckardt.

(Abdruck verboten.)

Die altertümlichste, schmalste und dunkelste der Gassen des lothringischen Städtchens X ist ohne Zweifel diejenige, welche von alters her den Namen der „rue neuve" oder „uenen Straße" trägt. Wann ihre Taufe vollzogen wurde, darüber sind sich die Historiographen unseres Städtchens nicht einig. Jedenfalls mag manches Jahrzehnt oder gar Jahrhundert seitdem verflossen sein, denn neu ist in der ganzen Straße kein Stein mehr, weder in dem holperigen Pflaster noch in den altersgrauen Hausmauern. Sie zieht sich von dem Marktplatze des Städtchens an dem breiten Strome hin, dessen Fluten die Fundamente ihrer rechten Häuserreihe bespülen. Die linke ist an den Hügel gebaut, und breite und schmale Treppchen geben als Seitengassen den Eingang zu ihren ersten Stockwerken. Geschlossen wird die „neue Straße" an ihrem äußersten Ende von einem mittelalterlichen Thore, mit Spitzbogen, Rundtürmen und Wappenschild, aus dessen verwittertem Gestein Gras und Mauerblumen sprossen, und dessen schwere nägelbeschlagene Eisenthüre sie dereinst vor feindlichen Einfällen schützte, ein Amt, dessen zwei grimmig aus der Krönung hervorspringende Wasserspeier noch heute zu warten scheinen. Vom anderen Ufer gesehen, bildet die Reihe baufälliger, winkeliger Häuser mit ihren Galerien und Balkonen, Hintertreppen und Steigen, Altanen und Taubenschlägen, bunten Aushängeschildern gewissermaßen das Piedestal, auf welchem sich das Städtchen selber aufbaut. Terrassenförmig steigen darüber an dem Hügel die einförmig grauen Mauern und roten Dächer empor, über welche als Krönung eine mächtige Kathedrale wie eine Riesenglucke ihre schützenden Flügel breitet. Und wie in ihrer bunten Regellosigkeit die Häuser der „ueuen Straße" so stark von denen der oberen Stadt abweichen, so steht auch das rege Leben hier unten mit der oben herrschenden Stille in lebhaftem Gegensatze. Von den, wie ängstlich sich in- und aneinander lehnenden Häusern der Wasserseite sind die meisten hart in den Fluß gebaut und mit hängenden Waschböden versehen, auf denen ein Heer von schnatternden Wäscherinnen den lieben langen Tag die ganze Wäsche von X seift, mit dem Schlagholz bearbeitet oder in den Fluten spült. Über den Waschböden, auf den mit allerlei Gerümpel gefüllten Altanen, haben die Bewohner ihre Werkstätten eingerichtet, wo sie tagsüber kommen und gehen, Hobel, Säge, Pfriem oder Nadel regieren, während der weibliche Teil der Mieter daselbst Blumen, Vögel, Haustiere und Kinder aufzieht. Weiter nach dem Thore zu treten die Häuser ein wenig zurück und lassen schmale Streifen Landes frei. Dort sind städtische Gärtchen angelegt, mit Obstbäumen, lattengezimmerten Lauben, Beeten und Kieswegen. An den Steinstufen, die zum Fluß hinunterführen, liegen morsche, halblecke Kähne, leise von den Wellen des breiten Stromes geschaukelt. Im Frühling, wenn die Obstbäume blühen, im Herbst, wenn der rote Wein über das

Gemäuer hängt, im Winter, wenn der Schnee es weiß verzuckert — immer wirft das Gartenende der neuen Straße einen heiteren, freundlichen Ton in die bunte Farbenskala hier unten.

Drinnen in der „neuen Straße" sieht es freilich weniger malerisch aus. Licht, Luft und Sonne sind hier seltene Gäste, und alles ist dunkel, schwärzlich und verwittert. Die Häuser sind zwei- und dreistöckig. Aber, um nach ihrem Baustile auszuschauen, dazu fehlt dem Sträßchen die nötige Breite. In den Erdgeschossen sind Haus an Haus Läden, von denen die am Marktende der Straße allerlei alltägliche Waren im Schaufenster haben.

Das letzte Ende ist, gegen den grauen Turm zu, zumeist von Handwerkern bewohnt. An den niedrigen Fenstern der Vorderstube ist bei einigen von ihnen ein Schau- oder Meisterstück ausgestellt, nach der Art jener Kunstwerke, wie sie die Phantasie poetischer Schreiner, Schlächter oder Schneidermeister zu erschaffen pflegt.

Wirklich den Beschauer fesseln zur rechten Seite der neuen Straße nur zwei Ladenfenster. Davon ist das eine ein breites Schiebefenster mit kleinen Scheiben. Ein rundes Schild über der Thür trägt die Aufschrift „Madame Jeanne, Plätterin." Doch nur der warme Duft frischer Wäsche, der herausdringt, deutet auf das Handwerk der Besitzerin. Hinter den Scheiben, auf dem Fenstergesimse steht buntes altertümliches Steingut, Teller, Näpfe und Schüsseln, in grau und rosa Tönen mit bunten Blumen bemalt, zwischen einer schweren Truhe aus Eichenholz mit Eisenbeschlägen und einer Rokokokommode aus Rosenholz. Das zweite bemerkenswerte Schaufenster ist das des Nachbarn. Unter kupfernen und messingenen Kochtöpfen und Leuchtern thront da die aus Kupfer getriebene Büste Ludwigs XVIII in Lebensgröße und sieht gelangweilt über seine Bourbonennase hinweg auf das Pflaster der neuen Straße, ohne von seiner souveränen Erhabenheit durch die Nähe eines schwarzen Schnürleibes etwas einzubüßen, welches letztere ganz unverfroren zwischen zwei Töpfen mit blauen Glockenblumen das zweite Fenster desselben Ladens einnimmt. „Monsieur Tardeur, Glockengießer" besagt die Schilderei.

Diesen beiden Läden in die Fenster schaut ein altes Haus, das dunkel und trübselig auf der gegenüberliegenden Seite an den Hügel gebaut ist. Es ist so düster und winkelig, daß es niemandem in den Sinn kommen würde, nach seiner Aufschrift auszublicken. Es sei denn, daß man ganz besondere Gründe dazu hätte, oder daß man die regenverwaschene Jungfrau Maria in ihrer Nische näher betrachten wollte, die, als Schutzheilige an der Ecke des Hauses angebracht, den Aufgang zu einer steilen Treppengasse zu wahren scheint. Trotz der Unscheinbarkeit seiner Außenseite übt dieses baufällige Haus jedoch eine weit größere Anziehungskraft auf den Vorübergehenden aus, als all' die anderen Läden der neuen Straße. Seine Thüre geht, unter dem Klingling der Schelle, wohl ein paar hundertmal am Tage in ihren rostigen Angeln. Vor seinen Stufen halten von morgens bis abends Karren und Ziehwagen, die von rüstigen Gesellen mit allerlei Möbeln beladen und in die obere und untere Stadt abgeführt werden. Der schmale, kaum eine Elle breite Bürgersteig davor ist stets mit Kisten und Kasten aller Art versperrt, die auf einen Handelsaustausch deuten, wie er sonst in der „neuen Straße" nirgends betrieben wird.

Zur Zeit, da wir unsere Erzählung beginnen, war der glückliche Besitzer dieses blühenden Geschäftes Monsieur Claude Lésinet, Tapezier und Möbelhändler, ein Kind der Stadt und von alters her eingesessener Bewohner der „neuen Straße." Er hatte es von seinen Eltern überkommen, die es wiederum mitsamt dem alten Hause von ihren Vorfahren ererbt hatten.

Seit Menschengedenken hatte es immer Lésinets in der „neuen Straße" gegeben. Alle waren Tapezier und Möbelhändler gewesen, und alle hatten — ein in unserer Zeit seltener Fall — ihren Namen mit Recht getragen. Lésiner heißt zu deutsch zaudern, zögern, trödeln, in die Länge ziehen. Und von dem ersten Lésinet (so erzählt man sich in der „neuen Straße,") dem sein Hinhalten und Wartenlassen der Kunden jenen Spitznamen eingetragen, bis auf Monsieur Claude Lésinet war jeder Vertreter dieses alten Namens seines Vaternamens würdig gewesen. Wenn nichtsdestoweniger Monsieur Lésinet für einen

reichen Mann galt, so war das nur ein Beweis dafür, daß Worthalten und Pünktlichkeit in der Handelsführung keine unumgänglichen Bedingungen zum Fortkommen hier unten bildeten.

Seit nunmehr vierzig Jahren führte Monsieur Lésinet seinen Handel in dem Hause mit dem Marienbilde. Der düstere, schmale Laden war mit Holz- und Polstermöbeln angefüllt, die, am Schaufenster ohne Geschmack oder Sorgfalt aufgetürmt, wenig Augenfälliges für den Vorübergehenden boten. Daß sich aus dem Verkaufe jener so selten wechselnden Schaustücke seine Wohlhabenheit hergeleitet hätte, würde manchem fraglich erschienen sein, der wochen- und monatelang denselben Tisch oder Stuhl verstaubt und trübselig hinter den Scheiben gesehen. Herrn Lésinets Reichtum stammte aus ganz anderer Quelle. Um diese kennen zu lernen, mußte man, das Treppengäßchen an dem Marienbilde hinansteigend, durch ein niedriges, nägelbeschlagenes Thürchen eingehen, das in den ersten Stock der Wohnung führte. Hier, in den engen dunklen Kammern und Stuben des tiefen Hinterhauses, die auch alle auf denselben finsteren Korridor mündeten, war gebrauchter Hausrat aller Art abgestellt, genug, um die Wohnungen des halben Städtchens vom Keller bis zum Boden auszustaffieren. Das Ausleihen desselben war der zweite überaus blühende Handelszweig unseres Meisters. Die Stadt ist eine Garnisonstadt von Urzeiten her. Schon die Nachkommenschaft Karls des Großen hat daselbst einstens Quartier gehalten. Nichts widerstreitet hiermit der Annahme, daß des Herrn Lésinet Vorfahren bei dem großen, vor tausend Jahren in X tagenden Kongresse schon den einziehenden Fremden sich gefällig erwiesen hatten, durch Ausschmückung gastlicher Räume, gerade wie heute Herr Lésinet den alljährig kommenden und gehenden Offizieren, denen er Möbel in allen Formen und Gestalten um ein Billiges auslieh. Er war das Faktotum der Garnison und alles bei ihm zu finden, sowohl Nützliches wie Überflüssiges. Sollte ein Stück nicht augenblicklich vorrätig sein, so wurde es mit Hilfe von alten Tannen- und Eichenbrettern, Leim und Nägeln hergestellt, mit ein wenig Nußbeize bearbeitet, mit Schweizerkattun und Borten beklebt und somit ein Möbel von bestem Aussehen und fraglicher Dauerhaftigkeit geschaffen, das dem Verleiher nichts gekostet hatte. Nicht einmal die üblichen hundert Sous oder fünf Franken, für welche er die meisten seiner Sachen auf Ausverkäufen und Zwangsvollstreckungen zu erstehen pflegte. Die Nachfrage nach seinen Sachen war groß. Die Lieferung ließ stets auf sich warten. An dem nägelbeschlagenen Thürchen gab es oftmalen Wortwechsel zwischen dem Meister und den ungeduldigen Kunden, die wohl oder übel sich mit Worten abspeisen lassen mußten und doch immer wieder ihr Heil bei dem allgemeinen Faktotum versuchten.

Machte Monsieur Lésinet mit dem Möbelverleihen das annehmbare Geschäft einer 15, 20, ja 50 prozentigen Kapitalanlage, so bot ein dritter Gewerbszweig ihm noch größere Gewinnsmöglichkeiten. Dies war sein Antiquitäts- und Raritätenhandel. Diesem war es aber auch zuzuschreiben, daß der sonst so friedliche und geachtete Mann in der eigenen Straße und in den Personen zweier seiner nächsten Nachbarn ein paar erklärte Feinde hatte.

Lothringen bewahrt eine alte künstlerische Tradition, für welche die Namen weltberühmter Maler und Bildhauer Zeugnis ablegen, und die sich bis auf heute verfolgen läßt. Sie läßt sich auch in dem bescheideneren Zweige des Kunstgewerbes erkennen, das seit den Zeiten der Renaissance in den Städten an der Mosel und Maas geblüht. Vor allem sind es die schweren Eichenmöbel, die von den Tagen König Franz' I bis auf das zweite Kaiserreich hier in allen Stilen gearbeitet wurden und sowohl Schloß wie Bürgerhaus und Bauernhütte schmückten. Der Geschmack daran war während der Herrschaft des Mahagoni verloren gegangen, und fünfzig Jahre lang sahen sich die eichenen Prachtstücke in Keller, Küche, ja Ställe verbannt, bis heute der launische Menschensinn sie wieder zu Ehren brachte. Herrn Lésinets Spürsinn wußte wahre Schätze aufzutreiben. In den Dörfern der Umgegend war er wohlbekannt. Er stöberte in Häusern und Kirchen umher, kaufte den Bauern die Stühle unter dem Leibe, die Tische aus den Stuben, die Betten aus den Kammern weg. Er erstand Truhen, in denen Hühner genistet hatten, Tische, in denen Teig geknetet wor-

den, Koffer, aus denen Pferde futterten. Waren die Kirchengemeinden arm, so bot er seine Silberlinge für altes Chorgestühl, farbige Fenster, holzgeschnitzte Madonnen oder hundertjährige Gobelins, die, bei Mysterienspielen aufgehängt, der Dorfjugend seit Generationen die heilige Geschichte veranschaulicht hatten. Statt jenes überjährigen Trödels, wie er es zu nennen pflegte, empfahl er den guten Leuten neue und frischere Ware, ja verkaufte ihnen an seiner statt moderneres Fabrikat, das durch bunte Farben in die Augen stach. Die erstandenen Familienmöbel und Kunstschätze führte er auf seinem Wägelchen nach der Stadt, wo manches an durchreisende Antiquitätenjäger verhandelt wurde, ein größerer Teil jedoch in einem eigenen Raume aufbewahrt ward. Beim Aufarbeiten der oft teilweise wurmstichigen, morschen und abgestoßenen Sachen war ihm jahrelang ein italienischer Geselle zur Hand gegangen, den die Wanderschaft nach dem Städtchen geführt, und welcher im Zustutzen des Kunstmöbels nicht seinesgleichen hatte.

Durch ihn ward der damals noch ahnungslose Lésinet in alle jene Geheimnisse eingeweiht, mittels welcher der geschickte Tischler das Neue alt und das Alte neu zu machen versteht. Durch ihn lernte er vermittels Schießpulvers das falsche Wurmloch herzustellen, durch Wachs und Kitt das wahre verkleben. Michel Angelo, so hieß der Geselle, lehrte ihn, aus drei- und viererlei Stücken ein anscheinend aus der Ewigkeit stammendes Möbel zusammen zuzimmern, mit künstlich angeklebten Schnitzereien arge Schäden verdecken. Er lehrte ihn auch andere Kniffe, wie das Färben der neuen Hölzer durch Pottasche und das Waschen der allzu nachgedunkelten durch Schwemmen im Fluße, und half ihm beim Verkaufe seines Brik à Braks nicht weniger durch eine unnachahmliche Stirn im Erfinden von Herkunfts- und Kaufgeschichten seiner Erzeugnisse. Die Zeit, wo Angelo bei ihm gearbeitet, war für Meister Lésinet eine ganz besonders gesegnete gewesen. Die raritätenfreundlichen Kunden hatten sich um seine Ware gerissen, von denen er die minderwertigen um guten Preis zu verkaufen, die seltensten und besten Stücke jedoch für sich zur Seite zu stellen pflegte. Doch diese guten Tage hatten ein Ende genommen. Es war in der „neuen Straße" von alters her gang und gäbe gewesen, daß der Lésinetsche Geselle die Tochter der gegenüberwohnenden Plätterin heiratete. Und so hatte auch Michel Angelo eines Tages die rotbäckige Nachbarin heimgeführt. Ganz gegen die Sitte hatte er sich aber in dem Hause als Tischler und Lésinetscher Konkurrent niedergelassen und somit sich gleichfalls als Altertümler und Raritätenerzeuger seinem ehemaligen Meister als täglichen Dorn ins Auge gesetzt.

Daß dabei die alte Freundschaft und das gute Verhältnis nicht bestehen konnten, versteht sich von selbst. Und es wird also niemanden Wunder nehmen, wenn der Italiener der erste von Monsieur Lésinets Feinden geworden war.

Zu dem zweiten gelangte er, auch ohne eignes Verschulden, auf andere Weise.

In seine Vorliebe für alles Alte und Betagte hatte Monsieur Lésinet neben den Gegenständen der leblosen Natur auch ein lebendes Wesen eingeschlossen, eine alte Erbtante, die einzig überlebende weibliche Vertreterin des Lésinetschen Geschlechtes in der Stadt.

„Ich liebe alles, was alt ist," pflegte er im Gespräch zu den Nachbarn zu sagen. „Sehen Sie nur meine Tante Rose an. Ich möchte sie am liebsten in Watte kleiden, damit ihr nur nichts zustoße."

Ob aus innerer Überzeugung gesprochen, ob in der Furcht, für einen lachenden Erben zu gelten — genug, Monsieur Lésinets Worte wurden auch durch die That bekräftigt. In seiner liebenden Sorgfalt um die hochbejahrte Greisin stand ihm auch Madame Lésinet treu zur Seite. Diese, aus der oberen Stadt gebürtig, war eine kleine, bewegliche Frau mit grauem schlichtem Haar, roten Bäckchen und freundlichen braunen Augen, eine gute Seele, welche der Wirtschaft und dem Bettdepartement des Tapezierhandels vorstand. Sie hatte ihrem Gatten in dreißigjähriger Ehe einen einzigen Sohn geboren, Camill, ihr Herzblatt, das Kind ihrer Hoffnungen. Um seinetwillen, der dereinst ihr Erbe sein sollte, ward Tante Rose stets im Lésineischen Hause mit offenen Armen empfangen.

Tante Rose, ein achtzigjähriges, rüstiges Weiblein, besaß gegenüber in der neuen Straße ein Haus mit Gärtchen, dessen

Digitized by Google

Aus unſerer Studienmappe:

Schwarzwälder Bauer. Nach einer Studienzeichnung von R. Epp.

oberes Stockwerk ſie ſelbſt bewohnte, während ſie das untere einem anderen Neffen, dem Glockengießer Monſieur Tardeur, mietweiſe überlaſſen hatte. Auf dieſes Haus fahndete Monſieur Léſinet ſeit langem.

In ſtillen Stunden pflegte er ſeinem Weibe auszumalen, wie er dereinſt, wenn Tante Roſe die Augen zugethan, dasſelbe zu benutzen gedenke, wie er, wenn Camill großjährig, ſich dorthin zurückziehen wolle, um unter ſeinem geliebten Porzellan und ſeinen beſten Sachen die letzten Lebensjahre dort mit dem Blick auf den Fluß zu verleben.

Doch damit ſchien es gute Weile haben zu wollen. Dank der Sorgfalt beider Neffen, von denen der verwittwete Glockengießer mit einer einzigen Tochter geſegnet war — vielleicht auch weil ſie als echte Léſinet zauderte, dem Leben Valet zu ſagen, blieb Tante Roſe beharrlich im Hauſe. Camill ging alltäglich hinüber, um im Gärtchen mit Paulinen zu ſpielen, die ſchmale Eichenſtiege lärmend zu erklimmen, wo im Obergeſchoß Tante Roſe hinter ihren Glockenblumen mit der alten Magd Katharine ſtrickend am Fenſter ſaß. Da hockten ſich die Kinder, Camill und die gleichalterige Pauline, oftmalen auf einen Schemel zu der Greiſin Füßen nieder und hörten das Märchen von „Johann dem Bären" oder „dem goldenen Stabe" an. Verzehrten

auch, nebeneinander, ein Vesperbrot, das Katharine reichlich mit Quittenmus gestrichen, und sprangen dann wieder in den Garten hinab oder in die Werkstatt Monsieur Tardeurs, der daselbst seine Kupfertöpfe bearbeitete.

Monsieur Tardeur war ein schweigsamer Mann, der sein einziges Kind, dessen Mutter bei der Geburt gestorben, streng und in Ehren aufzog, mit Hilfe Katharinens, der alten Magd, die neben Rose an der Waise Mutterstelle vertrat. Als Pauline sieben Jahr alt war, wurde sie zu den Nonnen von St. Joseph, oben in der Stadt, zur Schule geschickt. Damit hörten die Kinderspiele auf. Den freien Donnerstagnachmittag trafen die Kinder sich noch im Gärtchen. Doch des Sonntags mußte das Mädchen schon sittsam an der Frauen Hand zur Vesper gehen. Auch hätte Camill die Mädchenspiele bald satt gehabt. Er war nun schon Schüler im Seminar und prügelte sich lieber mit den Buben auf der Straße.

So waren Jahre verstrichen, die erste Kommunion herbeigekommen, Pauline ein erwachsenes Mädchen, Camill ein Junge geworden, der dem Vater zur Hand ging. Die Freundschaft der beiden Familien blieb in der Sorge um Tante Roses Wohlergehen dieselbe. Daß Camill und Pauline einmal ein Paar werden könnten, schien allen Bewohnern der „neuen Straße" die selbstverständlichste Lösung. Doch ging es damit ganz anders, als die guten Leute vorher gedacht.

Camill wurde Soldat. Um so früh als möglich der lästigen Militärpflicht ledig zu sein, ließ er sich einem afrikanischen Regimente einverleiben und zog, von den Thränen Mutter Lésinets und tausend Segenswünschen begleitet, ab. Noch waren kaum zwei Monate verflossen, daß er drüben Dienst that, da erkrankte Tante Rose und entschlief trotz aller guten Pflege, die Katharine und Pauline ihr angedeihen ließen, aus dieser Zeitlichkeit. Nach den ersten Trauertagen und der gesetzmäßigen Frist wurde von Amts wegen das Testament gehoben. Darin fand sich, daß sie ihren beiden Neffen je ein paar tausend Franken in baar zurückließ, je ein Landhäuschen mit Garten in einem Dorfe vor den Thoren der Stadt, das Haus der „neuen Straße" jedoch in hohem Gerechtigkeitssinne zur Hälfte dem einen, zur Hälfte dem anderen vermachte. Die ganze vordere Hälfte des Hauses, Erdgeschoß und ersten Stock, nach der Straße zu, dem Monsieur Tardeur, der hiermit seinen Ludwig XVIII nicht von der Stelle zu rücken brauchte — die hintere Hälfte dem Monsieur Lésinet. Mit gleicher Gewissenhaftigkeit war, Schuh für Schuh, das Gärtchen in zwei Teile geschieden und dem einen und anderen verschrieben worden. Während der Lesung des Testaments durch Maitre Dumand, den Notar, hatte der Glockengießer manches Zeichen der Befriedigung durch Nicken und Schmunzeln von sich gegeben, Monsieur und Madame Lésinet dagegen schweigend gehorcht. Sie waren ebenso schweigend nach der Sitzung ins eigne Haus hinübergegangen und hatten sich der Festkleider entledigt. Noch wäre es unschicklich gewesen, den Willen der lieben Hingeschiedenen anzugreifen. Mit der Zeit jedoch wollten sie es zuwege bringen. Monsieur Lésinet, dessen Vorräte und Sammlungen mit jedem Tage größer wurden, ging dann, nach abgelaufenem Monat, an einem Abend zu Monsieur Tardeur hinüber, der hinter seinem Meisterwerke die Zeitung las, und brachte sein Anliegen vor, indem er mit einer beträchtlichen Summe Geldes den Ankauf des Vorderhauses anbot. Doch damit war er an den falschen Mann gekommen. Er mochte seinen Nachbar seit fünfzig Jahren kennen, diesmal machte er mit der Störrigkeit seines Charakters seine erste Begegnung. „Nie und nimmer," war die Antwort auf alle Vorschläge. „Hier habe ich gelebt, hier will ich bleiben, und an Gelde fehlt mir's nicht."

Monsieur Lésinet war ein friedfertiger Mann, und durch Zorn oder Ungeduld seine Enttäuschung zu zeigen, wäre nicht seiner Art gewesen. „Ein andermal," dachte er bei sich, als er die wenigen Schritte über die Straße nach Hause ging. Aber diesen Tag wollte ihm schon der Anblick seiner „besten Stücke" nicht mehr so behagen als sonst. Er war auch ein andermal nicht glücklicher. Als er wieder einmal dem hinter seinem kupfernen Bourbonen sitzenden Glockengießer von der Haushälfte zu reden begann, wies ihn dieser so kurz ab, daß es ihn, den höflichen Mann, ver-

schnupfte. Er stand auf, als sei nichts vorgefallen. Doch von dem Tage an war es mit der Freundschaft aus. Nicht heftig mit Streit wurde sie gebrochen, keine Nachbarn wurden in die Mißstimmung eingeweiht. Leise, langsam, aber unaufhaltsam löste sich das Band der alten Beziehung. Ging Monsieur Tardeur rechts, so blickte Monsieur Lésinet links, saß Pauline rechts im Kirchenstuhl, so wählte Madame Lésinet ihren Platz zur Linken. Binnen zwei und einem halben Jahre war es, als kennten sich die beiden Familien nicht mehr.

In seine Haushälfte räumte Monsieur Lésinet mit Hilfe seines Gesellen allerlei überzählige Möbel ein. Das Kommen und Gehen in dem schmalen dunklen Flur, die Begegnungen auf der Treppe mit dem Gesellen des Möbelhändlers waren dem Glockengießer ein Greuel. Doch er ertrug schweigend die bittere Notwendigkeit. Seit Tante Roses Tod war Fräulein Katharine als kleine Rentnerin im Hause geblieben. Ihr, der alten Hausgenossin, hatte Monsieur Tardeur um einen geringen Preis das obere zweite Zimmer eingeräumt. Sie war seiner Pauline Mutter und Ratgeberin. Es war ein stilles Hauswesen für das erwachsende Mädchen, neben dem schweigsamen Vater und dem frommen alten Jüngferchen.

Pauline hatte auf Wunsch des Vaters, der an alten Sitten streng festhielt, ein Handwerk lernen müssen, das Schnürleibnähen, und ihr erstes schwarzes Meisterwerk prangte im Seitenfenster neben dem Bourbonen. Nachdem sie es so weit gebracht und hiermit dem väterlichen Willen Genüge gethan, lebte sie für Wirtschaft, häusliche Arbeit und die Kirche, und in ihrem dunklen Kleide, mit dem blassen Gesicht schien sie schon mit neunzehn Jahren der heiligen Katherine, der Schutzpatronin der alten Jungfern, geweiht. Die blinkenden Kochtöpfe in der Küche, der Kanarienvogel im Vorderstübchen, der blaue Glockenblumenflor hinter der Gardine wußten von ihrer sorgenden Liebe zu zeugen. Jugendliche Vergnügungen und Zerstreuungen kannte sie wenige, seit sie das Kloster verlassen. Früher, in den Kinderjahren, hatte zu den hohen Festtagen Meister Lésinet sein Wägelchen angespannt und sie mit Tanten und Camill in den Wald gefahren, wo sich die Bürgerbevölkerung vergnügte. Jetzt hatte das aufgehört. Von Freundinnen aus dem Kloster waren ihr nur einige geblieben, mit denen Pauline sich einmal im Monat vereinigte zu einer Art von Kränzchen, das bei Henriette, der Goldschmiedstochter, abgehalten wurde. Doch auch da fühlte Pauline sich jedesmal mehr fremd und allein. Und nur im Kirchstuhl, bei den Singübungen der Marienkinder, bei den Prozessionen und Messen, ging ihr das Herz auf.

„Pauline ist auf dem Wege, eine Frömmlerin zu werden,“ sagte Madame Lésinet manchmal zu dem Gatten . . .

* * *

Es war St. Benedicta-Sonntag, ein leuchtender Septembertag, dessen goldiger Sonnenschein selbst die alte „neue Straße“ verjüngte und all die Seitentreppchen vom Hügel hinab in breiten Strahlen auf das Pflaster fiel. Seit acht Tagen war Camill, der Lésinetsche einzige Sohn, wieder daheim im Elternhause. Die bunte Uniform, Schnurenweste, Turban und Staatsgamaschen, mit welchen der junge Soldat bei der Heimkehr zum großen Gaudium der neugierigen Nachbarn in der „neuen Straße“ einherstolziert war, lagen nun im Kasten. Besucht hatte er, auf Wunsch des Vaters, nur ein paar bekannte Familien des Viertels, darunter die Wittwe eines Goldschmieds, die oben in der Straße mit Meßgerät handelte und in deren blonder Tochter er eine alte Spielgefährtin wiederfand. An des Glockengießers Thür war er grußlos vorübergegangen. Wollten es doch die Eltern so, und Camill war ein gehorsamer Sohn. Ihnen dienstbar sein war sein ganzes Bestreben. Auch sah es mit dem Tage, wo sein heller Kopf dem schwachen Gedächtnis des Vaters zur Seite stand, schon weit wohnlicher im Laden aus, und weniger Kunden wurden mit bloßen Versprechungen hingehalten. Denn Camill war in dieser Hinsicht überhaupt der erste aus der Art geschlagene Lésinet.

St. Benedictas Sonntag besagte der Kalender! Ein hoher Fest- und Feiertag, an welchem zur Pilgerfahrt ins Benedictathal zu ziehen, gewohnter Brauch der gesamten Bürgerschaft ist.

Schon früh um sechs Uhr hielt vor der Thür des Lésinetschen Möbelhandels ein leichtes Wägelchen, mit der grauen Stute

bespannt, die wochentags die Geschäftskarre zog. Madame Lésinet war die erste, welche an der Thür erschien, in sonntäglicher Kleidung, und einige Handkörbe auf den Wagen packte. Ihr folgte der Hausherr, der zum Feste sein graues Lockenhaar glatt gestrichen und eine bunte Halsbinde umgethan hatte. Den Schluß machte Camill. Mutter und Sohn bestiegen das Gefährt, auf dessen Rücksitze sie nebeneinander Platz nahmen, während der Vater, einen letzten, prüfenden Blick in den Laden werfend, die Klinke der Hausthüre abschraubte. Dann, nachdem er sie in die Tasche seines kurzen Rockes versenkt hatte, schwang er sich mit jugendlicher Spannkraft auf den Bock des Wagens, faßte die Zügel, knallte mit der Peitsche, und fort rollte er die „neue Straße" entlang nach dem grauen Thore zu.

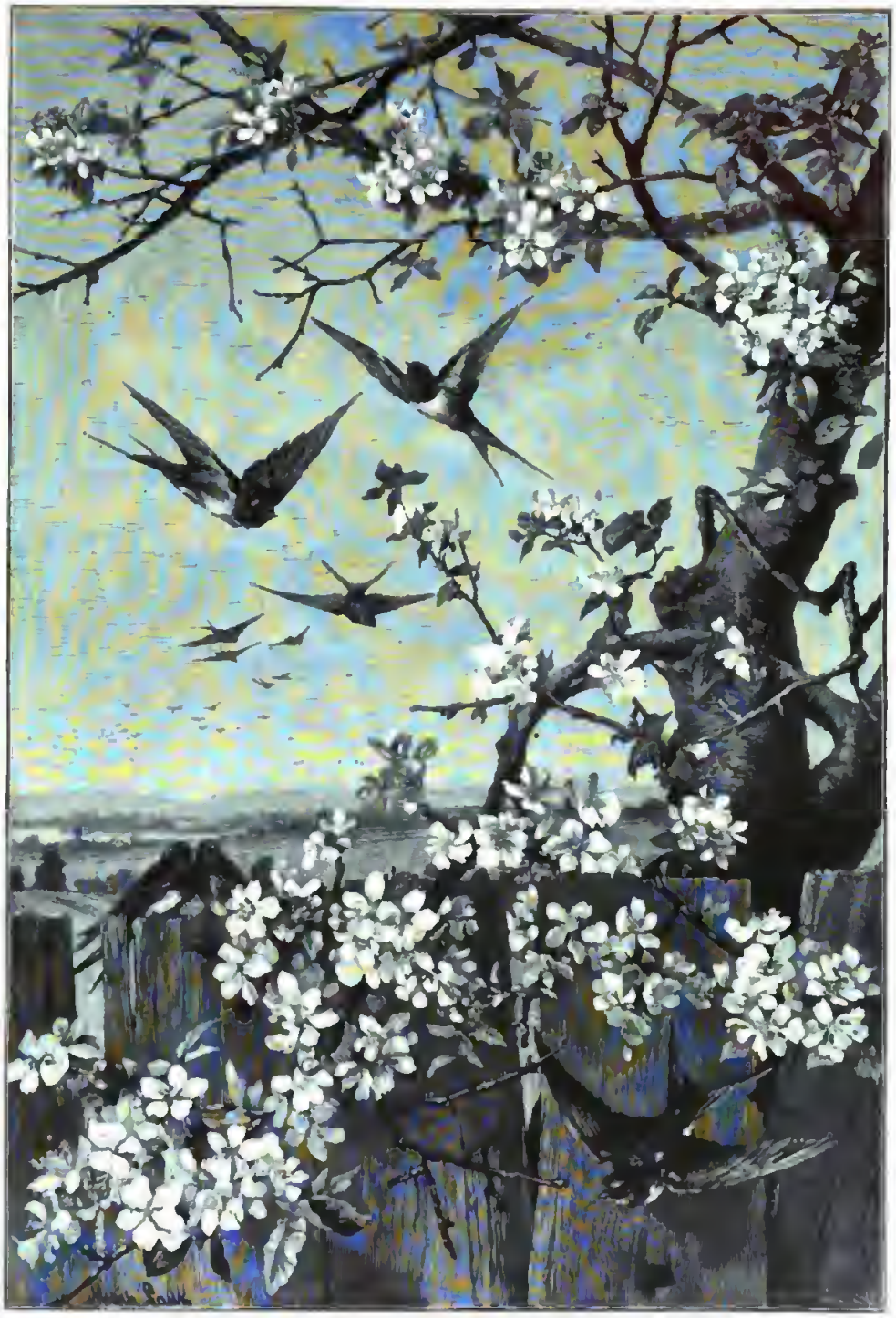
Lésinets Abfahrt gab in der „neuen Straße" das Zeichen zum Aufbruch. Alle Welt machte sich auf den Weg. Eine Stunde später hätte man vergeblich an jeder Ladenthüre die Klinke suchen können. Nur Greise und neugeborene Kinder hüteten die Häuser.

Wie Monsieur Lésinet für den reichsten Mann in der Straße galt, so war er der einzige, der mit Pferd und Wagen die Pilgerfahrt nach St. Benedicta angetreten. Alle anderen Nachbarn zogen mit Kind und Kegel zur Eisenbahnstation, wo ein eigner Pilgerzug ihrer wartete. Unter ihnen befand sich auch die Glockengießerstochter mit Katharinen. Der Vater, der bei zunehmender Leibesstärke nur ungern seinen Platz hinter dem Bourbonen aufgab, hatte es vorgezogen, zu Hause zu bleiben. Um nun nicht allein, zwei einzelne Frauen, die Pilgerfahrt zu unternehmen, schlossen sich die beiden Wallfahrerinnen am Bahnhofe den Marthaschwestern an, einer Vereinigung alter, ehrsamer Dienerinnen. Mit dem schwarzen, schnatternden Schwarme bestiegen sie den Zug, der sie südwärts nach St. Benedicta entführte.

St. Benedictas Kapelle liegt einige Meilen stromaufwärts, tief im Waldesgrün versteckt, in einem engen Seitenthale des Flusses, der, in vielfachen Windungen durch Wiesen und fruchtbare Gelände sich schlängelnd, dem ganzen Departement den Namen gegeben. Ein Waldweg führt von der Station nach dem Wallfahrtsorte.

Der Wald war noch grün von jenem warmen Sommergrün, dem ein leichter Goldglanz anhaftet, wie der bronzene Schimmer von Metall, der durch eine leuchtende Patina hervorschaut. Die Buchen und Erlen am Wege, die Korneliuskirschen und Pfaffenhütchen am Wegrain regten sich im Morgenwinde. Sommerblumen aller Art, darunter große goldgelbe Königskerzen, Clematis mit zerzaustem Haare und weinroter Baldrian füllten die Gräben. Auf den Wiesen heuten, trotz der Sonntagsfeier, die Landbewohner. Sie schauten, in der Arbeit innehaltend, der geputzten Menge nach, die nach dem Waldheiligtum wallte. Am Rande des Waldes, im Grase der Lichtung, waren Wagen und Gefährte aller Art abgestellt. Die Pferde waren gekoppelt oder an die Stämme der jungen Bäume gebunden, deren unterste Sprossen sie zernagten. Ein wenig weiter standen in langen Reihen Tische und Stühle neben niedrigen Buden, in denen Zuckerzeug, Heiligenbilder, Obst und Getränke feilgeboten wurden. Überall wogte ein Getriebe von buntem Volk, überall lugten Körbe und Flaschen aus dem Rasengrün.

Unter hochstämmigen Tannen liegt das Eremitenhäuschen, dessen Bewohner, ein frommer Einsiedler, das Bildnis der heiligen Benedicta hütet, das sich unweit davon auf einem freien Platze erhebt. Es ist ein mittelalterliches hölzernes Heiligenbild, bunt bemalt, in einer glasverkleideten Nische, an welcher Kränze mit Flittern und regenverwaschenen Widmungen aufgehängt sind. Zu seinen Füßen quillt eine klare Quelle. Hier schöpfen die pilgernden Frauen von dem Wasser, das die heilbringende Eigenschäft besitzen soll, die Trinkende mit Mutterglück zu segnen. Um zehn versammelte sich die Menge, und bald war der Platz dicht mit Gläubigen besetzt. Auf den von Baumwurzeln gebildeten Stufen des Waldbodens, der hier wie ein natürliches Amphitheater emporstieg, unter den Kreuzen der Wallfahrtsstation saßen sie in dichten Reihen. Die Familie Lésinet mit der befreundeten Goldschmiedswitwe und deren blonder Tochter hatte sich unter einer mächtigen Buche niedergelassen. Gegenüber saß der Italiener mit Frau, Plätterin und Gesellen, weiter



Im Frühling. Nach dem Gemälde von Marie Lang.

Digitized by Google

hinauf, dicht neben dem Altare, fand Pauline zwiſchen den Marthaſchweſtern und den Nonnen von X. einen Platz.

Nachdem der ſingende Zug der Prieſter in Prozeſſion mit dem Tabernakel genaht, begann die Meſſe. Dann trat der Kanonikus auf die natürlichen Altarſtufen und erhob die Stimme zur Feſtpredigt. Er ſprach gut, ja vorzüglich, und die Verſammlung lauſchte aufs andächtigſte. Als aber die der Mittagshöhe nahende Sonne ihre heißen Strahlen über die Baumwipfel auf den Altar ſandte, war die Aufmerkſamkeit zweier Hörer abgelenkt.

Der erſte von ihnen war Camill. Zwiſchen den weißen Flügeln einer Nonnenhaube und dem ſchwarzen Schleier eines Stiftsdämchens hatte er das Profil Paulinens erkannt. Das zarte Geſicht hob ſich klar von dem weißen Hintergrunde ab, die dunklen Augen hingen andachtsvoll an den Lippen des Prieſters. Es war das erſte Mal, daß er die Jugendgeſpielin nach dem Zwiſte wiederſah, und ſein Herz zog ſich zuſammen. Doch, als habe die Lauſcherin den Blick gefühlt, wandte ſie den Kopf und errötete. Camill beugte ſich vor, um ſie näher zu ſehen. Gleichzeitig aber bewegte ſich die weiße Nonnenhaube neben ihr und entzog das Mädchengeſicht drüben ſeinen Augen.

Der andere unaufmerkſame Waller war Vater Léſinet. Die tanzenden, flitternden Sonnenlichter, die auf der verblichenen Vergoldung des Tabernakels auf und nieder ſtiegen, hatten es verſchuldet.

Es war ein holzgeſchnitztes Tabernakel aus der Zeit Ludwigs XIV, aus zierlichen Muſcheln im reinſten Stile geformt, mit Blumengewinden verziert, die unter den Lichtſtrahlen lebendig zu werden ſchienen.

„Ob das Tabernakel wohl käuflich wäre,“ — dieſer Gedanke durchkreuzte die Andacht des Altertümlers. Er wurde unruhig und begann ſeinen Sitz auf dem Mooſe hart und die Predigt lang zu finden. Hätten nur nicht die Goldſchmieds ſo nahe geſeſſen, er hätte die Uhr gezogen. Je mehr er mit gezwungen geſammelter Miene nach dem Tabernakel blickte, um ſo ſchöner erſchien es ihm. Wie zierlich und leicht ſtützten ſich die Muſcheln aufeinander! Als Krönung trugen ſie einen Baldachin mit Kreuz, an deſſen Fuße eine Roſe hervorblühte. In den Grund war ein verblichenes, geſticktes Muttergottesbild gefaßt, deſſen Geſtalt ſich aus der Ferne nicht erkennen ließ. Über die Muſcheln fiel ein Gewinde von Roſen und Orangenblüten leicht hinüber, und aus der Krönung breiteten ſich ſchwere, holzgeſchnitzte Strahlen aus.

„Den Baldachin brauche ich nicht,“ ſagte Vater Léſinet bei ſich. „Nehme ich ihn herunter und ſäge ich die Strahlen ab, ſo gibt mir das Ding einen prächtigen Spiegel in das Zimmer mit den beſten Stücken. Die Farbe iſt abgeſchabt! Alſo iſt die Gemeinde arm und der ‚Fabrikpfennig‘ gering. Mit ein paar Silberſtücken können ſich die guten Leute eines aus Gips kaufen, das tauſendmal beſſer für ihren Geſchmack paßt.“ Monſieur Léſinet ſah bereits das gotiſche Gipstabernakel im Geiſte an der Stelle des holzgeſchnitzten ſtehen.

„Wenn nur niemand ein Auge darauf geworfen hat.“

Er ließ den Blick über die Verſammlung ſchweifen. Doch alle Welt ſchien ganz von der Predigt hingenommen. Ein vornehmer Herr unten horchte und blickte unverwandt nach dem Altare, den Kopf zwiſchen beide Hände auf den Spazierſtock geſtützt. „Er war doch nicht etwa Liebhaber und könnte überbieten?“ Und der Italiener? Monſieur Léſinet blinzelte zu ihm hinüber. Er ſaß ruhig, mit unbeweglichem Geſichte neben ſeiner rotbäckigen Frau, ganz von der Rede des Herrn Rektors und Kanonikus gefeſſelt.

Dieſer war unterdes am Ende ſeiner Rede angelangt und ſchloß ſie, die Gemeinde zum Kampfe gegen unchriſtliche Lauheit mahnend. Die Meſſe wurde celebriert. Nie war ſie dem ſonſt ſo frommen Möbelhändler länger erſchienen. Endlich ward ſie beendet und eine Bewegung ging durch die Menge. Die Familie Léſinet erhob ſich. Man begann ſich zu drängen und nach Tiſchen und Bänken auszuſchauen. Madame Léſinet und die Goldſchmiedsfrau, Camill und Henriette ſtrebten der Lichtung zu, wo der Wagen unter anderen Kutſchen ſtand. Vater Léſinet wurde im Gedränge von ihnen getrennt. Auch Paulinen konnte Camill nicht wieder erſpähen, mochte er gleich nach allen Seiten hin ſuchend umherblicken.

Am Wagen angelangt, wurden die

Körbe hervorgeholt und ein schattiges Plätzchen gewählt, auf dem die Jugend ein niedriges mitgebrachtes Tischchen und vier Feldstühle aufstellte. Dann wurde unter Scherzen und Lachen der Tisch gedeckt. Doch als schon Wein, Brot, Salat und Huhn darauf prangten, der Kaffee in der Maschine auf einem Steine wärmte, fehlte der Vater. Man setzte sich wartend. Überall durchs Grün hörte man heitere Menschenstimmen, überall wurde geschmaust und gelacht. Schon wollte Madame Lésinet ängstlich nach dem Gatten auf die Suche gehen, da kam er endlich durch die Zweige gekrochen. Er sah rot und mißmutig aus. „Seit einer halben Stunde suche er die Gesellschaft," war seine Entschuldigung für das lange Ausbleiben. Das Suchen schien ihn ermüdet zu haben, denn ohne die gewohnte fröhliche Liebenswürdigkeit schnitt er das Brot, zerlegte das Huhn und teilte den Salat aus.

Unterdessen tafelte hinter dem Eremitenhäuschen Michel Angelo mit Frau und Begleitern in heiterster Stimmung. Neben den Handkorb der Frau war das Tabernakel gelehnt. Diesmal war Lésinet, der alte Spürer, zu spät gekommen! Schon eine Stunde vor Anfang der Messe hatte der Italiener es dem Abte des Dörfchens abgekauft, welcher das Meßgerät für die Feier zu leihen pflegte. „Per baccho, je me suis pressé," erzählte er dem lächelnden Gesellen — „une tabernacle — de stile? E vero?" und dabei schlug er mit der Faust auf den Tisch. Er hatte nie richtig französisch gelernt.

Am Fuße der heiligen Benedicta frühstückten die Marthaschwestern. Sie hatten sich unter dem Essen viel zu erzählen aus Stift und Hospitälern, aus vergangenen Dienstjahren und verschiedenen Lebensführungen. Pauline saß stumm daneben. Das lustige Treiben um sie her stimmte sie traurig. Die lauten Stimmen unter den Zweigen verrieten, daß neben den Tafelfreuden auch der Wein nicht vergessen worden war.

Die Stunden verrannen. Es mochte drei Uhr sein. Die Sonne war immer höher gestiegen und brannte heiß auf die vom Wein erhitzten Köpfe. Pauline ward schläfrig, und um nur dem Geschwätz der alten Jungfern zu entgehen, stand sie auf und wandte sich nach der Einsiedelei zu. Es war ein niedriges Holzhäuschen, mit allerlei Schlingpflanzen berankt. In dem größeren Gemach hatten die anwesenden Priester gespeist — Thür und Fenster standen offen. Sie schritt weiter an den Beeten entlang, die der Eremit hier mitten im Waldboden angelegt, nach den Kreuzstationen zu. Schon ward es stille rings umher, nur das Lachen und Reden der Schmausenden klang von ferne. Sie ging allein an den Kreuzen entlang und setzte sich, an dem letzten, höchstgelegenen angelangt, auf den moosigen Stein nieder. Glockenblumen blühten im Grase, und sie bückte sich zum Pflücken. Ein Eichhörnchen lief in den Zweigen der Buchen.

„Guten Tag, Fräulein Pauline," sagte eine Stimme neben ihr. Sie blickte erstaunt auf. Es war Camill. Er hatte, nach Pferd und Wagen sehend, sie von weitem erkannt und den Wunsch nicht unterdrücken können, ihr wenigstens ein Wort des Grußes zu sagen.

„Guten Tag, Herr Lésinet," erwiderte sie, befangen errötend.

Beide verstummten.

Pauline bückte sich verlegen nach einer Blume. Unschlüssig blieb Camill stehen.

„Fräulein Pauline," sagte er zögernd, — „ich wollte Ihnen doch guten Tag gesagt haben, denn Sie wissen —"

„Bitte, Monsieur Camill," unterbrach sie ihn eilig, „warum? Wenn Ihr Vater sähe, daß Sie hier sind!"

Man hörte eine helle Stimme rufen: „Camill" und eine tiefere „Camill." Er zog grüßend den Hut und sprang die Wurzelstufen hinab.

Unten bei den Pferden ergingen sich Madame Lésinet und Madame Beolin, die Goldschmiedsfrau, indes Henriette gelangweilt hinterher schlenderte. Mit dem Taschentuche über dem Kopfe ruhte Monsieur Lésinet bei den Pferden. Doch es gelang ihm nicht, seinen Ärger zu verschlafen. Nachdem der Kaffee eingenommen worden war und die Damen einen kleinen Waldspaziergang gemacht hatten, war es Zeit zum Anspannen. Bald saß man auf und das Wägelchen rollte aus dem Walde auf die Straße hinaus.

Als es nach dreistündiger Fahrt beim Bahnhof in das Thor von X. einbog, war

Digitized by Google

eben der Pilgerzug eingetroffen. Auf der Festungspromenade begegneten sie Paulinen mit den Marthaschwestern. Camill wagte es nicht, den Hut zu ziehen, und blickte nach der anderen Seite. Wenige Schritte weiter wanderte der Italiener. Er hatte sein Tabernakel unter dem Arme, zum Staunen der Vorübergehenden, während Madame Jeanne und die kleine Plätterin die leeren Frühstückskörbe trugen und der Geselle eine Cigarette rauchend hinterher marschierte.

Wer des Abends in der „neuen Straße“ unseren Nachbarn in die Fenster geschaut hätte, der hätte bei Lésinets ein stummes Abendessen belauschen, beim Italiener ein Rumoren auf dem Waschboden vernehmen können. Dort schwemmte Michel Angelo, beim Schein einer Laterne, sein an einen Strick gebundenes Tabernakel in den dunklen Fluten des Flusses, um die Muscheln und Rosengewinde von hundertjährigem Staube zu befreien. Hinter der Gardine und den blauen Blumen beim Glockengießer aber saß Pauline mit dem Gebetbuch und ließ die Ereignisse des Tages in der Erinnerung neu aufleben.

* * *

Auf Sonnenschein folgt Regen. Die ganze Woche nach St. Benedicta goß es wie mit Schleußen vom Himmel, so daß es niemanden hätte wunder nehmen können, daß Monsieur Lésinet ein Gesicht wie drei Tage Regenwetter aufgesetzt hatte. Fragte Madame Lésinet nach dem Grunde des Mißmuts, so war die Antwort, in dem feuchten Walde habe er sich seine alten Rheumatismen geholt. Zum Glück war Monsieur Lésinet nicht allein im Geschäft. Denn bei den Gliederschmerzen pflegte stets das Gedächtnis nachzulassen. Camill fertigte die Kunden ab und arbeitete mit dem Gesellen um die Wette, indes der Vater, in einen „Voltaire“ mit rotem Ripsbezug gepackt, oben in der Schlafstube am Fenster saß. Zwar meinte die Frau, der Zugwind könne ihm schaden, und wollte den Sessel an den Kamin rollen, wo ein erstes Herbstfeuerchen prasselte. Doch Monsieur Lésinet war nicht willens, seinen Platz am Fenster aufzugeben. Den Grund dafür erriet die Frau nicht, denn er hatte von seiner Enttäuschung mit dem Tabernakel nichts verlauten lassen. Und doch war diese allein schuld an der Mißstimmung. Wie er den Verlust des schönen Stückes nicht verschmerzen konnte, so wollte er doch wenigstens es von hier oben nicht aus dem Auge verlieren. Dazu war der Platz am Fenster vorzüglich gewählt. Denn von hier konnte er die Plättstube genau übersehen und durch die stets offene Thür der Werkstatt den Italiener bei der Arbeit beobachten.

„Der Barbar, wie mochte er das schöne Ding zurichten!“

Die ersten Tage schien Angelo mit anderer Arbeit beschäftigt. Das Tabernakel lag wahrscheinlich noch in der Schwemme im Flusse. Den dritten Tag jedoch wurde es in die Plättstube getragen und — ob mit der Absicht, den Nachbarn zu ärgern, ob weil es heller hier oben war — in einem Waschfaße mit kochender Lauge so lange von Angelo und Joseph bearbeitet, bis von der weißen und goldenen Farbe keine Spur mehr zu erkennen war und der natürliche Ton des hundertjährigen Eichenholzes zum Vorschein kam. Dann setzte Meister Angelo es zum Trocknen ans Fenster und der Späher oben konnte zur Genüge die zierlichen Blumenranken über die Muscheln herabhängen sehen. Es blieben auch gleich, am nämlichen Morgen, neugierige Beschauer auf der Straße stehen, um das Kunstwerk zu bewundern.

Monsieur Lésinets Herz zog sich zusammen.

Den Abend war er sehr schlecht gestimmt, klagte über das Reißen in den Gliedern und schob dem fatalen Kaminfeuer die Schuld daran bei. Anfang Oktober heize noch keine Seele in der „neuen Straße.“ Auch sei das Haus feucht (sie bewohnten es seit sechzig Jahren). Drüben bei Tante Rose scheine die Sonne über den Fluß. Es sei Zeit, daß er sich vom Geschäft zurückziehe.

Vor dem Schlafengehen, nachdem Camill den Eltern gute Nacht gewünscht hatte, brachte er die Frage wieder aufs Tapet. Während Madame Lésinet mit einer altertümlichen Wärmpfanne aus getriebenem Kupfer mit langem Stiel, des Gemahls Betttücher wärmte, begann er von der Notwendigkeit zu sprechen, den Sohn zu verheiraten. Er sei jetzt dreiundzwanzig Jahre alt, gerade im rechten Alter. Madame Lésinet solle morgen früh unter der

Hand bei Goldschmieds vorsprechen, um wegen der Mitgift von Henrietten ein wenig auszuhorchen. Madame Lésinet nickte beistimmend. Sie enthielt sich jedoch jeder Bemerkung, weil sie wußte, daß bei Gliederschmerzen der Gatte keinen Wortschwall liebte. Der Möbelhändler, nachdem er ein seidenes Tuch um den Kopf geknüpft, ließ sich von der Frau sorgfältig zwischen die gewärmten Decken betten. Doch lange, nachdem das Licht gelöscht war, schien es der horchenden Gattin, als schlafe der Alte nicht. Sie wagte aber keine Frage, ob das Übel etwa schlimmer geworden, und schlief erst ein, als das Schnarchen des Hausherrn ertönte.

Den anderen Morgen erwachte Monsieur Lésinet frisch und gesund. Es war, als ob der stärkende Schlaf das Übel weggeblasen hätte. Nach dem Mittagessen, während Madame Lésinet den erwähnten Besuch bei Goldschmieds abstattete, zog er den Sohn bei Seite:

„Weißt du, Camill, gehe doch heute abend zu dem Schnitzer, dem Werner, hinüber und sage ihm, ich ließe ihn für den Abend in Geschäften herbitten."

Der Werner war ein Schnitzer, der ebenfalls die „neue Straße" bewohnte und zwar ein Haus, aus dessen erstem Stocke zwei ägyptische Götzen heraushingen als Schaustücke seiner Kunst. Ebenso geschickt in seinem Handwerk wie liederlich in seinem Lebenswandel, hatte er bei Lésinet manches Stück Geld verdient und manche Anleihe gemacht. Auf eine solche, unbezahlte Schuld rechnete der Möbelhändler, um, den Holzschneider zu einer List gebrauchend, dem Angelo das Tabernakel abzujagen. Er, der auch mit Raritätenhändlern in Verbindung stand, sollte vermittelst eines gut in Scene gesetzten Scheinkaufs dasselbe unter der Hand für Lésinet erstehen.

Camill führte seine Bestellung aus, ohne des Vaters Absichten zu kennen. Als er an des Glockengießers Hause vorüberkam, zog er grüßend den Hut vor der am Fenster stickenden Pauline. Es war gerade niemand zur Stelle, der es gesehen hätte.

Denselben Abend fand sich der Schnitzer bei Lésinet ein. Er wurde von dem Möbelhändler allein im Hinterzimmer empfangen und, allzu froh, nicht an seine Schuld gemahnt zu werden, zeigte er sich zu allem bereit. Da es dunkel war und die „neue Straße" seinen Besuch bei Lésinet nicht bemerkt hatte, so ging er gleich zum Italiener hinüber. Dort erzählte er eine

Aus unserer Studienmappe:

Gewandstudie. Handzeichnung von Sebastiano Luciani, genannt S. del Piombo, in der Sammlung des Herzogs von Devonshire.
Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

Digitized by Google

längere Geschichte von einem Pariser Clienten, der ihm für eine gute Spiegeleinfassung seit Monaten vier Louisd'or bar zurückgelassen habe. Es dauerte keine Stunde, so kam er mit dem Tabernakel unter dem Arme bei Lésinet an, der ihn am liebsten umarmt hätte. Ein gutes Trinkgeld war der Lohn für den gelungenen Streich, von dem sich Camill allerdings wenig erbaut zeigte.

Anderen Tags kannte die ganze „neue Straße“ den Handel. Werner hatte ihn noch selbigen Abends beim Glase ausgeplaudert. Beim Italiener gab es eine Scene. Der Geselle, als Regimentskamerad Camills, wurde beschuldigt, den Vermittler gespielt zu haben und trotz aller Beteuerungen seiner Unschuld von Angelo sofort vor die Thür gesetzt. Und da es von dort ins feindliche Lager nur ein Schritt war, so war auch nichts natürlicher, als daß er sich bei Lésinet anwerben ließ. Die verweinten Augen der kleinen Plätterin vermochten ihn nicht abzuhalten.

So sah sich Angelo ohne Tabernakel und ohne Gesellen. Und die „neue Straße“ klatschte Beifall. Denn der Einheimische hatte mit Lothringer List über den Fremdling gesiegt.

* * *

Oben auf dem Michaelsberge vor den Thoren der Stadt wurde Weinlese gehalten. Eine warme Oktobersonne hatte den, von den ersten Herbstregen durchnäßten Boden getrocknet und die blauen Trauben reif geküßt. So sah man jeden Morgen durch das altersgraue Stadtthor Männer und Frauen aus der „neuen Straße“ nach den Weinbergen ziehen. Die einen zu Fuß mit Handkörben und spitzen hölzernen Tragbutten auf dem Rücken. Die anderen auf ländlichen Wagen, je nachdem der Weingarten dort oben ihnen eine kleine oder große Ernte versprach. Unter den ersteren waren auch Pauline und Katharine. Die alte Magd, obgleich längst eine kleine Rentnerin, ließ es sich nicht nehmen, ihren jungen Schützling auf dem Wege zu begleiten. Sie schob, wie in jungen Jahren, eine kleine Handkarre vor sich her, auf welcher neben den Körben die graue Hauskatze saß, von welcher sie sich auf einen Tag zu trennen nicht leicht entschlossen hätte. Pauline wanderte nebenher. Es war nun schon das zweite Jahr, daß sie die Erntearbeit leitete. Der Vater war für den weiten Weg nicht rüstig genug und hatte ihr gern diese wichtige Verrichtung abgetreteten. Ein Winzer aus dem Dorfe am Fuße des Hügels half den Frauen. Während sie mit einer einzigen Gehilfin das Pflücken besorgten, trug er in einer Bütte auf dem Rücken die Trauben von dem hoch gelegenen Weinberge ins Dorf hinunter, von dem aus er sie nach beendeter Ernte nach der Stadt führte. Dort wurden sie auf offener Straße vor der Thüre des Gießers in großen Kübeln gekeltert, dann in Fässer gefüllt und im Weinkeller zur Gärung abgestellt. Der gewonnene „graue“ oder „rosige“ Landwein versorgte den Familientisch Jahr um Jahr. Um nichts hätte der Gießer, und so wie er jeder männliche Bewohner der „neuen Straße,“ ein anderes Getränk im Glase gewollt, als diesen klaren, leicht prickelnden und nach dem Boden schmeckenden Traubensaft der Heimat.

Der Weingarten auf dem Michaelsberge war seit dem Tode Tante Roses ums Doppelte vergrößert. Er lag auf der höchsten Höhe des Berges. Ein schmaler Pfad führte hinauf. Ein großes schwarzes Kreuz ohne Inschrift, das seine morschen beiden Arme wie flehend ausbreitete, stand am Eingange. Gegenüber, auf der anderen Seite des Fußweges, von einer Hecke begrenzt, lagen die Lésinetschen Wein- und Fruchtgärten. Hüben wie drüben wurden Trauben gelesen. Früh morgens von acht bis zehn Uhr arbeiteten die drei Winzerinnen nebeneinander hinter den Weinstöcken. Dann war Mittagspause in der lattengezimmerten Laube, und der Nachmittag sah sie wieder bei ihrer stummen Beschäftigung, bis sie bei sinkender Sonne den Heimweg antraten. Bei Lésinets waltete Camill. Drei tagelöhnernde Winzerinnen aus dem Dorfe schnitten die Frucht, während drei Winzer den Weg hin und her nach dem Dorfe machten. Er kam und ging, die Arbeit überwachend, an der Hecke entlang, half die Körbe in die Bütten leeren und sie den Trägern auf den Rücken heben.

Hier oben auf dem Berge war es still, während in den unteren Weingärten mit Lachen und Gesang gelesen wurde. Wenn

Digitized by Google

Camill die vollen Körbe von einer Seite zur anderen trug, erblickte er halbstündlich einmal das Gesicht Paulinens, in dem Augenblicke, wo sie von einer beendeten Reihe von Weinstöcken in die nächste trat. Dann verschwand es wieder, um nach derselben Minutenfrist für einen kurzen Moment aufzutauchen. Und nie verfehlte Camill hinzuschauen nach dem ernsten Profil hinter dem weißen Kopftuche. Des Abends, nach beendeter Arbeit schlug ihm jedesmal das Herz, in dem Wunsche, der schweigsamen Nachbarin ein Wort zu sagen. Aber sie war nicht allein und ihm fehlte der Mut, sie in Gesellschaft des alten Fräuleins anzureden.

Pauline fühlte den Blick von drüben. Doch auch sie wagte nicht die Augen aufzuschlagen. Jedesmal, beim letzten Weinstocke der Reihe angelangt, erhob sie sich mit der Absicht, einen freundlichen Gruß freundlich zu erwidern. Aber immer senkte sie den Kopf um so tiefer und eilte, sich wieder an die Erde zu bücken.

Und so ging die Weinlese zu Ende.

* * *

Der Winter war ins Land gekommen, und mit seinem ersten Reif und Frost Monsieurs Lésinets Vorsatz fest geworden, Haus und Handel dem Sohne zu überlassen und sich selbst drüben an der Wasserseite in den Ruhestand zu versetzen. Am Tage nach Allerseelen begann er seine Vorbereitungen. Die Möbelvorräte, die er in seiner Haushälfte abgestellt hatte, wurden nach einem leeren Hause übergeführt, das er in der oberen Stadt besaß. Dann ging es durch Madame Lésinet an das Reinigen des Hauses und endlich wurden auf der Handkarre vielerlei in Stroh und Leinwand gepackte Stücke hinübergebracht, die voll Vorsicht abgeladen wurden. Monsieur Lésinet selbst, des herbstlichen Windes nicht achtend, teilte mit wehendem Lockenhaar auf der Straße stehend seine Befehle aus. Es war ein Kommen und Gehen, ein Poltern und Rumoren in dem alten Hause, wie es der Gießer unten sein Lebtag nicht vernommen. Pauline und Katharine wagten sich tagsüber nicht auf die Treppe, die von all den Gesellentritten ganz verstaubt war und unter der Last der schweren Möbel ächzte und knarrte.

Endlich war oben alles beendet. Eines Nachmittags zogen die Gehilfen ab und Pauline sah Madame Lésinet die Treppenstufen reiben, so daß das alte Getäfel wieder in gewohnter Helle blitzte. Von ihrem Zimmer aus, das an das Lésinetsche Eßzimmer stieß, hörte sie auch den schlürfenden Gang von Filzpantoffeln. Es war Monsieur Lésinet, der vom Eßzimmer ins Schlafzimmer und zurück wandelte, in Bewunderung seines nun endlich verwirklichten Lebenstraumes versunken. Hier in dem kleinen, mit Oberlicht gedeckten Eßzimmer prangte der mittelalterliche Schenktisch unter seiner kostbaren Porzellansammlung und all die bunten Rosen und Narzissen auf den Schüsseln und Tellern, mit denen selbst die Wände bedeckt waren, erheiterten den dunklen Raum. Drüben im Schlafzimmer blickte die Sonne durch die Scheiben auf das geschnitzte Prunkbett mit den Weinranken und geflügelten Engelsköpfen, auf den prächtigen Gobelin zu Häupten desselben, auf das Tabernakel mit dem geschliffenen Spiegel, die altertümlichen Sessel, die tickende Uhr im Gehäuse, die Truhen und Schränkchen. Und Vater Lésinet freute sich in dem warmen Lichte, hörte den Fluß rauschen und rieb sich die Hände.

Am St. Nikolastage, 6. Dezember, wurde festlicher Einzug gehalten und nach einem freundschaftlichen Mahle im Kamin die Cremaillere oder der Feuerhaken aufgehängt, nach altem Brauche. Im Eßzimmer wurde gespeist und an welcher Tafel! Ein wahres Hochzeitsmahl, bei welchem die Goldschmiedswitwe und ihre blonde Tochter zu Camills Seiten die Ehrenplätze hatten. Während abends die drei Bewohner des Vorderhauses im Stübchen bei der Lampe saßen, hörten sie sogar eine Männerstimme singen und den klingenden Ton einer Guitare. Es war Monsieur Lésinet, der seine Gäste unterhielt.

Wie es bei ihnen in der Wohnung aussah, wußte bald die ganze „neue Straße." Am Kränzchenabend bei Henrietten erfuhr es auch Pauline. „Sechs Häuser besitzen sie in der Stadt," schloß Henriette triumphierend ihre Schilderung, „und Camill ist die beste Partie in der Stadt." Damit machte sie ein selbstzufriedenes Gesicht und tauschte mit der Mutter ein verständnisvolles Lächeln aus.

Pauline kam den Abend betrübt nach Hause. Überhaupt ließ sich der Winter traurig an. Der November war trübe und feucht gewesen, Dezember und Januar waren eisig kalt. Seit dem Lésinetschen Einzuge war der Glockengießer nicht mehr in die Werkstatt gegangen und saß Tag um Tag im Lehnstuhle am Feuer, wo er die Glut schürte. Pauline durfte nicht weit sein. Zwischen Vorderstube und Küche war ihre Zeit geteilt. Der Februar brachte einen Trennungsschmerz. Katharine, die alte Hausgenossin, verließ sie, da im Spittel von St. Maurus in der oberen Stadt ein Zimmer frei geworden war. So sah sich Pauline allein mit dem Vater. An Ausgehen und Kränzchenabende durfte sie nicht mehr denken, kaum daß sie des Sonntags regelmäßig die Frühmesse hören konnte. Und von den Stadtneuigkeiten drang wenig zu ihr.

Lésinets und Camill begegnete sie nie. Sobald sie Schritte im Gange vernahm, zog sie sich zurück oder schloß die Thüre.

Fuhr Camill mit dem Wagen vorüber und blickte verstohlen nach dem Fenster, wo sie stickend saß, so bückte sie den Kopf nur tiefer über die Arbeit. Es hieß in der Straße, man warte nur die Mündigkeit Henriettens ab, um die Verlobung mit Camill zu veröffentlichen. Vater Lésinet habe eine beträchtliche Mitgift verlangt. Was sollte sie nach dem Jugendfreunde ausschauen, wenn er doch nicht frei war und die Eltern einander nicht mehr kannten!

Den beiden Lésinets schien es oben im Hinterhause zu gefallen. Während der kalten Monate sah man sie wenig draußen. Als aber der März kam und Pauline des Vaters Sorgenstuhl jeden Morgen in den Garten rollte, fing Monsieur Lésinet an, regelmäßig in den Laden hinüberzugehen, Offenbar vergällte ihm der Anblick des Glockengießers seinen Fensterplatz. Sie that wie er. Da saßen die beiden Alten auf zwei Stühlen rechts und links von der Ladenthür und beobachteten Camill bei der Arbeit. Hier, bei dem ungewohnten Stillsitzen in dem kalten Laden holte Madame Lésinet sich eine Erkältung, die sie aufs Bett warf, von dem sie nicht mehr aufstehen sollte. Die Ärzte mochten Arznei geben, soviel sie wollten, die Sonne so freundlich als möglich in die Krankenstube scheinen, nichts wollte helfen. Ihre Zeit war gekommen. Das alte Haus, in dem sie Ruhe gesucht, wurde ihr Sterbehaus. Alle Freunde der Lésinetschen Familie folgten trauernd dem Leichenzuge. Die Feinde aber und abergläubische Altweiberseelen meinten bei diesem Todesfall an das Sakrilegium mit dem Tabernakel erinnern und eine Reihe von Unglücksfällen für den alten Sammler prophezeien zu müssen.

* * *

Die ersten Trauermonate waren verflossen, es war Sommer geworden. Ein heißer Augusttag lag über der neuen Straße. Pauline saß an ihrem Fensterplatz hinter den Glockenblumen und nähte, indes der Vater im Lehnstuhl schlummerte. Draußen herrschte drückende Schwüle. Lässig zog sie ihre Nadel und warf dann und wann einen Blick auf die Straße, wo wegen der Hitze die meisten Läden geschlossen waren und ungewohnte Stille herrschte.

Vor einer Stunde war Camill mit dem Gesellen über Land gefahren, um eine Möbellieferung auf ein benachbartes Schloß zu bringen. Der alte Lésinet hütete den Laden. Seit dem Tode der Frau verbrachte er dort seine Tage. Eine Aufwärterin bediente Vater und Sohn. Für den Grund, weshalb letzterer nicht heiratete, gab es in der neuen Straße zwei Erklärungen. Nach der einen wollten die Lésinets erst das Trauerjahr beendet sehen, ehe sie die Verlobung bekannt machten. Nach der anderen hatte der alte Lésinet sich in Hinsicht der Mitgift zu anspruchsvoll gezeigt und die Goldschmiedsfamilie verletzt. Genug, Camill war noch ledig. Er und der Vater hielten ihre Mahlzeiten zusammen in der Ladenstube, und nur zur Nacht ging der Alte in seine Wohnung hinüber. Dann hörte Pauline ihn bis in späte Stunde im Eßzimmer hin und her schlürfen. Manchmal des Morgens vernahm sie auch aus ihrem Zimmer seine scheltende Stimme, wenn die Aufwärterin von der Steingutsammlung ein Stück verrückt oder mit dem Federwisch zu unsanft berührt hatte. Den Tag über wurde es dann wieder todeseinsam im Hause. Der Gießer, wortkarg wie immer, las die Zeitung oder ruhte im Lehnstuhl. Und Pauline war allein mit sich und ihren Gedanken.

Digitized by Google

So auch heute. Es ward nun bald ein Jahr, daß sie mit Katharinen nach St. Benedicta gepilgert. In einem Monate jährte sich das Fest und wieviel war seitdem geschehen! Mit der Arbeit im Schoße träumte sie sich zurück in die Waldesfrische, in jenes kühle, grüne Laubdunkel, das sie so bald nicht wieder sehen sollte. Sie, die Emsige, die nie einen Augenblick unthätig blieb, war heute gar nicht zur Arbeit aufgelegt. Es mußte die Schwüle sein, die ihr auf den Gliedern lag, wie auf den Kelchen ihrer blauen Glockenblumen. Ihre Gedanken schweiften weit ab, aus der düsteren Stube, von der mühsamen Stickerei, die sie in den Händen hielt. Erst ein aus der Ferne rollender Donner und lautes Hahnengeschrei riefen sie in die Wirklichkeit zurück. Sie erhob sich lautlos, um den schlafenden Vater nicht zu wecken, und schloß leise den Gitterladen des Fensters. Doch ein zweiter Donnerschlag rollte stärker, so daß der Schlummernde in die Höhe fuhr. Mit der Weisung, oben die Läden zu schließen, auch, falls ein Wetter komme, nach dem Wertkästchen zu sehen, sandte sie der Gießer hinauf in den ersten Stock. Pauline trat auf den Gang, wo es stockfinster war. Als sie im Vorderzimmer oben die Fenster öffnete, brauste der Gewittersturm schon über die Straße und schlug in den Nachbarhäusern laut die Thüren und Fenster zu. Sie blieb am Fenster stehen und blickte durch den Gitterladen hinaus, wo große Regentropfen auf das Pflaster fielen. Hin und wieder zuckte der Blitz und dumpf dröhnte der Donner. Dann begann der Regen laut an die Läden zu prasseln und heftig, wie ein Granatfeuer, im Nebenzimmer bei Lésinets aufs Oberlicht zu schlagen. Der Lärm wurde immer stärker. Unter demselben hörte sie unten die Hausthüre dröhnend ins Schloß fallen und jemand tappenden Schrittes die Treppe hinaufkommen. Es mußte Monsieur Lésinet sein, der in seiner Wohnung nach dem Rechten sah. Pauline ergriff des Vaters Wertkästchen und wandte sich nach der Treppe. Noch war sie nicht unten angelangt, als es einen lauten Krach gab, ein Poltern und Klirren, daß ihr Hören und Sehen verging. Nirgends aber war Licht zu sehen, wie von Blitz oder Feuer. Sie eilte, in der Finsternis ihren Weg suchend, nach der Vorderstube, um nach dem Vater zu schauen, fand ihn aber unversehrt im Lehnstuhle sitzen. „Das sei wohl das Oberlicht bei Lésinets gewesen," meinte er ruhig zu der erschrocken Eintretenden. „So einen Hagelschlag habe es seit fünfzig Jahren nicht in der ‚neuen Straße' gegeben."

Pauline sah auf die Straße hinaus, wo wirklich Hagelschloßen von der Größe eines Taubeneies auf dem Pflaster wie Bälle tanzten und hin und her sprangen. Der alte Lésinet fiel ihr ein, der oben vielleicht allein ohne Hülfe war, und fast ängstlich wandte sie sich zum Vater um, mit der Frage, ob sie nicht gut thäte, einmal oben nachzuschauen. Der Gießer hatte nichts dagegen. Er war keine harte Seele und im Grunde hätte er längst eine Versöhnung gewünscht, da der alte Freund so hart geprüft worden. Mit einem dankbaren Blicke auf den Vater eilte Pauline hinauf. Der Lärm oben hatte aufgehört. Nur die Dachrinne hörte sie rauschen und den Donner gedämpft grollen. Sie blieb auf dem Treppenabsatze stehen. Bei Lésinets war alles still. Ihr Herz schlug. Leise, ohne daß sie wußte wie, hatte sie angeklopft. Doch niemand gab Antwort. Sie klopfte stärker. Da endlich erklang etwas wie dumpfes Stöhnen aus der Stube. Und, ob ihrer eignen Entschlossenheit erstaunt, öffnete Pauline die Thüre.

Der Vater hatte recht gehabt. Von einem wahren Wasserschwall begossen, mit tausend Scherben bedeckt, lagen die Möbel umgestürzt und zerbrochen übereinander. Von Wand und Schenktisch war das Steingut hinuntergerissen. Von oben regnete es in Strömen auf die Trümmer, und der Wind schlug laut die Thüre hinter Paulinen zu. Auf der Erde, neben der Schlafzimmerthür, lag der Altertümler, eine breite Wunde klaffte auf der Stirn. Anscheinend war er bewußtlos. Erschrocken über den Wust von Glas und Brettern schreitend, kniete Pauline neben ihm nieder. Die Wunde schien breit und tief.

„Mein Gott, wenn er sich nur nicht verblutet!"

Sie riß ihre Schürze ab, hob vorsichtig den Kopf des Greises und wand mit zitternder Hand einen Fetzen um die klaffende Stelle. Dann ergriff sie seine Hände und

Studie. Nach einer Bleiſtiftzeichnung von F. Präß.

rieb sie in ihrer eignen warmen Hand. Ohne daß sie es fühlte, fielen große Thränen aus ihren Augen darauf.

„Monsieur Lésinet, um des Himmels willen, thun Sie die Augen auf."

Der Alte stöhnte nur.

Pauline blickte hilflos umher. Neben ihr, unter den Scherben, lag ein Damastkissen. Sie zog es an sich und vorsichtig bettete sie den Kopf des Mannes darauf. Doch als sie sich erheben wollte, um unten nach Hilfe zu rufen, öffnete er die Augen. Er schien sie zu erkennen und doch hielt er ihre entgleitende Hand mit sanftem Drucke fest. Ein flehender Ausdruck trat in seine Augen, und kaum vernehmlich murmelten seine Lippen unverständliche Worte.

„Gott sei Dank, er lebt," Pauline sagte es laut vor sich hin. „Monsieur Lésinet, rühren Sie sich nicht, ich hole Hilfe."

Er machte ein Zeichen mit der Hand.

Sie sprang von den Knieen auf und eilte die Treppe hinunter, warf dem Vater ein erklärendes Wort hin und öffnete die Hausthür. Wo blieb Camill?

Draußen goß immer noch der Regen in Strömen. Die „neue Straße" war ein Meer. An der Thüre der Plättstube erblickte sie den Italiener, der wahre Wasserfluten ans dem Hause fegte. In ihrer Angst vergaß sie die alte Feindschaft und rief ihn um Hilfe an.

Man muß es zu Ehren der „Neusträßler" sagen, sie waren mitsamt nicht böswillig. Im Nu warf der gutmütige Italiener den Besen zur Erde. „Was war geschehen?"

Pauline gab in kurzen Worten Auskunft. Dann flog sie die Stiege hinauf, während der Tischler zum nächsten Arzte eilte.

Oben lag Monsieur Lésinet immer noch auf der Erde. Sein graues Lockenhaar hing in Strähnen um das bleiche Gesicht, der Silberbrokat umfing es wie ein Heiligenschein. Doch er hatte die Augen geöffnet. Wieder kniete Pauline neben ihm nieder und stumm rieb sie ihm die kalten Hände. Wortlos und unverwandt sah er sie an. Die Minuten schlichen langsam. Die Regentropfen wurden seltener. Der Himmel hellte sich auf. Ein Sonnenstrahl stahl sich durchs Fenster auf Paulinens Haupt. Er begann in dem Spiegel überm Kamin zu tanzen. Man vernahm Schritte im Flur. An der Thür erschienen der Italiener und der Arzt.

Eine halbe Stunde später lag Monsieur Lésinet schon wohlgebettet auf dem Prunklager im Schlafzimmer. Die Wunde war verbunden. Der Kranke schien bei vollem Bewußtsein, aber er blieb sprachlos.

„Ruhe und Schonung sind die Hauptsache," sagte der Arzt, zu Paulinen gewandt, die hilfreich ihm die nötigen Handreichungen gethan hatte. „Bleiben Sie hier, Fräulein Pauline, bis der Sohn kommt. Ich will Ihren Vater benachrichtigen."

Und Pauline blieb oben. Sie setzte sich auf ein niedriges Stühlchen zu Füßen des Bettes nieder. Der Alte streckte die Hand aus. Sie legte die ihre hinein. Es war, als ob ihm die Berührung der warmen jungen Hand wohl thäte. So blieben sie wohl eine Stunde lang. Draußen war es hell geworden. Gelbliche Sonnenstrahlen fielen durch das zerteilte Gewölk auf den Boden des Zimmers. Ein Stück blauen Himmels schaute ins Fenster. Unten rauschte der Fluß und spielende Licher malten den Wiederschein der Wellen an die Decke des Gemachs. Die alte Uhr tickte, die alten Möbel knisterten, und in der Wand hämmerte leis der Holzwurm. Von Häupten des Bettes schauten die Gestalten aus dem Gobelin ernst und unverwandt auf den Greis und das Mädchen und ein rosenstreuender Knabe lächelte ihnen zu. Schritte erklangen im Flur. Die Thüre öffnete sich.

Diesmal war es Camill.

Er sah blaß und verstört aus. Bei seinem Anblick erhellte ein mattes Lächeln das Gesicht des Vaters. Er erhob die Hand und wies auf Pauline.

„Danke ihr," murmelte er leise.

Camill ergriff ihre beiden Hände. Ohne sie zu lassen, saß er an dem Bette des Alten nieder, der die Beiden stumm betrachtete. Und die Trauben und Ranken an der Bettwand glühten und blühten unter dem Scheine des Abendlichtes, das voll ins Zimmer hineinflutete. Der kleine Amor streute Rosen von oben, die Englein zu Füßen des Bettes schlugen die Flügel. Und sanft sank die Dämmerung herab und umfing das alte Haus, in dem nach Gewitter und Regen Frieden und Glück wiederum ihren Einzug halten sollten.

Digitized by Google

Die Liebesbrücke.

Von

Ernſt Lenbach.

(Abdruck verboten.)

Ein Brücklein wieder herzuſtellen,
Das vor dem Sturm der Frühlingsnacht
Verſank in ſchneegeſchwellten Wellen, —
Mit Kunſt und Geld iſt's ſchnell vollbracht.
Doch wenn in mondelangem Streit
Zwei Nachbarn feindlich ſich entzweit,
Die einſt ſich Freund und Bruder hießen, —
Da läßt ſich ſchwer die Brücke ſchließen.
Der Fall iſt bös, die Heilung rar,
Wär' einer auch ſo klug und weiſe,
Ja, noch viel weiſer, als der greiſe
Reichsabt Johann von Siegburg war.

Er ſtand vor ſeinem Roſenhag,
Der ihm gar ſehr am Herzen lag; —
Ein Morgen war's im ſchönen Mai,
Im Sonnenſchein lag die Abtei,
Die lieben Vöglein ſangen,
Verworrne Stimmen klangen
Vom Thal her durch die laue Luft,
Die Roſen hauchten ſüßen Duft,
Und Duft und Klang den greiſen Mann
Mit ſel'gem Jugendtraum umſpann.

So ganz entrückt der Gegenwart, —
Er hört nicht, wie das Pförtchen knarrt,
Er ſieht die beiden Männer nicht,
Die näher ſchreiten durch den Garten
Und ehrfurchtsvoll der Anſprach' warten.
Der Bruder Pförtner leiſe ſpricht
Zum Bauern, der im Sonntagskleid,
Den Filzhut in den Händen, ſteht:
„Mich dünkt, Ihr kamt zur guten Zeit.
Wie ſchön die Roſen blühn, da ſeht!
Das iſt ſein ſeligſtes Behagen.
Wer heut um eine Gnade fragt,
Der wird kein Nein nach Hauſe tragen.
Nur ſtill, und wagt ihn nicht zu ſtören!
Denn, wie die Kloſterregel ſagt:
Ihm ziemt zu reden, uns zu hören!"

Der Bauer dreht den Hut und nickt
Und ſchweigt. Der Herr des Kloſters blickt
Still lächelnd auf die Roſen hin:
„Wie kommt das Lied mir nur zu Sinn?
Weiß nicht, hab' ich es nur geleſen,
Iſt's, als mein Ritterſporn noch klang,

Digitized by Google

Für mich auch einmal wahr geweſen,
Was einſt Herr Walther ſang:

Unter der Linden,
Vor der Heide,
Wa unſer beider Ruhſtatt was,
Möget ihr finden,
Wie wir beide
Die Blumen brachen und das Gras.
Vor dem Wald mit ſüßem Schall
Tandaradei!
Sang un Thal die Nachtigall ....

Tandaradei!" Und wie er laut
Den Kehrreim ſpricht und um ſich ſchaut,
Da wird er erſt gewahr der Zeugen,
Die ſich in Ehrfurcht ſtumm verbeugen.

„Ei," ſpricht er, „benedicite,
Kunz Lohr? im Sonntagsſtaat, und heut?
Ihr ſeid ein wackrer Mann. Mich freut
Es allemal, wenn ich Euch ſeh'.
Ihr ſeid der Kloſterbauern Zier.
Nur von Prozeſſen ſchweigt mir jetzt!"

„Ihr habt's erraten, Herr," verſetzt
Kunz Lohr. „Drum eben bin ich hier.
Der Fall iſt der:

— „Um's Himmels willen,
Schweigt mir! Wir haben längſt im ſtillen
Als Landesherr, wie ſich's gehört,
Den Fall gewiſſenhaft erwogen;
Jetzt eben, als Ihr mich geſtört,
Hatt' ich ihn nochmals überflogen.
Merkt auf, ob ich Euch recht berichte
Des Streites Anlaß und Geſchichte:

Ihr habt und Euer Vetter Veit
Als Erbteil ſchon von Urahns Zeit
Im Thal dort, wo die Wipfel ſteigen,
Jedweder ein Stück Wald zu eigen.
Bergwärts liegt Eures, ſeins thalein,
Und zwiſchen beiden fließt der Fluß;
Er ſpart Euch Scheidepfahl und Stein
Und, wenn Ihr klug ſeid, den Verdruß.
Ein ſchmales Brücklein drüber hing,
Alt und vermorſcht ſeit manchem Jahr,
Bis es, am letzten Februar,
Beim Eisgang ganz zu ſchanden ging.
Vom Himmel war's ein Gnadenwink:
Er räumt das Brücklein aus dem Weg,
Eh' wer einbrechend dort ertrink',
Und ſchafft Euch Platz zum neuen Sieg.
Des Brückleins Koſten freilich blieben
Euch beiden; teilt ſie nach Belieben!
Ich ſah's im Geiſt vollendet ſchon
Und drüber ziehn die Prozeſſion.
Doch ſtatt der Brücke baut Ihr Klagen;
Denn keiner will die Koſten tragen.
Indes wir Euch zu ein'gen ſuchen,
Fügt ſich's, daß in der Oſternacht
Von Eures Vetters alten Buchen
Im Sturm die größte niederkracht
Und legt ſich über'n Fluß querein
Acht Schuh in Euren Wald hinein.
Das war ein zweiter Wink vom Himmel:
Vereint Euch wie in alten Zeiten,
Statt auf des Teufels blindem Schimmel,
Dem Streit, zur Hölle ſtracks zu reiten!
— Wer Ohren hat, der hör'! Indes
Ihr häuft Prozeß nun auf Prozeß;
Wie um die Brücke, zankt Ihr jetzt,
Wer aus dem Wege räumt den Baum,
Und ob den Schaden Veit erſetzt
An Eurem Holz und Uferſaum.
Statt für einander fromm zu beten,
Verflucht Ihr Euch. Ja, hört' ich recht,
Verbotet Ihr ſo Kind wie Knecht,
Des andern Grundſtück zu betreten. —
Hab' ich das mindeſte, Kunz Lohr,
Vergeſſen oder zugedichtet?"

Der Bauer kraut ſich hinterm Ohr.
„So klar hätt' ich's nicht ausgerichtet,

Wie Ihr's in wenig Sätzen habt.
Ein Bauer spricht nicht wie ein Abt.
Ihr kennt den Fall genau. So sprecht
Das Urteil, Herr! ich will mein Recht.

Seht, Herr, Ihr tragt der Herrschaft Würden,
Womit Euch Kirch' und Reich belehnten;
Wir Bauern tragen unsre Bürden
Und steuern pünktlich Euch den Zehnten.
Wir sind das dienende Geschlecht;
Ihr seid der Pflug und wir die Schollen.
Doch eines, Herr, müßt Ihr uns zollen:
Schiedsspruch nach gült'gem Brauch und Recht!"

Er sagt's. Und was der Abt auch spricht
Von Brudersinn und Christenpflicht,
Von Himmelslohn und Höllenstrafen, —
Ihm geht's vorüber wie im Schlafen.
Da stellt ein zweiter Bauersmann
Sich an des Gartens Pförtchen dar.
„Willkommen!" grüßt ihn Herr Johann.
„Ihr kommt zur rechten Zeit fürwahr.
Hartnäckig bleibt allein der Thor,
Doch klug ist Euer Sinn, Veit Lohr.
Mit Euch ist leicht zu reden schon.
Drum hört und thut, was ich Euch rate!
Ihr wißt, ich lieb' Euch. Euren Sohn
Hielt ich zur Taufe selbst als Pate; —
Just zwanzig Jahre werden's sein.
Und wißt Ihr noch? Zwei Jahre drauf
Trugt Ihr des Vetters Töchterlein,
Das Lenchen, selbst zur heil'gen Tauf'.
Das war ein Taufschmaus, gelt? Indes
Die Gegenwart hat auch noch Gaben:
Kommt mit und laßt uns den Prozeß
In einem Becher Wein begraben!"

Doch störrisch bleibt des Bauern Sinn.
„Verzeiht mir, gnäd'ger Herr, ich bin
Zum Morgentrunk schon zu gebrechlich.
Ja selbst zum Richter, scheint mir, komm'
Ich schon zu spät. Doch er ist fromm
Und klug, und, hoff' ich, unbestechlich . . ."

Das geht selbst Herrn Johann zu weit.
„Starrköpfe, die Ihr beide seid,
Was hilft es viel, mit Euch zu streiten!
Laßt denn zum Augenschein uns schreiten.
Den Prior und der Brüder vier
Wähl' ich als Assessoren mir.
Muß es denn sein, geschehs's sofort!
Ihr zwei führt uns an Stell' und Ort.
Der Weg ist lang. Er läßt Euch Zeit,
In zwölfter Stunde zu bedenken,
Ob Ihr begleichen wollt den Streit
Und Euren Abt nicht fürder kränken!"

* * *

Sanft rauschend wiegt im Morgenwind
Der Buchenwald die Wipfelkronen;
Ein flimmernd Netz von Strahlen spinnt
Sich über Weg und Wiesengrün,
Wo Veilchen, Primeln, Anemonen
Erquickt vom Thau der Mainacht blühn.
Noch ist der Menschen Tagwerk nicht
Mit Ruf und Lärm hier eingedrungen, —
Doch nimmer schweigt der Wald. Es spricht
Das Leben hier mit tausend Zungen.
Und wie's in tausend Weisen singt,
Es ist ein Lied, das dich umklingt:
Das Lied vom Sehnen und vom Suchen,
Vom Finden und vom Liebesmai;
Und drüber rauschen leis die Buchen,
Und drunten rauscht der Fluß vorbei.

Und drunten, wo die Erlen stehn,
Ein blondes Mägdlein geht in Sinnen:
„Maikräuter will ich suchen gehn,
Das gibt den besten Duft im Linnen!"
Und drüben, gleichen Schritts mit ihr,

Der Baſe Lenchen, geht Hans Lohr:
„Will nach den Reuſen ſehn, die wir
Hier ausgelegt im Binſenrohr!“
Inmitten rauſcht und blinkt der Fluß;
Und daß ſich ſolch ein junges Paar
Juſt hier zuſammenfinden muß,
Nur Zufall iſt es offenbar.

Der Fluß war tief, zum Sprung zu breit,
Doch ſchmal genug, daß manches Wort
Sich hinſpann zwiſchen hier und dort, —
Und Unterhaltung kürzt die Zeit.
Zuerſt ein Gruß, kaum mehr als Nicken,
Dann Frag' und Antwort, unterbrochen
Von Blattabzupfen, ſcheuem Blicken
Und Lächeln, — bis der Damm durchſtochen,
Der freien Rede Wellenſpiel
Hinüber und herüber ſchlägt
Und manchen Wunſches ſchnellen Kiel
Auf ſeinem breiten Rücken trägt.
Leis rauſchend ſich die Wipfel ſchwingen,
Der Fluß wallt leiſe rauſchend fort,
Und Düfte rings und Vogelſingen; —
Wenn Knab' und Maid an ſolchem Ort
Durch Zufall juſt zuſammenkommen,
Sie werden ſpät vonſammen gehn;
Der Zufall hat ſein Recht genommen,
Dem Zufall muß ſein Recht geſchehn.

* * *

Und Zufall war es und nichts weiter,
Daß unterwegs der würd'ge Abt
So freundlich auftaut und ſo heiter,
Als hätt' er nie Verdruß gehabt,
Mit Veit und Kunz von ihren lieben
Gleich hoffnungsvollen Kindern ſprach.

„Ei ſeht doch, Veit, wie nach und nach
Verdrängt wird von den jungen Trieben
Der Wintereichen dürres Laub!
So geht's. Das Alte ſinkt zu Staub,
Ein neuer Frühling keimt und treibt
Und ſorgt, daß er hübſch oben bleibt.
Drum glücklich, wem der Zukunft Keim
Aus eignem Blut erwächſt daheim!
Ein wackrer Burſch iſt Euer Sohn.
Er darf nicht lang mehr einſam bleiben.
Gibt's keine hier, ſo wüßt' ich ſchon
Ihn auswärts paſſend zu beweiben!“

Befriedigt ſchmunzelt Veit, indeſſen
Voll Unmut ſenkt Kunz Lohr die Ohren;
Er hat noch nicht der Zeit vergeſſen,
Wo Veit und er ſich heimlich ſchworen:
„Dein Lenchen und mein Hans!“ Das kann
Ja nicht mehr ſein, — und dennoch ſchmerzt
Es bitter ihn, wie Herr Johann
Schon von dem neuen — Bräutchen ſcherzt.

„Nun, Kunz,“ verſetzt der Abt, „was blickt
Ihr ſo verdroſſen und verlegen?
Ihr wißt, des Himmels Huld beſchickt
Nicht jeden mit demſelben Segen.
Euch blüht ein Töchterlein. Sie iſt
So lieb, — zu lieb faſt zum Vermählen.
Laßt Ihr als Vater und als Chriſt
Vielleicht ſie gar den Schleier wählen?
Wenn andre dann in trunknem Mut
Der Hausfrau Mitgift ſchnöd vergeuden,
Erwirbt Euch Euer Hab und Gut
Der Kirche Dank, des Himmels Freuden!“

Kunz lächelt höflich. Veit verzieht
Die Lippen ärgerlich und ſieht
Im Geiſt des Vetters Hof und Land
Bereits dem Kloſter zugewandt.

So gehn ſie ſchweigend und beklommen.
Je näher ſie dem Fluſſe kommen,
Je mehr verlangſamt ſich ihr Schritt.
Und Herr Johann geht ſchweigend mit,
Freut ſich an Grün und Sonnenſchein
Und lächelt ſtill in ſich hinein.

* * *

Indes ziehn Hans und Lene weiter,
Sie diesseits, jenseits ihr Begleiter,
Flußaufwärts durch den Buchenwald
Und machen an der Stelle Halt,
Wo in den Fluten schwand der Steg,
Und wo der Baum nun sperrt den Weg.
Flußüber schräg von Damm zu Damm
Reckt sich der graue Riesenstamm,
So voll vordem von Saft und Kraft,
Daß er, seit Monden hingerafft,
Noch prahlt mit frisch ergrünten Zweigen,
Die bald zum Fluß sich niederneigen,
Bald lächelnd auf zum lichten, blauen,
Ersehnten Maienhimmel schauen.

Die Sonne hat bergan den Pfad
Vollbracht. Die heiße Stunde naht.
Der Vögel Weisen sind verstummt,
Kaum, daß ein müdes Bienchen summt;
Lichttrunken ruht ein Falter aus
Auf Lenchens halbverwelktem Strauß.
Nur flüsternd noch die Wipfel schwingen
Sich überm Wellenspiel und singen
Mit sanftem, scheu verhaltnem Klang
Des toten Bruders Schlafgesang.

Das ist die stille Geisterzeit,
Wo durch des Waldes Einsamkeit
Frau Minne lächelnd geht und sinnt
Und goldne Zauberfäden spinnt.
In Blütenduft und Dämmerschein
Spinnt sie die jungen Herzen ein.
Erinn'rung singt ihr hold Gedicht:
„Es war einmal, — o weißt du's noch?"
Und Sehnsucht heiß errötend spricht:
„Es wär' so schön, — o würd' es doch!"

„— Und weißt du noch?" spricht Hans,
„es war
Ein Tag wie heut, so warm und klar,
Hier unterm Baume standen wir.
Ein neues Messer hatt' ich mir
Gekauft, — und um dir zu beweisen,
Wie stark, wie scharf und spitz das Eisen,
Schnitt ich ein Herz und drin ein L
Tief in der Buche graues Fell.
Weißt du? Es sind jetzt bald drei Jahr —"

Und Lenchen nickt und spricht: „Es war
Drei Tag vor Christi Himmelfahrt, —
Ich hab's genau im Sinn bewahrt,
Und heimlich im Vorübergehn
Hab' ich, wie oft! dein Herz besehn.
Ob's wohl der Baum noch deutlich zeigt?"
„Ich will mal sehn!" ruft Hans und steigt
Flink auf den Baum. — —
— — Und Lenchen spricht
Scheu, mit gesenktem Angesicht:
„Ach, Hans, dein schönes, großes Herz
Mit mir darin, — — es macht mir Schmerz,
Daß ich es niemals mehr zu sehn
Bekommen soll — — und überhaupt — —
Daß wir nie mehr beisammenstehn — —
Doch wenn's der Vater nicht erlaubt —"

„Auch meiner hat sich's streng verbeten,"
Ruft Hans herab. „Doch, Lenchen, schau:
Verboten haben sie genau,
Des andern Grundstück zu betreten;
Doch mitten hier im Wasser ist
Die Grenze, — das ist freier Raum;
Wenn du nicht bang vorm Klettern bist,
So treffen wir uns — auf dem Baum!"

Sie zaudert eine kleine Zeit,
Dann klimmt sie auf. Der Baum ist breit,
Er schwankt nicht von so leichten Schritten,
Und Hans steht wartend in der Mitten.
Doch wie das Paar beisammen jetzt
Sich auf den Baumstamm niedersetzt,
Und Lenchen drunten sieht die Wellen
Im Flimmerglanz vorüberschnellen, —

Da wird ſo wirblig ihr, als müßt'
Im Augenblick die Welt vergehen.
Sie kann nicht einmal widerſtehen,
Als Hans ſie auf die Lippen küßt.

„O Lenchen," ruft er, „liebſter Schatz!
Nun laß es hageln oder blitzen!
Und weigern ſie uns jeden Platz,
So bleiben wir hier oben ſitzen!"

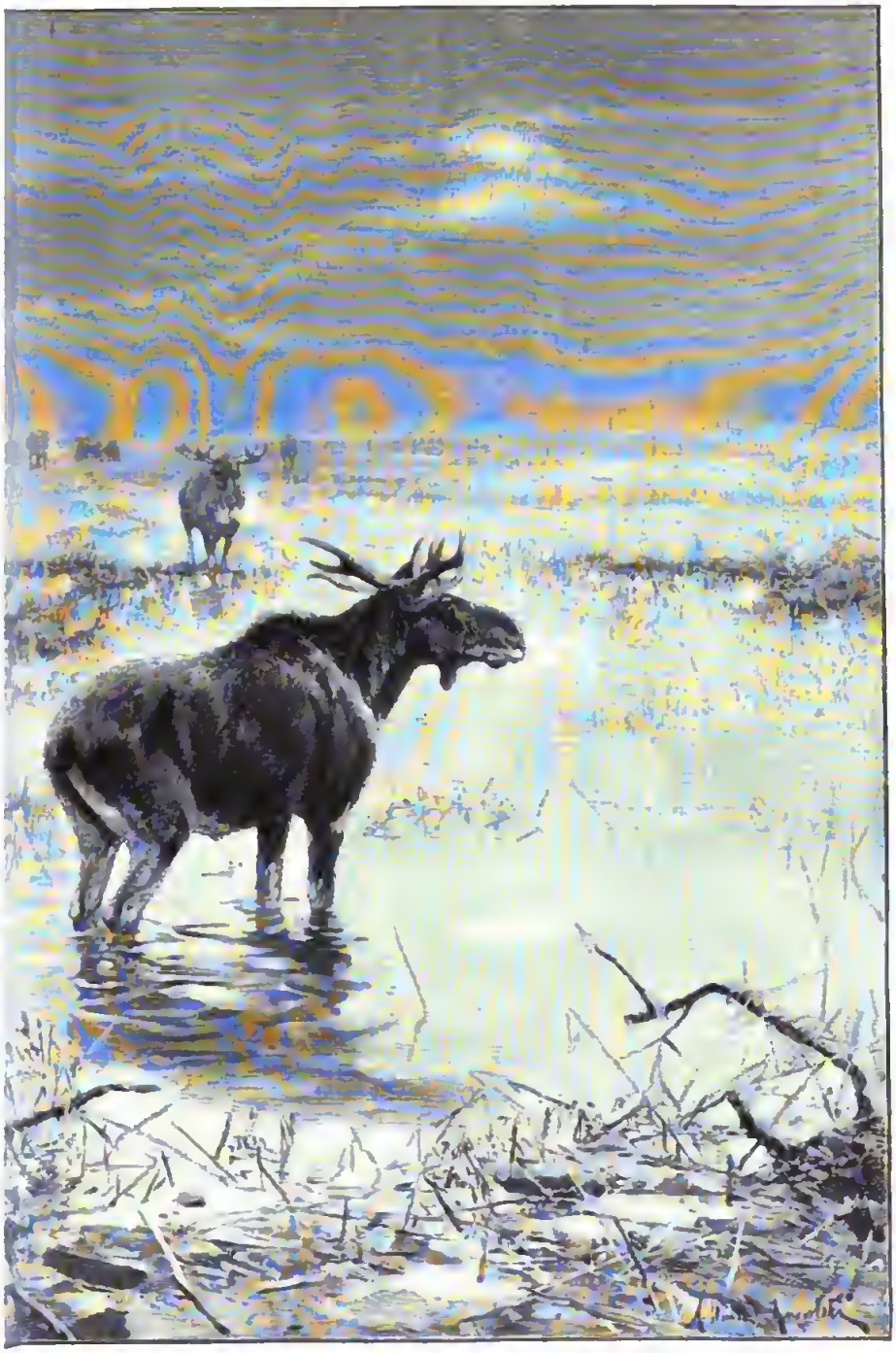
Und wie ſie küſſend Amen ſpricht,
Mit hold erglühtem Angeſicht
Sich an die breite Bruſt ihm preßt
Und ſchwört, daß ſie ihn nie verläßt, —
Da rauſcht es hüben in den Blättern,
Und an das Ufer tritt heran
Mit Kunz und Veit, den beiden Vettern,
Und mit den Schöffen Herr Johann.

Ein Weilchen blickt' er ohne Wort
Bald lächelnd auf das Pärchen dort,
Das ſich, vom Schrecken feſtgebannt,
Nur immer inniger umſpannt,
Bald auf der Väter Staunen hin.
Dann ſprach er würdevoll: „Ich bin
Befriedigt von dem Augenſchein;
Der Rechtsfall dünkt mir klar zu ſein.
Wir dachten ſelbſt auf dieſen Weg
Mit frommer Liſt Euch hinzuleiten;
Doch junge Liebe weiß den Steg
Auch ohne Abt ſich zu bereiten.
Ein wenig ungewöhnlich zwar
Scheint mir der Steg und voll Gefahr;
Ein bräutlich Paar ſoll eins zum andern
Auf Straßen, nicht auf Bäumen wandern.
Und alſo ſei der Spruch gefällt:
Mit dieſes Baumes Holze ſtellt
Das Brücklein her am alten Ort!
Und iſt's gebaut, will ich's ſofort
Einſegnen und zuerſt beſchreiten,
Dies Paar zum Traualtar zu leiten. —

In Ehren haltet, Hans und Lene,
Die Brücke hier, — doch mehr noch jene,
Die Liebe, Hoffnung und Vertrauen
Von Herz zu Herzen ſicher bauen!
Auf keiner andern Brücke kehrt
Der Gaſt ein, der ſo heiß begehrt,
So ſchlecht bewirtet und zurück
So ſchwer gewonnen wird, — das Glück.
Es naht ſich gaukelnd und enteilt
Dem Hochmut, der ihm blind vertraut;
Doch ſittſam klopft es an und weilt,
Wo ihm die Liebe Brücken baut!"

Suhlender Elch. Nach dem Gem
Photographie und Verlag von

Digitized by Google



ilde von A. v. Wierusz-Kowalski.
n Franz Hanfstaengl in München.

Digitized by Google

Abb. 1. Edle Waldrebe.
Hegenzwirn. Clematis vitalba.

Variantenzüchtung.

Von

Max Hesdörffer.

Mit neunzehn Illustrationen von **Klara Krebs.**

(Abdruck verboten.)

Wieder ist goldener Frühling ins Land gezogen, Baum und Strauch haben sich mit jungem, saftigem Grün bedeckt, Gräser und Kräuter sprossen, balsamischer Duft erfüllt die Lüfte und lockt uns Menschen hinaus ins Freie, die Freuden der verjüngten Natur zu genießen. Draußen auf den Wiesen ist das Gras hoch aufgeschossen, noch hat hier der Schnitter nicht seines Amtes gewaltet, und so blühen zwischen den schlanken Halmen die Blüten deutscher Kräuter, weite Wiesenflächen in fesselnde bunte Blütenteppiche verwandelnd. Gewiß, sie sind lieblich, diese Wiesenblüten, lieblich sind auch die Blüten, die im Getreide, am Feldwege und im Humus des Waldbodens wuchern, sie erfreuen oft durch edle Formen, durch leuchtende Farben und durch herrlichen Wohlgeruch, in ihrer Gesamtheit verleihen sie Feld und Wald ein fesselndes charakteristisches Gepräge, aber einzeln betrachtet sind sie doch meist klein und unbedeutend. Und diese heimischen Blüher, an die sich seit Jahrhunderten liebliche Sagen knüpfen, von denen manche noch heute im Volksleben eine wichtige Rolle spielen, einige auch durch ihre heilkräftigen Säfte Wohlthäter der ganzen Menschheit sind, werden in den Garten nicht

geduldet; wo sie sich im Rasen, auf den Rabatten, zwischen den Blumenbeeten zeigen, da werden sie vernichtet. Andere fremde Blumen und weichliche Ziehkinder der Gärtner haben sich die Gärten erobert, für die heimischen Feldblumen ist im deutschen Garten kein Platz mehr vorhanden, aber endgültig werden sie den Fremdlingen niemals das Feld räumen. Sie, die wetterfesten Kinder der deutschen Flora, denen die Natur oft Vorrichtungen mit auf den Weg gegeben hat, die ihnen die weite Verbreitung ihrer Samen sichern, dringen Jahr für Jahr wieder in die verschlossenen Gärten ein, und wo wir auch Fremdlinge säen und pflanzen, ehe diese keimen und wachsen, sind schon heimische Kräuter gesproßt, die, falls sie unbeachtet bleiben, die edle Saat unterdrücken, oft schon nach wenigen Wochen Blüten treiben und Samen reifen.

Abb. 2. Gefülltes Tausendschön „die Braut."

Gleichzeitig mit den Blumen in Feld und Wald sind auch die Blüten im Garten erwacht. Die Clycine, deren Stamm am Hause in spiratigen Windungen bis zum Dache emporgewachsen ist, hat üppige rosenfarbige und weiße Blütentrauben gezeitigt, die Waldreben und Schlingrosen, die unsere Veranden und Lauben umkleiden, zeigen weithin leuchtende, weit geöffnete Blumen, und die Gehölzgruppen bilden üppige und duftende Blütenbüsche. Wenn die Obstbäume verblühen und Abertausende der zarten Blumenblätter als weißer und rosenfarbiger Blütenschnee Wege und Rasenplätze deckt, so legen die freuden Ziergehölze unserer Gärten ihre Hochzeitskleider an. Flieder und Schneeball, gefüllte Pflaumen und Ziersträucher, auch Akazien, Roßkastanien und andere Bäume schmücken sich dann mit auffallenden Blumen, im leisesten Winde beugen sich oft schon die Äste der mit Blüten überladenen Ziergehölze, sie drohen unter der Last ihres Blütenschmuckes zu brechen, der Wohlgeruch ihrer Blumen erfüllt die Lüfte und dringt durch die geöffneten Fenster hinein in unsere Zimmer. Wo ein Garten ist, wo Pflanzen die Fenster schmücken, da erfreuen uns jetzt Blumen, sie zeigen sich nicht nur an Bäumen und Sträuchern, sondern auch an Kräutern mannigfacher Art, und sie sehen so viel stolzer,

Abb. 3. Strauß aus wildem Tausendschön.

Digitized by Google

so ganz anders aus als die heimischen Blüten, die draußen im Walde und im Felde blühen.

Ja, diese Gartenblumen, dem Bürger, der nur selten die Sorgen des Alltagslebens hinter sich läßt und aus dem Häusermeer der Großstadt heraustritt, ihm stehen sie leider näher, weit näher als die Blüten der heimischen, der deutschen Erde, in der auch wir wurzeln mit allen Fasern unseres Herzens, und doch sind auch ihm die Gartenblumen Fremdlinge, deren Wesen er meist nur oberflächlich kennt. Wenn diese Gartenblumen sprechen könnten, sie würden uns mancherlei erzählen, erzählen von fernen Ländern, denen sie entstammen, und erzählen von vielen und einschneidenden Veränderungen, die sie unter den Händen des Menschen erfahren haben, der sie oft unbewußt zu vollständigen Sklaven gemacht hat, die sich auf natürlichem Wege gar nicht mehr fortzupflanzen vermögen.

Abb. 4. Einfache Märzveilchen.

Abb. 5. Gefülltes Veilchen.

Es sind freilich nicht alle Gartenblumen Fremdlinge, viele erinnern durch ihre ganze Erscheinung an wilde Blumen der heimischen Flora. Sehen wir uns nur einmal die Blumen an, die jetzt im Garten auf den Beeten und auf den Rabatten blühen. Unter diesen Blühern befindet sich das Gartenstiefmütterchen mit seinen weißen, gelben, blauen, oft auch fast schwarzen Blüten, die sich durch ungewöhnliche Größe auszeichnen, das gefüllte weiß und rot blühende Gänseblümchen und das Veilchen. Die Stiefmütterchen der Gärten stammen vom wilden Stiefmütterchen (Viola tricolor) ab, das ungesehen im Kornfelde blüht, die gefüllten Gänseblümchen oder Tausendschönchen sind Abkömmlinge des gemeinen Gänseblümchens (Bellis perennis Abb. 3), das eines der lästigsten Unkräuter des Gartenrasens ist, und die edlen Veilchen haben unser Märzveilchen (Viola odorata Abb. 4) zur Stammmutter. Die heimischen Blumen, deren Zierwert man erkannte, sind schon früh in die Gärten eingeführt worden. Im Garten, im kultivierten Boden, zeigt die wilde Blume schon bald oft sehr auffallende Veränderungen. Der Wildling, der hier unter den Augen eines kundigen Pflegers wächst, der ihm einen seiner Eigenart entsprechenden Platz anweist, ihm reichliche Nahrung, bei

Abb. 6. Strauß aus gefüllten Veilchen.

Digitized by Google

Dürre reichliche Bewässerung spendet, ihm Schutz gewährt gegen Feinde jeder Art, fühlt sich, soweit er sich derartigen Liebesdiensten überhaupt zugänglich zeigt, bald wohl im Garten, er verschmerzt dann nicht nur die Gefangenschaft, in die er ja in Wirklichkeit geraten ist, sondern beginnt auch dem Züchter die Pflege zu danken. Die wilde Pflanze wird im Garten kräftiger und stattlicher, damit ist aber der Züchter nicht zufrieden, die Blume entspricht vielleicht in Bau, Form oder Größe nicht seinen Wünschen und er beginnt nun die Natur zu korrigieren. Hierzu wird man zunächst den einfachsten Weg, den Weg der Zuchtwahl, beschreiten. Die Pflanzen vermehren sich bekanntlich hauptsächlich auf geschlechtlichem Wege, durch Samen. Gelangt etwas Staub der männlichen Organe, der Staubfäden, auf die weiblichen Organe, die Griffel der Blüte, so ist die Befruchtung vollzogen, die Blumen haben dann den ihnen von der Natur vorgeschriebenen Zweck erfüllt, sie beginnen rasch zu verblühen, und die Samen gelangen zur Reife. Nicht alle Blüten sind so beschaffen, daß sie sich sicher selbst befruchten oder daß die Vermittelung des Windes zur Erfüllung dieses Liebesdienstes genügt. Viele Blumen sind zur Befruchtung auf Insekten, oft auf ganz bestimmte Insektenarten angewiesen. Diesen Insekten und nicht uns Menschen zuliebe sind die Blumen bunt gefärbt oder mit Düften ausgestattet. Die auffallenden Farben und die Düfte, die nicht immer auf die Geruchsnerven des Menschen eine angenehme Wirkung ausüben, haben nur den einen Zweck, durch Heranlockung der Insekten den Bestand der Pflanzen zu sichern. Die Insekten fliegen von Blume zu Blume, überall von süßem Honigsaft naschend und sie unbewußt dabei befruchtend. Die befruchteten Blumen reifen Samen, die Samen fallen aus und keimen. Das ist der natürliche Gang, wie er sich ohne Einwirkung des Züchters vollzieht.

Abb. 7. Das Befruchten der Petunien durch Arbeiterinnen.

Digitized by Google

Abb. 8. Blüte der nicht vervollkommneten Begonie.

Abb. 9. Einfache und gefüllte Blütenbegonien.

Der Züchter, der die Vervollkommnung von Pflanzen auf dem natürlichsten Wege, der Zuchtwahl, anstrebt, einem Wege, den auch der Tierzüchter geht, kennt seine Pflanzen ganz genau und überwacht sie mit scharfen Augen. Schon aus den Saatbeeten werden alle Schwächlinge entfernt und erbarmungslos dem Komposthaufen überliefert. Den kräftigen, zur Zucht bestimmten Pflanzen wird die sorgfältigste Pflege gegeben, ihre einzelnen Blüten werden genau gemustert, und diejenigen Blumen, die sich durch Größe, vollendete Form und edlen Bau auch nur ganz wenig von dem großen Heere ihrer Schwesterblüten unterscheiden, werden durch ein um den Blütenstiel gebundenes Bastfädchen oder auf andere Art gezeichnet. Den von so gezeichneten Blüten gereiften Samen sammelt der Züchter gesondert, um ihn im kommenden Jahre zu seiner eignen Aussaat

zu verwenden. Mit dieser Aussaat, die nun schon verhältnismäßig vollkommenere Blüten als diejenigen des Vorjahres liefert, wird nun wieder genau ebenso verfahren, wie vorstehend geschildert. Bei derartiger Zuchtwahl lassen sich schon im Verlauf von wenigen Jahren unsere Sommerblumen und Stauden zu denkbar größter Vollkommenheit bringen. Genau so wie die Tierzüchter, so legen auch unsere Samenzüchter auf die Zuchtwahl den größten Wert. Der gewissenhafte Züchter wird immer nur die Samen der schönsten Pflanzen zur Aussaat verwenden. Wer einmal im Hochsommer in den weltberühmten Orten für Sommerkultur, in Erfurt oder Quedlinburg, durch die schier endlosen Blumenfelder gewandelt ist, dem werden hier allenthalben Stäbe aufgefallen sein, die da und dort aus dem Blütenmeer hervorragten. Gewiß haben die Beschauer vergeblich über den Zweck nachgedacht, welchen diese Stäbe, die lose bei einzelnen Pflanzen steckten, denen sie nicht zur Stütze dienten, erfüllen sollen. Wenn die Blumenfelder im vollen Flore prangen, gehen die Obergärtner oder ihre kundigen Gehilfen durch die schmalen Feldwege, jedes einzelne der Millionen Pflänzchen mit scharfem Blick zu mustern. Die Auserwählten, die bei dieser Musterung Gnade vor den Augen des Fachmanns finden, werden mit einem Stabe gezeichnet. Beginnt späterhin die Sommerernte, so werden die Samen von den gezeichneten Gewächsen, die sich je nach Beendigung des Flores von den Durchschnittspflanzen nicht mehr unterscheiden, gesondert gesammelt. Diese gesondert gesammelten Samen bestimmt der Züchter stets für seine nächstjährige eigne Aussaat, die übrigen gibt er in den Handel. So verbessert der Züchter von Jahr zu Jahr die Blumen, und die Vorteile hiervon zieht natürlich der Gartenfreund, der hoffen darf, aus dem bezogenen Samen jährlich schönere Blumen zu erziehen, soweit die betreffende Blumenart noch verbesserungsfähig ist.

Durch diese Zuchtwahl lassen sich natürlich nur Pflanzen vervollkommnen, die konstant sind, bei denen also die Sämlinge wieder die Eigenschaften der Mutterpflanze aufweisen. Vereinzelte Rückschläge kommen natürlich auch bei konstanten Pflanzen vor. So werden sich unter den Sämlingen einer ihres Zwergwuchses halber geschätzten Sorte immer einige hochwachsende, unter den Sämlingen einer großblumigen Varietät immer

Abb. 10. Großblumige Petunie mit gefransten Blüten.

einige kleinblumige befinden, doch erkennt der Züchter derartige Rückschrittler bald und entfernt sie aus den Beeten, für sie ist kein Platz im Garten.

Schon auf dem Wege der Zuchtwahl, welche die Vervollkommnung des Wuchses, die Verbesserung der Blüten oder Früchte und die Erhöhung der Fruchtbarkeit anstrebt, läßt sich viel erreichen. Stiefmütterchen, Veilchen und Gänseblümchen, um wieder auf die oben herangezogenen Beispiele zurückzukommen, liefern uns die schönsten Beweise hierfür. Man sollte es kaum glauben, daß die gärtnerische Züchtungskunst in das Leben eines Blümchens, wie es das Veilchen ist, so tiefschneidend eingreifen konnte. Aus der unscheinbaren Frühlingsblume ist eine Alltagsblume geworden, zu jeder Zeit im Jahre sind unsere Veilchen jetzt alltägliche Erscheinungen, die Blüten, die sich bei der Stammart schüchtern unter den Blättern verstecken, werden stolz auf langen Stielen getragen, sie haben bei einzelnen Sorten eine derartige Größe erreicht, daß sich ein Thalerstück bequem mit ihnen bedecken läßt, und auch die Blütenfarbe hat mannigfache Abweichungen erfahren. Ähnlich steht es mit dem Gänseblümchen, das der Volksmund „Tausendschön" nennt. Man betrachte nur die Abbildungen 3 und 2, die unscheinbare Stammmutter und ihre stolzeste jüngste Tochter, die gefüllte Sorte, „Die Braut," die von der Gärtnerei J. Lambert und Söhne eben zur Einführung gelangt ist. In gärtnerischen Kreisen führt diese Sorte den Spitznamen „langstielige Braut," weil sie ihre Blüten auf sehr langen Stielen trägt. Die Blumen sind ungewöhnlich groß, gewölbt, dicht gefüllt und erscheinen unermüdlich, sie sind aber auch unfruchtbar geworden. Auf natürlichem Wege läßt sich diese Sorte nicht mehr fortpflanzen, sie reift keinen Samen. Wie so oft, so hat die Natur auch hier dem Züchter ein energisches Halt zugerufen: „Bis hierher und nicht weiter," das Erreichbare ist erreicht.

Die wunderbarsten Erfolge erreicht der Züchter oft durch künstliche Kreuzungen, durch Übertragung des Blütenstaubes aus der Blüte einer Art auf die Blüte einer verwandten Art. Solche Kreuzungen werden ja auch oft in Wald und Feld durch Wind und Insekten herbeigeführt, und die aus ihnen hervorgehenden Pflanzen pflegt man als Varietäten zu bezeichnen. Auch in den Samenkulturen führen Wind und Insekten derartige Kreuzungen herbei, die hier aber dem Züchter meist recht unerwünscht sind,

Abb. 11. Blüte der nicht vervollkommneten Petunie.

weil durch dieselben die Vorzüge einzelner Sorten vernichtet werden können. Derartigen Kreuzbefruchtungen beugt der Züchter vor, indem er die Arten und Sorten einer Gattung nicht auf nebeneinander gelegene Felder, sondern möglichst getrennt voneinander anpflanzt. Sind auch den Züchtern die regellosen Kreuzbefruchtungen durch Winde und Insekten nicht angenehm, obwohl sie mitunter manch wertvolle Züchtungen herbeiführen, so nimmt er doch selbst Befruchtungen auf künstlichem Wege vor, wenn sich ihm durch dieselben Aussichten auf die Erlangung schätzenswerter Neuheiten eröffnen. Gar oft ist es gelungen, die Vorzüge, die sich geteilt an zwei verschiedenen Pflanzen befanden, durch Kreuzung dieser beiden auf einen Nachkömmling zu vereinen. Da ist eine schöne, aber hinfällige tropische Pflanze, die in einer nordischen Pflanze eine schlichte, aber dauerhafte Verwandte hat. Was liegt näher, als den Blütenstaub der tropischen Schönheit auf ihre nordische Schwester zu übertragen? Eine Portion Samen bildet das nächste Resultat dieser Befruchtung und aus dem Samen gehen vielleicht tausend Pflänzchen hervor. Wenn sich unter diesen tausend auch nur eine Pflanze befindet, die die Erwartungen des Züchters befriedigt, so winkt ihm reicher Lohn. In der Hauptsache sind Befruchtungen nur bei Pflanzen erfolgreich, die ein und derselben Gattung angehören, oft auch innerhalb einer Familie unter Vertretern verschiedener Gattungen, „Blutsverwandtschaft" muß aber unter allen Umständen vorhanden sein. Die künstliche Befruchtung, die oft nur eine Selbstbefruchtung ist und sich dann als ganz mechanische

Arbeit darstellt, wird im Gartenbau sehr häufig angewendet. So mancher fremde Blüher will gutwillig in unserem rauheren Klima keinen Samen ansetzen und muß durch künstliche Übertragung seines Blütenstaubes hierzu gezwungen werden. Die Künstlerin hat in der Gärtnerei von J. C. Schmidt in Erfurt einfache Tagelöhnerinnen beim Befruchten der Petunienblüten belauscht und diese Thätigkeit in lebensvollem Bilde (Abb. 7) dargestellt. Die künstlichen Befruchtungen werden in den Mittagsstunden sonniger Tage ausgeführt und man bedient sich hierzu meist eines feinen Haarpinsels.

Wenn das künstliche Befruchten zum Zwecke der Züchtung neuer Arten vorgenommen werden soll, so erfordert es nicht geringe Kenntnisse. Der Züchter muß dann zielbewußt verfahren, sich genau über das klar sein, was er erreichen will; er muß dann eine Selbstbefruchtung verhüten. Die zu befruchtenden Blumen werden völlig getrennt von ihren Schwestern und so aufgestellt, daß sie auch gegen Besuche von Insekten geschützt sind. Noch bevor die zu befruchtende Blüte ganz erblüht ist, entfernt der Züchter mit einer Pincette ihre Staubfäden und schließt hierdurch eine Selbstbefruchtung möglichst aus. Unterhalb jeder befruchteten Blüte wird nach erfolgter Befruchtung ein kleines Etikett befestigt, welches den Namen der Mutterpflanze und der Art oder Sorte trägt, mit welcher sie gekreuzt ist, damit später über die Abstammung der Nachzucht keine Zweifel bestehen. Bei vielen Pflanzen, namentlich bei solchen, die von Natur aus sehr zur Varietätenbildung hinneigen, sind die überraschendsten Erfolge durch Kreuzungen erreicht worden, so z. B. bei den Rosen, die in mehreren tausend Sorten unsere Gärten schmücken. Welche Wandlungen treten da im Wuchse, in der Form, Färbung, Füllung und im Dufte der Blüten auf und welche unerschöpfliche Gestaltungskraft der Natur tritt uns in diesen Varianten entgegen! Es ist noch gar nicht abzusehen, wohin wir schließlich durch die unermüdlichen Züchter gelangen, denn jedes neue Jahr bringt wieder schönere oder absonderlichere Züchtungen. Verschiedene unserer Abbildungen zeigen die Fortschritte der Varietätenzüchtung. Abb. 1 stellt vollendete Clematis- oder Waldrebensorten aus der Gärtnerei von F. C. Heinemann in Erfurt dar, die uns auch zu einigen anderen Zeichnungen herrliche Blüten bereitwillig zur Verfügung stellte. Wie unscheinbar sind im Verhältnis zu diesen edlen Waldreben die zierlichen Blüten der heimischen weißen Waldrebe oder des Hexenzwirns, die wir auf dem Bilde unten sehen. Aber dieser Hexenzwirn, der manches Landhaus malerisch umwuchert, im Walde lustige Brücken und Festons von Ast zu Ast, von Baum zu Baum schlägt, leistet den Züchtern wichtige Dienste, auf seine Wurzeln werden die zarten Sorten durch Veredlung übertragen. Das unscheinbare Blümchen Abb. 8 ist eine Knollenbegonie von ehemals, die in Abb. 9 dargestellten einfachen und gefüllten Riesenblumen zeigen die durch Zuchtwahl und Kreuzungen verschiedener Arten entstandenen modernen Blütenbegonien, denen man jetzt den Wohlgeruch einimpft, welcher einer aus Bolivia zur Einführung gelangten bescheiden blühenden Art eigen ist, allen anderen Begonien aber fehlt. Abb. 10 zeigt die modernen riesenblumigen Petunien mit fein gefransten Blüten, Abb. 11 die kleine Petunie mit ganzrandiger Blume von ehedem. Der in Abb. 12 dargestellte wilde Klatschmohn hat eine gefüllte Gartenschwester, er ist nur ein unscheinbares Blümchen im Vergleich mit dem von Natur aus riesenblumigen orientalischen Mohn (Abb. 13), der gleichfalls schon mannigfache Veränderungen in der

Abb. 12. Wilde Klatschrosen.

Abb. 13. Riesenblumiger orientalischer Mohn.

Digitized by Google

Abb. 14. Stauden-Flammenblume.

Kultur erfahren hat. Eine Blume, die neben dem Mohn zum Leidwesen des Landwirtes im Getreide wuchert, die Kornblume, verdankt unserem unvergeßlichen Heldenkaiser Wilhelm, der sie zu seiner Lieblingsblume erkor, ihren Einzug in die Gärten, in denen sie vielfache Veränderungen erfahren hat. Abb. 19 zeigt links die wilde Kornblume, rechts die gelbe wohlriechende Kornblume, die freilich nicht von der ersteren abstammt.

Nicht immer sind hervorragende Züchtungen die Erfolge zielbewußten Strebens, oft wirft auch die Natur dem Züchter eine Zufallsblume in den Schoß, ein Wunderkind, von dem man nicht weiß, woher es kommt, und das auch spurlos wieder verschwindet, wenn der Gärtner nicht die Augen offen hält. Solche Zufallszüchtungen sind oft die Ergebnisse von Kreuzungen durch Insekten, oft auch Naturspiele, über deren Wesen sich die Wissenschaft noch nicht klar ist. Eines der merkwürdigsten dieser Naturspiele aus dem Reich der Sommerblumen ist die Stern-Flammenblume (Abb. 15), sie trat in der Gärtnerei von Martin Grashoff in Quedlinburg in einem mit gewöhnlichen Flammenblumen bepflanzten Felde hervor. Der Samen wurde geerntet und ausgesät und ergab zur Überraschung des glücklichen Finders konstante Nachzucht. Die Abweichungen, die diese Stern-Flammenblume gewöhnlichen Flammenblumen (Abb. 14) gegenüber zeigt, treten schon bei flüchtiger Betrachtung der Bilder auffällig hervor.

Naturspiele haben wir auch in den meisten gefüllten Blumen vor uns, die nicht immer schön sind und denen übrigens die gegenwärtige Geschmacksrichtung nicht hold ist. Sät man Samen von einfachen, zur Variantenbildung neigenden Gewächsen aus, so findet sich mitunter unter den auflaufenden Sämlingen der eine oder andere mit gefüllten Blumen. Die meisten dieser gefüllt blühenden Spielarten lassen sich übrigens auf natürlichem Wege nicht konstant fortpflanzen, der von ihnen gewonnene Same liefert wieder fast ausschließlich einfach blühende Pflanzen. Bei den sogenannten Korbblüten erfolgt die Füllung durch Verwandlung der Scheibenblümchen in Strahlen oder Röhrenblümchen, und die gefüllten Korbblumen, so Sonnenrosen, Astern u. a., lassen sich echt aus Samen fortpflanzen.

Abb. 15. Stern-Flammenblume.

Digitized by Google

Abb. 16 zeigt Gaillardien, links als einfache, rechts als gefüllte Blumen, bei denen sich sämtliche Scheibenblümchen in Röhrenblümchen verwandelt haben. Bei allen nicht zu den Korbblütlern oder Kompositen gehörigen Blühern, so bei den Veilchen (Abb. 6), wird die Füllung durch Verwandlung der männlichen Blütenorgane, der Staubfäden, in Blumenblätter erreicht. Haben sich sämtliche Staubfäden in Blumenblätter verwandelt, dann ist die Blüte unfruchtbar geworden. Manche gefüllte Blüten

Abb. 16. Einfache und gefüllte Gaillardien.

sind ganz geschlechtslos. Dieser Umstand läßt es begreiflich erscheinen, daß die gefüllten Blüten monströse Gestalten sind, die der Botaniker nur als Verkrüppelungen gelten läßt, die aber trotzdem oft edel und schön sind. Die übergroße Bevorzugung freilich, deren sich bisher alle gefüllte Blüten erfreuten, ist nicht gerechtfertigt; bei manchen Arten sind die einfachen Blüten weit schöner als die gefüllten. Sogar neben den schönsten der gefüllten Blumen, den Gartenrosen, können sich die einfachen Wildrosen ruhig sehen lassen, sie finden ja jetzt auch neben einfachen Georginen und Astern wieder ihren Weg in unsere Gärten. Abb. 17 zeigt Zweige der Wildrose, Abb. 18 eine Rose mit edler Füllung. An dieser neuen Rose, die in der Gärtnerei von Walter Dünsberg in Niederwalluf im Rheingau entstanden ist, fällt uns eine Eigentümlichkeit, ihre bunte Belaubung, auf. Wie werden wohl solch buntblätterige Pflanzen entstehen? so höre ich den Leser fragen.

Die buntblätterigen Pflanzen unserer Gärten sind fast durchweg sogenannte Sporte, seltsame Naturspiele. Als seltene Erscheinung entstehen nicht nur an Kulturgewächsen, sondern auch an wildwachsenden Pflanzen oft genug merkwürdige Triebe, die statt der grünen Blätter der Mutterpflanze ganz abweichend gefärbtes und gezeichnetes Laub tragen. Diese Abweichungen werden ebenso wie die hängenden Triebe, welche auf andere Stämme veredelt, die sogenannten Trauerbäume ergeben, durch Knospenvariationen hervorgerufen und sind bis heute wissenschaftlich noch nicht einwandsfrei auf-

geklärt. Im Garten, wo der Züchter seine Pflegebefohlenen immer vor Augen hat, entziehen sich die Sporte selten den wachsamen Augen. Erscheint ein Sport wertvoll, so wird ihn der Züchter fortzupflanzen bestrebt sein, was nur auf künstlichem Wege möglich ist. Ich verweise hier auf meinen im ersten Hefte erschienenen Artikel über die Geheimnisse der künstlichen Pflanzenvermehrung. Durch Sporttriebe entstehen vielfach auch Sorten mit abweichend gefärbten Blüten, die dann meist bis auf die Farbe völlig mit den normalen Blüten übereinstimmen. So ist die jetzt angebotene weiße Maréchal Niel-Rose ein Sport der allbeliebten alten gelbblühenden Maréchal Niel.

Abb. 17. Wilde Rosen.

An der Vervollkommnung unserer Blumen, an der Züchtung neuer und schöner Sorten sind keineswegs nur Berufsgärtner beteiligt. Es haben Landgeistliche, Lehrer, Ärzte und Privatleute hier bereits schöne Erfolge erzielt. Leider gelangen die Namen dieser glücklichen und talentvollen Züchter nur selten in die Öffentlichkeit. Der unbekannte Züchter darf es nicht wagen, seine Züchtungen in den Handel zu bringen, er muß das Verkaufsrecht an eine bekannte Gartenfirma abtreten, deren Namen einen Weltruf hat und den Käufern vertrauenswürdig erscheint. Manche deutsche Züchtung ist schon nach Frankreich gewandert, um über Nancy wieder für schweres Geld nach Deutschland zu gelangen.

Abb. 18. Buntblätterige Remontantrose (Rosa hybr. foliis tricoloribus).

Bevor der Züchter oder Käufer einer Neuheit dieselbe in den Handel geben kann, muß er natürlich einen entsprechend großen Vorrat herangezogen haben, was bei

schwierig zu vermehrenden Gewächsen oft viele Jahre dauert. Auch einen Namen muß die neue Züchtung tragen. Von der richtigen Wahl dieses Namens ist oft der Erfolg des Geschäfts abhängig. Da nennt ein Züchter seine neue Kartoffel „Weltwunder," seine schnellreifende Erbse „Telegraph" oder „Telephon," eine dunkelfarbige Blume „Mohrenkönig" oder „Zulukaffer" u. s. f. Oft sucht man auch Fürsten, bedeutende Staatsmänner und hervorragende Züchter, aber auch gute Freunde und Kunden, zu ehren, indem man deren Namen seltenen Blumenzüchtungen beilegt, und manche schöne Blume hat schon einen bisher wenig bekannten Namen in der ganzen civilisierten Welt bekannt gemacht und ihm so zu einer gewissen Berühmtheit verholfen.

Abb. 19. Wilde und gelbe wohlriechende Kornblumen.

Ruhelos.

(Abdruck verboten.)

Im Schlummer ruht die Welt. Es regt sich kaum
Ein Lüftchen mehr in all den schlanken Zweigen;
Das Vogelpaar im nahen Lindenbaum
Duckt sich im Neste schon in tiefem Schweigen.
Auf weißem Sand zerrann der Welle Schaum, —
Noch atmet leis die Flut, zu der im Traum
Sich nickend tief des Grases Halme neigen.

Mir ist, als senkt' mit leisem Flügelschlag
Rings auf die Welt sich Gottes Friede nieder.
— Wie war so schwül und drückend auch der Tag,
Wie brennen thränenmüde meine Lider!
Du heißes Herz mit deinem bangen Schlag,
Das doch so lang' einst schlafbefangen lag —
Kehrt dir denn niemals deine Ruhe wieder?

Hedwig Gräfin Rittberg.

Digitized by Google

Novellette

von

Ant. Andrea.

Mit acht Abbildungen von **Alexander Zick.**

(Abdruck verboten.)

Es war am Tage der heiligen drei Könige. Über Rom blaute ein Himmel, der mehr vom Lenz als vom Winter an sich hatte. Für die kleinen Leute war es ein Festtag — die Einleitung zu dem Abend der Befsana, des lustigen Weibchens, das alt und kinderlieb wie Herr Ruprecht ist. Auf der Piazza Navona werden ihr zu Ehren die schönsten Buden aufgebaut, Schmucksachen, Spielzeug und Naschwerk feilgehalten, und sobald der Abend anbricht, wimmelt es hier von Käufern, Schaulustigen, Kindern, Liebespaaren und müßigem Allerleigesindel, das sich amüsieren und harmlose Passanten nasführen will. Junge Burschen und Mädchen mit Posaunen, Trompeten, Deckeln und Blechtöpfen versehen, schwärmen durch die Straßen unter dem Spektakel ihrer Höllenmusik — die Posaune darin als Hauptinstrument. Sie ist das Attribut der Befsana, wie der Straßenlärm ihr traditionelles Recht, das keine Guardia anzutasten wagt. Den artigen Kindern beschert sie nachts im Kamin, wo jedes einen Strumpf vor dem Schlafengehen aufhängt. Die hübschen Mädchen zu beschenken, überläßt sie den jungen Burschen, die zu diesem Zwecke die prangenden Buden auf der Piazza Navona unsicher machen.

Ach, Marietta, die schwarzäugige Flickerin und Kunststopferin, dachte mit Wehmut an die Zeiten, wo sie die Befsana „mitzumachen“ pflegte! Jetzt? Lieber Himmel, wenn man ein alleinstehendes Mädchen ist und obendrein aus Mangel an Vater und Mutter sein Brüderchen zu erziehen hat, muß man doppelt gesetzt und ehrbar sein.

Freilich, ihr konnte in ganz Trastevere, wo doch die schlimmsten Klatschweiber zu Hause waren, niemand 'was Anstößiges nachsagen. Die Nachbarn meinten, sie sorgte besser für den kleinen Carlino, als je ihre Mutter selig hätte thun können. An dem Tage nämlich, als er geboren wurde, hatte die gute Frau einen Knacks in ihren Verstand bekommen, weil denselben Abend die Leute ihr ihren Mann aus einer Spelunke brachten, mit einem Messerstich im Halse, der ihn ein für allemal von seinem liederlichen Lebenswandel kurierte.

Carlino gedieh unter der Pflege seiner Schwester vortrefflich. Er hatte ein Gesichtchen rund und rosig wie ein Granatapfel und trug stets ein so sauberes Hemdchen, daß die alte Apfelsinenfrau geradeüber sagte, bei den schlechten Zeiten sollte Marietta lieber sparsamer mit Wasser und Seife umgehen.

Nun, daß Carlinchen wie sie selbst allezeit appetitlich zum Anbeißen aussah, das war am Ende kein Fehler, wenigstens nicht in den Augen der jungen Burschen von Trastevere; anders stand es mit ihrer bekannten Familienarmut. Man wollte wissen, daß, als die arme Mutter noch lebte, und Marietta für drei Mäuler Brot zu schaffen hatte, Carlinchen ein kleines

Digitized by Google

Bettelgeschäft auf der Piazza di Spagna führte, das ihm manches Mal die Tasche mit Soldi gefüllt hätte. Er war ein allerliebster Bimbo. Alle reichen „Inglesine“ — die jungen Engländerinnen — verliebten sich der Reihe nach in ihn.

Seit Marietta ihn bemutterte, durfte er nie mehr auf eigne Hand nach der Piazza di Spagna gehen, viel weniger noch sich unter die Modelle auf der berühmten Treppe setzen.

Einen gab es allerdings, der vergaß auch ihre Armut und ihre Familie, wenn er in Mariettas dunkle Augen schaute: der hübsche, schlanke Goldarbeiter Marco vom Campo Marzo. Er war leidenschaftlich verliebt in sie und eifersüchtig auf alles, was vom männlichen Geschlecht mit ihr in Berührung kam. Leider wollte sein Vater, ein flottes, lebenslustiges Herrchen, nichts von einer „Bettelheirat“ wissen. Er ging nämlich selbst auf Freiersfüßen, seitdem er vor knapp einem Jahr zum dritten Mal Witwer geworden war.

„Wenn du durchaus 'ne Frau willst, Jungchen,“ sagte er zu seinem Sohne, „dann nimm dir die dralle Pamela vom Campo de' Fiori; die mit ihren 5000 Lire Mitgift ist 'ne gute Partie für dich.“

„Ich kann sie nicht ausstehen! Sie hat 'ne Taille wie eine Kuh und riecht ewig nach Fett.“

„Versteht sich, dafür ist sie die Tochter eines Fritlajuolos, der die beste Garküche in seinem Viertel hält. Vergleiche sie bloß 'mal mit deiner Bettelmamsell!“

„Das thue ich, und darum kann ich Pamela nicht leiden,“ entgegnete Marco. „Meine Marietta sieht aus wie eine Signorina, und Manieren hat sie wie eine Prinzessin.“

„Desto schlimmer für sie, wenn so eine Poveraccia auch noch die Zimperliche spielt.“

So war es nun schon seit einem halben Jahr. Marco wurde immer bleicher und melancholischer bei dem aussichtslosen Schmachten nach Marietta, und Don Vincenzo, sein Vater, liebängelte für ihn mit der dicken Pamela.

Diesen Morgen, ehe Marco nach seiner Werkstatt ging, sprach er bei Marietta vor. Sie hatte ihr Stübchen schon so blitzblank, daß es eine Freude war, einzutreten, und bereitete am Herde eine Minestra von Maismehl, während Carlino sich noch in seinem kleinen Alkoven auf der Matratze rekelte und seine Strümpfchen maß: der längste sollte nämlich den Abend in den Kamin gehängt werden. Er kam aber nicht damit zustande. Immer erschien ihm gerade der am längsten, den er als den kürzeren zurückgelegt hatte.

„Morgen, Carlino!“ rief Marco vertraulich und setzte sich zu dem Kleinen. „Ebbene, was sagst du? Heut nacht kommt die Befsana. Hast du 'nen hübsch langen Strumpf zum Aufhängen?“

„Sehr lang ist er nicht,“ erwiderte Carlinchen kleinlaut. „Mariettas sind länger.“

„Was soll denn alles hineingehen?“

„'ne Tromba.*) Die schönste und größte, die auf der Piazza Navona zu finden ist,“ rief der Bimbo begeistert.

„Na, Bonbons und Mandarinen möchtest du doch auch haben?“

„Ja; aber erst 'ne Tromba, Don Marco! Das ist das Beste, was ein ordentlicher Junge haben kann.“

„Ebbene, wir werden sehen, was die Befsana dazu sagt. Aber in dein Strümpfchen geht doch keine hinein.“

„Könnt Ihr mir nicht einen von Euren leihen, Don Marco?“ fragte der Kleine eifrig.

„Jawohl. Wenn Marietta es erlaubt, sollst du den größten Strumpf in ganz Rom haben.“

„Du bist ein Äffchen, Carlino!“ rief Marietta dazwischen. „Männer tragen doch nur Socken. Frauenstrümpfe sind viel länger. Ich werde dir einen von meinen geben.“

„Wollt Ihr den nicht lieber allein in den Kamin hängen?“ fragte Marco, der das junge Mädchen fortwährend mit den Augen verschlang. „Was die Befsana einem beschert, das muß man doch annehmen.“

Sie lachte; aber sie errötete; denn sie verstand, worauf Marco anspielte.

„Ja, wirklich, Marietta,“ fuhr er leise fort, während er sich zu ihr an den Herd stellte, „es ist eine Schande für mich, daß Ihr weder eine Kette noch einen Ring von mir annehmen wollt.“

„Ich habe ja das hübsche Madonnen-

*) Posaune.

bildchen von Euch in meinem Amulettsäckchen," entgegnete das Mädchen. „Wozu sollen die Leute mich mit Schmuck behangen sehen? Damit sie sagen: das hat die Poverina von dem reichen Marco, ihrem Amante? Nein, Marco! Wenn wir auch in unserem Herzen Liebesleute sind, äußerlich können wir nur gute Freunde bleiben, solange Euer Babbo nicht will, daß ich Eure Frau werde."

Aber der junge Mann bat und schmeichelte: „Via, Marietta! Thu's mir diesmal zur Liebe. Ich hole dich heut abend ab, und du suchst dir auf der Piazza Navona ein hübsches, goldenes Kettchen um den Hals aus."

Er wollte den Arm um sie legen; sie machte sich aber los und sagte: „Ach, quäle mich nicht immer, Marco. Du weißt, was ich für dich thun kann, dazu lass' ich mich nicht erst nötigen . . . Erlaubt — ich muß meinen Carlino nett machen."

„Hast du 'nen hübsch langen Strumpf zum Aufhängen?" (Seite 343.)

Lachend nahm sie den Bimbo, wie er war, in seinem Hemdchen, an das Waschgefäß und tauchte ihn bis an den Hals hinein; dann bearbeitete sie ihn mit der Seife, daß der Schaum spritzte.

Madonna, was für ein Mädchen! Eine wahre Perle.

Marco bewunderte sie mit beiden Augen: beneidenswert der kleine Bengel unter ihren lieben, fleißigen Händen! Viel fehlte nicht, so wäre er eifersüchtig auf ihn geworden.

Nachher nötigte Marietta auch ihn zum Frühstück — etwas befangen, als ob die herrliche Minestra nicht gut genug wäre für den verwöhnten Marco. Er hätte für sein Leben gern mitgegessen; aber die Schicklichkeit gebot ihm, es abzuschlagen.

„Ich muß machen, daß ich in mein Geschäft komme," sagte er. „Also heut abend, ja?"

Marietta blieb indes standhaft:

„No, grazie, Don Marco! Ich kann wirklich nicht. Es würde den Leuten bloß was zu reden geben. Außerdem — — meinen Carlino werde ich doch nicht den ganzen Abend allein lassen."

Marco legte sich nochmals aufs Bitten, obgleich ihm bei seinem leidenschaftlichen Temperament schon der Aerger zu Kopfe stieg. Selbstverständlich hielt er Mariettas Widerstand für Trotzköpfigkeit und wurde darüber aufgebracht.

„Na, wenn Ihr durchaus nicht wollt, Signorina, zwingen kann ich Euch nicht," rief er zornig, stülpte seinen Hut auf und warf beim Hinausgehen so heftig die Thür zu, daß Carlino erschrocken seinen Löffel fallen ließ.

„Ist Don Marco böse auf uns?" fragte er.

„Ach was!" entgegnete Marietta. „Die Zugluft stand gerade auf der Thür."

Im stillen fühlte sie sich aber doch gekränkt über Marcos Heftigkeit. Ohne Gruß war er fortgegangen, als ob sie ihn groß beleidigt hätte. Konnte er sich nicht denken, daß sie ihr eignes Herz bezwingen mußte? Nur zu gern wäre sie mitgegangen.

Digitized by Google

Sie durfte sich aber nicht mit ihm ins Gerede bringen — um seinetwillen nicht. Nie sollte sein Vater das Recht haben, gering von ihr zu denken! Wenn sie auch arm war, sie hatte ihr Ehrgefühl so gut wie eine Signorina und besser als Pamela, die sich Marco längst an den Hals geworfen hätte, wenn er nur wollte . . .

„Per Bacco, Junge, du siehst ja aus, als ob dir dein Weizen verhagelt wäre!" sagte Don Vincenzo zu seinem Sohn, der den Nachmittag mürrisch nach Hause kam. „Hast du dich mit der Bettelmamsell veruneint?"

Marcos düsteres Schweigen hielt er mit Recht für eine Bejahung.

„Wohl wegen eines Befanageschenkes?" fragte er pfiffig, denn ihm konnte das nur lieb sein.

„Jawohl; aber anders, als du denkst, Babbo! Sie will sich nichts von mir schenken lassen. Sie hat noch nie etwas von mir annehmen wollen."

„So, so — — auf die Art! Kenne das, mein Junge. Im allgemeinen sind die Weiber so, manchmal anders. Deine scheint eine von denen zu sein, die anders sind. Sie will's damit erreichen, daß sie dich zappeln läßt. Das sind die gefährlichsten. Ich sage dir, hier ist 'ne prachtvolle goldene Halskette, die sollst du Pamela schenken — extra dafür gekauft. Die erhört dich und macht dich zu einem glücklichen, angesehenen Manne: verlaß dich drauf!"

„Nein!" Marco wehrte sich gegen die Versuchung und die goldene Kette, die der Alte ihm vor der Nase blinkern ließ. Er konnte die Spötteleien seines Vaters nicht ertragen. Sie fielen wie Schmutzflecke auf die reine Seele seiner Liebsten.

„Marietta ist besser und mehr wert als Pamela mit all ihrem Gelde. Sie hätte von mir haben können, was sie wollte; aber immer ‚nein' — —"

„Imbecile,*) merkst du nicht, wo sie hinaus will? Dich will sie haben, um sich und ihre ganze Bettelverwandtschaft in ein warmes Nest zu bringen."

„Meiner ist sie sicher," entgegnete Marco trotzig. „Ich heirate keine andere als sie."

*) Einfaltspinsel.

„Oho!" Jetzt geriet auch Don Vincenzo ins Feuer. „Das wollen wir 'mal sehen. Gleich nimmst du diese goldene Kette und machst damit Pamela deinen Antrag. Wenn Ihr in vier Wochen nicht Mann und Frau seid, so jage ich dich aus dem Hause, ungeratner Bengel, und heirate Pamela selbst."

„In Gottes Namen, Vater!"

Marco ging in seine Kammer und ließ den Alten mit seinem Ärger und seiner väterlichen Autorität allein. Beide waren im Grunde nicht groß. Don Vincenzo bewunderte vielmehr die Charakterfestigkeit seines Sohnes.

„Die hat er ‚von mir, der Racker!" brummte er, während er die Halskette wieder einschloß. „Der Teufel soll mich holen, wenn er nicht ganz von meinem Schlage ist, der Bengel!"

* * *

„Mariettuccia, Zuckerschwesterchen, sage bloß der Befana, daß sie mir 'ne Tromba durch den Schornstein steckt!" das war den ganzen Tag Carlinchens Stoßseufzer gewesen. Am Abend wiederholte er ihn erst recht, denn nun sollte seine freudige Erwartung bald den Gipfel erreichen.

Marietta packte einen Korb mit Wäsche aus, den sie zum Ausbessern bekommen hatte. Es war Zeit, das Schmeichelkätzchen zu Bett zu bringen. Marietta hielt auf Ordnung in der Erziehung — außerdem wollte sie noch ein paar Kleinigkeiten für Carlinos Strumpf besorgen. An die Posaune mochte sie nicht heran, aus Rücksicht auf die Nachbarschaft. Aber Carlino ließ ihr keine Ruhe.

„Ich bin doch immer fürchterlich artig gewesen, Marietta!"

„I, sieh 'mal einer das Murmeltierchen!" lachte das junge Mädchen. „Jedenfalls — wenn die Befana keine bringt, war's noch nicht artig genug."

Carlinchen versicherte unter Thränen, es wäre genug. Kein Junge in Trastevere könnte artiger sein. In seinem Eifer dankte er schon in seinem Nachtgebet der lieben Madonna für die schöne Tromba, die er mit Hilfe der Befana morgen früh in seinem Strumpf zu finden hoffte.

Das rührte Marietta. Sie nahm sich vor, eine hübsche, bunte Posaune auf der

„Ich bin doch immer fürchterlich artig gewesen, Marietta!“ (Seite 345.)

Piazza Navona zu erstehen, sobald der Kleine eingeschlafen wäre.

Es war kurz nach neun, als sie leise ihre Thür zuschloß und ein großes Tuch über dem Kopf, das Haus verließ. Auf der Straße sah sie sich allerdings um, ob auch niemand sie bemerkte; aber auf der Piazza Navona, zwischen den Buden im Glanze von Pechfackeln und Windlichtern, recht im Gedränge der fröhlichen Menschen, glaubte sie sich sicher davor, daß man sie ansprechen oder erkennen würde: sie konnte also ihrer kindlichen Freude an dem bunten Kram und dem muntern Lärm freien Lauf lassen.

Mit einemmal geriet die wogende Menge ins Stocken. Ein wüstes Gejohle erhob sich. Man sah eine Bande von Masken, mit Posaunen und Topfdeckeln bewaffnet, die ein zierliches Herrchen, das sich wohl im Vorbeigehen mit ihnen geneckt haben mochte, über den Platz jagten. Der Verfolgte schrie, lachte und schimpfte kraus durcheinander, immerfort bemüht, irgendwo einen Unterschlupf zu finden. Das sah natürlich sehr drollig aus: alles drängte heran und amüsierte sich über den tollen Befanascherz.

„Corpo di Bacco — Donner und Doria!“ fluchte das Herrchen herzhaft und begann plötzlich um sich zu schlagen. Einer von der maskierten Bande hatte ihm nämlich den Hut vom Kopf gestoßen, einen sorgfältig gebürsteten Cylinder, der wahrscheinlich zertreten worden wäre, wenn nicht ein verhülltes Frauenzimmer, das keck dazwischen sprang, ihn in Sicherheit gebracht hätte.

„Achtung!“ schrie das Herrchen. „Es ist mein allerneuester.“

Johlend stürmten die Masken nun der Verhüllten, die niemand anders als Marietta war, nach. Sie flüchtete sich aber in die nächste Spielsachenbude, wo sie eben die Posaune für Carlinchen gekauft hatte.

„Schämt euch, einem anständigen Spaziergänger so mitzuspielen!“ rief sie unerschrocken über den Ladentisch herüber. „Das ist kein Befanascherz mehr, sondern eine Roheit.“

„Wetter, was für Augen funkeln dem Tuch herausfunkeln!“ rief eine von den Masken. „Will die Signorina es nicht 'mal abnehmen?“

Marietta nahm ihr Tuch nur noch fester zusammen.

„Macht, daß ihr fortkommt!“ schalt sie, „und laßt ehrbare Leute in Ruhe.“

Lärmend zogen die Masken weiter, und eine von den Verkäuferinnen in der Bude schob Marietta einen Schemel hin.

„Setzt Euch, Signorina! Ihr müßt Euch erst verpusten, ehe Ihr nach Hause geht. Ja, ja: Jugend hat keine Tugend!“

Marietta ließ das Tuch nach hinten gleiten, um sich abzukühlen. Ihr schönes Gesicht glühte. Sie hielt den fremden Hut auf ihren Knieen und strich ihn glatt.

„Eccomi — da bin ich! O danke schön,

Digitized by Google

Signorina! So 'ne Schwefelbande — — Gott soll mich bewahren!"

Es war das geneckte Herrchen, das in die Bude kam, keuchend und schweißtriefend. Bei dem Anblick seines Hutes und des hübschen Mädchens wurde ihm wieder wohl um das Herz. Er dienerte und lächelte einmal über das andere:

„Grazie, tausend Dank, Signorina! Das muß man sagen, Courage habt Ihr — molto coraggio!"

Marietta reichte ihm vorsichtig seinen Cylinder hin. „Bitte," sagte sie bescheiden, „ist sehr gern geschehen." Dann nahm sie ihre Posaune unter ihr Tuch und schickte sich an, nach Hause zu gehen.

Das Herrchen ließ sie aber nicht fort.

„Nein, Signorina, das geht nicht. Die Straßen sind zu unsicher für ein so allerliebstes Kind."

„Ich fürchte mich nicht. Ihr habt es gesehen."

„Ja, allerdings." Das Herrchen trippelte höflich neben Marietta her. „Indes — — Es ist Befana, nur einmal im Jahr, Signorina! Ihr habt mir meinen neuen Hut gerettet, nun dürft Ihr auch nicht ein Zeichen meiner Erkenntlichkeit verschmähen. Wollt Ihr gefälligst an diese Bude treten und ein nettes kleines Bijou auswählen? Was sagt Ihr zu dieser dreireihigen Korallenschnur?"

Eine Weigerung wäre in diesem Falle alberne Ziererei gewesen. Marietta ließ daher einen prüfenden Blick über die ausgelegten Herrlichkeiten schweifen. Sie hatte ihre Freude daran; für sich aber wählte sie eine ganz unscheinbare kleine Busennadel.

„Ma — no, no!" protestierte das Herrchen. „Das ist nichts, Signorina! Nicht einmal echt ist das Ding: ich verstehe mich darauf." Er betrachtete sie dabei voll Bewunderung. Ihre Schönheit, ihre Bescheidenheit, schließlich auch ihre Entschiedenheit in allem, was sie sagte, entzückten ihn.

„Wenn Ihr denn durchaus nicht anders wollt, Signorina —"

— — Zierlich zwischen den Fingerspitzen überreichte er ihr die Nadel. Sie war nicht zu bewegen, etwas anderes zu nehmen.

„Habt Ihr nicht wenigstens jemand zu Hause, Signorina, der gern Kuchen und Konfekt ißt — —"

„Der ist schon versehen, Signore!" unterbrach Marietta ihn lachend. „Er bekommt diese schöne Posaune."

Ein altes Weib, festlich mit einem bunten Kopftuch aufgeputzt, humpelte an das Paar heran.

„J — — was — — Mariettuccia! Trifft man dich auch 'mal, wo es lustig zugeht? Felice sera, Herzblättchen! Brauchst dich nicht vor 'ner alten Freundin zu genieren. Ich sag's nicht nach. Na — der Schatz — — der braucht's erst recht nicht zu wissen. Bist in feiner Gesellschaft, Zuckerkind! Bene — benissimo! Nichts für ungut, Herr — — Marietta und ich sind Nachbarinnen. Na — — viel Vergnügen, und 'ne gute Befana!"

Gott sei Dank, daß die Alte fort war. Marietta hatte wie auf Kohlen gestanden. Sie kannte ihre brave Apfelsinenfrau.

Morgen, ehe der Tag zu Ende war, wußte man in ganz Trastevere, daß Marietta diesen Abend mit einem fremden Herrn auf der Piazza Navona überrascht worden sei.

„Sie ist eine von der schlimmen Sorte, unsere Apfelsinenfrau!" bemerkte sie.

„Was Ihr sagt!" Das Herrchen wurde ganz Teilnahme.

„Ja, ja, vor so 'nem Klatschweibchen kann man sich nicht genug inachtnehmen. Ist es übrigens wahr, daß Ihr einen Schatz habt?"

Marietta errötete unter ihrem Umschlagetuch: „Ich bin wohl einem gut; aber mein Schatz ist er nicht, weil wir uns nicht heiraten können."

„Darf man fragen, warum nicht?"

„Nein, Signore!" entgegnete Marietta stolz. „Ich bin es nicht gewohnt, dem ersten besten auf der Straße mein Herz auszuschütten. Nehmt's nicht übel — und addio!"

Sie war froh, als sie ohne ein anderes Abenteuer zu Hause ankam. Eine Überraschung gab es allerdings auch hier. An der Thürklinke hing ein Säckchen mit Spielzeug und Konfekt, das konnte nur Marco gebracht haben. Ganz gewiß zürnte er ihr nun erst recht, weil sie allein ausgegangen war. Wenn er nur morgen gleich käme, daß sie ihm alles erzählen und Frieden mit ihm schließen könnte! Der

arme Burſche verzehrte ſich rein vor Eiferſucht . . .

Früh den nächſten Morgen lungerte der junge Goldarbeiter in der Nähe von Santa Maria in Trastevere, wo Marietta die Frühmeſſe zu hören pflegte. Heut kam ſie aber nicht. Wer auf ihn wartete, das war Donna Peppina, die Apfelſinenfrau. So ſchnell wie ihre ſteifen Füße es erlaubten, ſtürzte ſie über ihn her:

„Madonna Santa, welch eine Plage dies liebe Leben!“ keuchte ſie. Ihre ſchöne Neuigkeit hatte ſie die Nacht nicht ſchlafen laſſen. Sie war daher froh, ſie endlich an den rechten Mann bringen zu können.

In Marcos leidenſchaftlicher Seele brach ſofort ein Sturm los.

„Habt Ihr Euch nicht geirrt? War ſie's wirklich, Donna Peppina?“ fragt er bebend.

„Ich will nicht ſelig werden, mein Goldſohn, wenn ich ſie nicht mit meinen eignen geſegneten Augen geſehen habe — Arm in Arm mit dem fremden Herrn!“ Das letztere log ſie zwar; aber ſie hoffte, daß bei einer ſo großen Wahrheit ihre lieben Heiligen die kleine Lüge nicht anrechnen würden: „Vor der feinſten Bude ſtanden ſie. Mariettchen bekam natürlich ein prächtiges Geſchenk. Als ſie mich ſah, wurde ſie nicht ſchlecht rot. Das war das böſe Gewiſſen, figlio mio. Ja, ja, poverino: trau, ſchau, wem! Die ſchönſten Mädchen die ſchlimmſten Mädchen. Stille Waſſer ſind tief, und der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Ihr wißt, der Vater der Marietta — —“

„Kanntet Ihr den Mann, Donna Peppina?“ unterbrach Marco ihren Redeſchwall. Er kochte vor Eiferſucht und Wut.

„Ne, mein Sohn. Ein Trasteveriner war's wohl nicht, ſonſt hätt' ich ihn kennen müſſen. Es war einer, ſo in den beſten Jahren. Nehmt Euch bloß in Acht, Herzchen! Was ich doch ſagen wollte — — Ja, der Vater von dem Mädchen, der endete gerade, wie er gelebt hatte: male, malissimo.“

Marco wollte nichts mehr hören. Er floh vor der alten Hexe, die ſein Herz zerfleiſchte. Donna Peppina ſchaute ihm freundlich nach: die beiden hatte ſie glücklich auseinander gebracht. Madonna, wie einfältig doch dieſe jungen Verliebten waren!

Das glücklichſte Geſchöpfchen in Rom war an dieſem Morgen aber Carlinchen. Im Kamin hatte eine wunderſchöne Poſaune gehangen neben einem Strumpf, vollgepfropft mit Spielzeug und anderen guten Dingen. Er kreiſchte vor Vergnügen und warf ſeinen Schuh, den er in der Eile in der Hand behalten hatte, in die Luft:

„Evviva la Befana!“

Da wurde die Stubenthür aufgeſtoßen; Marco ſtand auf der Schwelle — bleich, zitternd und drohend.

„Seht bloß, Don Marco, was die geſegnete Befana mir alles gebracht hat!“ jauchzte der Kleine; „'ne wirkliche, große Tromba, 'ne Peitſche, ein Pferdchen, und Nüſſe und — —“

Aber Marco ſchob ihn unſanft aus dem Wege und ſteuerte auf Marietta zu, die überrumpelt von dem frühen Beſuch nicht wußte, wohin ſie den Beſen und das Aufwiſchtuch in der Eile verſtecken ſollte. Der junge Mann deutete ihre Verlegenheit anders. Er ſah darin das Zugeſtändnis ihrer Schuld.

„Du warſt geſtern abend doch ausgegangen!“ fuhr er ſie an. „Alſo nur nicht mit mir wollte das Fräulein gehen — — allein war's amüſanter, nicht? Du gingſt doch allein?“ Dieſe Haltung und dieſer Ton waren zu viel für die Gutmütigkeit des Mädchens. Sie warf das Köpfchen in den Nacken, entſchloſſen, ſich weder knechten noch ſchulmeiſtern zu laſſen. „Jawohl, allein,“ entgegnete ſie kurz.

„Nach der Piazza Navona?“

„Es wird wohl ſtimmen.“

„Ihr wußtet natürlich, daß Ihr dort nicht lange allein bleiben würdet!“ rief Marco heiſer, denn der Zorn ſchnürte ihm die Kehle zu.

Aber Marietta war auf dieſe Weiſe nicht einzuſchüchtern. „Wie meint Ihr das?“ fragte ſie trotzig.

„Daß Ihr Arm in Arm mit einem Signore gegangen ſeid,“ platzte er heraus, „der Euch einen hübſchen Schmuck gekauft hat und nach Herzensluſt ſchön mit Euch thun durfte.“

„So?“ rief Marietta, die Augen ſprühend vor Entrüſtung.

„Ebbene, Don Marco, Ihr ſcheint ja genau unterrichtet zu ſein.“

„Und ich — — ich muß genasführt beiſeite ſtehen. Nicht den kleinen Finger darf ich dem Fräulein anrühren. Aber

nun hat's ein Ende. Ich will wiſſen, woran ich bin."

Er ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch, daß Carlinchen ſich ſchreiend in einen Winkel flüchtete und Marietta erbleichend zurückwich. Doch nicht Furcht flößte er ihr ein in ſeiner ſinnloſen Leidenſchaft, vielmehr Mitleid — — Sie wußte es ja: hätte er ſie weniger geliebt, würde er nicht ſo aufgebracht geweſen ſein.

„Hört, Marco," ſagte ſie milder, „ehe Ihr Euch nicht beruhigt habt, nützt keine Auseinanderſetzung. Ihr würdet mir doch nicht glauben. Geht nach Hauſe! Morgen können wir uns beſſer verſtändigen."

Das reizte ihn noch mehr. Sie wollte ihn nur los werden.

„Nein," ſchrie er. „Ich gehe nicht von der Stelle. Ihr ſollt mir Rede ſtehen."

„Ich will aber nicht, daß Ihr die Nachbarn zuſammenſchreit!" entgegnete Marietta ſtreng.

„Als ob ich mir etwas daraus machte! Ich bin nicht wie Ihr: vor den Leuten geſittet, ehrbar, ſpröde; aber wenn es niemand ſieht — —"

„Nun iſt's genug!" unterbrach ihn Marietta glühend vor Empörung. „Ihr beſchimpft mich: das dulde ich von niemand — von Euch am wenigſten. Es iſt nicht wahr, daß ich meine Ehrbarkeit nur vor den Leuten zur Schau trage. Wer von uns beiden anders iſt, als er ſcheint, das ſeid Ihr. Ich hielt Euch für einen Mann von guter Erziehung; aber Ihr betragt Euch unverantwortlich — wie ein wildes Tier. Geht, ſage ich Euch! Seht Ihr nicht, daß Ihr meinen Carlino weinen macht?"

Marietta reichte ihm vorſichtig ſeinen Cylinder hin. (Seite 347.)

Marco packte ſie beim Arm und ſchüttelte ſie. Er war außer ſich.

„Ich will's erſt wiſſen: haſt du mich zu deinem Spielzeug gemacht, oder biſt du einfach ein ſchlechtes Geſchöpf, das nichts kann für ſeine falſche Natur?"

Sie war mit einem Mal ganz ſtill geworden. Ruhig duldete ſie ſeinen brutalen Griff, und nicht mit der Wimper zuckte ſie,

Digitized by Google

als sie sagte: „Ich bin nicht schlecht. Ich habe nicht mit Euch gespielt, sondern Euch von Herzen geliebt — —"

„Marietta!" In leidenschaftlicher Zärtlichkeit wollte er sie umschlingen — da hielt sie ihn mit ausgestreckten Armen zurück. „Nein, das ist zu Ende. Jetzt lieb' ich Euch nicht mehr."

Ins Herz getroffen taumelte er gegen den Tisch.

„Nicht mehr?" ächzte er. „Ihr gebt mir den Abschied?"

„Ich kann mich nicht nach Eurem Gefallen von Euch mißhandeln und küssen lassen," erwiderte sie leise. „Der Vater machte es so mit meiner Mutter selig. Ich war noch ein Kind, aber mir graute, wenn ich dachte, das könnte auch mir einst geschehn. Geht darum Eure Wege, Marco, und laßt mich in Ruhe!"

Er konnte sich nicht fassen. Ganz verstört starrte er sie an. Sein Herz schrie um Vergebung; aber die Eifersucht trieb ihm trotzige Worte auf die Lippen.

„Ich will nicht selig werden, mein Goldsohn, wenn ich sie nicht mit meinen eignen Augen gesehen habe —" (Seite 348.)

„Wenn es so ist — — dann verstehe ich. Du willst mich los werden. Um des anderen willen, der dir gestern abend einen Schmuck geschenkt hat, hast du mich verraten."

Marietta ging an ihre Kommode. „Da," sagte sie, indem sie die kleine wertlose Nadel vor ihn auf den Tisch warf. „Um solche Kinderei verrät und lügt man nicht. Es war ein unschuldiger Bessanascherz. Ich hätte es Euch erzählt. Was kann man aber mit einem, der sich wie ein Tier gebärdet, anfangen? Nichts — — ihn laufen lassen. Ich wenigstens will mit einem solchen nichts zu thun haben. So, wenn Ihr jetzt nicht das Haus verlaßt, dann gehe ich mit meinem Carlino hinaus."

Marco stürmte fort — ein Verzweifelter. Der Tiber fiel ihm ein, und daß sein Wasser tief genug sei, ihn und sein Herzeleid auf immer vor der Welt zu verbergen. Als er aber über die Brücke kam, kroch es ihm grausig über den Rücken, und es war, als schrie jemand laut: „Selbstmörder!" Und über ihm lachte ein blauer Himmel, leuchtete die Morgensonne. So hatten Mariettas Augen geleuchtet, wenn sie ihn liebevoll angeschaut hatte. „Es ist nicht möglich," sagte sein Herz, „daß die Sonne zu scheinen und Marietta dich zu lieben aufhören sollte."

Er ging nach Hause — müde und erschlafft von der fürchterlichen Aufregung.

„Vater, es ist alles aus!" stöhnte er und warf sich in den Sorgenstuhl, wo Don Vincenzo eben seine Morgenzeitung gelesen hatte.

„Schon wieder 'was los?" polterte dieser, erschrocken über die verstörte Miene seines Sohnes.

„Sie liebt mich nicht mehr — —"

„Warum nicht gar! So 'ne Bettelmamsell — — Junge, wenn das bloß nicht eine Finte ist, um dich zu bewegen, sie gegen deines Vaters Willen zur gnädigen Frau zu machen."

Marco schüttelte den Kopf. „Du hättest sie sehen sollen, Babbo: wie eine Königin

Digitized by Google

stand sie vor mir, als ich Rechenschaft von ihr verlangte."

„Rechenschaft? — — Worüber, Junge?"

„Das alte Klatschweib, Donna Peppina, sagte mir, sie wäre gestern abend mit einem fremden Herrn auf der Piazza Navona gewesen und hätte sich 'nen kostbaren Schmuck schenken lassen. Es war zwar nur 'ne miserable kleine Spilla; aber — —"

„Sag 'mal, die alte Peppina, ist das nicht die Apfelsinenfrau drüben in Trastevere?" unterbrach Don Vincenzo ihn interessiert, während es wunderlich in seiner Miene arbeitete.

Marco nickte.

„Corpo di Bacco! Ist es das? Sie? Ich? — — Ne, so was! Ich war auf dem Wege, mich in das Ding zu verlieben. Marco, hole mir meinen guten Rock und meinen Cylinder! Ich will mir endlich 'mal deine Bettelmamsel ansehen."

Die Umstände blieben ihm indes erspart. Es wurde an die Thür geklopft. Don Vincenzo öffnete, prallte aber zurück, als führe ein Blitz vor ihm nieder: draußen stand Marietta, ihr Carlinchen, der seine kostbare Posaune im Arm hielt, an der Hand.

„Perdonate, Signore — verzeiht! Wohnt hier Don Marco?" — —

Bei dem Klange dieser weichen Stimme fuhr der junge Mann in die Höhe; aber von der Stelle kam er nicht. Alles drehte sich mit ihm im Kreise — auch sein Vater, der an der Stubenthür stand und jemand hereindienerte.

„Ich habe nicht mit Euch gespielt, sondern Euch von Herzen geliebt — —" (Seite 350.)

„Avanti, Signorina, herein, mein Bübchen! Eine große Ehre für uns — —"

Das junge Mädchen öffnete weit die Augen — plötzlich wurde sie glühend rot. „Ihr — Ihr seid es, Signore —" stammelte sie.

Alle Falten und Fältchen in Don Vincenzos Gesicht fingen an zu spielen und zu lachen. „Jawohl, Signorinchen — beglückt, Euch wiederzusehn. Geh' noch auf Freiersfüßen und bin der Vater von dem Schlingel Marco, den Ihr mir so verliebt und kreuz unglücklich gemacht habt."

Da stürzte Marco ihr entgegen: „Marietta — —"

„Ja, Don Marco! Ich kam bloß, um Euch zu sagen, daß ich heut morgen zu weit gegangen bin, und daß ich keine Ruhe habe, ehe ich meine Lüge nicht zurücknehme. Es ist nicht wahr, Don Marco, daß ich Euch nicht mehr liebe: das gab nur der Ärger mir ein. Wahr ist, daß ich Euch trotz allem liebe und bis an mein Lebensende lieben werde. Ich sage es Euch hier vor Eurem Vater, der weiß, wer mir gestern die Nadel geschenkt hat. Er kann Euch auch sagen, ob ich mir dabei etwas vergeben habe . . . So, Carlino, jetzt können wir wieder gehen!"

„Oho, reinkommen sollt Ihr!" rief Don Vincenzo, hob Carlinchen auf und setzte ihn in seinen großen Sorgenstuhl. Marco schaute wie im Traume Marietta an: ihre Augen strahlten und leuchteten so warm und rein wie vorhin die Morgen-

Digitized by Google

ſonne in dem blauen Äther. „Marietta!“ murmelte er reuig, und ein paar dicke Thränen rollten ihm über die Wangen.

„Junge!“ rief der Babbo. „Schämſt dich nicht, wie ein altes Weib zu flennen? Obenein — ohne Grund, denn auf deinen eigenen Alten — allerdings noch immer ſchneidiger Kerl — wirſt du doch nicht wieder Vertrauen zu mir haben! Ich will mich beſſern und ewig dir dieſe ſelige Stunde gedenken. Vergib meine Eiferſucht, meine Roheit — —“

Sie hielt ihm den Mund zu: „Still, Marco! Ich weiß ſchon, was du ſagen willſt; denn dein Herz gehört mir, und ich liebe es: es iſt von echtem Gold.“

„Vater, es iſt alles aus!“ ſtöhnte er und warf ſich in den Sorgenſtuhl. (Seite 350.)

eiferſüchtig ſein? Oder wenn du ſie deshalb nicht willſt, dieſe Bett — — hm! Prinzeſſin Marietta — ich nehme ſie lieber heut als morgen.“

Aber Marco umfing Marietta und trug ſie in die Stube. Hier erſt fand er ſeine Sprache wieder.

„Amor mio — mein Engel — du mußt

„So? — na —“ rief Don Vincenzo und holte ein Etui aus ſeinem Schrank. „Dann will ich dir die Kette dazu ſchenken, Mariettuccia! Sie iſt gleichfalls echt. Aber das alte Ding, die Buſennadel der Beffana, mußt du mir wiedergeben. Ich will ſie zum ewigen Andenken haben an das Prachtmädel, meine Beffanadame. In ganz Rom

Digitized by Google

gibt es keine zweite gleich ihr. Da liegt mein Cylinder, blitzblank. Wem verdanke ich es?“ — —

Das glückliche junge Paar hörte kaum hin. Es hatte ſich ſo viel zu ſagen und — zu küſſen. Don Vincenzo ſtand dabei und lächelte, ſtolz auf ſeinen Sohn, der ganz von ſeinem Schlage war, ſtolz auf das ſchöne, brave Kind, das ſeine Tochter werden wollte, ſtolz auch auf die goldene Kette, die er eigentlich für die dicke Pamela gekauft hatte, und die ſich viel beſſer ausnahm am Halſe der liebreizenden Marietta.

„Tut — tuut — tuuut!“

Betroffen fuhren alle drei zugleich herum; dann ein fröhliches Gelächter: Carlinchen in dem Sorgenſtuhl des Babbo Vincenzo blies die Poſaune der guten Beſſana.

Vorbei.

(Abdruck verboten.)

Froh zog ich aus im Frührotſchein,
In die klingende, ſingende Welt hinein,
Die Harfe am Band und den Stab in der Hand,
Und vor mir das Glück in buntfarbnem Gewand.
Die Berge ſind hoch und der Pfad oft rauh,
Die Sonne brennt heiß auf Felder und Au.
Ich wag's, ich ertrag's. — In faſt gleichem Schritt
Schwebt vor mir — lockend, verheißend — das Glück.
Die Sonne bleicht; matt wird der Fuß,
Ihr letzter Strahl, ein letzter Gruß —
Zur Erde ſink' ich nieder.
Ich ſchaue. — Wehe mir! Das Glück!
Weit ließ ich's hinter mir zurück.
Vorbei konnt' ich ihm gehen. —
Wo, wann war das geſchehen?

Cl. v. Tellemann.

Neues vom Büchertiſch.

Von

Paul von Szczepański.

(Abdruck verboten.)

Wenn es möglich wäre, würde ich mich bei der Beſprechung deſſen, was mir von neuer Lyrik zu Geſicht gekommen iſt, an Johanna Ambroſius (Gedichte von Johanna Ambroſius. Herausgegeben von Karl Schrattenthahl. Vierundzwanzigſte Auflage. Königsberg i. Pr. Ferd. Beyers Buchhandlung) nicht ungern vorüberdrücken, denn es gibt wohl kaum einen Leſer der Monatshefte, der den Ruhm der „Volksdichtecin“ nicht bereits gedruckt geleſen hat. So wird ſie ja mit Vorliebe genannt — zur Abwechſelung auch wohl einmal „Bauerndichterin“ — weil die Dichterin in ihrer Jugend keine höhere Schule beſucht hat und ſpäter viel von der Not des Lebens kennen lernen mußte. Ob dieſe Umſtände die Bezeichnung „Volksdichterin“ rechtfertigen, erſcheint mir zweifelhaft. Ich meine, der Ehrentitel einer ſolchen käme eher einer Dichterin zu, deren Lieder im Munde des Volkes leben. Dieſes Schickſal aber wird vielleicht keinem der Gedichte von Johanna Ambroſius beſtimmt ſein, trotzdem in einem Jahre faſt fünfundzwanzig Auflagen ihres Buches vergriffen worden ſind. Denn das Volk fragt nicht danach, wo die Wiege des Dichters geſtanden hat und was der Dichter trieb, wenn er nicht gerade dichtete, ſondern es hält ſich nur an das Gedicht, und das beſte iſt ihm gerade gut genug. Mit dem angenehmen Mittelmaß dichteriſcher Begabung, über das Johanna Ambroſius nicht hinauswächſt, iſt das Volk nicht zufrieden. Wohl aber iſt es den „Gebildeten“ der Nation erfreulicherweiſe beſchieden geweſen, ſich an dieſem Mittelmaß nicht nur genügen zu laſſen, ſondern darüber in hellen Begeiſterungstaumel zu geraten. Ich ſage in dieſem Falle erfreulicherweiſe, denn dieſer Begeiſterungstaumel zeitigte einen materiellen Erfolg, der einer bedürftigen und einer charaktervollen Frau zu gute kam. Darüber muß man ſich von Herzen freuen. Und wenn die Ambroſiusbegeiſterung des „gebildeten“ Berlin den Spott herausfordert, ſo trifft er gewiß nicht die ſchlichte Frau, die ſich ſo gleichmütig feiern ließ. Er trifft nur die hohlen Geſellſchaftsgrößen, die ſich an die Spitze des Rummels ſtellten und deren Bewunderung eigentlich doch nur eine Verwunderung war — eine Verwunderung darüber nämlich, daß eine ganz einfache Frau mehr Gedanken und Empfindungen haben kann als eine Salondame, und dazu ſogar noch das Talent, dieſe Gedanken und Empfindungen in manchmal gute, manchmal weniger gute Verſe zu bringen. Dieſe Verwunderung der Tonangeberinnen der Berliner Mode iſt in der That außerordentlich beluſtigend, und um ſo beluſtigender für den, der die Rolle kennt, die für gewöhnlich Kunſt und Litteratur in ihren Salons ſpielen — die letztere nämlich gar keine und die erſtere die eines angenehmen Verdauungsmittels. Auch als eine ſehr kluge Frau hat ſich Johanna Ambroſius gezeigt, indem ſie ſich von dieſen Salons nicht imponieren ließ und ſich ganz natürlich gab; hätte ſie den geringſten Verſuch gemacht, ſich hier acclimatiſationsfähig zu zeigen, ſo würde die Begeiſterung ſicher ſchnell erloſchen ſein. So hat ſie allen gefallen, die ſie geſehen haben; ob alle, die ſie geſehen hat, ihr ebenſo gefallen haben, erſcheint mir nicht ebenſo gewiß. Von den Gedichten von Johanna Ambroſius citiere ich dasjenige, das von der Dichterin recitiert den meiſten Eindruck machte und das ſicher auch zu den beſſeren der Sammlung gehört, das Gedicht „Mein Bub'“:

„Auch and're Mütter haben Buben
Mit roſig weißem Angeſicht,
Mit blond und brauner Lockenfülle,
Doch wie mein Junge ſind ſie nicht.
Erblicket oft mit den Kam'raden
Mein Auge ihn aus weiter Fern',
Strahlt er von allen mir entgegen
Wie unter Wolkengrau ein Stern.

Wenn ſchöne Lieder rings im Haine
Erklingen hell und glockenrein,
Ich hör' aus allen Stimmen eine —
Das kann doch nur mein Junge ſein!
Und fliegt ein Ball im frohen Spiele
Bis hoch hinauf zum Dachgerüſt,
Weiß ich, daß er von keinem andern
Als nur von meinem Jungen iſt.

Und ſo nach kurzen fünfzehn Jährchen,
Dann werdet ihr es alle ſehn,.
Wird ſchlank wie eine Edeltanne
Er unter Apfelbäumen ſtehn.
Es ſtrebt ſchon jetzt ſein helles Auge
Aufwärts zum gold'nen Sonnenlicht!
Auch and're Mütter haben Buben,
Doch wie der meine ſind ſie nicht!“

Möge Johanna gleiches Glück mit ihrem Sohne haben, wie ihr mit ihren Gedichten beſchieden geweſen iſt. Eine Berliner Dame, die ihr die Frage vorlegte, wie ſie ſich in der Rolle der berühmten Frau gefalle, ſoll ſie geantwortet haben, es dünke ihr ſchöner, die Mutter eines berühmten Sohnes als ſelbſt eine berühmte Frau zu ſein. Die Antwort ſcheint mir eine hübſche Ergänzung zu dem citierten Gedicht zu ſein.

Die poetiſche Hintertaſſenſchaft des Dichters von „Dreizehnlinden,“ des am 5. April 1894 verſtorbenen Friedrich Wilhelm Weber erſchien unter dem Titel „Herbſtblätter“ bei Ferdinand Schöningh, Paderborn. Auch einige bisher unveröffentlichte Gedichte aus der Jugendzeit des Dichters ſind dem Bande einverleibt. Was ich bedauere, iſt, daß die Verlagshandlung dem Buche nicht eine eingehendere Charakteriſtik der Perſönlichkeit und eine Schilderung des Lebensganges des Dichters vorangeſetzt hat. Unwillkürlich wünſcht man Näheres über dieſen Glücklichen zu hören, der als Achtzigjähriger nach

Digitized by Google

reichem und erfolgreichem Schaffen von uns gegangen ist und dessen Leben vorbildlich gewesen sein muß in seiner männlichen Kraft und Ausgeglichenheit, die in dem letzten seiner Gedichte, dem wenige Wochen vor seinem Tode verfaßten „An der Wegscheide“ ebenso formvollendet zu uns sprechen wie in denen aus jüngeren Tagen. Ich citiere diese letzten Verse des Heimgegangenen:

„Wenn der Wanderbursch an der Wegscheid' steht,
So liest er, bevor er fürbaß geht,
Die Schrift auf dem Weiser zur Rechten und Linken,
Den Ort und auch die Meilenzahl:
Nun hat er die Wahl und auch die Qual.
Hier will die Straße ihn schlecht bedünken,
Dort ist das nächste Dorf zu weit,
Das ist ein übler Widerstreit.
Und doch, er soll und muß sich entscheiden;
Er muß doch wählen eins von den beiden.
Muß er? Straubinger hat kühlen Mut.
Straubinger meint, er muß nicht müssen,
Straubinger wird sich zu helfen wissen;
Es gibt ein drittes und das ist gut:
Das thut er, indem er gar nichts thut.
Er bleibt, wo er ist, und legt sich nieder
Zu seinem Ranzen und streckt die Glieder.
Kommt Zeit, kommt Rat! Es rollt wohl heran
Ein Wagen, der ihn mitnehmen kann.
Die Stunde bringt wohl einen andern,
Der ihn einladet, mit ihm zu wandern;
Und möglich wär' es, es könnte doch sein,
Ihm selber fiel ein Gedanke ein.
So liegt er und harrt in gutem Gemach
Zur Hälfte träumend, zur Hälfte wach. —
Gutfreund, du lachst des bequemen Gesellen,
Und thust dasselbe in hundert Fällen!“

Da Friedrich Wilhelm Weber in protestantischen Kreisen vielfach einem gewissen Mißtrauen begegnet, weil er den Ruf eines „katholischen“ Dichters hat, will ich noch seine „Zwei Trompeter“ folgen lassen. Ich meine, daß sie für Katholiken und Protestanten geschrieben sind und daß es beiden gut thäte, sich ihrer von Zeit zu Zeit zu erinnern:

„Zwei Lager! Stille Nacht; die Feuer schwelen;
Das Mondlicht dämmert um die Feldstandarten;
Gelächter drinnen, Fluchen, Knöchel, Karten,
Krugklirren und Gesang aus heisern Kehlen.

Dort fließt der Lech; er trennt die Kampfbereiten
Der Liga hier, dort Schwedens Heergeschwader.
Geworb'nes Volk, entbrannt in heißem Hader,
Für Gottes Wort, für Weltbesitz zu streiten.

Am Ufer träumt, umweht von Erl' und Flieder,
Ein Sachsenkind von Tillys Reiterscharen;
Sonst pries er wilde schmetternde Fanfaren:
Jetzt bläst er seiner Heimat süße Lieder.

Und wie die Töne sich emporgeschwungen,
Gleich Tauben, die des Friedens Ölzweig tragen,
Und wie sie sanfter werben, lauter fragen,
Da ist von drüben Antwort hell erklungen.

Der Feind, der wieder grüßt, er ist ein Schwabe,
Und was man singt im Gau der Alemannen,
Im Odenwald und in des Spessarts Tannen,
Schickt er zurück als holde Gegengabe.

Bald meiden sich und bald verschmolzen schallen
Im Wechselspiel die weichen Melodieen:
Gleichwie zwei Liebende sich launisch fliehen,
Um jubelnd in die Arme sich zu fallen.

So blasen sie vertraut, mondscheinumflossen;
Des Heimatdorfs, der Mutter denken beide,
Der Rebenhügel und der braunen Heide,
Bis blutigrot der Morgen sich ergossen.

Die Trommel dröhnt; zum Kampfe sich zu rüsten,
Zum Kainswerk, gebeut das Horn den Seinen;
Die Schlacht erbraust. Da mögen Engel weinen,
Wenn zwei sich hassen, die sich lieben müßten.“

Auch des Grafen Schack poetische Hinterlassenschaft ist, von Georg Winkler herausgegeben, in einem Bande „Nachgelassene Dichtungen des Grafen Adolf Friedrich von Schack“ (Stuttgart, Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung) erschienen. Da man diese nachgelassenen Dichtungen des Grafen wahrscheinlich nicht mehr lesen wird als seine bei Lebzeiten veröffentlichten, so werden sie wahrscheinlich ebensoviel gelobt werden wie die letzteren. Im übrigen bestätigen sie durchaus das Urteil, daß Graf Schack, bei vollendeter Beherrschung der Form ein guter und verständnisvoller Übersetzer, doch aus Eigenem wenig zu sagen hatte. Eine große Weitschweifigkeit macht viele der in diesem Bande vereinigten Dichtungen ziemlich ungenießbar. Als neuer Charakterzug des verstorbenen Dichters findet sich auch eine kleine gereimte Bosheit darin. Sie ist gegen Paul Heyse gerichtet und lautet:

„Durch die Bonbonsfabrik, die du gegründet,
Bist du berühmt und als Pastetenbäcker;
In alle Welt wird durch die feinen Schmecker
Nun dreißig Jahre schon dein Ruf verkündet.

Allein nicht so wird echter Ruhm gegründet.
Nicht ein Prophet bist du, kein Lebenswecker,
Ein seichtes Bächlein, das durch sumpf'ge Äcker
Hinschleicht, bis es im toten Meere mündet.

Fahr fort nur, Prosa, Verse abzuhaspeln! —
Jedoch schon liest man es in jeder Miene:
Vorbei bald ist's mit deinem Süßholzraspeln.

Fort denn mit diesen falschen Ruhmeskränzen!
Den Trank, den Deutschland will, kann nicht Routine,
Der Genius allein kann ihn kredenzen!“

Bosheiten sind die Hechte in den Karpfenteichen; sie sorgen dafür, daß die bemoosten Häupter sich Bewegung machen und schmackhaft bleiben. Ich habe daher im allgemeinen gegen Bosheiten nichts einzuwenden. Aber sie sollten nur von Lebenden gegen Lebende gerichtet werden. Da Graf Schack, solange er lebte, sein gereimtes Urteil über Paul Heyse im Schreibtisch verschlossen hielt, hätte der Herausgeber seines litterarischen Nachlasses kein Unrecht gethan, wenn er es auch nach des Grafen Tode unveröffentlicht ließ.

Die Bedeutung des von vielen den modernen Klassikern zugezählten Martin Greif, dessen Gesammelte Werke gegenwärtig in einer sehr schön ausgestatteten Ausgabe in C. F. Amelangs Verlag in Leipzig erscheinen, beruht wahrscheinlich mehr in den mir unbekannten dramatischen Werken des Dichters als in seinen lyrischen Ge-

dichten, die in dem ersten Bande dieser Gesamtausgabe vereinigt sind. Vielleicht wäre sie auch hierin stärker hervorgetreten, wenn der Dichter bei Gelegenheit dieser Gesamtausgabe sich zu einer kritischen Sichtung entschlossen und sehr viel Unbedeutendes kurzer Hand daraus entfernt hätte. Sehr anmutige Kleinigkeiten, wie das Lenzgedicht „Frohes Keimen“:

„Was ich am Lenz, dem Lichten,
Vor allem mir erlas?
Der ersten Blätter Spitzen,
Das erste junge Gras.

Wie sie kann mich nur rühren
Ein Kinderangesicht,
Aus dem das frische Fühlen
Noch unbekümmert spricht“ — —

und andere Gedichte von stärkerer Gestaltungskraft würden viel wirksamer sein, wenn der Leser nicht genötigt wäre, sie aus der Menge herzlich unbedeutender Sachen herauszusuchen. Nicht selten verliert sich der Gedanke eines Greifschen Gedichtes in einer Dunkelheit des Ausdrucks, die den Leser vergeblich nach der Pointe suchen läßt. Ich citiere „Das zerbrochene Krüglein“:

„Ich hab' zum Brunnen ein Krüglein gebracht,
Es ging in Scherben;
Mein Schatz verließ mich über Nacht,
Und ich möcht' sterben.

Ich ginge zum Brünnlein nimmermehr,
Wollt' einer werben!
Sein Schiff ist wohl schon weit im Meer,
Und ich möcht' sterben.“

Das ist ein Lied im nachgeahmten Volkston und klingt ganz sangbar; aber dunkel ist der Rede Sinn. Der eine, nach dessen Werbung sich die Verlassene sehnt, ist natürlich der über Nacht Entwichene. Aber warum sie, wenn er werben wollte, nimmermehr zum Brünnlein gehen würde, ist mir unverständlich. Auch die Logik der blutigen Ballade „Der Königssohn“ ist mir nicht klar:

„Trat ein Hirtenknab'
In den Königssaal
Fürstlich hin,
Weist die Schultern dar:
„Seht am Muttermal,
Wer ich bin.

„Wie dies Zeichen klar,
Ist mein Recht zumal,
Widerlegt!“
Und der König sah
Auf sein bleich Gemahl
Zornerregt.

„Euren Marschall fragt,
Als er jenes Mal
Mit ihm ritt.“
„„Dem den Mord sie sann,
Gab ich mild im Thal
Hirten mit.““

Und die hohe Frau
Saß ein Bild so fahl
Auf dem Thron.
Auf den Bruder da
Springt mit einem Mal
Wild ihr Sohn.

Und den kühnen Gast
Mit dem scharfen Stahl
Er erschlug;
In den Marmorsarg
Aus dem Marmorsaal
Man ihn trug.

Aber lang erklang
In dem hohen Saal
Schwert und Schild;
Abends lag im Sarg
Nebenan ein schmal
Frauenbild.

Und der Erbe war,
In ein wildes Thal
Er entfloh,
Und den König sah
Keiner mehr im Saal
Wieder froh.“

Der Hergang der Geschichte bleibt dunkel. Es scheint sich um einen illegitimen Sohn der Königin zu handeln, den sie aus dem Wege zu schaffen beabsichtigt hat. Aber wer gibt den Fingerzeig: „Euren Marschall fragt, als er jenes Mal mit ihm ritt?“ Doch wohl die Königin, und dann würde die Voraussetzung der Illegitimität fortfallen. Ist die Königin aber ein solches Scheusal, daß sie einen legitimen Sohn hat töten lassen wollen, dann wird die Geschichte, von der ich den Eindruck habe, daß sie nur dem Wohlklang des Vokals A zuliebe gedichtet worden ist, erst recht unwahrscheinlich, weil ihr jede Motivierung fehlt.

Weniger „klassisch“ vielleicht, aber moderner als Martin Greif ist Carl Busse, dessen Neue Gedichte im Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger erschienen. Carl Busse ist ein Lyriker von glänzender Form und bestechendem Wohlklang, von tiefer Empfindung und starker Individualität. Gar nicht sentimental, aber stark sensitiv. Man höre sein Gedicht „Nachts“:

„Tiefstill die Nacht. Nur manchmal, halb im Traum,
Hör' ich ein Knistern an den weiten Wänden,
Ein ruhlos Tasten hier und dort im Raum,
Als wie von feinen, schlanken Frauenhänden.

Dann weiß ich es, was dir dein Traum gebracht.
Du suchst nach mir, du kannst mich nicht vergessen,
Du suchst und suchst die ganze lange Nacht
Nach einem Glück, das du doch nicht besessen.“

Oder „Im Halbschlaf“:

„Im Halbschlaf fahr' ich erschrocken empor,
Wie banges Läuten trifft es mein Ohr,
Wie schwere, fallende Thränen und Tropfen,
Zwei Menschenherzen, die rastlos klopfen.
Das erste, zuckend und weinend: meins,
— Uber Meilen und Meilen zuckt auch noch eins.“

Aber auch für ganz naive Empfindungen hat Carl Busse den entsprechenden Ausdruck, wie wir aus seinem reizenden Wiegenlied „Großmütterchen erzählt den Kindern“ sehen:

Digitized by Google

„Wenn es schlummert auf der Welt,
Steigen die Engel vom Himmelszelt.
Geben sich artig einander die Händchen,
Laufen ein Endchen, fliegen ein Endchen,
Haben ein Säckchen über dem Rücken,
Gute Kinder mit Träumen zu schmücken,
Jedem von euch eine Freude zu machen
Und des Nachts am Bettchen zu wachen.

Glänzt aber wieder der Morgenstrahl,
Sind sie schon längst im himmlischen Saal,
Spielen dort Pferdchen mit Hü und Hott,
Kriegen ein Küßchen vom lieben Gott,
Essen und trinken Kaffee mit Kuchen
Und dürfen sich goldene Sternlein suchen.

Gelt, das möcht' euch allen wohl passen?
Möchtet die Engel am Händchen fassen?
Aber seid ihr nur brav auf Erden,
Kann's euch einst noch ebenso werden.
Immer nur artig und folgsam sein,
Kommt auch ihr in den Himmel hinein."

Wilhelm Langewiesche, dem die Monatshefte manchen schönen Beitrag danken, ließ seine Gedichte unter dem Titel „Im Morgenlicht" bei H. Haessel in Leipzig erscheinen. Die bereits notwendig gewordene zweite Auflage zeigt, daß das Buch die verdiente Beachtung gefunden hat. Der zumeist ernste Grundton, der den formschönen und gedankentiefen Gedichten Wilhelm Langewiesches eigen ist, klingt auch aus dem Liede „Wenn ich an meine Mutter dachte":

„Wenn ich vordem im fremden Land
Auf steinigen Straßen mich befand
Und matt durch Sonnenschein und Regen
Mich schleppte fernem Ziel entgegen,
Zuweilen auch mit leisem Schritt
Die Not ein Stücklein Wegs zog mit,
Dann ging das Herz mir auf und lachte,
Wenn ich an meine Mutter dachte.

Da hab' ich manchmal auch geseh'n
Die Schwester der Not am Wege steh'n,
Die mir viel schöne Worte schenkte,
Auf daß sie mich in's Irre lenkte —
Ach, offen fand sie stets mein Ohr,
Die doch zuletzt das Spiel verlor,
Weil mein Gewissen jäh erwachte,
Wenn ich an meine Mutter dachte.

Und ob ich strauchelte und fiel,
Zuletzt erreicht' ich doch mein Ziel
Und hab' nach manchen bangen Stunden
Mich endlich doch nach Hauf' gefunden,
Weil mir im innersten Gemüt
Ein Sehnsuchtfeuerlein geglüht,
Das stets aufs neue sich entfachte,
Wenn ich an meine Mutter dachte."

Aus den Gedichten „Aus den Jahren am See" von Alexandra Freiin von Stenglin (Berlin, Rich. Eckstein Nachf. H. Krüger) würde eine sichtende Hand vielleicht manches als unbedeutend und in der Form nicht gerade vollendet ausgeschieden haben. Aus dem ganzen Buche spricht mehr eine kluge als eine leidenschaftliche Natur, die in der Resignation das wahre Glück oder wenigstens die Zufriedenheit gefunden hat:

„Es war mein — wer kennt es nicht?
Ein Glücksgefühl,
Es war mein und gab mir Kraft
Im Weltgewühl.

So fällt auf jeden Lebensweg
Ein Sonnenstrahl.
Sei dankbar — doch verlang' ihn nicht
Ein zweites Mal.

Ihr sucht und fordert alle hier
Ein ganzes Glück.
Verdienst du denn — wenn du dich kennst —
Mehr als ein Stück? —

Ein „Göttinger Musen-Almanach 1896", herausgegeben von Göttinger Studenten, (Göttingen, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung) vermittelt uns die Bekanntschaft einer ganzen Anzahl von jungen Talenten. Man würde sich dieses Buches freuen müssen, auch wenn der Inhalt sehr unbedeutend wäre — was er nicht ist. Ist doch das Buch ein Beweis dafür, daß an den deutschen Universitäten litterarische Interessen wieder hoffähig zu werden beginnen. Am leichtesten fließen offenbar C. von Arnswaldt die Verse; er hat eine große Anzahl von Gedichten beigesteuert, in denen er zumeist jugendlichen Herzenserfahrungen frischen Ausdruck gibt. Tiefere Empfindungen sind ihm noch fremd, und wenn er singt:

„Zu viel in Jugendtagen
Hatt' ich mir zugetraut,
Hin ist, um das ich heiß gekämpft,
Und sie des andern Braut.
Die ich verschoß, die Pfeile,
Verfehlten all' ihr Ziel,
So schleudr' ich in die Ecke denn
Mein klingend Saitenspiel" — — —

so kann man sicher sein, daß das nicht gar so ernst gemeint ist. Der Dichter hat sicher sein Saitenspiel längst wieder aufgenommen und schon wieder manchen Pfeil abgeschossen und mit einem Liede begleitet. Sagt er doch selbst:

„Doch ihr wollt nicht weiter hören
Meine gluterfüllten Sänge,
Die wie Blumen frühlingstrunken
Sprießen auf in reicher Menge;

Die, getränkt mit meinem Blute,
Das der Herzenswund' entquollen,
Wild aufwuchern und sich nimmer
Unterdrücken lassen wollen."

Was man C. von Arnswaldt wünschen muß, ist ein grausamer Wunsch, — daß die Wunden etwas tiefer gehen, daß das Herzblut etwas reichlicher quillt. Carl Mönkeberg, der auch mit einem Einakter vertreten und von dem mir schon früher ein Schauspiel begegnet ist, das sehr fein erfaßte Charakterzüge zeigte, zeigt sich in seinen beiden Gedichten „Pierrot im Ballsaal" und „Pierrots Interview" grüblerischer und zu schärferer Beobachtung hinneigend. Die Ballade ist durch E. Freiherrn von Kerkering sehr achtungswert vertreten, K. Graf Hardenberg hat Übersetzungen aus dem Englischen und Französischen beigesteuert, B. Wiemann Reise-

Digitized by Google

erinnerungen, und H. von Engel einen allerdings noch ziemlich schüchternen Versuch auf novellistischem Gebiet. Carl von Arnswaldt begegnen wir dann noch einmal mit einem Bändchen Gedichte „Schmetterlinge“ (Göttingen, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung), zu dem er sich mit Albrecht Mendelssohn-Bartholdy vereint hat. Der letztere hat unter allen Genannten zweifellos am meisten Eigenart; er hat Esprit, den man bei Lyrikern nicht viel häufiger findet als bei Tenören.

Den Sturz der Heidengötter und den Sieg des Christentums im Sachsenlande schildert das Epos „Isentrud“ von Martha Halsmann (Wittenberg, P. Wunschmanns Verlag). Isentrud, die Tochter eines sächsischen Edlen und im geheimen Christin, liebt den Sohn eines fränkischen Grafen, der die Grenzwacht im Sachsenlande hält. Ihr eigner Vater ist der Führer einer Erhebung der heidnischen Sachsen, die das Leben des Geliebten und seiner Familie gefährdet. Isentrud weiß um die Verschwörung, aber sie weist die Versuchung, ihren Vater zu verraten, um den Geliebten zu retten, zurück:

„Geheimnis meines Volkes sollt' ich falsch
Verraten, weil es sündigt unbewußt?
Den Stamm verklagen, dessen Lebenssaft
In meinen Adern rinnt? Wer ist der Mann,
Der diesen Plan mit klugem Geist erfand?
Er ist mein Vater! Christin bin ich zwar,
Ob ich es seinen Augen auch verhehl',
Doch ehr' ich ihn, wenn er auch Heide ist.
O Radegund, nicht leicht ist dieser Streit:
Der Liebste schläft, es dringt der Feind hinein.
Und auf sein edles Haupt sinkt Tod herab!
Der Tod — vielleicht von meines Vaters Schwert!
Und doch! dem Liebsten folgt sein Heerbann treu,
Und Gott gab seinem Arme Manneskraft,
Mir fromm Gebet, um seinen Schutz zu flehn.
Nicht warnen darf ich, traute Radegund.
Verriet ich meinen Vater und mein Volk,
Wird er, der Liebste, meinem Worte trau'n,
Er, den ich liebe, bis zum Tod getreu?
Nein, Radegund, ein Mann ist er, ein Christ —
Gott wird ihn schirmen! Aber dreimal Fluch
Dem Kind, das seines Vaters graues Haupt
Verrät.“ — — —

Isentruds Vater fällt im Kampf, die Tochter bleibt einsam zurück. Aber ihr Vertrauen in den Geliebten wird nicht getäuscht; Graf Withold holt sie auf die väterliche Burg und seine Eltern kommen der Verwaisten mit offenen Armen entgegen. Das sehr hübsch ausgestattete kleine Buch kann einen Platz unter den beliebten Geschenkwerken beanspruchen; es ist ein kräftiger und gesunder Geist darin.

Ein gutes Stück Lebensarbeit ist sicher Homers Ilias, in niederdeutscher poetischer Übertragung von August Dühr (Kiel und Leipzig, Verlag von Lipsius & Tischer). Daß dieses Stück Lebensarbeit aber mehr Wert habe als den eines Kuriosums, erscheint mir doch sehr zweifelhaft. Wenn der Dialekt in der Litteratur seine Berechtigung haben soll, ist wohl die erste Bedingung, daß der Stoff dem Dialektbereich entstammt, und so wenig Berechtigung es hätte, eine Geschichte aus Schwaben in plattdeutscher Mundart zu erzählen, so wenig und noch weniger berechtigt ist eine Übertragung Homers in die Sprache Reuters. Der Eindruck unfreiwilliger Komik haftet dieser Übertragung trotz des Ernstes und der Gediegenheit der Arbeit an. Das ist nicht die Schuld des Plattdeutschen', — jeder andere Dialekt würde dieselbe Wirkung hervorbringen. Ich citiere aus der Begegnung Hektors mit Andromache die Anrede der Andromache.

„O min leewe Unglücksmann, Verdarwen ward
din Maut di bringen!
Ach dat doch dit Kind sin Lallen mit Gewalt
kann in di bringen!
Hew Erbarmen! schriggt min Hart, hew Mitleid
doch nu mit din Fru,
Mit dit arme Unglückswesen, dat din Wittfru
bald ward nu,
Wenn au bald de griechschen Schoren kamen, üm
di dottoschlan!
Sull ick di verlieren, wull ick leewer unnre Jrd
woll gahn;
Denn keen Trost ward för mi bliewen, wenn de
Dodsnacht starr di deckt,
Blot noch Leid, — keen Vaddershand, keen
Mudderarm entgegenstreckt
Sich mi, denn de leewsten Harten kann min Leid
ick nich mehr klagen —
Weetst jo, minen Vadder hatt de Götterheld Achill
dotschlagen,
Und de Kiliker ehr grote schöne und hochduhrge
Stadt,
Theben, is von d' Jrd verschwunnen, und de
dor as König satt,
Den — ick möt d't noch mal di klagen, schlög
Achill dot, doch he wennte
Schu sich dorvon af, de Waffen em to rowen,
he verbrennte
Minen doben Vadder in sin prunkend, funkelnd
Panzerrüstung,
Jhrt' sogar em mit an Grawmal, ihr von d' Stadt
weg he, de Fürst, gung. —
Nymphen von de nahen Stadtbarg' plant'ten
Rüstern up sin Graw,
Zeus sin mitleidsvullen Döchter, de uns so vel
Schrecknis gaw.
Und de mit mi wirn upwussen dor to Hus, min
säwen Bröder,
Steegen all an enen Dag mi in den düstern
Hades nedder;
Denn de starke rasche Held Achilles bed se all
dotschlagen
Up de Weid, up de se wiren mit ehr Kauh und't
Schapveh tagen.
Und de Königin, min Mudder, ehren grönen
Wald mußt s'laten,
Unnen an den Plakosbarg, dor kreng ok se de
Fiend to faten,
Samt den ganzen rieken Kronschatz, und dunn
schläpt s' Achill hierher —
Tworsten geew he s' wedder frie, um Lösgeld,
uptobringen schwer,
Dat ihr Vadder ranschafft hadd, doch sull s' bi
em nich lang' uthollen,
Drapen von de Artemis, is s' dot in den Palast
umsollen.
So bist du mi alins in enen — all de Leew, de
ick eenst sunnen

Hew in Vadder, Mudder, Bröder, de ehr Leew mi lang' is ſchwunnen,
Hew in di ick wedderkregen: ſa as du mi büſt geſunnen,
Büſt för mi du Vadder, Mudder, Bröder, alles mit eenen Mal,
Hektor, du min Leew, min Lewen, du min Held, min tru Gemahl!
Dorum hew Erbarmen nu, und bliew hier baben up den Wall,
Mak din Kind nich to 'ne Wais und bring mi nich in Wittwenqual." — —

Wer noch nicht gelächelt hat, dem wird das Lächeln ſicher überkommen, wenn er Hektar in ſeiner Gegenrede van den „Troerinnen mit ehr langen Schleppenkleeder" ſprechen hört. Auguſt Dühr meint in der Vorrede zu ſeiner Übertragung, es ſei den hachdeutſchen poetiſchen Übertragungen nicht vergönnt geweſen, uns Hamer papulär zu machen; dieſem Zweck ſall ſeine Übertragung ins Plattdeutſche dienen. Nehmen wir an, der mecklenburgiſche Bauer — natabene, der aus Mecklenburg-Strelitz, deſſen Zweigdialekt Dühr für ſeine Übertragung gewählt hat — werde wirklich in Zukunft den plattdeutſchen Hamer immer in der Taſche haben, ſa ſind die Grenzen der Papularität damit doch ſo wenig erweitert, daß man es bedauern muß, ſaviel Fleiß an ein ſa unnötiges und unfruchtbares Werk verſchwendet zu ſehen.

Auch H. Lübkes Neugriechiſche Volks- und Liebeslieder (Berlin, Verlag van S. Calvary & Co.) werden trotz aller Vollſtändigkeit der Sammlung und trotz der Vortrefflichkeit der Überſetzung vorausſichtlich nur auf einen nicht allzu bedeutenden Leſerkreis rechnen können. Charakteriſtiſch ſcheint mir der neugriechiſche „Mädchenwunſch":

„Einen reichen Gatten laß mich finden,
O Gott, mit ſchönem Ackerland,
Mit Herde und mit Weidegründen
Und einem graßen Bienenſtand.

Laß Korn und Mais ihm reichlich lohnen,
Nur Lein' und Baumwoll' nicht gedeih',
Daß ich kann meine Hände ſchönen
Und immer zart mein Buſen ſei."

In einem Lande, in dem die Mädchen ſo verſtändig denken und ſa beſorgt um ihre Schönheit ſind, ſollten die Dichter aufhören zu ſingen.

Zu unſern Bildern.

(Abdruck verboten.)

Wenn die Schwalben wieder zirpend durch die Lüfte ſegeln, ſind wir des Frühlings ſicher. Den meiſten anderen gefiederten Frühlingsboten kammt es nicht darauf an, ein paar Tage kalten Rückſchlags im Narden zu überſtehen, — hat man doch den Starch ſich in ſeinem Neſt ſchan margens die Schneedecke abſchütteln ſehen, die die Nacht über ihn ausgebreitet hatte, ahne daß er von dieſer Uberraſchung viel Weſens gemacht hätte. Aber die Schwalbe iſt dem Hungertade preisgegeben, wenn die Kälte das Inſektengeſchmeiß zurückhält, und deshalb hütet ſie ſich vor zu früher Rückkehr. Aber nicht nur die ſegelnden Schwalben und der in voller Blüte ſtehende Apfelbaum charakteriſieren das Gemälde von Marie Laux als ein echtes Frühlingsbild; auch der weite Fernblick über den Gartenzaun hinweg in das flache Land hinein iſt von jener zauberhaften Frühlingsſtimmung, die dem deutſchen Lenz in ſeinen guten Tagen eigen iſt. Marie Laux ſieht nicht nur die Landſchaft, ſie ſieht auch die gefiederten Sänger, die ſie mit Varliebe malt und deren Wiedergabe ſie in erſter Linie ihren Ruf verdankt, mit Künſtleraugen, und ihr außergewöhnlich feiner Sinn für eine anmutige Anordnung des Geſamtbildes dakumentiert ſich auch in dem van uns repraduzierten Gemälde „Im Frühling." — Maleriſcher als die deutſche Landſchaft erſcheint die ſüditalieniſche mit ihrem Zuge ins Heroiſche, den Hermann Neſtel auf ſeiner Kahlezeichnung „Cypreſſen" ſa ausgezeichnet getraffen hat. Die über Felsgeſtein in das klare Waſſerbecken herniederrieſelnde Quelle würde mit ihrem murmeluden Geplauder ein Spiel von Faunen und Nymphen melodiſch begleiten, — wenn nicht Hermann Neſtel der mythiſchen die moderne Staffage vargezagen hätte und die Scene durch eine waſſerſchöpfende Italienerin belebte. — G. van den Bos bringt den „Abendfrieden" ebenſa fein in der Naturſtimmung wie in den Zügen der beiden jungen Mädchen, die van der Parkterraſſe in das Land hinausſchauen, zum Ausdruck. Die eine der beiden jungen Damen im Kaſtüm Marie Antoinette ſcheint eben van einem Gange durch den Park, van dem ſie einen Strauß der ſchönſten Raſen mitgebracht hat, zurückgekehrt zu ſein und ihre leſende Schweſter auf die friedliche Stimmung in der Natur, auf das letzte Verglühen der untergehenden Sonne aufmerkſam gemacht zu haben. Mit vallkammener Andacht ſchauen die beiden ſchönen Menſchenkinder in die ſtille Welt hinaus. — A. van Wierusz-Kawalski zeigt ſich wahl den meiſten Leſern, die nur ſein in Schlitten aber Wagen dahinjagendes, luſtig geſtimmtes palniſches Landvolk kennen, von einer neuen Seite, indem er ſich als einen außerardentlich ſeinen Beabachter des Elchwildes zu erkennen gibt. Auch ein Frühlingsbild, — dieſer Maarbruch im März. Menſchen mag es freilich wenig verlockend erſcheinen, darthinein zu geraten. Aber das Elchwild, das es liebt im Schlamm zu ſuhlen, freut ſich der aufgegangenen Eisdecke und des Saſtes, der kräftig in den jungen Bäumen emporſchießt und ihre von dem Elch als Nahrung bevarzugte Rinde ſchmackhafter macht. Ein ebenſa genialer Tiermaler wie Landſchafter, hat ſich A. van Wierusz-Kowalski mit dieſem Bilde erfolgreich an einer Specialität verſucht, die bisher als die ausſchließliche Damäne Richard Frieſes galt, der den Elch in allen Jahreszeiten gemalt hat. — Der amerikaniſche Maler Haward Helmick ſchildert uns einen nachbarlichen Beſuch im „Weſten" der Vereinigten Staaten, wa die Wege noch viel zu wünſchen übrig laſſen. Zu der benachbarten Farm,

Digitized by Google

der der Besuch gilt, führt durch Busch und Prärie offenbar gar kein Weg, oder wenigstens nicht das, was wir unter einem solchen verstehen. Dafür aber sind auch nirgends Tafeln aufgerichtet, auf denen das Betreten des Grund und Bodens bei Strafe verboten wird, — man sucht sich seinen Weg, wo man ihn findet, und das nicht im Stalle aufgewachsene und mehr an die Natur gewöhnte amerikanische Pferd ist auf dieser wegelosen Tour von unvergleichlicher Ausdauer und Zuverlässigkeit. Es macht ihm auch nichts aus, daß es die doppelte Last zu tragen hat, die man ihm bei uns aufbürden würde — den alten Farmer und seine junge Tochter, die in der Einsamkeit des wilden Westens zu einer amerikanischen Schönheit ersten Ranges aufgeblüht ist. Würde sich bei uns ein solcher nachbarlicher Besuch einstellen, so würde der Aufzug unwillkürlich zum Lachen reizen. Drüben — das ist ein Vorzug amerikanischen Wesens — lacht man überhaupt nicht leicht über andere Menschen, sondern läßt jedem seine Eigentümlichkeiten; am allerwenigsten aber lacht man, wenn Leute in praktischer Weise den Umständen Rechnung tragen. — W. B. Richmond ist ein Schüler des kürzlich verstorbenen Londoner Akademiedirektors Lord Leighton und die Art seines Lehrers zeigt sich ganz deutlich auch in dem Porträt eines Mädchens aus Athen, dessen Profillinie fast knabenhaft anmutet. — A. Demonts Don Quixote hebt sich in gespenstischer Silhouette von der kastilischen Ebene ab. Während der edle Ritter kampfbereit Schild und Lanze hebt, um gegen Feinde zu kämpfen, die nur in seiner Einbildung leben, schnuppert seine Rosinante hungrig nach einem verdorrten Grashalm und Sancho Pansa quält sich auf seinem Esel dem thatendürstigen Ritter zu folgen. — In dem monumentalen Relief „Ägyptische Kunst“ von A. Donndorf spricht die schlichte Darstellung ebenso an wie das geistige Leben in den Zügen des sinnenden Meisters und des arbeitenden Schülers fesselt. Professor Donndorf ist in Weimar geboren, ein Schüler Rietschels, dem im Verein mit Rietz und Schilling die Vollendung des Rietschelschen Lutherdenkmals übertragen wurde, und der jüngst, auf der Höhe seiner Kunst, seiner Vaterstadt in dankbarer Gesinnung einen Monumentalbrunnen zum Geschenk machte. — Die Studienmappen lebender deutscher Künstler gaben uns auch für dieses Heft reiche Ausbeute. Da ist ein Skizzenblatt von Karl Bennewitz von Loefen jun., einem Sohn des kürzlich verstorbenen bekannten Landschaftsmalers, der seine Motive mit Vorliebe der märkischen Landschaft und der Ostseeküste entnahm und den intimen Reiz derselben mit so feiner Stimmung wiederzugeben wußte. Der jüngere Bennewitz von Loefen bevorzugt das Genrebild; aber ihm ist dieselbe liebenswürdige Darstellung der Menschen eigen, die sein Vater in der Wiedergabe der Landschaft zeigte. Der „Liebling“ ist die kaum skizzierte Puppe auf dem Schoß des kleinen Mädchens, auf die die Puppenmutter mit so ängstlich besorgtem Ausdruck niedersieht; aber herzig ist diese besorgte Puppenmutter selbst, und das nach der Kohlenstudie ausgeführte Bild zählt sicher auf jeder Ausstellung zu den Lieblingen des Publikums. — Eduard Grützner hielt mit wenigen Strichen eine Winzerin fest, die Vorübergehenden die eben im Weinberge geschnittenen Trauben zum Kauf anbietet, F. Prölß das von rückwärts gesehene Profil eines jungen Mädchens und R. Epp einen Schwarzwälder Bauern in charakteristischer Tracht. — Zu den Klassikern zählt mit Recht Ludwig Richter; so eng begrenzt auch seine Technik war, so tief und so ganz von deutscher Eigenart durchtränkt ist der Inhalt seiner Bilder, die den Beschauer anmuten wie ein deutsches Volkslied. Die von uns nach einer Tuschzeichnung in der Dresdener Galerie wiedergegebenen Schafe im Gehölz überraschen durch eine Technik, die von Richter, der die Feder oder den Zeichenstift im allgemeinen bevorzugte, nicht häufig angewandt worden ist. — Sebastiano del Piombo führte diesen Namen nach einem ihm vom Papste Clemens VII im Jahre 1531 verliehenen einträglichen Amt, eigentlich hieß er Sebastiano Luciani. Bellini, Giorgione, Rafael und Michel Angelo waren nacheinander von großem Einfluß auf seine Malweise und seine Auffassung. Mit dieser Unselbständigkeit der eignen künstlerischen Persönlichkeit versöhnt die Sicherheit und Größe seiner Zeichnung und die Schönheit seiner Farbe. Von der ersteren gibt die Gewandstudie aus der Sammlung des Herzogs von Devonshire ein Beispiel. — Fragenard war ein in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Frankreich hoch geschätzter Maler, der sein großes Talent indessen schließlich ganz dem Geschmack der Zeit anbequemte.

O. P.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

[redacted]
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED
CIRCULATION DEPARTMENT
stamped below, or
date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

LIBRARY USE	MAY 17 1974 2 2
REC'D CIRC DEPT	MAY 17 '74 16

LD 21–32m–8,'74
(7057s10)476—A-32

General Library
University of California
Berkeley

YD 26450